

Hitler aus nächster Nähe

Aufzeichnungen eines
Vertrauten 1929-1932

Herausgegeben von H. A. Turner, Jr.



Für die Jahre 1929-1932 – die entscheidende Phase der 'Kampfzeit' des Nationalsozialismus – gibt es nur wenige Augenzeugenberichte über Adolf Hitler aus seiner unmittelbaren Umgebung. In diesem Band werden erstmals Aufzeichnungen eines von Hitlers engsten Mitarbeitern jener Jahre vorgestellt. Bisher war dieser Mann nur Fachleuten bekannt, da er im Juni 1933 – kurz nach der 'Machtergreifung' – bei Hitler in Ungnade fiel und seiner Staats- und Parteiämter enthoben wurde. Er blieb während des Dritten Reiches eine 'Unperson', und seine wichtige Rolle in der Partei und der SA wurde verschwiegen. Für die letzten Jahre vor der 'Machtergreifung' ist er jedoch einer der besten Zeugen über Hitler, den er Tag für Tag aus nächster Nähe erlebte – oft ganz privat unter vier Augen –, im 'Braunen Haus' in München und auf Hitlers vielen politischen Reisen durch Deutschland. In diesen spannenden Aufzeichnungen berichtet er ausführlich über seine Gespräche mit Hitler, wobei der zukünftige Diktator nicht nur seiner politischen Einstellung, sondern auch seinen persönlichen Ansichten über alle denkbaren Themen Ausdruck verlieh. Seine Aufzeichnungen sind zudem eine Fundgrube an Informationen über die anderen NS-Größen sowie über den Auf- und Ausbau der Partei und der SA während der Schlüsseljahre der 'Kampfzeit'.

Im Sommer 1929 erhielt ein ehemaliger Generalstabsoffizier des Ersten Weltkriegs unerwartet eine Einladung zum Reichsparteitag der N.S.D.A.P. Obwohl nicht Parteimitglied, wurde er in Nürnberg als Ehrengast empfangen und von Adolf Hitler persönlich aufgefordert, Stabschef der S.A. zu werden. Er sagte zu und gab eine sichere Stellung in der Wirtschaft auf, um sich der Hitlerbewegung anzuschließen. Während der nächsten drei Jahre gehörte er zur engen Gefolgschaft Hitlers in der Reichsleitung der Partei, zuerst als Stabschef, später als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung. Nach der Machtergreifung wurde er Reichskommissar für die Wirtschaft, fiel jedoch schon im Juni 1933 bei Hitler in Ungnade und verlor seine hohen Staats- und Parteiämter, so dass er von der politischen Bühne verschwand und rasch in Vergessenheit geriet. Im Zweiten Weltkrieg nochmals Offizier, kam er 1945 als Generalmajor in englische Kriegsgefangenschaft, wo er – immer noch ein gläubiger Hitler-Verehrer – umfangreiche, detaillierte Aufzeichnungen über seine Erfahrungen in der Umgebung Hitlers niederschrieb. In diesem Band erscheint zum ersten Mal ein Teil dieser aufschlussreichen Aufzeichnungen, ausgewählt und herausgegeben von Henry A. Turner, Jr., Vorsitzender des Fachbereichs Geschichte an der Yale University/USA. Die Aufzeichnungen in diesem Band bieten nicht nur die spannende Darstellung der Erlebnisse eines damals prominenten Nationalsozialisten, sie bilden zugleich eine einzigartige Informationsquelle über Adolf Hitler. Als Zeuge der Ausführungen des zukünftigen Diktators über seine politischen Pläne lässt sich der Verfasser nur mit Hermann Rauschning vergleichen, dessen Buch ‚Gespräche mit Hitler‘ bisher als die Hauptquelle über jenen Abschnitt aus dem Leben des «Führers» gegolten hat. Während aber Rauschning Hitler nur ungefähr ein Dutzend Mal traf, meist in größeren Kreisen, war der Verfasser dieser Auf-

zeichnungen hunderte Male mit ihm zusammen, häufig unter vier Augen. Sein Amtssitz lag in Hitlers Münchener Hauptquartier, dem «Braunen Haus», und er hatte direkten Zugang zum «Führer». Er begleitete ihn häufig auf Reisen durch Deutschland, wobei er bis spät in die Nacht sein Gesprächspartner war. Er organisierte eine Reihe von streng geheimen Besprechungen, an denen Hitler selbst teilnahm, über die Wirtschaftspolitik einer zukünftigen nationalsozialistischen Regierung.

Neben dem Politiker tritt auch der Mensch Hitler in diesem Band in Erscheinung. Die Aufzeichnungen geben seine Ansichten über eine Unzahl von Themen wieder, zu denen er sich in weitschweifigen Unterhaltungen im Beisein des Verfassers äusserte, über Gott und Religion, Rassen und Nationen, Architektur und Kunst, Ehe und Familie, Schule und Erziehung. Der Verfasser berichtet auch über Hitlers Einstellung zu den Frauen, die damals in seinem Leben eine Rolle spielten, sowie über seinen Gebrauch von Drogen und Aufputzmitteln und über die Umstände seiner Bekehrung zum Vegetarier. In einem besonders enthüllenden Abschnitt gibt er Hitlers eigene Analyse seiner Denkprozesse wieder. Diese Aufzeichnungen geben somit ganz neue Einblicke in die immer noch rätselhafte Persönlichkeit Adolf Hitlers.

Der Band ist jedoch nicht nur aufschlussreich über Hitler. Der Verfasser erzählt zudem viele bisher unbekannt Einzelheiten des Auf- und Ausbaus der N.S.D.A.P. und S.A. während jener Schlüsseljahre vor der Machtergreifung, verbunden mit eindringlichen Porträts von Männern aus Hitlers Umgebung, wie Feder, Funk, Göring, Goebbels, Himmler, Pfeffer von Salomon und Gregor Strasser, die neues Licht auf die Führungsschicht der Partei werfen. Eine unerlässliche Fundgrube an Informationen über die Geschichte der N.S.D.A.P. am Vorabend des «Dritten Reiches».

Hitler aus nächster Nähe

Aufzeichnungen eines Vertrauten
1929-1932

Herausgegeben von
H.A. Turner, Jr.

Ullstein

© 1978 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/Main Berlin Wien
Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung May & Co., Darmstadt
Printed in Germany 1978

Inhalt

Einleitung des Herausgebers	I
1. Als geladener Gast auf dem Reichsparteitag der N.S.D.A.P., August 1929	7
2. ›Osaf‹ Pfeffer fordert zur Mitarbeit auf	22
3. Feuerwerk im Stadion – Vorbehalte eines Gauleiters gegenüber der S.A.	36
4. Erstes Gespräch mit Hitler – Ernennung zum Stabschef der S.A.	43
5. ›Osaf‹ Pfeffer weiht Wagener ein – Hitler über Wissenschaft und Demokratie	50
6. Ausbau der S.A.	60
7. Hitler über Individualismus und Sozialismus	70
8. Spannungen um die S.A. – Hitler enträtselt eine Landkarte	74
9. Der Streit zwischen Hitler und Pfeffer	81
10. Hitlers Einstellung zur Monarchie	86
11. Hitler begründet den Bruch mit Pfeffer – Pfeffer über seinen Rücktritt	92
12. Hitlers Privatleben – Geli Raubal – Gedanken über Ehe, Kinder und Jugendliche	98
13. Beginn der wirtschaftspolitischen Gespräche	105
14. Ein Besucher aus Warschau – Hitler über Mitteleuropa, Ostpolitik und Englandbündnis	118

15. Wagener über berufsständischen Aufbau und wirtschaftliche Selbstverwaltung – Straßer über Hitler und Göring	123
16. Straßers Pläne – Hitler über S.A., Parteiorganisation und Armee	131
17. Wageners Versuch, einen General als Stabschef der S.A. zu gewinnen, scheitert – Hitler über Schicksal, Juden und »Schmarotzertum«	138
18. Hitlers Zeitungslektüre – Seine Ansichten über Judenstaat und »Sozialwirtschaft«	148
19. Hitler überlebt einen Autounfall – Seine Gedanken über Weltall, Eiszeiten und Hakenkreuz – »20 Jahrtausende nordischer Geschichte«	155
20. Wie man Hitler beeinflusste – Gespräch über die »Judenfrage«, Rußland und England	169
21. Begegnung mit Streicher – Hitler lehnt Auslandsreisen ab – Fortsetzung der wirtschaftspolitischen Gespräche	179
22. Das »Braune Haus« – Wagener wird rückwirkend Pg. – Hitler über Demokratie und Führerprinzip	184
23. Röhm wird Stabschef der S.A. – Hitlers Ansichten über Homosexualität – Seine politische Arznei: »nichts tun«	195
24. Wageners Agrarprogramm – Hitler: »Denken Sie an Faust!« – Himmlers Einwände	202
25. Wagener gibt den »W.P.D.« heraus – Hitler zwischen »Sozialismus« und Sozial-Darwinismus – Gründung der Essener »National-Zeitung« – Otto Dietrich wird Presse-Chef	213
26. Göring in Toga und Schnabelpantoffeln – Sein Anspruch auf Geld von der Ruhrindustrie	221
27. Hitlers Schwäche gegenüber Intriganten – Sein Verhältnis zu Göring – Hitler: vor dem sozialen Umbau alle Vollmachten haben	230
28. Hitlers Finanzverhältnisse – Hitler verteidigt Göring – Henriette Hoffmann als »Ballerina des Königs« – Annäherung an Italien	239

29. Wageners erste Niederlage – Straßer: »Hier regieren Kinder« – Ein Burgfriede mit Feder	249
30. Hitler über Christus und »Sozialismus«, Intellekt, Wissen und Können	257
31. Hitler über Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsunterbrechung und Zwangssterilisation – »Lebensunfähige Kinder« – Tod der Individualität durch die Industrialisierung und Wiedergeburt durch »unseren Sozialismus«	263
32. Hitlers Denkweise – Einsteins Theorien als Bestätigung der Macht der Intuition – Die Eingebung als Werkzeug der Vorsehung	269
33. Hitler vergleicht die Zeißwerke mit England – »England braucht einen Degen auf dem Festland«	274
34. Hitler verurteilt »Überindustrialisierung« und »Amerikanisierung« – Mitteleuropäischer Wirtschaftsblock als Kern einer großen Union Europas – Die Ukraine als unerläßliche Ergänzung – Hitler läßt sich nicht durch Tatsachen »vergewaltigen«	281
35. Hitlers außenpolitisches Bekenntnis – Zusammengehen mit Italien unerläßlich – Den Bolschewismus in seinem Machtzentrum zertrümmern – Ein Europa von Gibraltar bis zum Kaukasus – Die amerikanische Gefahr	287
36. Hitlers Verschwiegenheit und Scheu vor Entscheidungen – Seine suggestive Kraft – Goebbels, Göring und Himmler als Verfälscher seiner Absichten – Seine Wutausbrüche – Wie er auf einen groben Scherz reagiert	298
37. Hitlers Gründe für die Regierungsbeteiligung in Thüringen – »Wirkliche Sozialisten« koalieren nur mit den bürgerlichen Parteien – Hitlers Erfolg in Weimar	309
38. Wageners Bemühungen, Geldquellen unter Umgehung Görings zu erschließen – Hitler in adliger Gesellschaft bei Göring	314
39. Die Beratungen der Wirtschaftspolitischen Abteilung – Vortrag über Geldwesen – Hitler über das Ziel des Zionismus – Er wird über Krieg als Verlustgeschäft aufgeklärt	318

40. Arbeitsbeschaffungspläne – Voraussetzungen: Glaube, Liebe, Hoffnung – Die Finanzierung – Hitler besteht auf Geheimhaltung	327
41. Hitler findet in den Stammeswanderungen einen Schlüssel zur sächsischen Politik – Seine Ansichten über Rassentheorien – Juden als einziges »reines« Volk	337
42. Hitler erklärt die deutschen Parteien – Christus als Verkünder der Volksgemeinschaft – Rassentheorie ist »Gift« für die Allgemeinheit	345
43. Eine Lehre aus »Rienzi« – Massenpartei statt »Orden« – Hauptziel-scheiben: Deutsche Volkspartei und Wirtschaftspartei	352
44. Der Tod von Geli Raubal – Hitler über Ehe, Gott und Industrialisierung – Er wird Vegetarier	357
45. Hitlers Ansichten über Araber und Engländer – Durch Verzicht im Westen England gewinnen, um »freie Hand« im Osten zu bekommen	363
46. Hitlers Sorgen um Putschgefahr von rechts und Aufruhr von links – Funk als Verbindungsmann zur Wirtschaft – Einzug ins Hotel Kaiserhof – Millionen für den Fall eines Bürgerkriegs gezeichnet	368
47. Harald Quandt meldet sich bei seinem »Führer« – Die Wirkung seiner Mutter auf Hitler – Goebbels und die »Chauffeureska« mitternachts bei Magda Quandt – Hitler ist erschüttert	375
48. Hitlers Pläne für die Offizierslaufbahn – Über die Zweckmäßigkeit des Krieges und die Wirkung eines überraschenden fait accompli	379
49. Hitlers Pläne für eine unterirdische Bahn zwischen Hamburg und Berlin – Seine Ansichten über Architektur und Kunst – Er lehnt Spenglers »Untergang« ab	384
50. Funks Verständnis des Nationalsozialismus – Er wird von der Ruhr-industrie subventioniert – Wagener als Heiratsvermittler für Goebbels	389
51. Hitler lehnt Othmar Spanns Ständestaat ab – Er überlegt die Ernennung Schachts zum Reichsbankpräsidenten – Wagener gegen Hitlers Berliner Berater – Das »Problem Hitler«	397
52. Straßer erklärt Funks starke Stellung und Hitlers »Autoritätenglau-	

ben« – Seine Vermutungen über Hitlers Gebrauch von Anregungsmitteln – Er rät Wagener zum Umzug nach Berlin	404
53. Hitler erwägt die Konstituierung eines Parteisenats, sieht jedoch davon ab – Er bereut die Veröffentlichung von »Mein Kampf«	412
54. Hitler über Erziehungswesen und Rasse – Er verurteilt den Germanen-Kult – Aufgaben der Hitler-Jugend	417
55. Hitlers Ansichten über Schulwesen und Familie in einer »sozialistischen Demokratie« – Seine Pläne für »national-politische Erziehungsanstalten«	423
56. Hitler: Buben sollen weg von den Müttern und sich gegenseitig verprügeln – Staatliche Stipendien und Gemeinschaftshäuser für Universitätsstudenten	435
57. Wirtschaftspolitische Gegenströmungen in der N.S.D.A.P. – Hitlers Sorge um die Macht der Großunternehmer – Er will die »sozialistischen« Pläne bis nach Übernahme des Staates zurückstellen	441
58. Admiral a.D. Levetzow berät Hitler über Seestrategie und England-Politik – Hitler beharrt auf Kontinentalpolitik und »Bruderpakt« mit England	446
59. Hitlers Bemühungen um die Deutsche Volkspartei – Bootsfahrt mit Bankier von Stauß – Auf Anraten Görings bleibt Stauß außerhalb der N.S.D.A.P.	453
60. Hitler über moderne Malerei – Rückkehr zur wahren Kunst durch Propaganda – Künstler sollen sich »großhungern!« – Brauchtum als Quelle der wahren Seele des Volkes	461
61. »Erdelektrizität« als Quelle des Lebens – Hitlers Vorstellung vom Ursprung der Religionen – Aufstände der Knechte gegen die »Oberen«	465
62. Wagener als Vermittler zwischen Hitler und Schleicher – Hitlers Pläne für die Kabinettsbildung – Wagener tritt als Leiter der W.P.A. zurück – Hitler: seien Sie der Hüter des Grals	473
Anmerkungen	482

Nachweis zum Manuskript	503
Personenregister	505
Bildnachweis	509

Einleitung des Herausgebers

I. Der Vertraute Hitlers: Otto Wagener (29. April 1888 – 9. August 1971)

Der Name Otto Wagener wird den meisten Lesern, auch denjenigen, die mit der «Kampfzeit» des Nationalsozialismus oder dem Leben Adolf Hitlers vertraut sind, unbekannt sein. Vom Herbst 1929 bis zum Frühsommer 1933 war Wagener jedoch ein prominenter Nationalsozialist, der während der ersten drei Jahre dieser Periode zur engsten Umgebung Hitlers gehörte. Zunächst Stabschef der SA, war er von Anfang September 1930 bis Ende jenes Jahres ihr de-facto-Chef. Ab Januar 1931 leitete er die Wirtschaftspolitische Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P., die im Juni 1932 infolge einer Umorganisation zur Hauptabteilung IV (Wirtschaft) wurde, mit Amtssitz im «Braunen Haus», dem Münchener Hauptquartier der Partei. Im September 1932 trat er von diesem Amt zurück und siedelte nach Berlin über, wo er «im Stabe des Führers zur besonderen Verfügung» tätig war. 1933 fungierte er im neuen «Dritten Reich» als Leiter des wirtschaftspolitischen Amtes der N.S.D.A.P. und von Mitte April bis Anfang Juli als Reichskommissar für die Wirtschaft.

Dass Wagener trotz dieser Laufbahn wenig bekannt ist, lässt sich hauptsächlich dadurch erklären, dass er Ende Juni 1933 beim «Führer» Adolf Hitler plötzlich in Ungnade fiel und seiner Staats- und Parteiämter enthoben wurde. Danach war er politisch kaltgestellt und blieb nur noch nomineller SA-Gruppenführer und (bis 1938) Mitglied des völlig entmachteten NS-Reichstags. Infolgedessen erschien Wagener in der Publizistik und Geschichtsschreibung des «Dritten Reiches» – wenn überhaupt – nur als blasse Randfigur, und seine frühere Tätigkeit wurde entsprechend abgewertet bzw. verschwiegen.¹ Die Geschichtsforschung der Nachkriegszeit hat diese Fälschung zum Teil korrigiert, so dass man jetzt den Namen Wagener in den Personenregistern mancher Werke über den Aufstieg des Nationalsozialismus findet. Wie die widerspruchsvollen und manchmal auch irreführenden Darstellungen seiner politischen Laufbahn jedoch bezeugen, ist er immer noch eine vernachlässigte Figur jener Schlüsselphase der Geschichte der N.S.D.A.P. Da die verschiedenen Historiker sich nur mit einzelnen Abschnitten bzw. Teilaspekten von Wageners Tätigkeit befasst haben, fehlt eine zusammenhängende Darstellung.² Es scheint daher angebracht, diese Einleitung zu einer Edition seiner Aufzeichnungen mit einem kurzen Umriss seines Lebens zu beginnen.³

Im Jahre 1888 in Durlach im Badischen geboren, verbrachte Wagener seine Kindheit und Jugendjahre in Karlsruhe. Sein Vater, der aus Braunschweig stammte, war leitender

II

Direktor einer mittelgrossen Fabrik, so dass der Sohn, der evangelisch getauft wurde, in soliden bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs. Er entschied sich für eine militärische Laufbahn und besuchte nach Absolvierung des Gymnasiums eine Militärschule und dann die preussische Kriegsakademie in Berlin. Dort erlebte er als «Tanzleutnant» das ausschweifende Gesellschaftsleben der letzten Vorkriegsjahre der kaiserlichen Hauptstadt. Im Krieg diente er als Hauptmann und wurde 1916 Generalstabsoffizier. Im Jahre 1919 nahm er als Freikorpsoffizier an den erbitterten Nachkriegskämpfen im Baltikum teil. Ende 1919 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er in den ersten Monaten des Jahres 1920 als Freikorpsoffizier in Oberschlesien, Sachsen und im Ruhrgebiet eingesetzt. Nach dem Fehlschlag des rechtsgerichteten Kapp-Putsches vom März 1920 sass er einige Zeit in einem badischen Gefängnis. Dort schrieb er eine Darstellung der Freikorpskämpfe im Baltikum, die er im Frühjahr 1920 unter dem Titel «Von der Heimat geächtet» in Stuttgart veröffentlichte.⁴ Darin brachte er seine tiefe Verachtung für die neue deutsche Republik und ihre politischen Vertreter unverhohlen zum Ausdruck, vertrat die Dolchstosslegende und bekannte sich zum militanten Antibolschewismus.

Nach seiner Entlassung aus der Haft wandte Wagener sich der Industrie und dem Handel zu. Nach kurzem Studium der Volkswirtschaft wurde er Direktionsassistent in einer Pumpen- und Armaturenfabrik. Dann trat er noch im Jahre 1920 in die Firma seines Vaters, die Nähmaschinenfabrik Karlsruhe vormals Haid und Neu, ein. Bald avancierte er zum Direktor und Vorstand. Dazu wurde er in die Aufsichtsräte von anderen mittleren Unternehmungen aufgenommen. Nach eigenem Zeugnis stand er während der zwanziger Jahre politisch rechts, obwohl er keiner Partei angehörte. In den Jahren 1920-21 leitete er den badischen Teil der «Orgesch» (Organisation Escherich), einer konservativen Einwohnerwehr, zu der damals viele ehemalige Freikorpsmänner stiessen. Zur Zeit der Präsidentenwahl 1925 trat er im badischen Wahlausschuss des «Rechtsblocks» im ersten Wahlgang für dessen Kandidaten Karl Jarres ein, im zweiten für den erfolgreichen Feldmarschall Paul von Hindenburg. Er war auch aktiv, manchmal in führender Stellung, in einer Reihe von Berufs- und gemeinnützigen Verbänden, was ihm zusammen mit seinen Militär- und Geschäftsverbindungen einen beachtlichen Bekanntenkreis verschaffte. Ebenso hatte Wagener Kontakt mit Hochschulkreisen, und im Jahre 1924 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Würzburg die Doktorwürde *honoris causa*.⁵ Ein Jahr später verliess er die Nähmaschinenfabrik Karlsruhe und betätigte sich danach im Handel, zuletzt als Teilhaber einer Sperrholz- und Furnierhandlung. Dies war seine Stellung im Sommer 1929, als er – damals einundvierzig Jahre alt, geschieden und kinderlos – die Einladung zum Nürnberger Parteitag erhielt, die nach der Darstellung im ersten Abschnitt seiner Aufzeichnungen zu seiner ersten Begegnung mit Hitler und seinem Beitritt zur N.S.D.A.P. führte.

Seine Erlebnisse während der nächsten drei Jahre beschreibt Wagener selbst in den hier in Auswahl gedruckten Aufzeichnungen. Ein letzter Abschnitt, in der er die Zeit zwischen seinem Ausscheiden aus der Münchener Reichsleitung im September 1932 und den Ereignissen Mitte Januar 1933 behandelt, erscheint hier nicht, weil Wagener

II

während dieser Periode in Berlin wohnte und nicht mehr zum unmittelbaren Gefolge Hitlers gehörte. Seine kurze Amtszeit als Reichskommissar für die Wirtschaft im Frühjahr 1933 ist noch immer ein ungeschriebenes Kapitel der Geschichte des «Dritten Reiches». Das gleiche gilt für seinen Sturz Ende Juni 1933. Es scheint jedoch ziemlich klar zu sein, dass seine Entlassung letzten Endes darauf zurückzuführen ist, dass Hitler die Bemühungen einiger Mitarbeiter Wagens, ihn nach dem Rücktritt von Alfred Hugenberg als Reichswirtschaftsminister für diesen Posten vorzuschieben, übelgenommen bzw. zum Anlass für seine Beseitigung genommen hat.⁶

Der Entzug von Hitlers Unterstützung bereitete Wagens politischer Karriere ein jähes Ende, verfügte er doch 1933 trotz seiner hohen Ämter weder über eine Hausmacht noch über Verbündete in der N.S.D.A.P. Seine einzigen Vertrauten in der Reichsleitung, Franz Pfeffer von Salomon und Gregor Strasser, waren nach Zusammenstößen mit Hitler bereits früher ausgeschieden. Allem Anschein nach blieb Wagener für die meisten Mitglieder der «alten Garde» der N.S.D.A.P. ein Aussenseiter, ein vermögender Weltmann, der zum rauhen Niveau der Führungsschicht der N.S.D.A.P. nicht passte und sich weitgehend unabhängig davon betätigte. Dies wurde nach Wagens eigener Schilderung von dem grobschlächtigen Leiter des Parteiverlages, Max Amann, am deutlichsten zum Ausdruck gebracht, der ihn in Anspielung auf seinen Dr.-Titel h.c. immer spöttisch «Doktor Hazi» nannte.⁷

Durch sein eigenwilliges Auftreten und sein besonderes Verhältnis zu Hitler machte sich Wagener unter den N.S.-Grössen eine Reihe von Feinden. Der wichtigste davon war Hermann Göring, der anscheinend massgeblich an seinem Sturz beteiligt war. Neben Wagens früherer Stellung in der S.A. erklärt diese Feindschaft wohl seine Verhaftung während der von Göring ausgeführten Mordaktion vom 30. Juni 1934, die Wagener nach seiner Schilderung nur durch einen Glücksfall überlebte. Nach der Erfahrung mit den Terrormethoden des «Dritten Reiches» zog er sich nach Sachsen aufs Land zurück, wo er während der 30er Jahre landwirtschaftlichen und geschäftlichen Tätigkeiten nachging. Abgesehen von möglicher Teilnahme an den Schausitzungen des N.S.-Reichstags scheint er sich jeglicher politischen Tätigkeit enthalten zu haben. Hitler begegnete er während dieser Jahre nur selten und flüchtig bei grossen gesellschaftlichen Anlässen wie den Bayreuther Festspielen, aber soweit bekannt ist, hatte er keinen engen Kontakt mehr zum «Führer». Im Zweiten Weltkrieg diente Wagener wieder in der Armee, zunächst als Hauptmann, bei Kriegsende als Generalmajor. Nach sieben Jahren in englischer und italienischer Kriegsgefangenschaft kehrte er nach Deutschland zurück. Er liess sich in Bayern nieder, wo er gelegentlich in nationalistischen politischen Kreisen auftrat und bis zu seinem Tode im Alter von dreiundachtzig Jahren geschäftlich tätig war.⁸

II. Die Aufzeichnungen

Die hier gedruckten Aufzeichnungen entstanden in englischer Kriegsgefangenschaft, während Wagens Internierung im Offizierslager Bridgend in Wales im Jahre 1946.

Dies bezeugen die teilweise Verwendung von britischen Militärübungsheften als Schreibpapier sowie die Kontrollstempel der Lagerbehörde auf den Heften. Die Aufzeichnungen sind mit Tinte geschrieben und füllen ca. 2'300 Seiten in sechsunddreissig Heften (ungefähr von der Grösse eines Schulheftes). Die vierunddreissig Hefte, die der Forschung zugänglich sind (siehe unten), stammen eindeutig von der gleichen Hand. Die Seiten sind eng beschrieben mit dem kontinuierlichen Text von Wageners Erzählung, und nur dort, wo er einen Abschnitt abschloss und einen neuen begann, gibt es Zwischenräume, die meist nur den Teil einer Seite ausmachen. Die vielen Ergänzungen bzw. Änderungen am Rande oder zwischen den Zeilen wurden offensichtlich während der Abfassung oder unmittelbar danach in der gleichen Handschrift und mit der gleichen Feder eingetragen. Wo Wagener sich beim Nachprüfen eines schon geschriebenen Abschnitts für eine längere Ergänzung entschied – was des Öfteren vorkam –, war es seine Gewohnheit, die Erzählung dort zu unterbrechen, wo er zuletzt zu schreiben aufgehört hatte, und die Ergänzung anschliessend einzutragen, mit einem Hinweis auf die vorangegangene Stelle, an die die Ergänzung anzuknüpfen sei. Nach Abschluss einer solchen Ergänzung setzte er dann die unterbrochene Erzählung unmittelbar fort. Allem Anschein nach handelte es sich um einen gleichzeitigen Prozess der Abfassung und Revision, und es gibt keine Spuren einer späteren Umarbeitung der Aufzeichnungen durch Wagener. Nur ganz selten erscheinen in den vorhandenen Heften Worte in einer anderen Handschrift als seiner, gewöhnlich in Form von Vorschlägen zu stilistischen Verbesserungen oder Erkundigungen, die offensichtlich von einer zweiten Person zu einem unbestimmten Zeitpunkt den Aufzeichnungen beigelegt wurden. Diese Eintragungen sind deutlich unterscheidbar von Wageners eigener Schrift und wurden in die hier gedruckten Aufzeichnungen nicht aufgenommen. Es handelt sich bei diesen Aufzeichnungen also um den Text eines Manuskripts, dessen Echtheit unbezweifelbar ist und das Otto Wagener praktisch in einem Zug während seiner Kriegsgefangenschaft in England abgefasst und danach nicht mehr geändert hat.

Diese Analyse der Entstehung der Aufzeichnungen wird bekräftigt durch eine Erklärung, die Wagener am Ende des jäh abbrechenden Textes im Heft Nr. 35 unter dem Datum des 16. Juli 1958 eigenhändig eingetragen hat. Darin berichtet er, dass er die Abfassung Ende Dezember 1946 habe unterbrechen müssen, als er – infolge einer Anklage seitens der italienischen Behörden – aus dem Lager Bridgend in ein Untersuchungsgefängnis für Kriegsverbrecher in London verlegt wurde. Vor der Abreise aus Bridgend habe er die Aufzeichnungen in einen Koffer gepackt, den er einem Vertreter des Roten Kreuzes mit der Bitte um Beförderung an die Adresse seiner Frau in Deutschland anvertraut habe. Nach längerer Zeit sei der Koffer in einem sehr schlechten Zustand dort angekommen, jedoch seien alle Hefte der Aufzeichnungen unversehrt geblieben. Er selbst sei am 6. Januar 1947 nach Italien ausgeliefert worden, wo er wegen der «Lebhaftigkeit des italienischen Betriebs» und der Notwendigkeit, sich für seine Verteidigung in dem gegen ihn eingeleiteten Kriegsverbrecherprozess vorzubereiten, es unmög-

lich fand, die Aufzeichnungen fortzusetzen. Auch als er im Juni 1952 aus der Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zurückkehrte, habe er zunächst keine Zeit dafür gefunden. Erst im Sommer 1958 habe er begonnen, Ergänzungen abzufassen, die jedoch seine Erzählung von 1946 nicht fortsetzen, sondern einzelne Themen gesondert behandeln sollten.

Wageners Aufzeichnungen werden jetzt im Archiv des Münchener Instituts für Zeitgeschichte aufbewahrt, das sie von ihm aufgrund eines Kaufvertrages vom 14. August 1957 erworben und der Forschung zugänglich gemacht hat. Dort bilden sie den grössten Teil der «Aufzeichnungen des Gen. Maj. a.D. Dr. h.c. Otto Wagener», eines Aktenbestandes, der unter dem Aktenzeichen 2103/57 als Bestand ED 60 archiviert wird. Der Gesamtbestand umfasst vierunddreissig der in England handschriftlich geschriebenen Hefte (einschliesslich eines kurzen Ergänzungsheftes über die Harzburger Tagung vom Oktober 1931) sowie eine Mappe, die siebzehn kurze, maschinenschriftliche Abhandlungen (Gesamtlänge 198 Seiten) über verschiedenen Themen bzw. Vorgänge enthält, wobei es sich offensichtlich um die Ergänzungen handelt, die Wagener laut seiner Erklärung vom 16. Juli 1958 zu jener Zeit geschrieben hat. Diese Ergänzungen, die viel später als die in England geschriebenen Aufzeichnungen und unter völlig anderen Umständen zustande gekommen sind, weichen in der Form und im Ton von diesen merklich ab und wurden daher in diesem Band nicht berücksichtigt. Im Aktenbestand selbst fehlen zwei von den ursprünglichen Aufzeichnungsheften (Nr. 3 und 4), die zur Zeit des Verkaufs an das Institut für Zeitgeschichte von Wagener zurückgehalten wurden, weil darin nach seinen Angaben nur sein Privatleben behandelt wurde.

Der im Institut für Zeitgeschichte aufbewahrte Aktenbestand bildete nach Wageners Angaben zur Zeit der Übergabe an das Institut den zweiten Teil eines dreiteiligen Werkes, das den Titel «Das Erleben einer Zeitenwende» tragen sollte. Diesen zweiten Teil betitelte er «Die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung von 1929 bis zum Röhmputsch.» Ein erster Teil, «Die sozialistische Bewegung von 1900 bis 1929», sei angeblich verloren gegangen. Der dritte Teil, der nach Wageners Angaben noch nicht geschrieben war, sollte «Verrat und Irrung. Hybris und Heldentum. Der Zusammenbruch» heissen. Erkundigungen seitens des Herausgebers beim Institut für Zeitgeschichte sowie bei Familienangehörigen Wageners haben jedoch ergeben, dass es heute anscheinend keine Spuren von solchen zusätzlichen Schriftstücken gibt. Das gleiche gilt für zeitgenössische Unterlagen über Wageners Tätigkeit in der N.S.D.A.P., die laut seiner Erklärung vom 16. Juli 1958 bruchstückweise die Zerstörung und Verluste des Krieges überstanden hätten.

III. Die Aufzeichnungen als Geschichtsquelle

Wageners Aufzeichnungen bilden eine Geschichtsquelle von eigenartiger Reichhaltigkeit und Breite, die es verdient, einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu werden, was an Hand des oft nur schwer entzifferbaren handschriftlichen Manuskripts nicht möglich wäre. Denn sie sind aufschlussreich nicht nur für einen wichtigen Abschnitt im

Leben des zukünftigen Diktators Hitler, sondern auch für den Auf- und Ausbau der N.S.D.A.P. und der S.A. während der Jahre unmittelbar vorder «Machtergreifung» von 1933. Anhand von zeitgenössischen Quellen lässt sich nachweisen, dass Wagener diese Ereignisse in der Tat vom Blickpunkt seiner schon erwähnten Ämter in der N.S.D.A.P. hat beobachten können. Es handelt sich bei seinen Aufzeichnungen einwandfrei um Berichte eines Mannes aus der engeren Umgebung Hitlers. Ihr Wert wird noch durch die Tatsache erhöht, dass gerade für die Jahre 1929-32 solche Berichte über Hitler aus erster Hand sehr selten sind.

Wageners Aufzeichnungen ähneln in mancher Hinsicht dem bekannten Buch, das Hermann Rauschning im Jahre 1940 in der Schweiz unter dem Titel «Gespräche mit Hitler» veröffentlicht hat und das von den meisten Historikern als eine der wichtigsten Informationsquellen über Hitler in den frühen dreissiger Jahren anerkannt wird. In Grunde genommen gehören Rauschnings Buch und Wageners Aufzeichnungen der gleichen Gattung von Geschichtsquellen an. Beide entstanden erst Jahre nach den Ereignissen, die beschrieben werden, und in beiden Fällen geben die Verfasser lange Gespräche in direkter Rede protokollartig wieder. Beide berichten, dass sie sich zur Zeit ihrer Zusammenkünfte mit Hitler Notizen bzw. Aufzeichnungen machten, obwohl solche Unterlagen weder in dem einen noch dem anderen Fall erhalten geblieben oder von Wissenschaftlern jemals gesehen worden sind. Rauschning behauptet, er habe seine Notizen über Gespräche mit Hitler in den Jahren 1932-34 noch bei sich gehabt, als er Ende 1939 im Pariser Exil sein Buch schrieb. Was immer er aber für Unterlagen zur Verfügung gehabt haben mochte, sie reichten nicht aus, um auch nur eine klare Chronologie seiner Begegnungen mit Hitler aufzustellen, geschweige denn eine protokollarische Wiedergabe des Inhalt ihrer Gespräche zu rekonstruieren.⁹ Nach seinen eigenen Angaben hat Rauschning seine «Gespräche» aus drei Komponenten hergestellt: seinen Notizen, seinem Gedächtnis und den Mitteilungen anderer.¹⁰ Wie der Kölner Historiker Theodor Schieder zutreffend festgestellt hat, handelt es sich bei Rauschnings «Gesprächen mit Hitler» um die bewusste Anwendung des Dialogs in direkter Rede als Kunstform, wobei das kompositorische – nicht das protokollarische – Prinzip vorherrscht.» Dennoch kommt Schieder zur folgenden Bewertung des Buches: «Rauschnings ‚Gespräche mit Hitler« sind kein Quellendokument, von dem man wörtliche und protokollarische Überlieferung Hitlerscher Sätze und Sentenzen erwarten darf, so vieles auch darin diesen Erfordernissen entspricht. Es ist ein Dokument, bei dem sich objektive und subjektive Momente vermischen und Wandlungen der Meinung des Autors über seinen Gegenstand mit in diesen Gegenstand eingegangen sind. Sie sind aber ein Dokument von unbezweifelbarem Quellenwert insofern, als sie Deutungen enthalten, die aus unmittelbarer Einsicht erwachsen sind.»¹² Auf Grund seiner ausführlichen Überprüfung hat Schieder dem Buch von Rauschning als der Aussage eines intelligenten Zeugen einen hohen Wert als historische Quelle beigemessen und es neben den Memoiren von Albert Speer als eins der zwei bisher ergiebigsten Bücher dieser Art über Hitler eingestuft.

Dieses Urteil trifft weitgehend auch für Wageners Aufzeichnungen zu, allerdings mit

gebührender Berücksichtigung und Bewertung des grösseren Zeitabstandes und der Umstände ihrer Entstehung. Ein auffallender Unterschied liegt darin, dass Wagener keine zeitgenössischen Unterlagen bzw. Nachschlagewerke bei sich hatte, als er 1946 in englischer Kriegsgefangenschaft seine Berichte über die Jahre 1929-33 schrieb.¹³ Er erwähnt jedoch des Öfteren, dass er unmittelbar nach Besprechungen mit Hitler Aufzeichnungen bzw. Notizen verfasst habe. Nach dem Kriege berichtete er mehrmals, dass er in der in Frage kommenden Zeit Tagebuch – wenn nicht täglich, so doch ziemlich regelmässig – geführt habe, womit wohl solche Aufzeichnungen bzw. Notizen gemeint waren. Dieses Tagebuch, das – nach seinen Berichten – im Kriege zum grössten Teil vernichtet bzw. unlesbar gemacht wurde, war ihm während der Abfassung der Aufzeichnungen unzugänglich. Er habe die Aufzeichnungen jedoch nicht nur als Memoiren betrachtet, sondern als einen Versuch, den Inhalt seines Tagebuchs aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren und umzuarbeiten.¹⁴ Wenn man annimmt, dass Wagener tatsächlich 1929-33 ein Tagebuch geführt und – was nicht unwahrscheinlich ist – dieses während seines politischen Exils in den Jahren 1934-39 auf seinem Landsitz erneut gelesen hat, dann weicht sein Ausgangspunkt als Schriftsteller nicht radikal von dem Rauschnings ab, von dem es auch nur dessen eigenes Wort dafür gibt, dass er 1939 tatsächlich Notizen zur Verfügung hatte.

Ebenso wenig wie bei Rauschning darf man die Äusserungen, die Wagener Hitler und anderen in direkter Rede zuschreibt, als wörtliche Zitate ansehen. Andererseits handelt es sich bei ihm wie bei Rauschning nachweislich um die Berichte eines Augen- und Ohrenzeugen. Auch wenn man annehmen muss, dass die wiedergegebenen Worte unmöglich mit denjenigen, die Jahre vorher tatsächlich gesprochen wurden, identisch sein können, bieten seine Berichte über Gespräche, wie die Rauschnings, eine Möglichkeit, aus erster Hand zu erfahren, über welche Themen in der innersten Führungsschicht der N.S.D.A.P. damals gesprochen wurde und welche Standpunkte von den verschiedenen N.S.-Grössen – vor allem von Hitler – vertreten wurden. Diese Aufschlüsse, die selbstverständlich einer sorgfältigen Überprüfung aufgrund anderer Informationsquellen unterzogen werden müssen, verleihen den Aufzeichnungen Wageners einen beachtlichen Wert als historische Quelle.

Was die äusseren Umstände anbetrifft, muss man Wagener als Zeugen höher einstufen als Rauschning. Nach den Forschungsergebnissen Theodor Schieders war Rauschning, der damals in Danzig wohnte, Hitler höchstens dreizehnmal begegnet. In nur ungefähr der Hälfte dieser Zusammenkünfte hätte es sich wohl um Unterhaltungen unter vier Augen handeln können, abgesehen von kurzen Wortwechseln am Rande eines grösseren Kreises bzw. nach Besprechungen, an denen auch andere teilgenommen hatten. Wagener dagegen hatte seinen Amtssitz in der Münchener Reichsleitung, so dass er sich ständig in der unmittelbaren Umgebung Hitlers befand und viele Gelegenheiten zu vertraulichen Gesprächen hatte.¹⁵ Zudem gehörte er oft zu Hitlers Begleitung bei dessen zahlreichen Reisen.¹⁶ Während der drei Jahre seiner Tätigkeit in der Reichsleitung war

er wohl Hunderte von Malen mit Hitler zusammen, häufig unter vier Augen. Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht nachweisbar, dass Hitler mit einem solchen Mann offener sprach als mit einem sporadisch auftretenden Besucher aus der entfernten Freistadt Danzig. Zudem kannte sich Wagener zweifellos viel besser im Kreise anderer prominenter Nationalsozialisten aus. Das galt für Männer wie Gottfried Feder, Joseph Goebbels, Hermann Göring und Gregor Strasser sowie für die damals noch unauffälligen Männer in der Reichsleitung, wie Martin Bormann, Rudolf Hess und Heinrich Himmler. Im Vergleich zu Rauschning war Wagener ein «Innenseiter». Er sah und sprach viel öfter mit Hitler, vor allem unter vertraulichen Umständen, kannte ihn besser und kannte dazu seine Umgebung, die private wie die politische. Als hoher «Amtsträger» in der Münchener Reichsleitung der N.S.D.A.P. hatte er auch Zugang zu Informationen über die Partei, die für einen Mann wie Rauschning, der nie dem inneren Kreis der Führungsschicht der Partei angehörte, unzugänglich blieben. Ausserdem wurde Wagener, früher als Rauschning, der bis Ende November 1934 N.S.-Senatspräsident in Danzig blieb, vom Kontakt mit Hitler und den anderen N.S.-Grössen abgeschnitten, so dass seine Berichte über die Zeit vor der «Machtübernahme» vermutlich freier sind von Entstellungen bzw. Vermengungen aufgrund von Eindrücken aus der Zeit nachdem die Nationalsozialisten die Machthaber in Deutschland geworden waren.

Obwohl Wagener nachweislich Hitler und der Führungsschicht der N.S.D.A.P. viel nähergestanden hat als Rauschning, muss eine Bewertung seiner Aufzeichnungen als Geschichtsquelle selbstverständlich in erster Linie von der Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses abhängen. Bei seiner Wiedergabe der Gespräche mit Hitler gibt es – ähnlich wie bei Rauschning – nur begrenzte Kontrollmöglichkeiten. Wo es in seinen Berichten um Hitlers grundlegende politische Ansichten und Absichten geht, lassen sie sich aufgrund vieler anderer Quellen nachprüfen, worauf unten zurückzukommen sein wird. Wo andere als politische Themen behandelt werden, fehlt jedoch meist die Möglichkeit einer Kontrolle. Andererseits gibt es häufig Kontrollmöglichkeiten bei Wageners Darstellung von äusseren Ereignissen, seiner Beschreibung von Organisationen – vor allem der N.S.D.A.P. – und seiner Identifizierung von Personen und deren Stellung bzw. Rang. Bei der Bearbeitung und Kommentierung der Aufzeichnungen in dieser Edition wurde eine solche Kontrolle so oft wie möglich durchgeführt und in den Anmerkungen notiert. Dabei wies Wageners Gedächtnis im allgemeinen einen hohen Grad von Zuverlässigkeit auf. Wo z.B. falsche Namen vorkommen, was nur sehr selten geschieht, wurden diese nicht aus der Luft gegriffen, sondern entsprangen – von Wageners Standpunkt aus gesehen – durchaus verständlichen Verwechslungen. Als er im Jahre 1960 über die Entstehung seiner Aufzeichnungen befragt wurde, behauptete er, dass er ein ausserordentlich gutes Gedächtnis habe,¹⁷ was an Hand seiner Aufzeichnungen in einigen Fällen bestätigt werden konnte. Er war z.B. im Jahre 1946 noch dazu fähig, eine prozentuale Angabe in einem Aufsatz, den ein Mitarbeiter in der Wirtschaftspolitischen Abteilung der N.S.D.A.P. vierzehn Jahre vorher veröffentlicht hatte, mit einer Abweichung von nur einem Prozent zu zitieren.¹⁸ Offensichtlich war Wagener tatsächlich ein Mann mit

einem weit überdurchschnittlichen Gedächtnis, der ein Auge und Ohr für Details hatte und daran gewöhnt war, seine Beobachtungen präzise und ausführlich niederzuschreiben, was wohl zum Teil auf seine Ausbildung als Generalstabsoffizier zurückzuführen ist.

In einer Hinsicht sind seine Angaben jedoch oft unzuverlässig, nämlich bei der Datierung von Ereignissen. Da ihm im Kriegsgefangenenlager keine Nachschlagewerke zur Verfügung standen, machte ihm verständlicherweise die chronologische Fixierung von Ereignissen grosse Schwierigkeiten. Trotzdem hat er aber versucht, Begebenheiten und Gespräche zu datieren, was oft zu irreführenden chronologischen Angaben führte, worauf – insoweit dies an Hand von anderen Unterlagen möglich war – in den Amerkungen zu den Aufzeichnungen in diesem Band hingewiesen wird. Darunter gibt es einige auffallende Anachronismen.¹⁹ Im Allgemeinen ist also in Wagens Datierung wenig Vertrauen zu setzen.

Bei der Abfassung der Aufzeichnungen liess sich Wagener oft durch sein Streben nach Ausführlichkeit zu einer unerreichbaren Exaktheit verleiten. Dies fällt bei der Lektüre oft sofort ins Auge, z.B. bei seiner Spezifizierung von Wochentagen bzw. Tageszeiten oder der Verwendung von offensichtlich aus der Luft gegriffenen Statistiken – wobei er manchmal auf die skrupellosen Methoden der N.S.-Propaganda zurückgriff, vor allem wo es um die Juden geht.²⁰ In solchen Fällen kann der Leser diese klar erkennbaren Entgleisungen als das Produkt von Wagens Hang zur Exaktheit bzw. seiner Voreingenommenheit ohne Weiteres erkennen und entsprechend bewerten. In anderen Fällen bleibt aber die Linie zwischen Erinnerung und Erfindung unklar, so dass bei den detaillierten Angaben besondere Vorsicht geboten ist. Im Allgemeinen müssen solche Angaben an Hand von anderen Quellen überprüft werden, ehe sie als zuverlässig akzeptiert werden können.

Besondere Vorsicht bei der Verwendung der Aufzeichnungen als Geschichtsquelle ist auch dort geboten, wo Wagens persönliche Gefühle im Spiele sind.

Dies gilt insbesondere für seine oft sehr tendenziöse Darstellung von Personen, mit denen er verfeindet war. Das auffallendste Beispiel hierfür ist seine Behandlung Hermann Görings, den er als seinen Hauptgegenspieler in der N.S.D.A.P. ansah, dem es schliesslich gelungen war, ihn aus der Parteileitung zu vertreiben. Joseph Goebbels, Gottfried Feder, Walther Funk und Heinrich Himmler, mit denen Wagener auch im Laufe seiner Tätigkeit in der Partei in Zwistigkeiten kam, werden ebenfalls mit offensichtlicher Abneigung, wenn auch von unterschiedlichen Graden, geschildert. Gregor Strasser bildet in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Nach Wagens Aussage hat sich sein Verhältnis zu Strasser, den er als seinen einzigen Verbündeten unter den N.S.-Grössen nach dem Sturz Franz Pfeffers von Salomons im Sommer 1930 ansah, im Laufe des Jahres 1932 merklich abgekühlt, als Strasser sich zunehmend geneigt zeigte, mit dem von Wagener als «Wirtschaftsliberalist» angesehenen Walther Funk gemeinsame Sache zu machen.²¹ Dennoch wird Strasser von Wagener in den früheren Teilen der Aufzeichnungen in durchaus sympathischer Weise geschildert, vielleicht weil er der von Göring ausgeführten Mordaktion vom 30. Juni 1934 zum Opfer gefallen war.

IV. Wageners Hitler

Das Moment der Subjektivität muss natürlich vor allem in Bezug auf Wageners Berichte über seine Erlebnisse und Gespräche mit Hitler berücksichtigt werden. Darin begegnet der Leser einem Hitler, der durch Wageners Gedächtnis und Mentalität vermittelt wird, der also unvermeidlich weitgehend Wageners Hitler ist. Die Probleme, die dadurch entstehen, sind im Grunde genommen die gleichen wie im Falle von Rauschnings «Gesprächen», jedoch mit umgekehrten Vorzeichen: Während Rauschning ein von Illusionen befreiter abtrünniger Nationalsozialist und scharfer Gegner Hitlers war, als er sein Buch schrieb, blieb Wagener ein gläubiger Anhänger des «Führers» noch über die totale Niederlage des Zweiten Weltkrieges hinaus. Dazu teilte er im Jahre 1946 noch immer weitgehend das von Hitler propagierte «Gedankengut» des Nationalsozialismus, vor allem die Verhöhnung der Demokratie, den Hang zu Verschwörertheorien und die Rassevorurteile. Nur in Bezug auf die aussenpolitische Zielrichtung, vor allem die Einstellung zu England und der Sowjetunion, und die Prioritäten auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik, will Wagener eine von Hitler abweichende Stellung eingenommen haben, und zwar nach seinen Aussagen schon in den frühen dreissiger Jahren.

Trotz dieser Differenzen, die Wagener als Gegenstand mancher Gespräche mit Hitler darstellt, wird klar, dass er im Jahre 1946 unbeirrt an Hitler glaubte, der in seinen Augen skrupellosen Beratern wie Göring, Goebbels und Himmler zum Opfer gefallen war. Diese «Nazisten» – eine Formulierung, die Wagener Pfeffer von Salomon zuschreibt – hätten Hitlers «Lehre» verfälscht und in seinem Namen die Verbrechen des «Dritten Reiches» begangen.²² Nach Wageners Ansicht hätte sich, wenn nur Männer wie er selbst und Pfeffer um Hitler hätten bleiben können, alles anders entwickelt. Infolge des Sieges der «Nazisten» sei aber schliesslich aus den wahren nationalen und sozialen «Idealen» des Nationalsozialismus ein chauvinistisch-nationalistischer «Nazismus», aus dem «Dritten Reich» eine Verstümmelung der ursprünglichen Absichten Hitlers geworden.²³ Trotz alledem blieb Hitler für Wagener ein positiv zu wertendes, übermenschliches Wesen. Er habe, gab er noch 1946 offen zu, sich daran gewöhnt, «in Adolf Hitler ein Phänomen zu sehen, das man, so wie es ist, als vorhanden und irgendwie von der Vorsehung unter die Menschen, und zwar nach Deutschland hinein versetzt, hinnehmen musste».²⁴ In Wageners Augen blieb er ein Genie, das geradezu seherische Gaben besass: «Hitler lässt einem einen Blick tun in das Dunkel des Kommenden, das er Augenblicke lang mit scheinwerferähnlichem Licht durchdringt und dabei Dinge beleuchtet, die unserem menschlichen Auge sonst verborgen bleiben.»²⁵ Als Hitler von seiner «Lehre» sprach, spürte Wagener etwas Göttliches: «Hitler sass nicht mehr, und er stand nicht, sondern er war nur ‚Wort‘ und sprach mit leuchtenden Augen und strahlendem Blick. Und ich nahm nur das Auge und jenen Logos in mir auf, der aus ihm sprach.»²⁶ Als er seine Aufzeichnungen schrieb, betrachtete sich Wagener in folgedessen als den «Hüter des Grals», d.h. des neuen Evangeliums, das von Adolf Hitler verkündet, jedoch von boshaften Anhängern missbraucht worden war.²⁷

Wagener fand es im Jahre 1946 offensichtlich sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich, sich mit dem Zusammenbruch des «Dritten Reiches» und dem Selbstmord Hitlers abzufinden. Häufig schrieb er von Hitler bei der Abfassung seiner Aufzeichnungen im Präsens, als ob er noch am Leben sei. Es gibt auch mindestens einen Passus, der darauf hindeutet, dass er gelegentlich mit der Idee spielte, vorzutäuschen, er habe seine Aufzeichnungen schon vor dem Krieg, als Hitler noch erfolgreich schien, niedergeschrieben.²⁸ Eine Auseinandersetzung mit dem völligen Scheitern Hitlers und mit den ungeheuren, verbrecherischen Folgen seiner politischen Karriere findet man nirgendwo in den Aufzeichnungen. So etwas lag offenbar ausserhalb seines Vorstellungsvermögens. Gerade deswegen verdient das Selbstbildnis, das er, teils absichtlich, teils unabsichtlich, von sich zeichnet, Beachtung. Diese Selbstdeutung ist nämlich aufschlussreich für die Mentalität eines Deutschen, der – wie Millionen anderer – im Nationalsozialismus das Heil Deutschlands, in Hitler seinen Heiland sehen konnte.

Wageners ungebrochener Glaube an Hitler tritt vor allem in seinen Wiedergaben von Gesprächen mit dem zukünftigen Diktator verschiedentlich in Erscheinung, so dass grosse Vorsicht bei ihrer Verwertung als Geschichtsquelle geboten ist. Er bemüht sich z.B. an manchen Stellen, zwar ohne es direkt auszusprechen, den Eindruck zu erwecken, dass Hitler weder einen Krieg noch die Vernichtung von Millionen von Juden beabsichtigt habe. Diese Verbrechen des «Dritten Reichs» will er den «Nazisten» zuschreiben, die auf unerklärte Weise Hitler überlistet und gegen sein besseres Wissen betrogen hätten. In Bezug auf diese Punkte weichen Wageners Angaben von den anderen Quellen über Hitlers damalige Ansichten, einschliesslich Rauschnings «Gesprächen», häufig ab. Es gelingt ihm jedoch keine konsequente Retouchierung, da seine Berichte über Hitlers Äusserungen zu diesen Themen – Eroberungskrieg und Judenverfolgung – voller Widersprüche sind. In den Hitler zugeschriebenen aussenpolitischen Ansichten über die Notwendigkeit eines Bündnisses mit England gegen die Sowjetunion sowie über die Notwendigkeit der Eroberung der Ukraine lässt sich z.B. seine durch viele andere Quellen belegte «Ostpolitik» bzw. «Raumpolitik» mit den darin keimenden aggressiven Kriegsabsichten gegen Russland klar erkennen. In den Berichten über Gespräche mit Hitler über das «Judenproblem» ist Wagener offensichtlich bemüht, Hitler von rabiaten Antisemiten wie Julius Streicher abzusetzen, wohl mit Rücksicht auf die weltweite Empörung über die Ungeheuerlichkeiten, die im Jahre 1945 in den N.S.-Vernichtungslagern entdeckt worden waren. Trotzdem tritt Hitler in diesen Gesprächen als fanatischer Antisemit auf, dessen Voreingenommenheit und tiefer Hass gegen Juden aus den ihm von Wagener zugeschriebenen Worten nur zu deutlich hervortritt. Es handelt sich also bei dieser Wiedergabe von Gesprächen mit Hitler um einen nicht konsequent durchgeführten Versuch, Hitler reinzuwaschen, und Wageners Berichte bestätigen im grossen Ganzen das herkömmliche Geschichtsbild von Hitler sowohl als pathologischer Judenhasser wie auch als Politiker, der darauf aus war, den Osten zu erobern.

Verschiedene Erklärungen für das Fehlen einer durchgreifenden Retouchierung von Hitlers politischen Ansichten und Absichten sind denkbar, aber die einfachste scheint auch die wahrscheinlichste zu sein: nämlich, dass Wagener nicht dazu imstande war.

Wie aus seinen Worten klar zu erkennen ist, war für ihn der Umgang mit Hitler eine Berührung mit einem halbgöttlichen Wesen, ein wahrhaft unvergessliches Erlebnis, das auf ihn noch im Jahre 1946 eine starke Faszination ausübte, trotz seines eigenen politischen Geschicks und des Schicksals Deutschlands. Er hat also wohl beim Versuch, Hitlers Äusserungen wiederzugeben, mit zwiespältigen Gefühlen kämpfen müssen. Einerseits sah er sich berufen, Hitlers Gedankengänge für die Nachwelt möglichst getreu zu überliefern. Andererseits wollte er Angaben vermeiden, die seine Überzeugung, Hitler sei für die Verbrechen des «Dritten Reiches» nicht verantwortlich gewesen, in Zweifel ziehen konnten. Seiner Einstellung lag also ein Widerspruch zugrunde, den er nicht hat überwinden können. Was Theodor Schieder in Bezug auf Rauschnings «Gespräche» bemerkt hat, trifft aus anderen Gründen weitgehend auch im Falle von Wageners Aufzeichnungen zu: gerade in der Widersprüchlichkeit seiner Berichte über Hitlers Äusserungen liegt ein Zeugnis der grundlegenden Echtheit seiner Eindrücke.²⁹

Wageners Bemühen, Hitlers Äusserungen möglichst getreu festzuhalten, wurde dadurch gesteigert, dass er fest davon überzeugt war, Hitler habe ihm, im Gegensatz zu den meisten Personen in seiner Umgebung, seine wahren Gedanken aufgedeckt. «Hitler hat», schrieb er 1946 allen Ernstes-, «kaum einem anderen so häufig und so lange Zeit seinen Genius offenbart.»³⁰ Daran glaubte Wagener offensichtlich fest, obwohl er selbst in einem enthüllenden Passus in den Aufzeichnungen darüber berichtet, wie Hitler ihn davor gewarnt habe, seine Äusserungen als seine wahre Meinung anzusehen, weil es seine Gewohnheit sei, verschiedene, sogar entgegengesetzte Gesichtspunkte zu prüfen, indem er sie sich im Gespräch zu eigen mache.³¹ Wagener bildete sich offenbar ein, dass Hitler in dieser Hinsicht bei ihm eine Ausnahme gemacht und ihm seine innersten Gedanken und Gefühle offenbart hätte. Sein Versuch, Hitlers Gedankengänge zu rekonstruieren, war, von diesem Standpunkt aus gesehen, eine hohe Sendung, die Abfassung einer Art nationalsozialistischen Evangeliums. Dies erklärt wohl teilweise seine oft trancheartige Wiedergabe von Äusserungen, deren Stil und Ton denen von Schriften und Reden, die unmittelbar von Hitler stammen, auf frappante Weise ähneln. Auch ist zu berücksichtigen, dass es sich bei seinen Begegnungen mit Hitler offensichtlich um die Spitzenerlebnisse von Wageners Leben handelte, ja um eine Berührung mit einem von seinem Standpunkt aus übermenschlichen Phänomen, das einen ausserordentlich starken Eindruck auf ihn machte, worauf die oft erstaunliche Intensität und Ausführlichkeit seiner Wiedergaben von Gesprächen mit Hitler wohl mindestens z.T. zurückzuführen ist.

Ein weiteres Problem bei der Auswertung von Wageners Wiedergabe von Gesprächen mit Hitler ist die gelegentliche Schwierigkeit, Gedankengänge Wageners von denen Hitlers zu unterscheiden. Da beide auf vielen Gebieten – vor allem in ihren Vorstellungen von den Grundzügen der Politik, von Rassenunterschieden und vom Verlauf der Geschichte – offensichtlich sehr ähnlich dachten, ist es nur schwer – vielleicht sogar unmöglich –, festzustellen, inwieweit Wagener unabsichtlich seine eigene Gedanken

Hitler in den Mund legte, als er diese Themen in den Aufzeichnungen anschnitt. Umgekehrt ist denkbar, dass Hitler in Gesprächen mit Wagener manchmal seine Worte absichtlich so gewählt hat, um bei Wagener den Eindruck zu erwecken, dass er dessen Meinung in einem höheren Masse teilte, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Hitler war im Umgang mit anderen, auch seinen Mitarbeitern, bekanntlich ein skrupelloser Taktiker, der die Fähigkeit hatte, seine wahren Gedanken geschickt zu verbergen, wenn dies ihm vorteilhaft schien. Auch in dieser Hinsicht verdient Wageners Wiedergabe von Gesprächen mit Hitler eine sorgsame und kritische Überprüfung.

Obwohl der Politiker Hitler, der in den Aufzeichnungen in Erscheinung tritt, von den Grundzügen des herkömmlichen Geschichtsbildes nicht merklich abweicht, bieten Wageners Berichte eine ganze Reihe von Ergänzungen. Seiner Schilderung zufolge befasste sich Hitler z.B. während des behandelten Zeitabschnitts im vertrauten Kreis häufig mit Gedanken über das Verhältnis zwischen Christentum und Sozialordnung in einer Form, die in seinen damaligen Schriften und Reden nicht vorkommt. Denkbar ist, dass er solche Gedankengänge in der Öffentlichkeit vermieden hat, weil er die politischen Gefahren religiöser Fragen für eine heterogene Bewegung wie die N.S.D.A.P. erkannte. Die scharfe Unterscheidung zwischen der Lehre Christi und derjenigen der christlichen Kirchen, die Wagener Hitler zuschreibt, findet allerdings einen Widerhall in den «Tischgesprächen» Hitlers aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, zu denen Wagener keinen Zugang hatte, als er seine Aufzeichnungen abfasste.³²

Von besonderem Interesse sind die Berichte über ausführliche wirtschaftspolitische Besprechungen im Braunen Haus, an denen Hitler 1930-31 beteiligt war. Dass solche Diskussionen tatsächlich stattfanden, wird belegt durch zwei erhalten gebliebene Einladungen Wageners zu Besprechungen dieser Art aus dem Jahre 1931, worin ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass Hitler anwesend sein werde (siehe Abbildungen 5 und 6). Wageners Aufzeichnungen enthalten jedoch die einzige bisher bekannte Darstellung über Inhalt und Verlauf dieser Besprechungen, in denen die Wirtschafts- und Sozialpolitik eines zukünftigen nationalsozialistischen Staates zur Diskussion gestellt wurde. Von Interesse dabei sind vor allem die von Wagener beschriebenen Reaktionen Hitlers auf die oft erfinderischen, wenn auch meist utopischen und dilettantischen Pläne für eine «Synthese» zwischen Kapitalismus und Sozialismus, die Wagener und seine Mitarbeiter in der Wirtschaftspolitischen Abteilung nach seiner Schilderung vorgetragen haben. Weiterhin von Wichtigkeit ist Wageners Wiedergabe von Hitlers Idee eines «sozialistischen» Elements im Nationalsozialismus. Da man in diesen Fällen allein auf Wageners Berichte angewiesen ist, müssen die Äusserungen Hitlers in den Aufzeichnungen mit grosser Vorsicht bewertet werden. In mancher Hinsicht passen freilich die Stellungnahmen, die Wagener Hitler zuschreibt, weitgehend zu denen, die aus anderen Quellen bekannt sind. Durchaus plausibel z.B. scheint das von Wagener beschriebene Schwanken Hitlers zwischen seinem Wunsch einerseits, die von ihm verachtete Gesellschaftsordnung jener Zeit zu ändern, und seinem Widerstreben andererseits gegen eine Beeinträchtigung des ökonomischen Wettbewerbsprinzips, das einen Bestandteil des seiner Welt-

anschauung wesentlich zugrundeliegenden Sozialdarwinismus bildete.³³ Ebenfalls plausibel scheinen Wageners Berichte über Hitlers wiederholte Mahnungen zur strengen Geheimhaltung der Ideen und Pläne, die während der wirtschaftspolitischen Gespräche behandelt wurden. Nach Wageners Darstellung begründete Hitler diese Geheimhaltung mit der Notwendigkeit, ihre Verdrehung und propagandistische Verwendung gegen die N.S.D.A.P. seitens ihrer Gegner auszuschliessen. Es scheint aber ebenso wahrscheinlich, dass Hitler trotz der von Wagener berichteten Zustimmung zu vielen Punkten, die in den Besprechungen vorgetragen wurden, nicht willens war, ein öffentliches Bekenntnis dazu seitens der Partei abgeben zu lassen, teils wohl aufgrund von persönlichen Zweifeln, teils als Folge seiner allgemeinen Strategie, die wirtschaftspolitische Stellungnahme der Partei vage zu halten, damit möglichst viele Wähler und Interessengruppen ihre Wünsche hineinlesen konnten. Wagener beteuerte jedenfalls wiederholt, dass er diese von Hitler geforderte Vertraulichkeit streng eingehalten habe, so dass die Pläne, einschliesslich der eigenen, die den Gegenstand der wirtschaftspolitischen Besprechungen bildeten, nicht einmal in seinen eigenen damaligen Veröffentlichungen zur Wirtschaftspolitik zum Ausdruck kamen.³⁴ Anscheinend haben sich die anderen Teilnehmer in dieser Hinsicht gleichfalls dem Willen Hitlers gefügt und diese Erörterungen geheimgehalten, obwohl das Gerücht von einem wirtschaftspolitischen «Plan in der Schublade», das damals in Hitlers Umgebung kursierte, möglicherweise darauf zurückzuführen ist.³⁵ Wageners Berichte über die wirtschaftspolitischen Besprechungen bilden also eine einzigartige Informationsquelle, die, wenn mit gebührender Vorsicht ausgewertet, Aufschluss über eine wichtige Phase in der Entwicklung der Ansichten des zukünftigen Diktators zu wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen geben kann.

Wagener bringt schliesslich viele Angaben über die Person Hitler, seine Gewohnheiten und seine Einstellung zu allerlei Aspekten des menschlichen Lebens, der Vergangenheit und der Zukunft. Die meisten dieser Angaben bestätigen bzw. ergänzen das Bild von Hitler, das in anderen Quellen zu finden ist, z.B. in Rauschnings «Gesprächen», in den «Tischgesprächen» und den Erinnerungen von Albert Speer. Er erscheint in den Aufzeichnungen, wie anderswo, als halbgebildeter, voreingenommener Autodidakt, mit einer Vorliebe für Pseudowissenschaft und einem zwanghaften Hang zur Erdichtung von Theorien mit grosser Reichweite, jedoch verschwindend schmalen, meist fragwürdigen Grundlagen, die er seinen Zuhörern mit überwältigender Redseligkeit auseinandersetzt. Bei Wagener stösst man jedoch auf manches über Hitler, was anderswo überhaupt nicht oder in nicht so ausführlicher Form zu finden ist. So berichtet er z.B. über Hitlers Gebrauch von Drogen und Reizmitteln sowie über seine Einstellung zu Alkohol und Kaffee. Er bietet eine Erklärung dafür, warum Hitler ein strenger Vegetarier wurde – ein Schritt, der bisher unbegründet geblieben ist³⁶. Er gibt Auskunft über Hitlers Zeitungslektüre und über Veröffentlichungen, die er während seiner obskuren Jugendjahre in Wien gelesen habe. In einem höchst interessanten Passus schildert er, wie Hitler seine eigenen Denkprozesse analysiert habe. In höchst naiver Weise beschreibt er auch die Manipulationsmethoden, mit denen Hitler seine Gefolgsleute gegeneinander ausgespielt

und unter seiner Kontrolle gehalten habe. Er bietet zusätzliche Informationen über Hitlers Verhältnis zu seiner im September 1931 anscheinend durch Selbstmord gestorbenen Nichte Geli Raubal und berichtet über die Wirkung, welche die erste Begegnung mit der künftigen Frau von Goebbels, Magda Quandt, auf ihn hatte. Überhaupt gibt Wagener Äusserungen Hitlers über seine Einstellung zu Frauen ausführlich wieder.³⁷ Somit bieten Wageners Aufzeichnungen viele Ansatzpunkte für eine Ergänzung der bisherigen Kenntnisse der krankhaften, unheimlichen und immer noch rätselhaften Persönlichkeit Adolf Hitlers.

Die hier gedruckte Auswahl aus Wageners Aufzeichnungen bildet damit eine reiche Fundgrube von Angaben über Hitler und die N.S.D.A.P. in den Jahren 1929-1932. Historiker werden sie jedoch nur mit gebührender Berücksichtigung der Umstände ihrer Entstehung sowie der politischen und persönlichen Einstellung von Wagener als Geschichtsquelle heranziehen. Ehe sie die einzelnen Angaben verwenden, müssen diese aufgrund der anderen vorhandenen Quellen über den behandelten Zeitabschnitt kontrolliert und deren Aussagewert sorgfältig bewertet werden. Die Aufzeichnungen öffnen für Historiker also viele Forschungsmöglichkeiten, wenn sie auch nicht frei von Problemen und Schwierigkeiten sind. Für andere Leser bieten die Aufzeichnungen eine Berührung mit einer der ältesten Formen des Rohstoffs der Geschichtsschreibung: die Überlieferung, die aus einem reichhaltigen, wenn auch subjektiven und fehlbaren, menschlichen Gedächtnis stammt. Daher ist auch für diese Leser grosse Vorsicht und eine kritische Einstellung bei der Lektüre der Aufzeichnungen geboten.

V. Grundsätze der Edition

Wie oben erwähnt, bilden die hier gedruckten Aufzeichnungen eine Auswahl aus dem sehr umfangreichen Bestand der erhalten gebliebenen vierunddreissig Hefte von Wageners Manuskript. Eine Auswahl war wegen der Länge des Manuskriptes, die eine Veröffentlichung des gesamten Textes ausschloss, unvermeidlich. Sie war aber auch wünschenswert, weil das Manuskript vieles enthält, was die Lektüre für die meisten Leser erschweren würde, z.B. Wiederholungen, weitschweifige Ausführungen zu Wageners eigenen Ansichten und Theorien – vor allem in Bezug auf die Nationalökonomie-, Darstellungen von rein privaten Angelegenheiten sowie von Ereignissen bzw. Gesprächen, die von nebensächlicher Bedeutung sind. Es sind solche entbehrlichen Textteile, die hier neben dem oben erwähnten letzten Abschnitt weggelassen wurden. Wo grössere Abschnitte gestrichen worden sind, erscheinen (mit Ausnahme des letzten Abschnitts) Zusammenfassungen des Herausgebers als Überbrückungen (in Kursivdruck). Wo kürzere Teile weggelassen wurden, wird dies durch Auslassungszeichen vermerkt. Die Reihenfolge der hier erscheinenden Textteile ist die gleiche wie in Wageners Manuskript. Um den Text zugänglicher und übersichtlicher zu machen, wurde er jedoch in Kapitel gegliedert, deren Überschriften vom Herausgeber stammen. Die wenigen, meist sehr allgemeinen Überschriften, mit denen Wagener das Manuskript in lange Abschnitte aufgeteilt hat, erscheinen hier nicht.

Bei der Vorbereitung der Edition wurden nur wenige Änderungen im Text gemacht, von denen die meisten rein redaktioneller Art sind. Ziffern und Abkürzungen sind z.B. in manchen Fällen ausgeschrieben worden. Geringfügige orthographische und grammatische Fehler bzw. Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch wurden stillschweigend korrigiert. Nur jene Fehler, deren Korrektur die Veränderung eines Satzes erfordert hätte, sowie solche, die ein besonderes Licht auf Wagens Mentalität bzw. Bildung werfen, wurden stehengelassen und mit [sic] verzeichnet. An zwei Stellen wurden augenfällig falsche Namen durch die richtigen ersetzt, wie in Anmerkungen erklärt wird. In einem weiteren Falle wurde ein fehlender Name in Klammern eingefügt und in einer Anmerkung erklärt. Wo das handschriftliche Manuskript so unlesbar ist, dass die korrekte Übertragung eines Wortes nicht gesichert ist, erscheint ein Fragezeichen in Klammern nach dem in Frage kommenden Wort. Wo in der Wiedergabe von Gesprächen nicht völlig klar ist, wem Wagener eine Äusserung zuschreiben wollte, ist der Name desjenigen Gesprächsteilnehmers in Klammern eingefügt, der nach Meinung des Herausgebers als Sprecher in Frage kommt.

Es wurde davon abgesehen, die Edition mit einer Konkordanz zwischen gedruckten Textteilen und den nummerierten Seiten des Manuskripts zu versehen, weil – wie oben erklärt – der Originaltext durch Einfügungen bzw. Zusätze unterbrochen und aufgeteilt ist. Hinzu kommt, dass die ursprüngliche Numerierung fehlerhaft ist, da Wagener sich manchmal verschrieb und ganze Serien von Seitenzahlen wiederholte. An Stelle einer Konkordanz erscheint also am Ende des Bandes ein Nachweis, der es dem Leser ermöglicht, festzustellen, aus welchen Heften die Texte der jeweiligen Kapitel des Buches stammen.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle allen, die bei der Vorbereitung dieser Edition behilflich gewesen sind, gebührend zu danken. Dem Institut für Zeitgeschichte, vor allem dem Leiter des Archivs, Dr. Anton Hoch, bin ich jedoch besonders dankbar für die Erlaubnis zur Benutzung des Manuskripts und für grosses Entgegenkommen bei den technischen Vorarbeiten. Prof. Dr. Thomas Nipperdey möchte ich für seine grosszügige kollegiale Hilfe bei der Organisation der Übertragung des Manuskripts in Maschinschrift herzlich danken. Die Übertragung selbst wurde von Frl. Ursula Assmus und Frau Karin Kuen vorgenommen. Die mühsame Arbeit der Kontrolle und Korrektur der Übertragung wurde auf vorzügliche Weise von Frau Christa Dove durchgeführt. Robert Bräuer, Prof. Peter Demetz, Dr. Heinrich Dräger, Hans W. Gatzke, Prof. Peter Gay, Prof. Harold J. Gordon, Dr. Patrick Herbst, Frau Rita Houde, Dr. T.W. Mason, Manfred Riebe und Prof. Jeffrey L. Sammons haben nützliche Ratschläge erteilt. Prof. Dr. Hans-Ulrich Wehler bin ich für seine Anregung zur Veröffentlichung der Edition sehr verpflichtet. Besonderer Dank gebührt schliesslich der Witwe Otto Wagens, Frau Wendula Wagener, für ihre vielen wertvollen Ratschläge und Auskünfte. Auf ihre Bitte erscheint dieser Band nicht unter dem Namen ihres verstorbenen Mannes.

H.A. Turner, Jr.
Yale University

1. Als geladener Gast auf dem Reichsparteitag der N.S.D.A.P., August 1929

Ich verbrachte den Sommer 1929 im Waldhotel bei Villingen im Badischen Schwarzwald bei meinem Freunde von Schadkowski. Er hatte das Hotel seit einigen Jahren gepachtet und versuchte, es wieder zu seiner alten Höhe zu bringen [...]

An sich ist kein Hotel und keine Gegend so zum Ausruhen geschaffen, wie das Waldhotel Villingen und seine Umgebung. Mitten im dichtesten hochstämmigen Tannenwald, auf der Höhe des herrlichen Schwarzwaldes, etwa 900 m über dem Meere, und abseits jeden Verkehrs, liegt es wie ein Sanatorium, in dem man die Ferien vom «Ich» in des Wortes tiefsten Sinn verleben kann.

Und dabei liegt es nahe bei einem weltbekannten Industriezentrum. Rings herum sind grosse Werke der Uhrenindustrie, die aus den zahlreichen früher handwerklichen Betrieben der Schwarzwälder Uhrmacher entstanden sind. Sie haben nach Villingen und Schwenningen, nach Furtwangen und Schramberg, und wie die Orte alle heissen, Arbeit und Wohlstand gebracht.

Ich selbst stand mit dieser Industrie in einer mehr oder weniger engen Geschäftsverbindung. Denn ich war Teilhaber einer grösseren Sperrholz- und Furnierhandlung, die auch eine Filiale in Villingen unterhielt, mitten in diesem Uhrenzentrum. Dort unterhielten wir ein Lager von in- und ausländischen Hölzern und Furnieren, sowie von Sperrholzplatten, wie sie laufend gebraucht wurden.

Den Sommer 1929 benutzte ich, um die für den Absatz in Frage kommenden Abnehmer persönlich kennen zu lernen und ihren Bedarf zu studieren. Ich konnte also den wunderbaren Aufenthalt im Waldhotel mit meinen geschäftlichen Absichten vorteilhaft verbinden und genoss das Ozon des immergrünen Waldes froh und unbeschwert.

Da brachte mir die Post eines Tages völlig überraschend einen eingeschriebenen Brief aus Büttenpapier mit dem Aufdruck: Reichsleitung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Er enthielt eine Einladung zum Reichsparteitag in Nürnberg, der im Juli stattfinden sollte'. Zugleich lagen Ehrenkarten für die einzelnen Veranstaltungen bei.

Ich hatte mit der Partei bis dahin noch in keiner engeren Beziehung gestanden und war auch nicht Mitglied. Wohl war mir der Gauleiter von Baden, Robert Wagner, vom Weltkrieg her bekannt. Er war Ordonnanzoffizier und Regiments-Adjutant des Res.Inf. Regts. 110 gewesen, dem auch ich im Jahre 1916 angehört hatte und dessen Führung mir während jener furchtbaren Tage des vorbereitenden Trommelfeuers zu Beginn der

Sommeschlacht und derersten 8 Tage des feindlichen Grossangriffs vom Kommandierenden General, dem späteren Kriegsminister v. Stein, anvertraut worden war [...]

Robert Wagner war ein lebhafter, gewissenhafter, vor dem Feinde unerschrockener junger Offizier mit gefestigtem Charakter und starkem Idealismus. Er war nach dem Hitler-Putsch, den er als Offiziersschüler der Münchner Kriegsschule mitgemacht hatte, verabschiedet worden. Er hatte sich an mich als alten Regimentskameraden gewandt, und ich hatte ihm geholfen, sich in Karlsruhe eine neue Existenz aufzubauen. Auf seine Veranlassung hatte ich in den Jahren 1927 und 28 mehrfach Vorträge und Reden von Gregor Strasser und Gottfried Feder besucht. Auch hatte er mich mit den Grundsätzen und Zielen der Bewegung an Hand des Parteiprogrammes vertraut gemacht. Ich hatte mich aber bis dahin von jeder Parteipolitik ferngehalten und war deshalb auch nicht der N.S.D.A.P. beigetreten, zumal mir ihre Ziele und Gedanken noch nicht völlig klar erschienen. Robert Wagner war nach der Neugründung der N.S.D.A.P. von Adolf Hitler als Gauleiter von Baden eingesetzt worden.

Ich nahm an, dass ich die Einladung nach Nürnberg Robert Wagner verdankte, und war deshalb gern bereit, ihr zu folgen. Ich hoffte, bei dieser Gelegenheit die Bewegung genauer kennen zu lernen und besonders auch die persönliche Bekanntschaft ihres Führers Adolf Hitler zu machen.

Die Reise nach Nürnberg war vom Wetter begünstigt. Ich fuhr von Villingen nach Konstanz, wo ich eine Nacht im Inselhotel verbrachte [...]

Am nächsten Tag ging's mit einem Schnelldampfer über den Bodensee nach Lindau. Eine herrliche Fahrt! Am wolkenlosen Himmel prangten die bizarren, zum Teil schneebedeckten Gipfel der Alpen, südlich und ostwärts des Sees, und besonders die Säntisgruppe dominierte majestätisch über Rorschach und den anderen Ortschaften des schweizerischen Ufers.

Ein älterer Herr, der begeistert mit dem Fernglas die Gipfel absuchte, zog mich ins Gespräch. Er erzählte mir, wie er in zahlreichen Wanderungen in seiner Jugend den und jenen Berg bestiegen hatte. Dann lud er mich ein, mich mit ihm auf das Sonnendeck zu einer Flasche Terlaner zu setzen und wir verbrachten den Rest der Fahrt in plaudernder Unterhaltung. Er sprach von der Bedeutung des Bodensees für das gesamte Rheintal und besonders für das Gebiet des Niederrheins. Wäre dieser See nicht da, dann würde die ungeheure Schneeschmelze der Alpen ihre Wasserfluten ungehemmt durch das Rheintal jagen. Es würden in jedem Jahre im Frühjahr und Sommer Überschwemmungen von 10 und 20 m Höhe eintreten, die mit ihrer unbezähmbaren Wucht jede menschliche Siedlung in diesem jetzt so herrlichen und blühenden Tal unmöglich machen würden. Und die fruchtbaren Flächen des Niederrheins könnten sich nur durch ein kostspieliges System von Kanälen und Dämmen retten, wie sie in Ägypten zur Regulierung der Überschwemmungen des Nils geschaffen worden sind.

«Die Natur oder Gott», so sagte er, «hat wunderbare Werke geschaffen, vor denen unsere menschliche Weisheit und unser Unternehmersinn sich manchmal staunend und von religiöser Ergriffenheit erfüllt verbeugen muss. Der Mensch, und besonders die zur

Führung berufenen Menschen, sollten sich mehr in der Natur umschauen, mit ihr fühlen und leben. Sie würden dann vielleicht häufiger einen Bodensee einschalten, um Ausbrüche ihres Tatendranges, aber auch ihrer willkürlichen Entschlussfreudigkeit aufzufangen und in gemässigtere Bahnen zu lenken. Masshalten ist der tiefste Sinn eines hohen Führertalentes.»

So kamen wir auf Aristoteles zu sprechen, auf Ethik, auf politische Führung und auf Staatskunst.

«So ein Parlament, wie der Weimarer Reichstag arbeitet und handelt ohne ein solches Ausgleichbecken, wie es dieser Bodensee ist», fuhr er fort und meinte, «Er sollte zwar selbst das Ausgleichsbecken sein. Aber er ist ja die souverän regierende Körperschaft nach der Verfassung. Und da kann er nicht gleichzeitig sein Ausgleich sein.» Es sei an der Zeit, dass wir dazu kämen, ihn in Form einer zweiten Kammer einzubauen. Aber diese müsste die Besten und die Erfahrensten aus allen Berufen enthalten.

Dies Gespräch ist mir lange im Gedächtnis geblieben, zumal es mich in Gedanken einführte, die in Nürnberg ihre Fortsetzung finden sollten.

Mein Reisegefährte fuhr nach Bregenz weiter. Ich selbst stieg in Lindau aus und nahm den D-Zug über Augsburg nach Nürnberg, mit dem ich noch an diesem Nachmittag in Nürnberg eintreffen konnte.

Schon einige Stationen vor Nürnberg hielt der Zug erstmalig auf freier Strecke. Dann ging es langsam durch einen kleineren Bahnhof, auf dem ein Personenzug stand, der über und über mit Menschen angefüllt war, die zum grössten Teil S.A.Uniform trugen. In frohem Jubel wurde uns mit kleinen Hakenkreuzfahnen zugewinkt. Im Vorbeifahren klang es in Sprechchören zu uns herüber: «Deutschland erwache!»

Bei der nächsten Station fanden wir das gleiche Bild. Wieder überholten wir einen Extrazug mit S.A.-Männern. Wieder frohes Winken und Zurufen: «Deutschland erwache!» [...]

Langsam fuhr der Zug in den Bahnhof Nürnberg ein. Jetzt ging der Trubel erst richtig los. Auf unserem Bahnsteig spielte eine S.A.Kapelle den Badenweiler Marsch. Auf dem anderen Geleise des Bahnsteiges war gerade von der Gegenrichtung ein S.A.Zug eingelaufen. Ich hatte dadurch Gelegenheit, das rasche Aussteigen, die sichere Ordnung und die frohe Disziplin der etwa 1'000 S.A.-Männer zu bewundern, die der Zug gebracht hatte. Nach kaum einer Minute trat die Kolonne der Musikkapelle folgend an und verschwand in der Unterführung.

Der Bahnhof wimmelte von S.A.Uniformen. Ausserdem war er auch sonst voll von Menschen jeden Alters. Sanitätsstationen waren auf jedem Bahnsteig. Durch zahlreiche Schilder war der Verkehr und besonders die Auskunftserteilung geregelt. Bahnhofsgelände und Hallen waren über und über geschmückt mit Fahnen aller deutscher Länder, besonders aber mit bayerischen und Hakenkreuzfahnen und mit Flaggen, die das Stadtwappen von Nürnberg trugen.

Ich begab mich auf das Quartieramt, das sich im Bahnhofsgebäude befand. Nach Vorzeigen meiner Ehrenkarte erhielt ich sofort einen vorbereiteten Ausweis für das Hotel Deutscher Hof. Es wurde mir unaufgefordert ein S.A.Mann mitgegeben, der mich ins Hotel begleiten sollte. Es war ein Nürnberger, ein Junge von vielleicht 19 Jahren. Er nahm mein Gepäck und sagte nur: «Wir gehen nur 5 Minuten.»

Wie wir aus dem Bahnhof heraustraten, musste ich unwillkürlich innehalten unter dem Eindruck des Bildes, das sich mir darbot. Der ganze grosse Platz ein Girlanden- und Flaggenschmuck. Dahinter die gewaltige Wehrmauer des alten Nürnberg mit dem historischen Rundturm, an dem vorbei der Verkehr in die Stadt hinein und heraus strömte. Tausende von Menschen füllten den Bahnhofplatz in dauernder Bewegung. Eine S.A. Abteilung, offenbar die 1'000 Mann, die der Zug gerade gebracht hatte, marschierte mit klingendem Spiel nach links am Wittelsbacher Hof vorbei und bog in die Strasse ein, die am Theater und am Deutschen Hof vorbeiführte. Ein Rufen und Winken und ein Leben, wie ich es seit dem Jahre 1914 nicht mehr gesehen hatte. Der junge S.A.Mann, der mich begleitete, sah mich mit strahlendem Blick an, ohne ein Wort zu sprechen. Aber seine Augen sprachen alles.

Dann schoben wir uns durch die Menge über den Platz und folgten dem Weg der S.A. Kolonne bis zum Hotel Deutscher Hof. Unterwegs sagte mein Begleiter, er werde versuchen, in der Hotelhalle zu warten für den Fall, dass ich ihn noch einmal brauchte. Ich bedankte mich für das Anerbieten, sagte ihm aber, er solle nicht warten, da ich in Nürnberg Bescheid wisse. Da wurde er ganz traurig und meinte, Adolf Hitler wohne auch im Deutschen Hof, und er würde ihn so gern einmal ganz von der Nähe sehen. Dabei sah er mich an wie ein Kind, das getadelt wurde, weil es im Augenblick des Klingelzeichens am Heiligen Abend nicht warten kann, bis die Tür ins Weihnachtszimmer aufgeht. Welch überglicklicher Glanz löste die Spannung auf seinem Gesicht, als ich ihm darauf zusagte, dass er zu diesem Zweck natürlich auf mich warten könne. Am nächsten Tag kam er, als er mich auf der Strasse vor dem Hotel sah, auf mich los, um mir zu erzählen, dass er nicht lang habe warten müssen, da sei Hitler vorbeigekommen und habe ihm sogar auf die Backe geklopft und die Hand gegeben. Bei der Erzählung überschlugen sich fast seine Worte vor Erregung.

Im Hotel herrschte ein Leben wie in einem Bienenhaus. Ein dauerndes Kommen und Gehen, Laufen und Treppensteigen. Das Zimmer, das für mich reserviert war, lag zur Strasse hinaus. Da sah ich erst, wie das Hotel von Hunderten von Menschen umlagert war, die warteten, um Adolf Hitler zu sehen, wenn er ankäme oder abführe oder wenn er sich einmal am Fenster zeigen sollte. Tatsächlich kam, während ich so hinauschaute, ein grosser Wagen vorgefahren, dem offenbar Hitler entstieg. Brausende Heilrufe hatten den Wagen schon von Ferne her angemeldet. Jetzt ging ein allgemeines begeistertes Arme- und Tücher- schwenken durch die Wartenden und die Heil-Rufe tobten minutenlang diesem Manne entgegen, der damals den meisten Deutschen noch ein Fremder war.

Als ich zum Abendessen in das Hotelrestaurant ging, suchte ich erst vergebens einen Platz. Ich ging hin und her, da kam ein S.A.Führer auf mich zu, um mich zu begrüssen.

Es war Hauptmann v. Pfeffer, der bekannte Freikorpsführer, der bereits im Baltikum und an der polnischen Front vor Thorn nach dem Weltkrieg mit mir zusammen gekämpft hatte. Ich war höchst erfreut, hier einen alten Bekannten wiederzutreffen. Pfeffer nahm mich mit an seinen Tisch, wo sich einige weitere S.A.Führer befanden: Oberstlt. v. Ulrich², den ich von meiner aktiven Dienstzeit vor dem 1. Weltkrieg her noch kannte, Lt. Hallermann³, Oblt. Lutze⁴ und andere.

Pfeffer kam damit heraus, mir zu sagen, dass *er* es gewesen sei, der Adolf Hitler darum gebeten hatte, mich zum Reichsparteitag einzuladen. Er werde in den beiden nächsten Tagen noch Gelegenheit nehmen, mir seine Gründe dazu mitzuteilen. Heute sei er noch voll in Anspruch genommen, da er den gesamten Aufmarsch der S.A. zu leiten habe. Wir verabredeten uns noch zum Frühstück für den nächsten Tag. Dann ging er mit Hallermann fort. Ich blieb bei den andern zurück. Draussen vor dem Hotel erklangen erneute Heil-Rufe der wartenden Menge. Diesmal galten sie aber Pfeffer, wie ich aus den Rufen und dem Gespräch entnahm.

Ich erfuhr, was mir bis dahin unbekannt gewesen war, dass Pfeffer der Oberste S.A.Führer sei, «Osaf» genannt. Die S.A. umfasste im ganzen Deutschen Reich damals rund 25'000 Mann, von denen etwa 23'000 in Nürnberg erwartet wurden. Die Organisation war noch sehr einfach. Deutschland war in 7 Gebiete eingeteilt. Für jedes Gebiet hatte «Osaf» einen «Osaf-Stellvertreter» eingesetzt. Zu ihnen gehörten auch von Ulrich und Lutze. Von den andern waren nach meiner Erinnerung noch Stennes⁵, von Killinger⁶ und Schneidhuber⁷ anwesend.

Es herrschte ein lebhaftes Gespräch am Tisch. Das Hauptthema war natürlich der morgige Tag, an dem ein S.A.-Aufmarsch im Luitpoldhain stattfinden sollte mit einer Ansprache Adolf Hitlers. Anschliessend folgte der grosse Vorbeimarsch der 23'000 S.A.-Männer vor dem Führer der Bewegung, den politischen Leitern der Partei und den Gästen. Am Abend sollte dann bereits der Abtransport der S.A.-Teilnehmer am Reichsparteitag mit der Bahn beginnen. 40 Sonderzüge hatte die Reichsbahn zur Verfügung gestellt. Sie waren alle im Lauf dieses Tages angekommen und sollten im Lauf der nächsten Nacht und am übernächsten Tag wieder abrollen.

Die S.A. war in geschlossenen Verbänden in grösseren Hallen, Scheunen und Zelten untergebracht, teils am Stadtrand, teils in Vororten. Einige Abteilungen hatten zum Luitpoldhain einen Anmarsch von 4 Stunden. Dort mussten sie 2-3 Stunden stehen. Dann kam der Marsch durch die Stadt und der Vorbeimarsch auf dem alten Marktplatz. Und anschliessend musste zurückmarschiert werden in die Quartiere und zum Verladebahnhof. Die S.A. musste an diesem Tage 10-14 Stunden lang auf den Beinen sein. Eine ungeheure Anstrengung für die Männer, die doch nicht trainiert waren. Eine ebensolche Anstrengung aber auch für die Führung.

Dabei mussten sich die Leute selbst verpflegen. Und zwar mussten sie die gesamte Verpflegung von zu Hause mitgebracht haben. Nur Kaffee und Tee wurde von der S.A.Führung zur Verfügung gestellt. Es fehlte der S.A. etwas wie eine Intendantur, eine Versorgungsorganisation, Feldküchen, Nachschubkolonnen usw. Welch eine Begeiste-

rung musste dazu gehören, dass diese S.A.-Männer das alles auf sich nehmen! Selbst die Eisenbahnfahrt mussten sie selbst bezahlen!

Alles das war mir neu. Es erweckte mein Erstaunen, meine Bewunderung. Mein Interesse und meine Fragen wollten nicht enden. Da sagte Schneidhuber, der Osaf-Stellvertreter für Süddeutschland, zu mir: «Wissen's was? Jetzt kommen's mit zu meinen Männern. Ich fahr jetzt sowieso 'naus. Ich will die Nacht sowieso bei ihnen sein und den ganzen Tag mit ihnen zusammenbleiben. Sie können die Männer allweil selber fragen, was Sie wissen möchten. Es sind auch Ihre badischen Säckel dabei. Vielleicht kennen's da einige.»

Ich stimmte diesem Vorschlag freudig zu. Auch alle andern Osaf-Stellvertreter und S.A.Führer wollten die Nacht bei ihren Männern verbringen. Deshalb wurde allgemein bezahlt und aufgebrochen.

Vom Hotel aus, vor dem immer noch eine ungeheure Menschenmenge geduldig wartete, gingen wir in eine Nebenstrasse, wo ein Wagen hielt. Wir stiegen ein, Schneidhuber und ich. Ausserdem kam der Führer der Münchener S.A.Brigade, [Helfer⁸], und von Oberritz⁹, der Adjutant Schneidhubers, mit uns. Schneidhuber war Major a. D., Oberritz war im Weltkriege gerade noch mit 17½ Jahren Fähnrich geworden, [Helfer] war ein alter 12 Jahre gedienter Unteroffizier, der 8 Jahre davon bei der Schutztruppe in Südwestafrika und in engl. Gefangenschaft in Transvaal verlebt hatte. Den Wagen hatte ein Brauereibesitzer aus München für die Tage des Reichsparteitages mit seinem Chauffeur zur Verfügung gestellt.

Die Unterhaltung ging in bayerischer Mundart. Ein Norddeutscher hätte nur wenig davon verstanden. Als Süddeutscher vermochte ich etwas besser zu folgen. Oberritz erklärte, dass er den bayerischen Dolmetscher bereits bestanden habe.

Wir fuhren hinaus auf die alte Festwiese, wo einige grosse Zelte standen, wie man sie beim Münchener Oktoberfest als Bierzelte verwendet. In jedem Zelt lagen 4-500 S.A.-Männer. Die Einrichtung bestand aus Stroh und einigen wenigen grossen Tischen und Bänken.

Als wir ein Zelt betraten, wurden wir sofort mit lauten Heilrufen begrüsst: «Heil Schneidhuber!» «Heil [Helfer]!» Und die Rufe setzten sich durch's ganze Zelt fort. Es war das Zelt der Münchener S.A. Schneidhuber ging durch die Lagergänge des Zeltes hindurch und begrüsst den und jenen. Da und dort rief er den Männern zu, sie sollten bald zur Ruhe gehen, da morgen ein anstrengender Tag sei [...]

So gingen wir zwischen den Männern hindurch. Und ebenso gingen wir durch die anderen Zelte. Da kamen wir auch zu den Badenern. Kaum hatten wir den Rundgang angetreten, da kamen 2 S.A.-Männer auf mich zu und schüttelten mir die Hand. Es waren Arbeiter der Nähmaschinenfabrik Haid und Neu in Karlsruhe, deren Direktor und Vorstand ich von 1920 bis 1925 gewesen war.¹⁰ Sie umarmten mich. «Gehören Sie auch zu uns, Herr Direktor? Wenn wir das gewusst hätten, wären 100 mehr von der Fabrik gekommen! Wir sind hierzu 12 und 3 Angestellte.»

Jetzt konnte ich nicht weiter gehen. Ich sagte Schneidhuber, ich käme nachher wieder zum Münchener Zelt, wo er mich zum Hotel zurückbringen lassen müsse. Und dann blieb ich bei meinen Arbeitern, mit denen ich mich ins Stroh zusammensetzte. Und hundert andere S.A.-Männer lagen und standen um uns herum.

Da gab es ein Fragen und Antworten. «Wissen Sie noch, wie Sie uns 1923 das Fahr- geld und einen Verpflegungszuschuss für den Aufmarsch in Coburg schenkten? ¹¹ Da dachten wir gleich, dass Sie zu uns gehören müssten. Damals waren wir nur zu fünft.» – «Und wissen Sie noch, wie der kommunistische Betriebsrat einen Streik durchführte, – wir wollten alle gar nicht, aber wir mussten mitmachen, – und wie Sie dann mit dem ganzen Hauptbüro und der Lohnbuchhaltung auch in den Streik traten, in Sympathie- Streik, wie Sie sagten? So schnell ist noch nie ein Streik beendet worden. Selbst der Minister Remmele¹² hat Schritte getan, um ihn zu schlichten. Denn das war neu. Das war noch nie vorgekommen. Als die Kommunisten wieder arbeiten wollten, erklärten Sie, Sie verlangten den Rücktritt des Betriebsrats und Neuwahl. Dann seien Sie bereit, die geforderte Lohnerhöhung zu bewilligen, die angesichts der Entwertung völlig be- rechtigt sei. Sie wollten auch die Streiktage bezahlen. Aber Sie wollten in Zukunft sol- che Fragen durch Verhandlungen regeln und nicht mehr durch Streik. Wenn die Schul- digen deshalb nicht zurückträten, streikten Sie selber weiter und mit Ihnen die Ange- stellten und die Kasse. Und da bekamen wir zunächst kein Lohn- geld. – Da mussten die kommunistischen Betriebsräte nachgeben. Die Arbeiterschaft zwang sie dazu. Und seit- dem hat es in Karlsruhe bis heute keinen Streik mehr gegeben.» So wurde erzählt und berichtet. Dann kamen auch welche, die im Weltkrieg mit mir zusammen im Res. Inf. Regt. 110 gestanden hatten. Und andere mischten sich in die Unterhaltung ein.

Ich fragte den und jenen nach seinem Alter, nach seinem Beruf. Das Alter schwankte zwischen 18 und 45 Jahren. 3/4 waren unter 25 Jahren. Und Berufe waren alle vertreten. Meist waren es Arbeiter. Aber auch Industrieangestellte, Handwerker, Volksschulleh- rer, Studenten, Künstler waren dabei. Alle sassen und standen sie in gleicher brauner Uniform mit der Hakenkreuzbinde am Arm im gleichen Stroh, im gleichen Zelt, geeint und begeistert von der gleichen Idee, dem gleichen Glauben, dem gleichen Willen.

Da kam eine allgemeine Bewegung in die Herumstehenden. Vom Zelteingang her dröhnte es «Heil!» «Heil Wagner!» Der Gauleiter Robert Wagner war gekommen, um ebenfalls seine badische S.A. zu begrüßen.

Er stieg in der Mitte des Zeltens auf einen Tisch und rief: «Hierher hören! Ich komme vom Führer und soll Euch seine Grüsse überbringen.» Langanhaltende Heil-Rufe waren die Antwort. «Er lässt Euch sagen, Ihr sollt morgen die Ohren steifhalten. Und ich sage Euch dazu: Wir *werden* sie steifhalten!» Wieder brausende Zurufe. Dann fuhr er fort: «Wir wissen, es ist morgen eine Parade. Aber keine militärische Parade. Nein, wir treiben kein Soldatenspiel. Wir haben noch genug vom Kriegführen. Sondern morgen ist eine Parade der Gesinnung, des Geistes, des Glaubens, eine Parade der Gefolgschaftsmänner einer erwachenden neuen Weltanschauung vor ihrem Gefolgschaftsführer. Er hat die heilige Fahne dieser Weltanschauung entfaltet und trägt sie voraus. Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaftsgeist, das sind die Wege, die er uns weist, um eine grosse Volksgemeinschaft aufzurichten, wie sie der Traum schon so vieler grosser Deutscher war. Und Unabhängigkeit, Gleichberechtigung und Freundschaft sind die Parolen für unser Deutschland, wie sie der Traum aller anständigen Völker ist. Und die einigende Idee für Alle ist der wahre Sozialismus, der kein Hoch kennt und kein Nieder, sondern nur ein Gut oder Schlecht, eine Treue zur Volksgemeinschaft und zum Gemeinschaftsgeist in der Welt, oder eine Untreue gegen sie. Das ist der Inhalt unserer Weltanschauung. Und wenn morgen die Parade stattfindet, so soll sie ein Ausdruck dieser Gesinnung sein und zugleich auch des Willens, diese Gesinnung zu betätigen und zu verbreiten, bis dass sie das ganze deutsche Volk erfasst hat und die gesamte Welt. Und Ihr seid damit die Propheten dieser Weltanschauung.» Ein 100-stimmiges Heil folgte. «Nun aber: Gute Nacht, S.A.-Männer! Heil unserem Führer! Heil Deutschland! Nochmal ein langes, frohes und brausendes Heil!» Und dann verlief sich alles auf die Ruheplätze, wie wenn dazu ein besonderer Befehl gegeben worden wäre. Unwillkürlich kam bei mir die Empfindung auf: Hier ist etwas Ungeheuerliches am Werk. Die Männer wissen vielleicht nicht, worum es geht, aber sie fühlen es, und sind bereit, mit sittlichem Ernst ihrer Aufgabe zu dienen.

Ich sagte meinen Karlsruher Freunden Gute Nacht und schloss mich dem Gauleiter an, um mit ihm ins Hotel zurückzufahren. Ich verabschiedete mich noch kurz von Schneidhuber im anderen Zelt und bedankte mich dafür, dass er mich in die Zelte mitgenommen hatte. Dann fuhren wir los. Nach wenigen 100 Metern trafen wir auf eine Kolonne von etwa 60 Mann, deren Führer uns anhielt und nach der Unterkunft der Badener fragte. Diese Männer waren aus Mannheim und Heidelberg. Es waren meist Arbeitslose und Studenten. Sie waren zu Fuss nach Nürnberg marschiert und bereits 7 Tage unterwegs, Robert Wagner sprach ihnen im Namen der gesamten badischen S.A. Dank und Anerkennung aus und wies ihnen den Weg zum Zelt.

Mein Kopf und Herz waren voll von den Eindrücken, die mir der Tag gebracht hatte.

Ich konnte Robert Wagner nur sagen, dass ich eine neue Welt zu ahnen beginne und dass ich einen Hauch ihres Geistes verspürt habe. Dann verabschiedeten wir uns wortlos.

Im Hotel begab ich mich gleich auf mein Zimmer und lag lange in stillem Grübeln und Nachdenken wach, bis der Körper doch seinen Anspruch auf Schlaf geltend machte. Es war vielleicht ein Uhr, als ich einschlief.

Am anderen Morgen traf ich mich, wie verabredet, mit Osaf Pfeffer beim Frühstück. Er war schon fast fertig und sagte, dass die Zeit heute doch nicht ausreiche zu einer längeren Unterhaltung. Wir verschoben sie auf den nächsten Morgen. Er bemerkte nur kurz in seiner stillen, trotzdem häufig etwas sarkastischen Art: «Ich brauche Sie. *Wir* brauchen Sie. Ich kenne Sie von Thorn und vom Baltikum. Und Sie kennen mich. Ich hoffe mich nicht zu irren.»

Hauptmann v. Pfeffer war nach dem 1. Weltkrieg, wie schon erwähnt, Führer eines Freikorps gewesen. Es hatte etwa Regimentsstärke und war von ihm selber aufgestellt worden. Pfeffer kämpfte im Frühjahr 1919 gegen die Bolschewiken. In Libau war er durch Absetzung der lettischen Regierung Ulmanis¹³, die uns in den Rücken fiel, bekanntgeworden. In einem Sonderunternehmen gegen die Polen war das Freikorps Pfeffer im Sommer 1919 nach Thorn transportiert und mir unterstellt worden. Pfeffer war ein Mann von bedingungsloser Einsatzbereitschaft, verbunden mit ernstem Abwägen, grossem taktischen und politischen Verständnis und einer unbedingten Treue zum gegebenen Wort. Seine besondere Stärke war eine unerhörte Fähigkeit, Menschen zu beurteilen und sein Urteil durch einige charakteristische Striche zum Ausdruck zu bringen. Deshalb war er auch nicht immer beliebt. Pfeffer war aktiver Offizier gewesen. Er hatte vorher Jura studiert und war Heidelberger Vandale¹⁴. Er hiess eigentlich Pfeffer v. Salomon. Mütterlicherseits stammte er von einer Hugenottenfamilie Selmon, deren Name in Salomon verdeutscht worden war.

Es war mir klar: Wenn erden Ausdruck benutzte: «Ich brauche Sie», dann war das tiefer Ernst. Aber ich konnte mir in keiner Weise vorstellen, was Pfeffer meinte.

Er hatte sich schon seit einiger Zeit verabschiedet, als der Portier mir meldete, dass ein Auto für mich vorgefahren sei. Über meine Betreuung als Ehrengast war ich ebenso erfreut wie überrascht. Nichts war vergessen. Tagesordnung, Karten, Auto, alles funktionierte auf die Minute. Ich war wirklich «Gast».

Als ich an den bereitstehenden Wagen trat, stand neben ihm eine junge Dame, die auf den ersten Blick meine Sympathie hatte. Sie schaute mich erst etwas prüfend an. Dann sagte sie: «Sie fahren doch wohl zum Euitpoldhain. Würden Sie mich mitnehmen? Eine Eintrittskarte habe ich. Ich habe nur den Autobus versäumt.» Ich fragte den Fahrer, wer noch mitfahre. Als er mir bestätigte, dass der Wagen für mich allein sei, lud ich die hell aus blauen Augen schauende hübsche Blondine ein, einzusteigen. Sie sagte noch: «Ich bin Ihnen ja so dankbar, dass Sie mich mitnehmen. Ich hätte den Aufmarsch ungern versäumt.»

Wir unterhielten uns auf der Fahrt über die Eindrücke, die durch den Reichsparteitag geweckt würden. Sie war über die Bewegung und die führenden Persönlichkeiten so gut

orientiert, dass ich fragen musste, wer sie sei. Sie antwortete mit einem entzückenden Aufwerfen des Kopfes: «Ich heisse Inge. Mein Mann ist der Osaf-Stellvertreter in Westfalen.»

Nun war ich besonders erfreut, dass ich die Unbekannte mitgenommen hatte. Jetzt hatte ich eine Dolmetscherin bei mir, die mir über alles Auskunft geben konnte, besonders über die Personen, die uns begegneten. Aber beim Aufmarsch im Luitpoldhain musste sie den ihr zugewiesenen Platz aufsuchen, während ich die Ehrenloge aufsuchte. Wir verabredeten uns jedoch, nachher wieder zusammen in die Stadt und zum Vorbeimarsch zu fahren.

Ich wurde zur Ehrenloge geführt, die in der Reihe der anderen Logen auf einem Hügel, wie auf einer Terrasse lag, von der man einen wunderbaren Blick über das gesamte Aufmarschgelände hatte. In der Ehrenloge fand ich wiederum eine Dame, die mich fesselte, diesmal in ganz anderer Weise. Auch kam sie mir irgendwie bekannt vor. Sie war gross, schien auffallend energisch und selbstbewusst, nach ihrer Haltung und Kleidung unbedingt eine Dame von Welt. Zwei entzückende Kinder, ein Junge und ein Mädlein im Alter von 10-14 Jahren waren bei ihr. Mein Platz war unmittelbar daneben. Als ich mich grüssend hinsetzte, sprach sie mich lachend an: «Komisch. Ich glaubte, es sei ein Irrtum, als ich auf den Plätzen die Zettel las: Herr Wagner, Frau Wagner. Denn ich wusste ja, dass mein Mann nicht kommt.» «Heissen Sie auch Wagener?» fragte ich. «Nicht ganz. Nur Wagner, Winifred Wagner.» Ich war sehr zufrieden! Trotzdem ich grosser Verehrer des grossen Meisters war, hatte ich bis dahin nie Gelegenheit gefunden, die Erbin des Ruhms und von Bayreuth persönlich kennenzulernen. Wenn man Frau Winifred Wagner anschaut, beginnt man zu ahnen, dass sie wirklich die Persönlichkeit und vielleicht die einzige war, die nach dem Tode von Frau Cosima Wagner Bayreuth als das erhalten konnte, was es gewesen war. Unwillkürlich sagte ich zu ihr: «Herrlich, dass Sie den Festspielhügel gleich mitgebracht haben, von dem wir nun auf das weite Feld des Aufmarschgeländes hinunterschauen können.» Sie nickte: «Ja, der Hügel hier ist genau so dafür geschaffen, dieses Schauspiel zu erleben, wie der Hügel von Bayreuth für das Festspielhaus.»

Es war wirklich ein imposanter Anblick. Unter dem Hügel auf dem die Logen lagen, breitete sich ein richtiges Marsfeld aus, vielleicht 200 m breit und 5-600 m lang. Den Abschluss hinten bildete die monumentale Heldengedenkhalle, das Mahnmal des 1. Weltkrieges. Hochragend, breit ausladend und auf Säulen getragen, lag das Bauwerk quer vor diesem einzigartigen Aufmarschgelände, das rechts und links von den breiten Baumkronen des Luitpoldhaines abgeschlossen wurde.

Und drunten auf diesem Marsfeld standen die dichten Quarres der S.A. Abteilungen, schier unabsehbar, unabschätzbar. Ein braunes Meer, vom wolkenlosen Himmel hell überflutet. Davor die Reihe der in der Sonne strahlenden roten, goldverzierten Standarten mit dem weissen Rund, das das Hakenkreuz trug. Vor den Tribünen standen die Schutzstaffeln, feierlich wirkend in ihrer schwarzen Uniform. Und ausserdem standen seitwärts Verbände der national-sozialistischen Jugendgruppen, der späteren Hitler-Jugend. Der Eindruck war überwältigend! Nie noch hatte ich so viel Menschen auf einem

Platz versammelt gesehen. Das Bild einer Kaiserparade der alten Zeit wurde in Schatten gestellt. Und rings herum standen Tausende von Zuschauern, ich schätze, dass im Ganzen etwa 40-50'000 Menschen als Mitwirkende oder Zuschauer anwesend waren.

Auf der Terrasse rechts und links unserer Loge sassen und standen offenbar die politischen Leiter der Bewegung. Ich kannte niemand. Nur Gregor Strasser fiel mir auf. Er überragte die anderen durch Grösse und Mächtigkeit. Ausserdem hatten hier offenbar weitere geladene Gäste und die Damen Platz oder Aufstellung gefunden. Eine markante Persönlichkeit fiel mir noch auf, die ich kannte: der Ruhrindustrielle von [sic] Kirdorf¹⁵. So suchte mein Blick hin und her in den wartenden Reihen.

Da kam Bewegung in die Massen, Heil-Rufe ertönten von der Strasse her und breiteten sich auf dem ganzen Hügel und dann auch im ganzen Hain aus. Die Arme hoben sich zum Deutschen Gruss und die Heil-Rufe steigerten sich zu einem brausenden Sturm, der kaum enden wollte.

Adolf Hitler war angekommen und hatte sich auf die Terrasse und die Empore begeben, von der aus er den Blick über das weite Feld streifen liess und dann zu seinen Männern sprach. Damals gab es noch keine Lautsprecheranlagen. Sie kamen gerade erst auf. Es war deshalb nicht möglich, dass die ganzen 10'000de die Worte des Führers verstehen konnten. Auch zu uns heroben kamen häufig nur Bruchteile, da wir zu schräg hinter der Rednertribüne sassen.

Ich sah Hitler zum ersten Mal, und hörte ihn zum ersten Mal sprechen. Der Anblick und Eindruck ist mir deshalb besonders klar im Gedächtnis geblieben.

Er sprach völlig ohne Pose. Laute Steigerungen der Rede und zurückgehaltene Kraft lösten sich ab. Eine grosse Begeisterung und eine heilige Überzeugung klangen aus Worten und Bewegungen, und übertrugen sich überall hin, wo man den Redner sehen konnte. Gerade die Bewegungen seiner Arme oder des Kopfes, die das Wort begleiteten, ja ihm vorangingen, waren es, die manches verständlich machten, was das Ohr allein nicht aufgenommen hätte. Er sprach von dem Recht eines Volkes, zu leben, vom Recht der Menschen, für ihre Lebensmöglichkeit zu kämpfen, und vom Unrecht der anderen, sie zu Sklaven zu machen und niederhalten zu wollen. Freiheit, Volksgemeinschaft, Lebenswille, innere Umwandlung zum Gemeinschaftssinn, das waren die Worte, die immer wiederkehrten und zündeten. Mehrfach wurde Hitler mit stürmischen «Heil»-Rufen unterbrochen, die sich wie eine Welle über das weite Feld und die Zuschauermassen hinwegbewegten. Und als er geendet hatte, hallte der Jubel unbändig und lang andauernd über das gewaltige braune Meer, bis der Führer die Tribüne verliess und zu den Männern hinabstieg.

Osaf v. Pfeffer meldete ihm die Aufstellung der S.A. und S.S. und schritt nun mit ihm unter lautloser Stille auf der breiten Gasse zwischen den S.A. Verbänden langsam hindurch nach dem Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkrieges. Hinter dem Führer wurde ein grosser Kranz getragen.

Der Kontrast der feierlichen Stille jetzt zum lauten Jubel vorher war von gewaltiger Wirkung. Alles war aufgestanden und verfolgte den Führer und Osaf mit den Augen, bis sie an der grossen Gedenkhalle angekommen waren. Einem unhörbaren Kommando folgend machte die gesamte S.A. mit einem Schlage kehrt und hatte nun die Front zum

Ehrenmal. Unter den Klängen der Musik: «Ich hatt' einen Kameraden» legte der Führer am Mal den Kranz nieder. Nach einigen Augenblicken unbeweglichen Verharrens schritt Adolf Hitler dann wieder durch die breite Gasse zwischen der S.A. hindurch der Tribüne zu. Als er die Höhe der Standarten erreicht hatte, erfolgte wieder die Kehrtwendung der gesamten Aufstellung.

Und nun schloss sich die Verleihung einiger neuer Standarten an, wobei Hitler die Weihe der neuen Feldzeichen mit dem Tuch der Blutfahne vornahm, die an jenem 9. Nov. 1923 bei der Feldherrnhalle in München den Tod so vieler unschuldiger Männer der Bewegung erlebt hatte.

Unter den Klängen des Badenweiler Marsches rückten die Standarten zu ihren Verbänden. Adolf Hitler ging noch die Front der S.S. ab und kehrte zu seiner Empore zurück. Alles schaute wie gebannt auf ihn, noch beeindruckt von der Heldenehrung und dem Akt der Standartenweihe und dem Wiederhall des Marsches, der später einmal der Führermarsch geworden ist.

Da hob der Führer erneut den Arm und schien dabei zu wachsen, indem er rief: «Wir geloben den Toten des Weltkrieges, dass sie nicht umsonst gefallen sein sollen!» Ein unendlicher Aufschrei der Begeisterung entrang sich den Herzen aller. Das Musikkorps intonierte das Deutschlandlied, und wie ein heiliger Schwur erfüllte es den weiten Raum und drang empor zum offenen Himmel: «Deutschland, Deutschland über alles!» Es waren nicht die Schlechtesten, denen Tränen in die Augen traten. Ein alter Mann, der hinter mir stand, sagte nach Beendigung der Hymne mit zitternder Stimme zu einer Frau: «Unsere Söhne werden nicht umsonst gefallen sein!»

Unter endlosem Jubel, Heil-Rufen, Sprechchören: «Deutschland erwache!» und Winken mit Armen und Flaggen verliess der Führer den Hügel.

Ich verabschiedete mich von Frau Wagner, die mit ihrem Wagen nach Bayreuth zurückkehren wollte. Für den nächsten Tag hatte sie ihren Kindern versprochen, zum Feuerwerk wiederzukommen. Dann suchte ich meinen Wagen, bei dem ich bereits Frau Inge fand und fuhr nun, fast durchweg im Schritt, in Mitten der unübersehbaren Menschenmenge, die sich auf der grossen Strasse der Stadt zuwälzte, zum Hotel zurück.

Ich war tiefst beeindruckt von dem Erlebnis dieses Aufmarsches. Die Persönlichkeit Adolf Hitlers beschäftigte mich restlos. Wie hatte dieser Mann seine Männer und Anhänger hinter sich! Und wie zieht er auch andere in seinen Bann die erst neu zu ihm stossen. Die Bewegung wird wachsen, sie wird vielleicht sogar einmal das ganze Volk hinter sich einigen, das war meine feste Empfindung. Welch' ein Entschluss, welch' eine Verantwortung liegt in einem solchen Beginnen!

Im Hotel konnten wir nur gerade etwas essen, um dann sofort wieder aufzubrechen zum Vorbeimarsch auf dem Marktplatz. Mit dem Wagen zu fahren hatte keinen Zweck. Auch waren die Strassen der Innenstadt für Autoverkehr gesperrt. Wir gingen deshalb zu Fuss durch die dicht von Menschen angefüllten Gassen, die im Flaggenschmuck ein farbiges Bild boten. Trotzdem schien die altehrwürdige Kultur der mittelalterlichen Zünfftstadt nicht darunter zu leiden. Mit feiner Empfindung war die Ausschmückung der architektonisch wertvollen alten Gebäude sehr zurückhaltend erfolgt und teilweise

sogar fast unterblieben. Auch die Übergänge von den reicher geschmückten Strassenteilen zu den Bauwerken, die mit grünen Girlanden und alten Teppichen mehr wirkten, als mit farbigen wehenden Fahnentüchern, waren der Beweis einer überlegten Absicht und eines natürlichen und geschmackvollen Empfindens. Die herrlichen Kirchen zeigten die erzbischöflichen und päpstlichen Fahnen und machten den Eindruck, als wenn sie in sicherem Stolz auf ehrwürdige Tradition die frohe Botschaft eines erwachenden deutschen Volksempfindens mit der Weihe ihrer sichtbaren Anteilnahme verklären wollten.

Den überwältigendsten Eindruck machte der alte, einzigartige Marktplatz. Er war für den Akt des Vorbeimarsches ein Forum, wie es schöner und edler wohl nirgends in Deutschland hätte gefunden werden können. In seiner Geschlossenheit und einzigartigen Architektur war er durch die Ausschmückung und die Anordnung der Tribünen und Fahnenmasten das Innere eines heiligen Tempels geworden, dessen Dach der wolkenlose tiefblaue Himmel war, von dem herab die Sonne ihre leuchtenden Strahlen auf das Bild der Farben und des Lebens warf, das den Raum erfüllte.

Auch hier war die Organisation vorzüglich. Wir wurden zur Ehrentribüne geleitet und nahmen oben in der vordersten Reihe Platz, so dass man unbehindert Licht und Leben auf sich wirken lassen konnte.

Nach wenigen Minuten schon drangen fortlaufende Heilrufe aus der Anmarschstrasse her auf den Marktplatz. Sie verstärkten sich und schwollen zu einem jubelnden Toben an, als der Wagen Adolf Hitlers auf dem Platz erschien und vor der grossen Tribüne Aufstellung nahm. Hitler selbst hatte aufrechtstehend neben dem Führersitz mit erhobener Arm der Menge gedankt. Jetzt nahm er Front zur Vorbeimarsch-Linie und erwartete das Herannahen der Spitze, die alsbald von einer anderen Strasse her unter dem Jubel der Zuschauer in den Marktplatz einbog.

Voraus marschierte allein Julius Streicher, der Gauleiter von Franken, der die Hauptarbeit bei den Vorbereitungen für den Parteitag hatte leiten müssen. Dann kamen die Herren der Reichsleitung und die Gauleiter. Ein Musikkorps stand gegenüber dem Führerplatz und liess durch die bekannten Klänge alter deutscher Parademärsche den Vorbeimarsch zur richtigen Parade werden.

Dann kam der Osaf mit seinem Adjutanten Hallermann. Und nun folgten hinter ihm unter den Osafstellvertretern die Standarten und Stürme der S.A. nach den landsmannschaftlichen Gebieten zusammenfasst. Das war ein dauerndes Jubeln und Winken, ein Tücherschwenken, ein Blumenwerfen! Die Kolonnen marschierten, immer 10 S.A.-Männer nebeneinander, in dichten Gliedern und festgefügt Karres.

Und Hitler stand erhobenen Armes, ohne ihn zu senken, stundenlang. In ununterbrochener Folge schob es sich wie ein gewaltiger brauner Wurm durch die Strassen der Stadt und über den Paradeplatz. Unwillkürlich dachte ich daran, dass die S.A.-Männer jetzt, etwa 2³⁰ Nachmittag, bereits 9 und 10 Stunden unterwegs waren. Aber man sah keine Müdigkeit. Wie elektrisiert richtete jeder Mann, jede Gruppe, jede Kolonne, sich auf und straffte sich, wenn sie beim Vorbeimarsch vor Adolf Hitler mit strahlenden und frohen Augen das Auge des Führers suchten. Und nun mussten sie nochmals mehrere

Stunden marschieren und wurden am Abend zum Teil schon verladen. Welch eine Gemeinschaftsleistung lag in der Bereitschaft und im Wollen dieses Tages! Und welche Arbeit und Überlegung lag in dem Heranführen und im Abmarsch dieser 23'000 Menschen so, dass sie die nächsten Wege hatten und ohne dass sich die Kolonnen kreuzten und den gesamten Verkehr sperrten.

So folgte Standarte auf Standarte, Kolonne auf Kolonne. Als die S.A. Westfalens herankam, stand Frau Inge neben mir auf und winkte ihrem Manne und seinen Kolonnen zu, und unwillkürlich hatte ich mich neben ihr auch erhoben. Fast 3 Stunden dauerte der Vorbeimarsch. Hinter der S.A. kamen noch die Jugendverbände, Jungs von 14 bis 18 Jahren mit ihren kleinen lustigen Fähnlein. In kurzen Kniehosen und weissen oder braunen Hemden. Sie waren alle mit Blumen geschmückt, die ihnen die Menge geschenkt und angesteckt hatte. Hitler trat 2 Schritte vor, als sie herankamen, wie wenn er ihnen entgegenlaufen wollte. Und sein Arm machte eine leise Bewegung des Winkens. Und die Heil-Rufe, die längst müder und seltener geworden waren erklangen erneut und brausten dieser deutschen Jugend entgegen, die Deutschlands Zukunft sein sollte.

Den Abschluss des Vorbeimarsches bildete eine S.S. Standarte. Wohlgeordnet, eine stolze, schwarze Kolonne, voraus Heinrich Himmler, der Führer der S.S. Auch ihr schlug ein erneuter Jubel entgegen, der sich verdichtete, als die Letzten vorbei waren und Adolf Hitler sich herumdrehte und zu den Tribünen den Arm zum Grusse erhob. Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr langsam, von den Heil-Rufen der Masse begleitet, von dem grandiosen Schauplatz dieses ebenso grandiosen Erlebnisses ab.

Die Tribünen leerten sich, und ohne dass man fragte wohin, wurde man von der Menge und durch die Menge geschoben in der Richtung zur Bahnhofsstadt, wohin ja auch mein Weg führte. Frau Inge hatte sich mit ihrem Mann und Bekannten nach dem Vorbeimarsch im Hotel Deutscher Hof verabredet, so dass wir also auch jetzt zusammenbleiben konnten. Aber im Hotel angekommen, musste ich mich erst etwas ausruhen und erfrischen, während sie dort bereits ihre Schwester antraf, die einen Tisch reserviert hatte.

So blieb ich denn für etwa eine Stunde mir selbst überlassen, während der ich vergeblich versuchte, mich zu sammeln und mir Rechenschaft abzugeben über das, was ich, so völlig überraschend aus meinem civilen Beruf herausgerissen, gesehen und erlebt hatte. Unwillkürlich kam mir die Unterhaltung auf dem Bodenseedampfer in Erinnerung, die Schneeschmelze und die zerstörende Wirkung des Hochwassers, – wenn eben der Bodensee nicht wäre. Ob dieses «Deutschland erwache» nicht auch zu einer Schneeschmelze werden könnte? Und wo wäre dann der Bodensee? Nur Hitler selbst und die Männer um ihn könnten ihn schaffen.

Ohne eigentlich geruht zu haben, ging ich gegen Abend hinunter ins HotelRestaurant, das überfüllt war, wie wohl alle Lokale Nürnbergs an diesem Tage. Lutze, der bereits da war, sah mich und kam zu mir, um sich zu bedanken, dass ich seine Frau während des Tages unter meinen Schutz genommen hatte. So fand ich auch einen Platz an seinem Tische, an dem ausser den beiden Damen noch andere S.A.Kameraden von Lutze aus Westfalen sassen.

Wir verbrachten einen gemütlichen frohen Abend, an dem viel geredet und geplaudert und erzählt wurde. Wir wurden noch einmal Zeugen eines grossen Schauspiels. Die Münchener S.A. Brigade hatte von sich aus einen Fackelzug vorbereitet und rückte mit Musikkorps an, um Adolf Hitler zu überraschen. Wir gingen auf mein Zimmer, um das Schauspiel von dort aus anzusehen. Ein erneuter, grandioser Eindruck. Der Münchener Brigade hatten sich andere Stürme und Standarten angeschlossen. Weiss Gott, woher sie die Fackeln bekommen hatten. Jedenfalls waren es wiederum Tausende, die am Hotel vorüberzogen, und die feurige Schlange, die man von weither aus den Zelten und Unterküften kommen sah, verlor sich nach dem Vorbeimarsch wiederum endlos in den Strassen der Bahnhofsgegend. So fand der Tag der S.A. noch einmal einen Höhepunkt und seinen Abschluss.

Wir sassen dann nur noch kurz zusammen. Auch ich wollte früh zu Bett gehen, um an Ruhe nachzuholen, was ich die beiden letzten Tage versäumt hatte. Trotzdem dauerte es lang, bis sich die Gedanken beruhigten und vor dem Körper die Waffen streckten.

2. ‚Osaf‘ Pfeffer fordert zur Mitarbeit auf

Am anderen Morgen kam ich etwas früher zum Frühstück und traf gerade mit Pfeffer zusammen, als auch er den Frühstückssaal betrat. Wir setzten uns zusammen in eine Ecke.

«Der grosse Tag gestern ist Gott sei Dank gut verlaufen und ohne einen Zwischenfall zu Ende gegangen», sagte er.

«Befürchteten Sie Schwierigkeiten oder Ausschreitungen?»

«Nicht von Seiten der S.A. Sie war unter ihren Führern geschlossen zusammengehalten und hatte Alkoholverbot. Aber wenn so viel tausend Menschen in einer Stadt zusammenströmen, können sich auch andere daruntermischen. Die Kommunisten hatten sogar eine Abteilung ihrer Rotfrontleute in S.A.Uniformen gesteckt, um irgendwie Händel und Skandal anzuzetteln. Aber sie rechneten nicht mit unseren vorsorgenden Massnahmen und auch nicht mit unserer Stärke. So haben sich die roten Gesellen bald wieder verkrümelnt.»

«Ich muss gestehen», bemerkte ich, «dass ich die Organisation überhaupt bewundert habe. Es war doch immerhin ein ganzes kriegsstarkees Armeekorps, fast 3 Divisionen, hier versammelt. Wie stark ist denn Ihr Stab?»

«Da kommen Sie von selbst auf das, was ich mit Ihnen besprechen wollte. Mein Stab besteht nur aus Hallermann, den Sie ja kennengelernt haben. Und er ist auch noch krank, auf der Lunge nicht ganz fest, weshalb ich ihn gerne einmal längere Zeit in ein Sanatorium schicken möchte. Dann habe ich noch einen jüngeren Gehilfen für die Schreibarbeit, Martin Bormann. Sie werden ihn nachher sehen. Ferner hat mir noch ein Arzt die Organisation des Unfall- und Rettungsdienstes abgenommen. Gott sei Dank kam er nur einmal zur grösseren Aktion. Da ist ein Lastkraftwagen umgekippt, als er auf der Strasse zu stark auswich. 30 Mann waren drauf. 5 wurden schwer, 7 andere leichter verletzt. Ich hoffe, dass keiner der Verunglückten sterben muss. Ich war heute früh bereits im Krankenhaus, um die Männer zu besuchen. 2 waren noch bewusstlos.»

Er unterbrach seine Worte und griff nach der Teetasse. «Ich habe es Hitler noch gar nicht gesagt. Sonst hätte er gestern mehr an die Verletzten gedacht als an die andern.»

«Ist er so weich?» fragte ich.

«Eigentlich nicht. Er kann sogar sehr hart sein. Er unterscheidet, ob jemand *für* ihn oder *gegen* ihn ums Leben kommt. Die Verunglückten gestern würden/ür ihn gestorben sein bzw. sie leiden für ihn. Sie sind für ihn Märtyrer des Glaubens. Da leidet er mit ihnen. Ich glaube aber nicht, dass es ihn kümmern würde, wenn Hunderte von Bolsche-

wiken oder von Vaterlandsverrätern irgendwie ums Leben kämen. Denn Hitler identifiziert häufig seine Person mit der Bewegung, und mit allen anständigen Deutschen und damit mit dem Deutschen Volk überhaupt.»

«Aber Hitler ist doch, wie ich hörte, gar nicht deutscher Staatsangehöriger?»

«Er unterscheidet nicht nach der Staatsangehörigkeit, sondern nach der Volkstumszugehörigkeit. Man findet häufig bei Deutschen im Ausland, dass sie deutscher denken und völkischer empfinden als die meisten, die in Deutschland aufgewachsen sind und da leben. Denn diese nehmen alles, was deutsch ist, als selbstverständlich hin. Bei den anderen aber spielt die Sehnsucht nach Deutschland noch eine besondere Rolle: Was der Mensch *nicht* hat, ist ihm häufig besonders wertvoll; was er besitzt, erscheint ihm meist ohne Bedeutung.

Nun bitte ich Sie mit mir auf meine Geschäftsstelle zu kommen, nicht weit von hier, drüben, hinter der Festungsmauer. Ich habe sie mir für die Vorbereitungszeit und für diese Tage eingerichtet und muss dort anwesend sein für den Fall, dass etwas nicht funktioniert.»

Wir standen auf und gingen aus dem Hotel hinüber zum Wallgraben und dann die nächste Strasse hinein durch ein Mauertor und in ein altes Gebäude, das als Kommandostelle eingerichtet war. Ich traf da wieder den Adjutanten Hallermann. Er war etwa 30 Jahre alt und früher Leutnant im Weltkrieg. Dann lernte ich Martin Bormann kennen, mittelgross und damals schon etwas rundlich, etwa 26 bis 28 Jahre alt.

Wir begaben uns gleich in das Zimmer des Osaf, und Pfeffer wies Hallermann an, dass er möglichst nicht gestört werden wolle.

Als wir uns an einen kleinen Rauchtisch in eine tiefe Fensternische gesetzt hatten, begann Pfeffer wieder.

«Sie sind hier mitten in eine Sache hineingekommen, die Sie nicht so schnell verdaut haben werden.»

Als ich nickte, fuhr er mit einer Handbewegung fort: «Sie brauchen nichts zu sagen. Ich weiss es. Aber ich dachte mir, als ich Sie einladen liess, Sie würden die Probleme am klarsten erkennen, wenn Sie einfach so mitten hineingestellt werden.

Nun habe ich aber auch die Pflicht, Ihnen zu helfen, diese Probleme zu lösen, zumal ich ja etwas mit Ihnen vorhabe, wie ich Ihnen gestern schon andeutete.

Dabei muss ich mich entschuldigen, dass ich mir erlaube, sozusagen über Sie verfügen zu wollen. So ist das natürlich nicht. Sondern ich bin bereit, höflich zu bitten. Aber da hier die Linie ihre Fortsetzung findet, die wir zusammen bei Thorn und im Baltikum verfolgt und als richtig erkannt haben, bin ich überzeugt, dass ich mich nicht in Ihnen irre.»

Da ich schwieg, fuhr er fort:

«Sie werden empfunden haben, dass hier ein Aufbruch im Gange ist, der weiteren Boden gewinnt und der besonders nach diesem Reichsparteitag ungeheuer an Umfang zunehmen wird. Er wird das ganze Volk erfassen. Er wird einen Umsturz mit sich bringen, der vieles erschüttern wird, das bisher noch feststand.

Aber in einer solchen Entwicklung liegen auch grosse Gefahren.

Ich bin selbst der Typ des Freikorpsführers, des Revolutionärs, des Landsknechts. Ich kann Soldaten zum Angriff auf den Feind begeistern, auch wenn es Opfer kostet und Verluste. Ich kann Menschen auch auf die Barrikaden führen, wenn es sein muss. Und ich kann mit meinen Männern hungern und frieren, herumziehen und im Freien mit ihnen kampieren ohne Heim, ohne Haus, ohne Familie, und trotzdem glücklich sein. Aber gerade deshalb bin ich vielleicht nicht geeignet, im Frieden etwas zu verwalten, ich kann es vielleicht sogar nicht einmal erhalten.

Nun habe ich manchmal das Gefühl, dass das bei Hitler ähnlich sein könnte. Ich weiss es nicht. Aber manchmal erinnert er mich mit seinen Künstler-Anwandlungen an – na, ich will es einmal so nennen: an einen Landsknecht mit Zigeunerblut.

Verstehen Sie mich nicht falsch! Das soll nichts Schlechtes bedeuten, kein Werturteil sein. Ein Mann, der eine solche Bewegung ins Leben ruft, der, wie er, so bedingungslos faszinierend auf andere Menschen wirkt, hat hohe Qualitäten, muss sie haben. Seine überlegene Konzeption ist geradezu einzigartig. Auf dem Gebiete der Politik und der Menschenführung tritt bei ihm bisweilen etwas wie ein sechster Sinn oder eine übernatürliche Begabung in Erscheinung.

Aber vielleicht ist er doch wirklich nur Freikorpsführer, Revolutionär, Landsknecht. Deshalb frage ich mich manchmal: Wenn die Bewegung einmal erst richtige Volksbewegung ist, und wenn ihr auf Grund der Weimarer Verfassung die Regierungsmacht in die Hand fällt – wird er dann auch der Staatsmann sein können, der er sein muss, der Verwalter, der Erhalter?

Hier sehe ich eine furchtbare Verantwortung heranwachsen für die, die mit ihm gehen und ihm auf dem Weg vorwärts helfen, und besonders für die, die etwas in die Zukunft zu sehen vermögen. Die Bewegung *kommt* zur Macht. Das steht für mich felsenfest. Nicht in erster Linie der Richtigkeit ihrer Ziele wegen, sondern der Richtigkeit des Augenblicks wegen, in dem sie geboren wurde. Was Versailles, was Weimar verschuldet haben, wird erst eine spätere Generation zu beurteilen in der Lage sein. Aber Versailles und Weimar sind der Boden, auf dem die Bewegung gedeiht, Nahrung findet, wächst, und – beide zugleich überwinden wird.»

Pfeffer hielt inne, stand auf und ging eine Zeitlang schweigend im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor mir stehen und sagte ruhig:

«Wagener, wie könnten wir es erreichen, dass im entscheidenden Augenblick die richtigen Männer zur Seite Hitlers stehen?»

Auch ich stand auf und ging im Zimmer auf und ab. «Sie stellen mich hier vor eine Frage, die zu beantworten ich nicht so schnell in der Lage bin. Glauben Sie nicht, dass zunächst die verfassungsmässigen Grundlagen dafür eine gewisse Sicherheit bieten?»

«Das ist ja gerade das Furchtbare!» rief Pfeffer da aus. «Nach der Weimarer Verfassung regieren ja nicht einzelne, gewählte und bewährte Persönlichkeiten, sondern Parteien und Parteiführer. Das unselige Listenwahlrecht verpflichtet ja die Abgeordneten des Reichstages und der Landtage nicht ihren Wahlkreisen, sondern ihrer Partei, dem Parteivorsitzenden gegenüber. Wer nicht Parteidisziplin hält, kommt das nächste Mal

nicht mehr auf die Liste. So regiert in Deutschland immer die Gruppe derjenigen Parteien, d.h. diejenigen Parteiführer, die gerade die Regierungsmehrheit bilden. Die Weimarer Demokratie *ist* eben gar keine Demokratie, sondern eine Oligarchie, ja sogar das Monstrum einer Wechseloligarchie. Wenn aber einmal eine Partei fertigbringt, allein die Mehrheit im Reichstag zu haben, dann regiert sie verfassungsmässig allein, dann ist ihr Parteiführer der allein massgebende, der *Monarch*, aber mit grösseren Rechten, als je ein Monarch der letzten Jahrhunderte ausgestattet war, denn er ist es *durch* die vom Volke auf Grund einer Revolution selbst geschaffene Verfassung! Er ist der verfassungsmässige Diktator! Und was dem noch entgegenstehen sollte an demokratischen Stützen, Bremsen und Sicherungen, das kann leicht zerbrechen, zerbrochen werden. Und sehen Sie sich in der Geschichte um: Auf *jede* Revolution ist noch ein Diktator gefolgt: auf die Französische kam Napoleon, auf die bolschewistische kamen Lenin und Stalin, und auf die Deutsche – wird Hitler kommen, *muss* er kommen.»

Unwillkürlich schoss mir der Gedanke: «Bodensee – Schneeschmelze – vernichtende Flut des Hochwassers» durch den Kopf.

Da Pfeffer schwieg, bemerkte ich: «Ich beginne zu verstehen. – Ich sehe ein Schicksal marschieren, das nicht aufzuhalten ist. – Es wird unsere Aufgabe sein, zu versuchen, es zu meistern.»

Da reichte er mir die Hand und fragte: «Sind Sie bereit, dabei mitzuwirken? Wir brauchen noch viele andere, wir brauchen die Besten!»

Ich ergriff beide Hände von ihm und versicherte, ihm in die Augen blickend: «Ich möchte gerne bereit sein. Aber Sie müssen mir etwas Zeit lassen. Was Sie mir sagten und was ich gestern erlebte, ist zu gewaltig, als dass ich sofort zu klaren Gedanken in der Lage wäre.»

Pfeffer drückte meine Hände fester und sagte: «Sie sind Soldat, Generalstabsoffizier. Sie müssen einen Sattelentschluss fassen. Adolf Hitler will Sie heute oder morgen kennenlernen. Ich werden Sie auf morgen früh anmelden. Bis dahin muss aber alles klar sein.» –

Wir setzten uns wieder in unsere Fensternische und nach einer Minute des Schweigens nahm Pfeffer das Gespräch wieder auf.

«Mein Plan ist folgender. Sie müssen zunächst einmal hierher in die Reichsleitung der Partei. Dazu muss Hitler Sie persönlich auffordern. Und das wird morgen, wie ich hoffe, erfolgen.

Sie sagten vorhin selbst, dass es erstaunlich ist, dass ich ohne richtigen Stab einen solchen Aufmarsch, wie wir ihn gerade hinter uns haben, organisieren konnte. Aber es ist schon diesmal kaum durchführbar gewesen. Wenn sich meine Mitarbeiter nicht Tag und Nacht restlos aufgeopfert hätten, wäre es nicht gegangen. Ich brauche also einen Stab.

Auch die Führung der S.A. überhaupt, abgesehen von solchen Grosstreffen, ist auf die Dauer ohne Stab nicht möglich. Das hat Hitler schon eingesehen. Wir sind uns darüber einig.

Nun waren Sie Generalstabsoffizier, im Kriege in höheren Stäben, so weit ich mich entsinne längere Zeit in einem Armee-Oberkommando. Dann haben Sie in Thorn und im Baltikum Ihre Organisationsfähigkeit bewiesen. Das Baltikum Unternehmen, abgeschnitten von der Heimat, mitten in fremdem Land, war eine politische und militärische Höchstleistung. Leider ist es offenbar erst der Nachwelt vorbehalten geblieben, zu erkennen, dass Deutschland und Europa diesem Unternehmen erstmalig die Rettung vor der Bolschewisierung verdankt. Hitler weiss das. Er kennt Sie also!

Wenn ich Hitler deshalb vorschlug, dass er Sie bittet, an meine Seite zu treten, um einen Stab für die Oberste S.A.Führung zu bilden, etwa in der Art des Stabes eines Armee-Oberkommandos, dann wusste ich, dass er meinem Vorschlag zustimmen würde. Natürlich will er es abhängig machen von dem Eindruck, den er beim ersten Kennenlernen von Ihnen erhält.

Sie würden dann Chef dieses Stabes sein. Wir beide würden uns über unser Verhältnis zueinander stets einig sein. Sie waren früher mein Vorgesetzter. Sie hatten damals Erfahrung, Wissen und Auftrag. Heute habe *ich* die Erfahrung und den Auftrag. Aber wir wollen alles zusammen machen. Hitler gegenüber trage ich natürlich allein die Verantwortung.

Sind Sie erst einmal Stabschef, dann muss der Erfolg Ihrer Arbeit Ihre Stellung weiter festigen und ausbauen. Und was später geschehen kann und muss, wird sich zeigen.»

Er hielt inne und wartete auf meine Antwort.

«Ich verstehe Ihren Plan und danke Ihnen für Ihr Zutrauen. Ich habe keinen Zweifel, dass ich die Aufgabe eines Stabschefs der S.A. zu Ihrer und Herrn Hitlers Zufriedenheit lösen könnte. Sie werden mir aber gestatten, darzulegen, welche Gedanken mich dabei bewegen.

Ich bin zwar Soldat gewesen, aktiver Offizier und Generalstäbler. Aber ich eigne mich nicht zum Friedensoffizier. Es liegt ein schwerwiegendes Dilemma in diesem Beruf. Der Offizier übt den Krieg. Er weiss zwar, dass er damit dem Frieden dient. Aber ein Tatmensch trägt stets die Idee in sich, irgendwie und irgendwann einmal zu erproben und zu beweisen, dass seine Lebensarbeit, seine Berufstätigkeit erfolgreich war. Wenn also einmal in der Politik Situationen entstehen, die ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln, um mit Clausewitz zu sprechen, überhaupt in den Bereich der Möglichkeit rücken lassen, dann wird ein Tatmensch als Chef des Generalstabes mehr der Auffassung zuneigen, die kriegerische Entscheidung zu empfehlen, als die schwächere – vielleicht aber klügere, eines Kompromisses. In solchen Fällen werden sich stets ein Bismarck und ein Moltke gegenüberstehen.

Nach dem unglückseligen Ausgang des Weltkrieges kann ein deutscher Chef des Generalstabes eine solche Möglichkeit aber jahrzehntelang gar nicht mehr vor sich sehen. Denn Deutschland *kann* keinen Krieg führen. Die Tatmenschen sind deshalb auch wohl ziemlich ausnahmslos aus dem Torso des deutschen Heeres, das den Namen Reichswehr trägt, ausgeschieden. Was da blieb, treibt diesen Beruf als Broterwerb.

Ja, solange die Militärzeit zugleich die Erziehungsschule der gesamten deutschen Jugend war zur körperlichen Ertüchtigung und zu innerer Disziplin, konnte sich der Offizier als Erzieher des Volkes fühlen. Aber wer damit allein zufrieden war, zählte trotzdem nicht zu den Tatmenschen, war also auch nicht geeignet zum Chef des Generalstabes. Seitdem aber das Heer nur noch 100'000 Köpfe zählt, die sogar 12 Jahre dienen, also auch ihrerseits das reine Soldat-sein als Beruf ansehen, ist auch der Gedanke der Erziehungsleistung für das Volk in Fortfall getreten. Wo ist da ein Ideal für einen Offizier?

Wenn ich diese Gedanken übertrage auf eine Führertätigkeit im Stab der S.A., dann will es mir scheinen, als ob sie da noch in verstärkter Masse zutreffen.»

«Sie irren sich, Wagener. Gerade, was Sie vom Offizier und Zugehörigen der Reichswehr sagten, führt wohl zu der Überzeugung, dass die sogenannte militaristische, wir sagen besser die alte militärische Einstellung überholt ist und der Vergangenheit angehört. Und wir dürfen und können sie zunächst nicht wiedererwecken, nicht aus dem Grabe hervorholen.

Aber glauben Sie, dass Versailles für alle Zukunft Frieden geschaffen hat, dass es ein Paradies auf Erden gründete? Das Gegenteil ist der Fall. Überall wurden Pulverfässer aufgestellt, überall wurden Zündschnüre gelegt. Und darüber hinaus liegt unmittelbar im Osten von uns eine Dynamitbombe grössten Ausmasses, der Bolschewismus, verkörpert in der grössten Heeresorganisation der Welt, erfüllt und getragen von einem asiatischen Vernichtungswillen gegen die gesamte europäische Kultur, zur Entladung bereit, um nachzuholen, was gerade durch Sie vom Baltikum aus zunächst verhindert worden war. Wir haben keine ruhige Entwicklung vor uns, kein friedliches Paradies. Und wenn der russische Bär seine Tatzen einmal ausstreckt, dann schlägt er zunächst uns. Denn über Polen haut er gleich hinweg.

Aber wir können kein stehendes Heer halten, wie es nötig wäre, wir können es nicht aus Gründen der inneren Politik, und wir dürfen es nicht, weil Versailles es uns verbietet. Und – wir sollten es auch nicht, – aus den Gründen, die Sie gerade genannt haben. Denn aus dem Vorhandensein eines starken Heeres mit einem Tatmenschen an der Spitze wird leicht ein Säbelrasseln. Und aus dem Säbelrasseln leicht ein Krieg. Und die anderen lieben es nicht, dieses Säbelrasseln. Man lebt nicht gern neben einem Nachbarn, der bis an die Zähne bewaffnet ist, – selbst wenn er sagt, dass er es nur aus Angst tut. Denn man weiss nie, ob es ihm nicht doch einmal einfällt, vielleicht ‚aus Angst‘ zu schießen. Und das ist der Keim eines neuen Krieges, und zwar gegen uns, nicht von uns! Und den müssen wir vermeiden.

Es muss also ein anderer Weg gefunden werden, ein ganz neuer, um den Gefahren, die um uns herum lauern, entgegentreten zu können, ohne die Spannungen zu erhöhen. Und da ist es eben die Auffassung Hitlers, der ich völlig beipflichte, dass er nur in der Hoffnung und Aufrechterhaltung einer inneren Bereitschaft bestehen kann, einer Bereitschaft, jederzeit und wenn es sein muss, auch mit der Waffe in der Hand, das Vaterland zu verteidigen. [...]

Versailles erweckte nun von neuem die polnischen und die tschechischen Träume. Und vom Osten her droht ein neuer asiatischer Einfall in einem Ausmass, wie vielleicht

nie zuvor. Und er trägt die Flagge einer kommunistischen Weltanschauung voran, die bereits in allen anderen Ländern des Erdteils zahlreiche Anhänger gefunden hat, die bereits die Girlanden binden für den Empfang dieses Messias.

Sehen Sie. Das ist eine der gewaltigen Erkenntnisse Adolf Hitlers, eine ungeheure Wahrheit, das ist die erschütternde Wirklichkeit der Gegenwart, vor der die Welt jedoch offenbar die Augen verschliesst.

Und nun werden Sie verstehen, was der tiefere Sinn der S.A. ist.

Anfangs gegründet nur zur Brechung des Terrors der Kommunisten, zur Wiederherstellung der durch die Weimarer Verfassung eigentlich garantierten Versammlungs- und Redefreiheit ist die S.A. jetzt bereits der Träger eines neuen Freiheitswillens geworden und die stets bereite Kampftruppe gegen den Bolschewismus und die kommunistische Gefahr.

Die S.A. ist also kein Militär, wie Sie vorhin meinten. Sie ist völlig auf freiwilliger Grundlage aufgebaut. Es gibt keine Rangunterschiede in der S.A. Es gibt nur S.A.-Männer. Wenn ein S.A.Mann den Auftrag hat, einen Sturm zu führen, so trägt er für die Zeit dieses Auftrages die Bezeichnung ‚Stuf‘. Er wird von seinem Sturm dazu gewählt, wie bei den alten Germanen die Fürsten und Herzöge gewählt wurden. Tritt er als Stuf zurück oder ist seine Wahlperiode abgelaufen, so ist er wieder S.A.Mann. Er behält also keinen Titel. Die S.A. ist die demokratischste Institution, die es je in Deutschland in dieser Art gegeben hat. Nur die Bestätigung des Stuf behalte ich mir durch meine Stellvertreter vor. Ebenso werden die Sturmbann- und Standartenführer usw. auf Vorschlag von mir ernannt. Was mit dieser Art der Führung erreicht wird, haben Sie dieser Tage hier gesehen. Auch kennen Sie den Freikorpsgeist und seine ihm eigentümliche Disziplin.

Die S.A. ist also nicht zusammengefügt durch ein mit Strafgewalt ausgestattetes Vorgesetztengefüge, sondern nur durch den gemeinschaftlichen freien Willen und durch einen ebenso gemeinschaftlichen und freien Glauben.

Die S.A. *ist* keine militärische Truppe. Sie darf es nicht sein und soll es auch nicht sein. Sondern sie ist das werbende Symbol für Freiheit und Gleichheit, sowie für Gemeinschaftsgeist und sozialen Willen. Sie hat die Aufgabe, die Rote Front kampfflos niederzuwerfen, ihr die Menschen wegzunehmen, und diese dann zu einen und mit dem gemeinsamen Geist eines wahren Sozialismus zu erfüllen, eines nationalen Sozialismus, der eine neue Front bedeutet gegen den übernationalen Marxismus und Bolschewismus.

Der unmilitärische Charakter der S.A. ist zugleich in der Lage, den Nachbarn Deutschlands zu zeigen, dass wir keine Gedanken der Rache oder Wiedergutmachung haben, sondern Ziele der ausgleichenden Zusammenarbeit, des gegenseitigen Verständnisses und der wirtschaftlichen und kulturellen Annäherung. Wenn wir aber angegriffen werden, sei es von innen durch die Kommunisten, oder von aussen durch irgendeine andere Macht, so ist der Geist der S.A. ein Garant dafür, dass die Verstärkung der Reichswehr in dem Umfang, den sie für den aufgezwungenen Kampf benötigt, ohne Schwierigkeiten und rasch erfolgen kann. Das wird jeder erkennen und empfinden, der einen Tag wie den gestrigen miterlebt hat.

Sie würden also keine halb-militärischen Arbeiten zu machen haben, wenn Sie sich als Stabschef für die S.A. zur Verfügung stellen, sondern Ihre Aufgabe würde eine ganz andere, wesentlich höhere und dazu völlig neue sein.»

Ich fragte, ob sich diese Auffassung mit der Adolf Hitlers decke. Worauf Pfeffer erwiderte:

«Das ist selbstverständlich. Nichts darf geschehen und kann geschehen, ohne völliges Einverständnis mit ihm. In einer Bewegung wie der unsern kann nur *einer* die Bewegung führen. Und wer sie schuf, ist auch wohl der richtige Führer. Wohl braucht auch ein Führer seine Berater, seine Mitarbeiter. Sie ihm vorzuschlagen und zuzuführen, ist unsere Aufgabe, und das will auch er. Und wenn wir auch nur seine Unterführer auf unseren Teilgebieten sind, so haben wir doch eine Pflicht und eine Verantwortung auch der Bewegung als Ganzes gegenüber, die wir mit verkörpern. Niemals aber darf in Frage kommen, die Einheit der Führung zu untergraben oder gegen sie zu verstossen. Es würde auch erfolglos sein. Denn die Autorität Adolf Hitlers ist in der ganzen Bewegung so unbedingt, dass ein Versuch sie anzutasten und die Anhänger gegen seinen Willen in anderer Richtung zu führen oder gar sie ihm aus der Hand zu nehmen, völlig unsinnig und aussichtslos wäre.»

«Das nehme ich wohl auch an. Denn meine Eindrücke gestern und am vorgestrigen Abend waren so, dass ich die Überzeugung gewonnen habe, dass Hitler der völlig unangezweifelte und unbestrittene Führer der Bewegung ist, der Genius der Idee, die alle beherrscht, und der Angelpunkt ihres Glaubens. Ich könnte mir denken, dass für die Menschen, die von diesem Glauben erfüllt sind, insbesondere die Jugend, eine Erschütterung desselben geradezu völlig unmöglich ist.»

«Richtig.» fügte Pfeffer hinzu, «darin liegt aber gerade die grosse Verantwortung, die auch wir tragen. Wehe, wenn die Dynamik, die in dieser Bewegung steckt, falsch gelenkt wird, wenn also der Führer falschen Ratgebern folgen würde oder, wie ich Ihnen vorhin bereits andeutete, selber seine Ziele übersteigern würde! Sie würden mitlaufen, hinter ihm her, blindlings, auch wenn sie dabei dem sicheren Tod in die Arme laufen müssten.»

Ich schwieg. Nach einigen Augenblicken richtete sich Pfeffer auf und sagte: «Ich schlage Ihnen vor: Gehen Sie erst mal etwas raus an die frische Luft. Aber nicht in der Stadt. Das hat keinen Sinn. Da können Sie sich nur durch das Gewühl drängen. Ich stelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung. Fahren Sie in der Richtung nach Bayreuth, bis Sie wo Wald und Berge finden. Wenn Sie dann einige Zeit durch die Gegend gewandert sind, dann haben Sie sich gesammelt und können zum Entschluss kommen. Oder wollten Sie zu den verschiedenen Sitzungen der Sonderausschüsse gehen? Kulturausschuss, Erziehungsausschuss, Wirtschaftsausschuss?»

«Anfangs hatte ich die Absicht, die Sitzungen des letzteren zu besuchen. Ich hatte schon am 1. Tag den Kongress versäumt.»

«Sie versäumen nichts, wenn Sie die Arbeitsausschüsse auch versäumen.»

«Ich möchte auch gar nicht dahin. Ich nehme Ihr Anerbieten, raus an die frische Luft zu fahren, gerne an. Wann und wo treffen wir uns wieder?»

«Am Besten sehen wir uns zum Essen wieder. Das sind 2 bis 3 Stunden. Sagen wir

also um 1 Uhr im Hotel Deutscher Hof. Ich werde für einen Tisch sorgen. Heute Abend gehen Sie ja wohl auch zum Feuerwerk?»

«Ja. Das will ich.»

«Gut. Dann auf Wiedersehen zum Essen.»

Pfeffer rief Hallermann und gab die Anweisungen wegen des Wagens. Er stand fahrbereit unten. Hallermann begleitete mich hinunter und sagte dem Fahrer, einem grossen blonden Westfalen von vielleicht 28 Jahren, wohin er fahren solle. Dann setzte ich mich vorne neben den Fahrersitz, und der Wagen sprang an und setzte sich lautlos in Bewegung.

Mir war wirr im Kopfe. Ich hatte mich mit der grossen Politik eigentlich schon seit Langem nicht mehr beschäftigt. Wohl war ich als Chef des Stabes im Baltikum¹ in die Politik hineingezogen worden. Und später als Landesleiter der Organisation Escherich² für Baden wurde ich wieder in politische Angelegenheiten verstrickt. Auch war ich nach dem Tode des Reichspräsidenten Ebert, als zuerst Dr. Jarres als Kandidat aufgestellt war und dann Hindenburg im 2. Wahlgang gewählt wurde, Vorsitzender des Wahlausschusses der Rechtsparteien Badens gewesen. Aber sonst lag mein Interesse auf dem Spezialgebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Ich hatte darüber in den Jahren 1922 bis 1924 sogar Vorlesungen gehalten bei den Handelshochschulkursen, die im Wintersemester von der Technischen Hochschule in Karlsruhe durchgeführt wurden und auf der Universität zu Würzburg, wo mir im Anschluss daran und in Anerkennung meiner Verdienste für die Rettung Deutschlands vor dem Bolschewismus die Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa verliehen worden war.³ Die reine Politik aber erschien mir jetzt doch als Neuland [.. .]

«Haben Sie ein besonderes Ziel?» fragte der Fahrer. Er sah in seiner offenbar ganz neuen S.A.Uniform, zu der sein braungebranntes Gesicht und seine blauen Augen besonders gut passten, wie der Typ eines germanischen Menschen aus. Er war es auch. Wie er mir später erzählte, war er westfälischer Bauernsohn. Nach dem Kriege war er als Freiwilliger ins Freikorps von Pfeffer eingetreten und seitdem immer bei Pfeffer geblieben.

«Nein. Ich möchte nur irgendwo allein sein und im Walde spazieren gehen können. Kennen Sie die Gegend?»

«Wir werden in einer Viertelstunde in waldiges Hügelland kommen. Dort ist es vielleicht richtig.»

Die Fahrt war herrlich [...]

Schon fuhren wir an langen Waldstücken vorbei. Allmählich wurde das Gelände wellig. Dann kam eine Unterführung und bald darauf stieg die Strasse in einem Wald auf eine Höhe, die der Anfang eines wirklichen Waldgebirges zu sein schien. Der Fahrer nahm das Gas weg. Der Wagen rollte langsamer, und da, wo ein Seitenweg von der Strasse abbog, zog mein Begleiter die Bremsen an.

«Wunderbar. Ich danke Ihnen. Hier ist die richtige Gegend für mich. Ich will etwa 1 Stunde umhergehen. Es ist jetzt 10³ⁿ. Wenn ich 11³⁰ nicht zurück bin, dann hupen Sie

bitte lang anhaltend von 5 Minuten zu 5 Minuten. Der Wald ist dicht. Man kann sich verlaufen. Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen», antwortete der Westfale und machte mir den Schlag auf. «Nehmen Sie einen Stock? Wir haben einen im Kofferraum.»

Ich nahm ihn gern und folgte nun dem Weg in den Wald, um mich meinen Gedanken hinzugeben.

Es waren noch keine geordneten Gedanken. Nur Gedankenketten, wie Wolkenketten, die der Sturm an den steilen Gipfeln und Felsen der Hochalpen vorbeijagt. Bald berührten sie den, bald jenen Bewusstseinspunkt, aber sie haften nicht, sie liessen sich nicht festhalten.

Ich bog in einen schmalen Waldweg ein, der wie eine Schneise schnurgerade durch die Bäume führte, bergauf und bergab über flaches Höhengelände. Ich versuchte, zunächst einmal nichts zu denken, gar nichts. Das habe ich gelernt, im Gefängnis, als ich während des Kapp-Putsches in Schutzhaft, wie es der badische Minister Remmele nannte, sass. Es wollte mir zwar nicht ganz gelingen. Aber indem ich jeder Verführung, einem Gedanken zu folgen, widerstand, wurde ich ruhiger, klarer, sicherer. Ich gewann wieder die Herrschaft über meinen Kopf.

Was ging da um mich herum vor? In was werde ich da völlig unvorbereitet und ohne jede Absicht von mir hineingezogen? Ist es Wahn, Fatamorgana, was ich gesehen und gehört habe? Oder ist es Wirklichkeit? – Wie kam ich hier in diesen Wald? Was will ich hier? – Erst vor 2 Tagen fuhr ich um diese Zeit, vom herrlichen Waldhotel bei Villingen kommend, über den Bodensee – Richtig, Bodensee. Wie sagte doch der abgeklärte Reisegefährte: «Wenn der Bodensee *nicht* wäre, würden die Fluten der Schneeschmelze ungehemmt durch das Rheintal jagen, alles vernichtend, alles mit sich fortreisend. Auch der Mensch, besonders der zur Führung berufene, sollte sich einen Bodensee einschalten, um Ausbrüche seines Tatendranges und seiner Entschlussfreudigkeit in geregelten Bahnen halten zu können.»

Seltsam, diese harmlose Bemerkung eines Weisen, und nun das Angebot Pfeffers: mit ihm zusammen einen Bodensee zu bauen, für Adolf Hitler, für die Bewegung. .

Friedlich und sorgenlos hatte ich im Schwarzwald gesessen, und nun soll ich plötzlich Verantwortung übernehmen, höchste Verantwortung, soll mich in einer Stunde entschliessen zu «Ja» oder «Nein», soll alles liegen und stehen lassen, was mich bisher umgab, und in ein Schiff einsteigen, dessen Kapitän und Steuermann ich nicht kenne, nur gerade erst gesehen habe, und auf dem sich nur neue Menschen befinden, neuen Dingen, neuen Geschehnissen entgegen. Und die Zeichen stehen von vornherein auf Sturm! Und nicht als Passagier soll ich auf dem Schiffe sein, sondern als einer der Nächsten beim Kapitän, beim unbestrittenen Herrn über das Fahrzeug und damit über die Fahrt und über Ziel und Richtung der Fahrt.

Wieder begannen sich meine Gedanken zu verwirren. Aber bald hatte ich sie wieder in der Gewalt. Um was geht es? Geht es um mich? Nein. Um meine Interessen? Nein. Es geht einzig allein um eine Sache, um die Sache des deutschen Volkes, um die «res publica». Es kann sein, ja es scheint sogar sicher, dass es um eine Entscheidung geht:

um hohes Glück oder tiefes Unglück meines Vaterlandes. Schon ist der Aufbruch im Gang. Ich habe ihn marschieren sehen, mit dem Herzen vorgestern in jenen Zelten am Stadtrand vor Nürnberg, gestern mit den Augen auf dem Luitpoldhain und dem Marktplatz. Pfeffer hat recht: er ist nicht aufzuhalten. Er marschiert. Versailles und Weimar haben ihn geboren, Adolf Hitler hat seine Fahne ergriffen, Hunderttausende marschieren bereits mit, Millionen werden folgen!

Ich empfand etwas, wie eine göttliche Fügung, einen göttlichen Willen, einen höheren Auftrag, der mich hierhergeführt hat. Als Soldat hatte ich geschworen, Deutschland zu dienen, ich war Offizier, Pflichtmensch. Konnte ich, durfte ich mich der Pflicht entziehen, zu der ich jetzt gerufen wurde?

Aber würde ich auch stark genug sein, um die Aufgabe zu erfüllen, die Last zu tragen, die Verantwortung zu übernehmen? Die 3 Waagen kamen mir in den Sinn, die das Wappen meiner Familie enthielt. Häufig hatte mein Vater mir gesagt, es seien die Waagen, auf denen ich stets abwägen müsse, wenn ich einmal vor einem schweren Entschluss stehe. Auf der ersten Waage werde gewogen das «Du sollst». Auf der zweiten das «Du darfst». Und auf der dritten das «Du kannst».

Das «Du sollst» ist die Berufung, der Auftrag, die Erkenntnis des Zieles und der sittlichen Notwendigkeit, es aufzunehmen. Das «Du sollst» lag klar zu Tage. Noch klarer kann es einem Sterblichen von der Vorsehung nicht gewiesen werden.

Das «Du darfst» ist ein ethisches «Du darfst». Was hatte ich zu bedenken? Ich war frei, ganz allein, ohne Familie. Als Offizier war ich verabschiedet, als Vorstand der Nähmaschinenfabrik Haid und Neu war ich vor einigen Jahren zurückgetreten, aus meiner jetzigen Firma konnte ich jederzeit heraus. Nichts band mich anderswo. Und war das Ansinnen Pfeffers unedel, unwürdig? Das konnte nicht sein. Eine Bewegung, die wie ich es gesehen hatte, das Volk aus einer hoffnungslosen Lethargie aufrüttelt, begeistert, und an grosse, zum Teil neue Ideale zu glauben lehrt, die den Müttern und Vätern, den Geschwistern und Kindern in stolzer Zuversicht zurufen kann: «Sie sind nicht umsonst gefallen, die deutschen Söhne im grossen Kriege!», sie muss, sie kann nur einen hohen ethischen Inhalt haben. Das «Du darfst» konnte also mit gutem Gewissen mit «Ja» beantwortet werden.

Das «Du kannst» zu beantworten, war schwieriger. Wie häufig hatte ich Anderen gesagt: Leichtsinzig sei ein Mensch, der sich einer Aufgabe unterzieht, der er nicht gewachsen ist, ein Mann, der aus Überheblichkeit, Selbstüberschätzung, oder aus Eitelkeit etwas übernimmt, wofür er von vornherein nicht die Fähigkeiten hat. Heute stand ich wieder einmal selbst vor dieser Frage. Ob ich einer grossen politischen Aufgabe gewachsen sein würde, konnte ich nicht beantworten. Wäre mir eine solche unmittelbar angeboten worden, so hätte ich sie ablehnen müssen. Aber die Schaffung eines Stabes für die Oberste S.A.Führung, was zunächst meine Aufgabe sein sollte, das war ein Auftrag, den auszuführen ich mich getrost unterfangen konnte. Denn das lag im Rahmen dessen, was ich als Generalstabsoffizier gelernt und auf der Kriegsakademie studiert hatte. Wann und in welchem Umfang ich später auf andere Aufgaben überwechseln konnte, das musste die Zeit zeigen, das musste späteren neuen Selbstprüfungen überlassen werden. Am meisten kam für mich das Gebiet der Wirtschaft sowie der Wirtschafts-

und Sozialpolitik in Frage, mit der ich mich in der Nachkriegszeit am intensivsten beschäftigt hatte. Ausser meiner Tätigkeit als Direktionsassistent in einer grossen Pumpen- und Armaturenfabrik und als Direktor und Vorstand der Nähmaschinenfabrik Haid und Neu in Karlsruhe, einem Werk, das damals 3'200 Arbeiter beschäftigte, war ich im Aufsichtsrat einer Linoleumfabrik und eines Holzbearbeitungswerkes gewesen. In dieser Zeit hatte ich das Exportgeschäft sehr genau kennengelernt, wobei ich häufig fremde Länder bereiste. Dabei fand ich auch die Möglichkeit, die Arbeit der Hamburger und Bremer Exporteure und Importeure, sowie die Börsen kennenzulernen. In sozialpolitischer Hinsicht war ich mehrere Jahre stellv. Vorsitzender der Berufsgenossenschaft für Feinmechanik, für den Bereich in Baden und Württemberg tätig sowie als Präsident des Krankenkassenschutzverbandes in Südwestdeutschland. Ferner war ich an der Gründung des bekannten Systems der Bausparkassen beschäftigt und wirkte in einem Kreis des damaligen Reichskanzlers Dr. Stresemann bei der Behandlung der Frage der Stadtrandsiedlung und der Krisenfestmachung der Arbeiterschaft mit. Die Vorträge und Vorlesungen auf der Karlsruher Hochschule und der Würzburger Universität hatten mich zu gründlichem Studium der einschlägigen Fragen gezwungen. Die Verleihung der Dr.-Würde honoris causa durfte ich als Beweis der Anerkennung meiner wirtschafts- und sozialpolitischen Arbeit ansehen. Wenn ich also einen Auftrag auf diesem Gebiet erhalten würde, so konnte ich ihm ebenfalls mit ruhigem Gewissen entgegensehen. Auch das «Du kannst» glaubte ich also bejahen zu dürfen. Langsam wurde mir mein Entschluss klarer. Aber ich wollte Pfeffer doch noch sagen, dass mein eigentliches Interesse auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik lag und dass ich die Aufgabe als Stabschef der S.A. nur als einen Übergang ansehen wolle.

– Da war es mir, als wenn ich fernab das Tuten eines Autos gehört hätte, ein langgezogenes ängstlich klingendes Tuten. Ich sah auf die Uhr. Es war schon 11⁴⁵. 3 Mal musste ich das Signal bereits überhört haben. Ich wandte meine Richtung auf dem nächsten Weg zur Strasse. Ich war weit abgekommen und hörte noch mehrmals das alle 5 Minuten wiederholte Signal. Als ich die Strasse erreicht hatte, sah ich den Wagen einige 100 m vor mir auf der Höhe stehen und der Fahrer winkte mir bereits. Rasch war er da. Und nun ging's in rascher Fahrt nach Nürnberg zurück.

Im Hotel angekommen fand ich die gewohnte Fülle von Menschen vor. Aber Pfeffer hatte uns Plätze reservieren lassen und ich kam deshalb gut unter. Er war selber noch nicht da. Auf dem Tisch stand eine Karte: «Für Osaf belegt.» So hatte ich keine Arbeit mit dem weiteren Freihalten.

Bald kam er mit Hallermann, Bormann, dem Fahrer, der mich so schön geleitet hatte, sowie einigen S.A.Führern, darunter Schneidhuber und Obernitz. Es entwickelte sich eine frohe Unterhaltung über Erlebnisse und Hoffnungen. Während des Essens betrat ein auffallender Mann in S.A.Uniform, ohne Abzeichen und ohne Mütze, aber den Orden Pour la Merite tragend, den Speisesaal. Er erweckte wegen seiner Körperfülle und wohl auch durch den «Pour le Merite» mein Interesse. Es sah erst aus, als ob er einen Platz suchte. Aber als ich Pfeffer fragte, ob er ihn kenne, sagte er lächelnd: «Das ist Gö-

ring. Er tut, wie wenn er einen Platz sucht. Aber er will sich nur zeigen und gegrüsst werden.»

Worauf ich unwillkürlich bemerkte: «Aber es grüsst ihn ja niemand?»

«Das ist ihm auch sicherlich ein grosser Kummer. Aber es gibt bereits viele, die ihn grüssen, besonders ausserhalb der Partei. Er nennt sich Vertreter Adolf Hitlers in Berlin. Er hat dafür zwar keinen Auftrag. Aber da er zur nationalsozialistischen Reichstagsfraktion gehört, und was aus sich zu machen versteht, wird er in Berlin ernst genommen. Manchmal befürchte ich, dass auch Hitler ihn ernst nimmt.»

Das Gespräch kam wieder auf andere Gegenstände.

An einem andern Tisch stand jemand auf und trank auf mein Wohl. Es war Robert Wagner. Ich ging deshalb später zu ihm hinüber und lernte bei ihm die Vertreter der politischen Parteiorganisation kennen: Köhler⁴, Wacker⁵ und andere.

Ausserdem machte ich die Bekanntschaft eines Industriellen namens Keppler⁶, der mir in seiner Art etwas seltsam vorkam. Er war Direktor einer Fabrik in Eberbach bei Heidelberg, die den amerikanischen Kodakwerken gehörte. Er beobachtete viel, war aber sehr schweigsam.

Ich machte mit Wagner aus, dass wir am Abend nach dem Feuerwerk noch etwas im Hotel zusammensitzen wollten.

Nach dem Essen setzte ich mich mit Pfeifer an einen kleinen Tisch in einer Ecke. Er fragte, was nun mein Entschluss sei.

Ich erklärte ihm meine Bereitschaft, in seinen Vorschlag einzuwilligen, wies aber auf meinen Wunsch hin, nach einiger Zeit aus dem Dienst als Stabschef der S.A. entlassen zu werden, um mich der Wirtschafts- und Sozialpolitik widmen zu können.

Er meinte: «Das liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Aber das wollen wir Hitler heute nur andeuten. Denn dieses Arbeitsgebiet liegt ziemlich fest in den Händen Gottfried Feders⁷. Für's erste ist der Stabschef das Ziel.»

Dann fuhr er fort: «Ich danke Ihnen jedenfalls und bin froh und offen gestanden etwas erleichtert, dass Sie eingewilligt haben. Ich bin nachher bei Hitler und werde mit ihm einen Termin für morgen vereinbaren. Vielleicht sehen wir uns vor den Sportvorführungen und dem Feuerwerk. Ich fahre um 5 Uhr vom Hotel ab. Wollen Sie nicht mit mir fahren?»

Ich sagte gerne zu. Wir verabschiedeten uns. Und ich glaube, dass er ebenso sein Bett zu einem Mittagschlaf aufsuchte, wie auch ich es tat. Nur konnte ich nicht schlafen.

Aber ich entschloss mich, nunmehr Aufzeichnungen zu machen, die dem Ernst und der Bedeutung des Wendepunktes meines Lebens entsprachen. Die Tage vorher hatte ich sowieso bereits in meinem Tagebuch festgehalten.

3. Feuerwerk im Stadion – Vorbehalte eines Gauleiters gegenüber der S.A.

Als ich kurz vor 5 Uhr in die Hotelhalle kam, fand ich Pfeffer und Hallermann vor, die mich bereits erwarteten. Pfeffer trat zu mir mit den Worten:

«Morgen um 11 Uhr bittet Sie Hitler um eine Aussprache auf seinem Zimmer.

Ich bin guter Hoffnung. Ich selbst werde dabei sein.»

Dann stiegen wir in den Wagen und fuhren hinaus zum Stadion.

Wiederum wälzte sich ein Strom von Tausenden dorthin. Wiederum zeigten sich die Bilder froher Erwartung und Begeisterung. Aber heute herrschte der Civilanzug vor. Die Sportabteilungen waren wohl schon voraus. S.A. war bis auf die örtlichen Verbände bereits abtransportiert. Nur die Abteilungen, die im Fussmarsch gekommen waren, benutzten wohl die Gelegenheit, den Aufenthalt in Nürnberg noch etwas mehr auszukosten.

«Wir haben diese Sportvorführung und das Feuerwerk veranstaltet, um den ganzen Aufmarsch zu finanzieren. Das Stadion nimmt 30'000 Menschen auf. Der Eintritt kostet 1 Mark – ausser natürlich für die S.A. und die Ehrengäste. Mehr werden die Kosten des Reichsparteitages nicht ausmachen. Denn Fahrt und Aufenthalt trägt ja jeder selbst.»

Ich fragte, wer das Finanzwesen der Partei unter sich habe. Pfeffer antwortete:

«Das ist Schwarz, Xaver Schwarz¹, eine Perle von Mensch. Könnte preussischer Beamter sein.»

«Haben Sie etwas gegen die Bayern?»

«Nein», meinte Pfeffer, «aber es ist eben doch ein etwas anderer Menschenschlag als wir Preussen. Man kann nicht sagen, besser oder schlechter. Der Süddeutsche ist aber eben irgendwie anders.»

«Ich selbst bin ebenfalls Süddeutscher.» sagte ich.

«Aber», unterbrach Pfeffer mich: «Sie sind Badener. Das ist für Bayern ein Preusse mit mildernden Umständen.»

«Herrlich! Das mag noch vom Jahr 1866 herkommen, als Baden in den Gefechten von Hundheim und Werbach gegen die Preussen aufmarschiert stand, allerdings nicht schoss. Baden zog dadurch aber immerhin eine ganze preussische Division auf sich.»

«Sie werden das noch kennen lernen. Sie sind uns Norddeutschen eigentlich nicht feindlich, die guten Bayern, sie haben aber ihre Eigenart. General v. Epp² erläuterte mir die Einstellung der Bayern den Preussen gegenüber einmal mit den Worten: ‚Wir ha-

ben's eben nicht so eilig, wie die Preissen immer. Und da ärgert's uns halt: bis mir ,Wurst' g'sagt haben, haben's die Preissen schon immer g'fressen.'»

– Wir waren inzwischen auf dem Weichbild des Stadions angelangt. Unzählige Fahnenmasten mit den flackernden Farben aller deutschen Länder, dazu Wappen von Nürnberg und die Flaggen der Partei. Musik drang uns entgegen, und man merkte, wie sich die Schritte der Menge, an der wir vorüber und durch die wir hindurch fuhren wie elektrisiert beschleunigten, je näher sie ihrem Ziel kamen.

Wir fuhren hinein bis zur Haupttribüne, von Hunderten von Stimmen begrüßt: «Heil Osaf!» Wir verabschiedeten uns, da ich mich zur Ehrenloge begeben wollte und vereinbarten gemeinsame Rückfahrt.

In der Ehrenloge traf ich wieder Frau Winifred Wagner mit ihren Kindern. «Sie drängten, sie konnten nicht früh genug hier sein.»

Wir unterhielten uns über die Eindrücke des Vorbeimarsches und anderes, bis sehr bald das Gespräch auf Bayreuth kam. Aber es wurde immer unterbrochen, das Bild des fast lückenlos gefüllten Stadions, Menschen, die Frau Wagner begrüßen wollten, und eifrige Fragen der Kinder lenkten die Aufmerksamkeit immer wo anders hin, bis Frau Wagner sagte: «Wollen Sie uns nicht einmal in Bayreuth besuchen? Auch mein Mann würde sich sicher freuen, Sie kennen zu lernen. Im Herbst oder im Winter. Da ist es am Gemütlichsten. Im Frühjahr und zur Zeit der Festspielwochen ist man nicht Herr seiner Zeit. Und im Sommer fliehen wir in die Einsamkeit. Also sehen Sie mal, wann es passt.»

Ich sagte gerne zu. Nicht nur meine besondere Vorliebe für Richard Wagner und seine Werke und für die Einzigartigkeit der Aufführungen in Bayreuth zogen mich schon immer sehr in die so besonders anmutig gelegene Stadt im fränkischen Waldgebirge, sondern nunmehr auch der Scharm und die Grösse dieser ausserordentlichen Frau.

Da begrüßte mich Herr Keppler, jener Industrielle aus Eberbach bei Heidelberg, den ich am Tisch des Gauleiters Robert Wagner heute Mittag kennengelernt hatte. Er nahm neben mir Platz und zog mich in seiner wortkargen Art etwas zögernd in ein Gespräch. Zwischenrein machte er Aufnahmen mit einer damals noch neuen kleinen Siemens-Film-Camera.

«Ich höre, Sie werden morgen von Adolf Hitler empfangen?» fragte er ziemlich unvermittelt.

«Ich erfuhr es soeben. Und wo wissen Sie das her?»

«Das spricht sich herum.»

Pause.

«Ist es etwas Besonderes, weshalb Sie um eine Aussprache gebeten haben?»

«Ich habe selber nicht darum gebeten. Herr Hitler hat mich zu einer Besprechung aufgefordert.»

Pause.

«Ich habe durch Robert Wagner einiges von Ihnen gehört. Sie sind früher Offizier gewesen und nun in der Wirtschaft?»

«Ja.»

«Kennen Sie Feder?»

«Nein. Ich kenne hier überhaupt niemanden. – Ausser Pfeffer und Robert Wagner.»

«Aber den Führer kennen Sie doch wohl schon länger.»

«Nein. Ich sah ihn vorgestern zum ersten Mal.»

Er schwieg. Weiss der Teufel, was in seinem Kopfe vorging. Er war mir unsympathisch. Aber ich wusste nicht, weshalb.

Wogende Heil-Rufe lenkten unsere Aufmerksamkeit auf das Stadion hin, wo inzwischen ausser den hoch hinaufgestaffelten Rängen gut die Hälfte des Innenfeldes von S.A. und S.S. Formationen, Hitler-Jugend und anderen geschlossenen Gruppen angefüllt war. Nur ein grosses Viereck in der Mitte war frei. Der Haupttribüne gegenüber waren die hohen und breiten Aufbauten für das Feuerwerk errichtet. Die Heilrufe verstärkten sich, tausende von kleinen Hakenkreuzfähnchen, die laufend im Stadion verkauft wurden, wurden geschwenkt, beiderseits des Eingangs zum Stadion standen die Menschen winkend auf, wie eine Welle ging's nach beiden Seiten, und bald war der ganze gewaltige Raum dieses zur damaligen Zeit wohl grössten Stadions in Deutschland erfüllt von einem brausenden Sturm der Begeisterung, als der Wagen Adolf Hitlers, in dem er vorne rechts aufrecht stand, vor der Tribüne vorfuhr. Der Film meines Nachbarn Keppeler schnurrte, um das eindrucksvolle Bild festzuhalten. Hitler stieg die Stufen zu seiner Mittelloge empor und die Klänge des Musikkorps liessen ab und zu den Badenweilermarsch durch den frenetischen Jubel der lebendig gewordenen Menschenmasse hindurch klingen.

Hitler grüsste mit erhobener Hand in den weiten Raum des offenen Rundbaus, in dem man aber nur Menschen sah, Flaggenschwenken und Winken. Jede Architektur, jedes Bauwerk war mit wimmelndem Gewühl bedeckt.

Als Hitler Platz genommen hatte, ebbte der Sturm ab. Man setzte sich, die rot leuchtenden kleinen Flaggen beruhigten sich und verschwanden, und die Aufmerksamkeit richtete sich allgemein auf die Vorgänge im Inneren des Sportfeldes.

Auch diese Vorführungen hatten den Eindruck des Neuen. 800 Männer zeigten in gymnastischen Übungen den Gleichtakt einer gewollten aber freiwilligen Disziplin. Wenn Karl V. nicht hatte erreichen können, dass 2 Uhren den gleichen Pendelschlag einhalten, so schien dieses Problem hier seine Lösung gefunden zu haben, gefunden durch die zwingende Kraft eines gleichen Willens zur Gemeinschaftsleistung, zu gleicher Bewegung, ja, man hätte meinen können, zum gleichen Herzschlag.

Immer wieder, wie auch schon die Tage vorher, beschäftigte mich diese unbedingte gleiche Ausrichtung, ein Gleichklang des Denkens und des Willens, ja der Menschen überhaupt, wie sie sogar nur selten in einer militärischen Truppe früher denkbar und fühlbar war.

Welch eine geheime Macht hat dieses Phänomen hervorgezaubert? Welch' ungeheure Wucht liegt in diesem geballten Willen? Welche Dynamik muss von diesem einheitlichen zusammengeschweissten und unsichtbar zusammengehaltenen ungeheuren

Block von Menschen ausgehen! Und wenn er in Bewegung kommt, mir schauerte immer wieder! – Schneeschmelze – Bodensee –

Pfeffer hatte recht. Ein Einzelmensch, der das geschaffen und nun in der Hand hat, geht einen gefährlichen Weg. Er weiss es vielleicht gar nicht, vielleicht ahnt er es nicht einmal. Vielleicht hat er aber auch die schlafwandlerische Fähigkeit, unbeirrt richtig zu führen. Es wurde mir erneut klar: Die blind ihm ergebenen und folgenden Massen haben,-selbst ohne ihren Willen und ihre Ahnung-, das Recht zu fordern, dass Männer sich um Hitler scharen, die mit nüchterner Überlegung wachen und arbeiten, ja wachen und beten, dass keine falschen Wege gegangen werden. Wenn etwas im Allgemeinen sowieso nie ganz 100prozentig zur Ausführung kommt, was befohlen, beschlossen oder angeordnet wird, sei es von einer Regierung oder einem Einzelmenschen aus, dann wirken sich Fehler nicht so katastrophal aus, wie wenn sie wirklich bedingungslos und lückenlos von der ganzen Wucht eines geschlossenen Willens ausgeführt werden. Denn ein solcher 100prozentiger Wille erhebt leicht, vielleicht sogar zwangsläufig, Anspruch auf Totalität, er duldet keine Gegner, er duldet nicht einmal Laue, sondern er sieht in jedem Andersdenkenden und nicht Mitbegeisterten einen Feind seiner Idee, ja seinen eigenen Feind und in diesem Falle auch den Feind des Führers und zugleich des Volkes. So können Männer mit weitschauenderem Blick, mit tieferer Einsicht, mit bestem und wahren Glauben an die Bewegung und ihre Ziele, mit opferfreudigem, ernstem, sorgendem Sinn, als Volksfeinde gebranntmarkt und als Verräter auf das Schaffot geliefert werden!

«Otto, Otto», sagte ich mir, «Du gehst einen schweren Gang. – Aber Du musst! Du kannst Dich ihm nicht entziehen.»

– Es wurde dunkler. Die Sonne war bereits blutrot hinter dem Firmament hinabgetaucht. Die Dämmerung legte eine ruhigere, feierliche Stimmung auf den weiten Raum.

Da ertönte ein Kanonenschlag. Und zugleich zischten 10,20 Raketen steil und pfeifend in die Luft und zerplatzten mit lautem Knall hoch über dem Sportfeld, sich in hell leuchtende grüne, rote und weisse Kugeln auflösend. Und als sie erloschen waren, war es wie mit einem Schlage dunkel geworden. Es war Nacht. – Wie kam das? War das menschliche Auge, das durch die hellen Kugeln, die aus den Raketen sich über das Stadion ergossen hatten, schon so geblendet, dass es nun wirklich schon Nacht empfand, als diese Lichter verschwunden waren? So rasch und so leicht ist der Mensch zu blenden, irrezuführen? Nochmal durchzuckte mich der Gedanke der Gefahr!

Aber Schlag auf Schlag kam nun, Bild auf Bild, Rakete auf Rakete! Es war eine ungeheure Darbietung von Licht und Farben, von Zischen und Krachen, von Kanonen- und Donnerschlägen. Taghell waren die Ränge manchmal erleuchtet, das Stadion, die Tribünen, und wenn die Blitze einmal kurze Sekunden aussetzten, dann war es schwarze Nacht über uns und um uns.

Die Wagner'schen Kinder jauchzten vor Begeisterung und Freude. Adolf Hitler, den ich im Lichterschein schräg vor mir sehen konnte, sass hochaufgerichtet, das Auge auf das Feuerwerk gerichtet. Und wir alle standen unter dem Eindruck der Symphonie von Licht und Farben und des Donners, der die Luft erzittern liess.

Jetzt steigerte sich die Vorführung offenbar zum Höhepunkt. Neue Sterne, neue Sonnenräder, neue Feuerbüschel, neue Raketengarben erleuchteten das Stadion zur Tageshelle. Ein gewaltiger Feuerregen fiel, etwa 60-80 m breit, wie ein Wasserfall hernieder, und in der ganzen Breite entflamten in grossen roten Lichtlettern die Worte: «Deutschland erwache!» Ein nicht enden wollender Jubel ertönte, das Musikkorps begann das Deutschlandlied, und während die letzten Feuerwerkskörper ausbrannten und die Lichtschrift allmählich abbröckelte, klang das Lied aus 30'000 Kehlen stolz gen Himmel.

Wieder war dieser Abend ein Erlebnis gewesen, dessen Ausklang jedermann packen musste, ob er wollte oder nicht.

Eine halbe Stunde später sassen wir zusammen im Deutschen Hof, Robert Wagner mit seinen Freunden und ich. Es herrschte frohe Stimmung, die dadurch erhöht wurde, dass die Frau des Gauleiters, damals erst 20 Jahre alt, auch anwesend war.

Wagner sprach mich im Laufe des Abends auf meinen für den nächsten Tag festgelegten Besuch beim Führer an. Was wohl Absicht und Zweck sei?

Als ich ihm sagte, dass ich vielleicht aufgefordert würde, als Stabschef der S.A. an die Seite von Pfeffer zu treten, begrüßte er diese Möglichkeit lebhaft. Ich konnte seinen Bemerkungen entnehmen, dass er ebenso wie andere Gauleiter mit Pfeffer nicht immer einig gehe. Sie empfänden in ihm eine Nebenregierung, die bisweilen bei Adolf Hitler einen Einfluss ausübte, der den Zielen der Gauleiter mehrfach entgegenstehe. Auch sei in der S.A. die Ausschliesslichkeit der nationalsozialistischen Grundideen nicht so verbreitet, wie sie von den Gauleitern propagiert und gefordert werden müsse. Deshalb seien die S.A.-Männer auch nur zum kleineren Teil Mitglieder der Partei. Die mehr demokratischen Gepflogenheiten der S.A. ständen in einem gewissen Widerstreit mit dem unbedingten Führerprinzip, das der nationalsozialistischen Idee entspreche und das von den Gauleitern vertreten und gefordert werde.

Auf meine Einwendung, dass ich von der ausserordentlich einheitlichen Ausrichtung der S.A. eigentlich bereits sehr stark beeindruckt sei, erwiderte Wagner, dass die S.A. allein schon durch die Uniform fester gefügt sei als eine Parteigenossenschaft. Die S.A.-Männer trafen sich ausserdem fast wöchentlich, die Parteigenossen einer Ortsgruppe oder eines Kreises jedoch wesentlich seltener. Sie würden am liebsten die Parteigenossenschaft zur N.S.D.A.P. wie die Zugehörigkeit zu irgendwelchen anderen politischen Parteien handhaben. Dann könne die Partei aber nicht das werden, was sie sein müsse, der lebendige Inhalt einer unabdingbaren Idee, einer neuen sozialistischen Weltanschauung, die das Instrument der Weimarer Verfassung nur zum Zweck der Übernahme der Regierungsmacht benutze. Die Partei müsse eine Auslese von Menschen sein, die die Ideen und Grundsätze Adolf Hitlers bedingungslos bejahten und verträten. Nur in der Zurückstellung der eigenen Person, wie es die kirchlichen Orden besonders die Jesuiten, forderten, läge die Möglichkeit der Erfüllung ihres Auftrages. Nur dann könne sie eine Wählerschaft an sich ziehen, die ausreiche, um das Ziel zu erreichen. Die S.A. sei wohl eine Bereitschaftsstaffel gegen die kommunistische Bedrohung, in erster Linie

müsse sie aber eine Propagandaorganisation für die politische Führung sein. Das erforderte auch bei ihr die Unbedingtheit und Ausschliesslichkeit der Einstellung zur Ideologie der Partei. Dagegen sperre sich Pfeffer. Und am sichersten werde dies deshalb erreicht durch Unterstellung der S.A. unter die Gauleiter.

Ich begann bei diesen Darlegungen zu ahnen, dass Kontroversen in der Bewegung vorhanden seien, die zu verstehen ich ohne die vorherigen Darlegungen Pfeffers gar nicht in der Lage gewesen wäre. Hier schien mir der Angelpunkt der Aufmerksamkeit in erster Linie liegen zu müssen, falls ich von Adolf Hitler am nächsten Tag zum Stabschef der S.A. berufen werden sollte.

Nach den Bemerkungen Wagners musste mir die politische Parteiorganisation nun in erster Linie als die Gruppe erscheinen, die die absolute Bedingungslosigkeit der Folge hinter ihrem Führer forderte und zwar offenbar gegebenenfalls unter Zurückstellung des eigenen Persönlichkeitsstandpunktes. Pfeffer dagegen wollte nach alter Freikorpsitte Männer auf dem Wege der freiwilligen Gefolgschaft hinter selbstgewählten Führern zu einer Gemeinschaft und zu einer Gemeinschaftsleistung zusammenschliessen und er hatte diese Möglichkeit ja als Freikorpsführer nach dem Kriege bereits mit grossem Erfolg unter Beweis gestellt. Über beiden Richtungen stand als unangefochtener Führer der Schöpfer der Bewegung, Adolf Hitler, zu dem darüber hinaus noch unübersehbar eine einzigartige unerschütterliche Bindung aller seiner Anhänger durch Liebe, Verehrung und Glaube bestand. Aber ein S.A.Mann blieb dabei noch «er selbst», von einem Parteigenossen wurde eine gewisse Aufgabe der Eigenpersönlichkeit gefordert.

Ich war entschlossen, dieses Dilemma weiter zu studieren. Da ich selber nicht Parteigenosse war, hatte ich mir über diese Frage noch nie Gedanken gemacht. Aber es war mir nun klar: je unbedeutender die Männer der politischen Leitung waren umso sturer waren sie sicherlich in ihren Forderungen der Ausschliesslichkeit und umso schwerwiegender musste diese Forderung der geistigen Unterordnung sich auf die Zusammensetzung der Parteigenossenschaft und auf die Bereitschaft von freiheitlich denkenden Menschen zum Eintritt in die Partei auswirken.

Wieder war mein Kopf voll Problemen, als ich zu Bett ging. Ich vereinbarte, Wagner gelegentlich in Karlsruhe aufzusuchen. Ebenso lud mich Keppler zu einem Besuch zu sich nach Eberbach am Neckar ein.

4. Erstes Gespräch mit Hitler – Ernennung zum Stabschef der S.A.

Am nächsten Tag traf ich mich kurz vor 11 Uhr mit Pfeffer. Wir gingen im 1. Stockwerk zum Vorzimmer Adolf Hitlers, in dem uns Hess empfing und bei Hitler anmeldete.

Hess schien mir etwa 30 Jahre alt zu sein. Seine buschigen Augenbrauen verbargen die sowieso etwas tief liegenden Augen noch mehr und liessen sie etwas undurchsichtig und sphinx-artig erscheinen. Aber er war liebenswürdig und sein Lachen machte einen kindlich fröhlichen Eindruck.

Wir wurden sofort ins anstossende Zimmer geführt, in dem Adolf Hitler aufrecht an einem kleinen Hotelschreibtisch stand und Pfeffer und mich mit Handschlag begrüßte.

Vom ersten Augenblick an fesselten mich die Augen. Sie waren klar und gross, ruhig und selbstbewusst auf mich gerichtet. Aber der Blick kam nicht aus dem Augapfel, er kam viel tiefer her, ich hatte das Gefühl, wie aus der Unendlichkeit. Man konnte nicht aus ihnen lesen. Aber sie sprachen, wollten sprechen. Sie fragten nicht, sondern sie redeten. Eine leichte Haarsträhne hing Adolf Hitler in die Stirn. Er streifte sie mit der Hand zurück, als er zu reden begann, ohne zum Sitzen aufzufordern.

«Hauptmann von Pfeffer hat mir von Ihnen erzählt. Sie haben den Reichsparteitag miterlebt. Welchen Eindruck haben Sie?»

Ich war über diese Frage etwas überrascht. Sie war nicht so einfach mit ein paar Worten zu beantworten. Ich erwiderte nach kurzem Nachdenken:

«Ich lebe noch unter der Fülle der Eindrücke, die in Worte zu fassen nicht so leicht ist.»

«Wie wirkt ein solcher Tag auf einen, der ihn zum ersten Mal mitmacht?»

«Er ist unbedingt aufs Tiefste beeindruckt, benommen von der Grossartigkeit des Ganzen und von seiner vollkommenen Neuartigkeit: Er muss eigentlich, wie es auch mir ging, gespalten sein von dem Gefühl, dass hier ein Aufbruch begonnen hat, dessen Auswirkung und Möglichkeiten in keiner Weise abzuschätzen sind. Und, was am meisten auffällt, ist die Erkenntnis, dass alles, was geschieht, was gesprochen wird, was zur Schau getragen wird, durchdrungen und erfüllt ist von einer einzigen Idee, einem einzigen Willen, einem einzigen Geist.»

Da sagte Hitler, indem er auf Stühle wies:

«Nehmen wir Platz.» Und nach einigen kurzen Augenblicken fragte er: «Sie waren Offizier, Generalstabsoffizier?»

«Ja.»

«Sie haben die Sturmabteilungen der Bewegung gesehen. Die Führung liegt in der Hand Pfeffers. Aber er kann das auf die Dauer nicht machen ohne einen Stab. Deshalb bat er mich, an Sie die Frage zu richten, ob Sie bereit wären, für die S.A. Führung einen solchen Stab zu schaffen.» Und zu Pfeffer und mir zusammen gewendet, fragte er: «Haben Sie schon darüber gesprochen?»

Pfeffer sagte: «Über die Absicht, ja. Darüber, wie es zu machen sei, noch nicht.»

Dann fragte mich Hitler:

«Sind Sie frei? Können Sie sich dieser Aufgabe widmen? Und sind Sie bereit dazu?»

«Ich bin völlig frei und ungebunden. Ich bin bereit, fürs erste diese Aufgabe zu übernehmen.»

«Und was haben Sie für Gegenforderungen?»

Ich antwortete überrascht: «Keine. Ich will genauso an der grossen Aufgabe der Wiederaufrichtung Deutschlands mitarbeiten, wie Sie, und wie ich es von Ihren Mitarbeitern auch annehme.»

Hitler hatte den Ausdruck einer gewissen Erleichterung über das Gesicht huschen lassen, als ich «keine Gegenforderungen» stellte. Jetzt sagte er, indem er mir die Hand reichte:

«Ich danke Ihnen. Unterschätzen Sie aber die Bedeutung der S.A. und ihrer Führung nicht.» Als ich den Versuch machte, etwas zu sagen, fuhr Hitler fort: «Pfeffer deutete mir an, dass Sie eigentlich andere Ziele hätten. Was haben Sie für andere Pläne?»

«Ich bin Wirtschaftler und habe mich besonders mit der Frage der Sozialpolitik beschäftigt. Ich glaube, auf diesem Gebiet Ihnen und dem deutschen Volk mehr leisten zu können als in der S.A.»

«Wir werden Gelegenheit haben, uns über diese Fragen zu unterhalten. Ich habe meine eigene Art, meine Mitarbeiter auszusuchen. Ich setze ungern einen Menschen auf irgendeinen Posten, nur weil ich ihn auf diesem Posten haben will oder weil er mir geeignet erscheint, sondern ich gebe ihm die Möglichkeit, sich auf dem betreffenden Gebiet zu betätigen. Hat er Erfolg, so sehe ich das und höre es auch von andern. Dann wird ihm von selbst die Stellung gefallen, die er auszufüllen berufen ist. Hat er keinen Erfolg, dann wird er von einem andern, der mehr leistet, ebenso von selbst überrundet werden.»
[...]

«Was die Organisation des Stabes der Obersten S.A.Führung betrifft», fuhr Hitler fort, «so ist es wichtig, sich darüber Rechenschaft zu geben,

- 1.) wie die S.A. entstand,
- 2.) wodurch sie in erster Linie zusammengehalten wird,
- 3.) was ihre Aufgabe ist und
- 4.) was ihre Aufgabe werden kann.

Erstens: Entstanden ist sie aus jenen anfänglichen Volks- und Heimwehren, die seit 1919 von Gemeinden und Kreisen, wie auch von der Regierung aufgestellt wurden zum Schutz gegen den kommunistischen Terror, der seit den Novembertagen 1918 immer wieder diese oder jene Gegend in Unruhe versetzte.

Nach der Beendigung des Baltikumunternehmens durch die besonders dafür eingesetzte

interalliierte Baltikumskommission waren die Hoffnungen der von Moskau her aufgeputschten und finanzierten Kommunisten neu erwacht, so dass selbst die Parteien des Reichstages für notwendig hielten, über die Reichswehr und die Polizei hinaus Sicherheitsabteilungen aufzustellen, um gegebenenfalls Putschversuchen von links entgegenzutreten zu können. So waren diese Heimwehren legal und vom Staat unterstützt, und sie wurden zum Teil sogar von der Regierung bewaffnet. Ich erinnere nur an die Organisation Escherisch, die etwa über 100'000 Gewehre verfügte. Heute haben wir das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als die Sicherheitstruppe der Regierung gegen Links und Rechts.

Seit dem Zusammenbruch des Kappputsches ist von Rechts her nichts mehr zu befürchten. Der 9. Nov. 1923 war kein Akt der Reaktion. Er war ja gemeinsam mit der bayerischen Regierung und dem Kommando der Reichswehr in München besprochen und begonnen worden. Ihm lagen andere Gedankengänge zugrunde. Auch vom ‚Stahlhelm‘ ist keine Reaktion zu befürchten. Wohl ist er die Vereinigung der Aktivisten unter den Reaktionären. Es sind zum Teil sogar die alten Monarchisten, die sich dort zusammengeschlossen haben. Aber es fehlt dem Stahlhelm an einer Idee, einem neuen, revolutionären Gedanken. Deshalb ist er politisch nicht gefährlich. Er ist die Vereinigung der Gewesenen. Schade nur um die hervorragende Jugend, die sich bei ihm findet, zum Teil aus Unkenntnis, zum Teil aus Opposition gegen die Republik, oder aber aus Gründen der Erziehung, als Ausfluss einer Tradition oder aus sonstigen Gründen. In der Hauptsache birgt er in sich wertvollste Eigenschaften, die aber in dieser ideenlosen Kongregation einfrieren müssen, festtrocknen, wodurch diese prächtigen Menschen aus der grossen Entwicklung ausgeschaltet werden. Schade. Viele von ihnen könnten bei uns führende Aufgaben haben.

Wenn das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold also eigentlich keine Front gegen Rechts haben kann, weil da der Gegner fehlt, so kann es nur die Front gegen Links haben, also gegen den Kommunismus.

Es war sehr unklug von der Berliner Regierung, das Reichsbanner ausdrücklich ‚Schwarz-Rot-Gold‘ zu bezeichnen. Damit stiess es von vornherein alle diejenigen von sich, die das System der Weimarer Demokratie nicht bejahen, obwohl gerade sie mehr noch wie die Schwarz-Rot-Goldenen bereit gewesen wären, gegen den Bolschewismus und Kommunismus zu kämpfen. Denn wer hat denn schliesslich München von der Schreckensherrschaft der Roten befreit? Wer hat im Ruhrgebiet Ordnung geschaffen, wer hat Oberschlesien gerettet, wer hat den Kommunisten-Aufstand von Max Hölz in Sachsen¹ niedergeworfen, ja wer hat den Vormarsch der Roten Armeen im Jahre 1919 gegen unsere Ostgrenze aufgehalten und im Baltikum hinter die Linie zurückgeworfen? Das waren nicht die Schwarz-Rot-Goldenen, sondern das waren die Aktivisten des neuen deutschen Volksstandes.

Ich bin kein Lateiner. Aber gerade deshalb kann ich Ihnen vielleicht sagen, dass die res publica, das allgemeine Wohl, das heisst aber ‚die Republik‘ keine grosse, zündende Idee ist, für die jemand kämpft und sein Leben einsetzt, und für die Demokratie stirbt der Reichsbannermann ebenso wenig, wie für irgendeine andere Staatsform. Gegen rechts braucht er nicht kämpfen und gegen links wird er nicht kämpfen. So suchten denn

die Aktivisten nach einem anderen Banner, unter dem sie sich zusammenscharen konnte, um, wenn es notwendig sein sollte, der Roten Front entgegenzutreten. Und dieses Banner habe ich ihnen mit dem Hakenkreuzbanner gegeben. Das Hakenkreuzbanner vereinigt also die Aktivisten, die sich für das Wohl der Allgemeinheit, des Volkes, einzusetzen bereit sind. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold dagegen umfasst die Wortbekenner, die Stammtischdemokraten, die Unsozialen.

Aber es gibt nun einmal beides in einem Volk, in jedem Volk. Man wird das nicht ändern, man kann es nicht. Man muss aber die Tatsache der Scheidung dieser Charaktere wissen, um die Hundertschaften des Hakenkreuzbanners beurteilen und richtig führen zu können. Wenn man das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold einmal zum Einsatz alarmieren müsste, so wäre man nie sicher, wieviel der Mitglieder kommen und wann, und ob sie dann bereit sind zur Tat. Wenn man aber die Sturmabteilungen des Hakenkreuzbanners einsetzen wollte, so kann man sich darüber klar sein, dass sie alle kommen, alle, selbst wenn sie hunderte von km zu Fuss zurücklegen müssten. Und ausführen würden sie jeden Befehl ihrer Führer.

Deshalb trägt also der Stab, den Sie aufstellen wollen, und deshalb trägt der Stabschef eine grosse Verantwortung. Nur charakterlich völlig sichere Männer, die sich selbst zu beherrschen in der Lage sind, können da verwendet werden.

Zweitens: Ich bin dabei zugleich auf den 2. Punkt gekommen: wodurch die S.A. in erster Linie zusammengehalten wird. Es ist die Gemeinsamkeit des aktiven Einsatzwillens, das Band des sozialistischen Denkens und Fühlens, die Erkenntnis, dass die deutsche Volksgemeinschaft bedroht ist durch eine internationale, kommunistische Macht, die bereits in Russland gezeigt hat, dass sie ihren Weg rücksichtslos nimmt über die Freiheit der Völker, ihre Kultur und auch ihre Menschen hinweg.

Somit ist die Bereitschaft zum Kampf gegen den internationalen Kommunismus in erster Linie der Kitt, der die S.A.-Männer und die Stürme hinter ihrem Banner zusammenhält. Jeder neue Versuch, der Kommunisten oder Bolschewisten, die Welt zu stören, schliesst die Reihen der S.A. enger. Die Schreckensherrschaft des Bela Kun² hat der S.A. mehr Zulauf gebracht, als es durch irgendeine eigene Propagandamöglichkeit erreicht worden wäre. Und so wird es auch in Zukunft sein. Die Werbetrommel für die S.A. rührt der Kommunismus selbst, Moskau.

Sie brauchen deshalb im Stabe der Obersten S.A.Führung zwar eine Abteilung, die den Ersatz und die Frage der Verstärkung der Standarten und Stürme bearbeitet. Entscheidend aber ist Arbeit der stillen Aufklärung innerhalb der S.A. und durch ihre Männer nach aussen.

Drittens: Der 3. Punkt war die Frage: was die Aufgabe der S.A. ist. Sie ist eigentlich in dem bisher Gesagten bereits enthalten.

Aber denken wir uns einmal in die Situation hinein, die Kommunisten bereiten einen Putsch vor, sind eventuell bereit, es auf einen Bürgerkrieg ankommen zu lassen. Worauf kommt es da an? Die Regierung hat zu ihrer Verfügung die Reichswehr und die Polizei – mit dem Reichsbanner rechnet sie offenbar schon selbst nicht mehr. Beide werden erst eingesetzt, und können meist auch erst eingesetzt werden, wenn die Revolution da ist,

wenn die Roten die Macht irgendwo bereits erobert, wenn sie mit ihrer Schreckensherrschaft bereits irgendwo begonnen haben. Zunächst müssen also die anständigen Bürger und besonders natürlich die Aktivisten umgebracht werden, bevor man sich entschliesst mit der Waffe gegen die Auführer einzuschreiten. Und ob die Vorbereitungen rechtzeitig erkannt werden, ist fraglich.

Unsere S.A. dagegen wohnt in denselben Häusern, in denselben Gassen mit den Roten, sie arbeiten in den gleichen Werken, den gleichen Unternehmungen mit ihnen. Und dort besteht eine klare Scheidung zwischen den internationalen, kommunistischen Vaterlandsverrätern und den nationalen Sozialisten. Sie ist bereits tief in die Betriebe eingedrungen, in die Kantinen der Arbeiter, ja in ihre Familien. Deshalb kennt die S.A. ihre Gegner, sie hört ihre Reden und sie sieht ihr Tun. Und dann kennt sie die Schlupfwinkel, in denen die geheimen Zusammenkünfte stattfinden und die Pläne geschmiedet werden.

Allein diese Tatsache lähmt die Arbeit der andern. Das Vorhandensein der S.A. allein behindert, ja verhindert vielleicht sogar einen kommunistischen Anschlag.

Deshalb ist es auch das Bestreben unserer Gegner, bei der Regierung das Verbot der S.A. zu erwirken. Dazu suchen sie nach Gründen, nach Veranlassung, nach Vorkommnissen. Wir müssen also peinlich darüber wachen, dass unsern Gegnern keine Mittel dafür in die Hand gegeben werden. Nichts darf geschehen, was den Bestimmungen widerspricht, was den Gesetzen zuwiderläuft, was auch nur so aussehen könnte, als ob es rechtswidrig sei.

Insbesondere müssen Sie unbedingt verhindern, dass der Gedanke aufkommt, oder Nahrung findet, ja es darf nicht einmal eine Erwähnung zugelassen werden, dass die S.A. selber einmal eine Putschaufgabe haben könnte. Das ist nicht ihr Zweck. Das darf er nicht sein. Das kann er auch gar nicht sein. Zu einem Putsch braucht man Waffen. Die S.A. hat keine Waffen und soll auch nie welche bekommen, wenn nicht die Regierung selbst ihr welche gibt. Und auch dann ist es besser, dass nicht die S.A. Waffen erhält: Denn sie ist führungsmässig gar nicht damit ausgebildet. Sondern die S.A. müsste in einem solchen Fall die geeigneten Männer an die Reichswehr oder an die Polizei einfach abgeben.

Viertens: Damit sind wir beim 4. Punkt, den ich erwähnte, angelangt: was die Aufgabe der S.A. vielleicht einmal sein kann. Es kann möglich sein, dass die S.A. einmal, vielleicht mit dem Stahlhelm zusammen, das Reservoir der ausbildungsfähigen deutschen Jugend darstellt, ausbildungsfähig für die Wehrmacht, für eine vielleicht neue Wehrmacht, von der wir uns noch keine klare Vorstellung machen können. Ich wünschte, wir brauchten kein stehendes Heer mehr im alten Sinn. Alles muss geschehen, um die Notwendigkeit zu vermeiden. Aber Deutschland liegt leider inmitten eines friedlosen Europas. Wir haben nicht das gleiche Glück wie z.B. England, das auf seiner Insel keine plötzlichen Überraschungen zu erwarten hat. Deutschland muss in etwas höherem Umfang als andere Länder darauf vorbereitet und in der Lage sein, sich zur Wehr zu setzen und den deutschen Boden zu verteidigen. Und deshalb, wäre es vielleicht möglich, später einmal die S.A. zum Zweck einer einzigartigen Vorbereitung zum Heeresdienst auszubauen, d.h. die männliche Jugend Deutschlands körperlich und geistig zu

stählen und gesund zu erhalten, sie zu harter Leistung im kameradschaftlichen Gemeinschaftsgeist sowie in freiwilliger Disziplin zu erziehen, das heisst in allen soldatischen Tugenden, die die sichersten Unterlagen für Aufgaben sind, die dann an die Männer herantreten würden.

Aber das sind Zukunftsgedanken und Aufgaben des Staates, mit denen wir uns heute nicht zu befassen brauchen. Nur muss man sich selbst Antwort geben können, wenn die Frage auftaucht: was wird aus der S.A. werden, wenn ihre derzeitige Aufgabe erfüllt ist. Und die Aufstellung des Stabes sollte auch auf solche Zukunftsmöglichkeiten jetzt schon Rücksicht nehmen.»

Während seiner ganzen Ausführungen hatte Adolf Hitler seine Augen unverwandt auf mich gerichtet. Er bewegte beim Sprechen mehrfach Hände oder Arme, wie um seine Worte zu unterstreichen, eine Eigenschaft, die zweifellos zur Erleichterung des Verständnisses für den Zuhörer beiträgt. Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr Hitler fort und stand dabei auf:

«Nun, wir werden über diese Probleme noch häufiger sprechen. Für heute danke ich für Ihre Bereitschaft, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Verabreden Sie mit Herrn von Pfeffer alles Weitere. Und wenn Sie eingetroffen sind, lassen Sie sich bald bei uns sehen. Wann kann ich wohl damit rechnen?»

«Ich denke in etwa 4 Wochen.»

«Gut. Dann also auf Wiedersehen.»

Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Händedruck.

Im Vorzimmer warteten mehrere Herren offenbar bereits darauf, zu Adolf Hitler vorgelassen zu werden. Wir konnten deshalb Hess nur kurz «Auf Wiedersehen» zurufen und gingen ins Restaurant hinunter.

Wir sassen erst einige Zeit zusammen ohne zu sprechen. Dann meinte Pfeffer:

«Der erste Schritt wäre getan. Meistens ist das der schwerste. Aber ob es hier der Fall sein wird, kann erst die Zukunft zeigen.»

«Ich bewundere die Klarheit der Ausführungen Hitlers», bemerkte ich. «Er hat mir doch in relativ kurzen Darlegungen ein völliges Bild seiner Gedanken und Anschauungen über die S.A. gegeben.»

«Ja, das kann er», sagte Pfeffer, «das ist eine unerhörte Begabung von ihm. Und so etwas spricht er völlig aus dem Stegreif. Dabei tritt in seinen Deduktionen eine so einfache Formulierung und Zeichnung der Tatsachen und seiner Gedanken zu Tage, dass sie stets zwingend und überzeugend wirken.»

«Ich bin von dieser Art des Sprechens stark beeindruckt. Aber ich muss ausserdem sagen, dass jeder Satz Hand und Fuss hat und unangreifbar erscheint. Nur die Tendenz, die Adolf Hitler mir als Antwort äusserte, als ich von meinen wirtschafts- und sozialpolitischen Wünschen sprach, ist mir nicht ganz sympathisch. Natürlich muss er einen Menschen erst kennenlernen und studieren, bis er ihn mit einer Aufgabe betraut. Aber ihn erst im Kampf mit einem Konkurrenten sich bewähren lassen, kann zu Fehlern führen und zu Nachteilen in der Arbeit.»

«Ihr Konkurrent ist Gottfried Feder, der sogenannte Programmierer der Partei. Sie werden es nicht leicht haben. Vielleicht ist er selbst nicht ganz mit ihm einverstanden.

Aber wegschicken kann er ihn nicht. Feder ist ebenso lang in der Partei wie er. Und da ist dieser Standpunkt Hitlers für ihn bequemer. Er hat etwas für sich. Sie kämpfen für ihn Feder nieder. Hitler selbst hält sich heraus. Wir werden darüber noch zu sprechen haben.»

Dann fuhr Pfeffer fort. «Schreiben Sie mir also, wann Sie kommen werden. Ich antworte Ihnen dann, wann und wo ich Sie erwarte. Lassen Sie aber nicht länger als 4 Wochen verstreichen. Es ist schade für jede Woche.»

«Ich werde die Zeit bestimmt einhalten und teile es Ihnen mit, sobald ich kommen kann. Dann erwarte ich Ihren Abruf.»

«Gut. Ich muss noch einmal auf meine Geschäftsstelle und dann fahre ich heute noch nach München zurück. Verdauen Sie nun alles, was Sie hier gesehen und gehört haben. Es ist mehr, als gewöhnlich einem Menschen in so kurzer Zeit widerfahren kann. Wir sehen uns also etwa Anfang August [sic] wieder.»

Wir verabschiedeten uns, nachdem ich ihm nochmals gedankt hatte dafür, dass er meinem Leben einen neuen Weg gegeben habe. Noch sähe ich zwar nicht, wohin er führt. Aber ich sei entschlossen, ihn zu gehen.

Auch ich konnte noch am Nachmittag einen Zug nehmen über Heidelberg nach Karlsruhe, wo ich erst meine Eltern aufsuchen wollte, um dann den Abbau meiner geschäftlichen Verpflichtungen und Beziehungen durchzuführen. Es war mir klar, dass ich mit vielem brechen musste. Aber die klare und faszinierende Art Hitlers liess mich die letzten Hemmungen über Bord werfen, die dann und wann noch aufgekommen waren.

5. ‚Osaf‘ Pfeffer weilt Wagener ein – Hitler über Wissenschaft und Demokratie

Vier Wochen nach dem Aufmarsch in Nürnberg fuhr ich nach München, um meinen Wohnsitz dahin zu verlegen und meine neue Arbeit aufzunehmen. Ich hatte vorher mit Pfeffer Briefe gewechselt, um Wohnung für mich sicherzustellen und auf mein Kommen vorzubereiten. Ich ermietete bei einer Frau von Scheubner-Richter¹ zwei Räume, die sehr hübsch eingerichtet waren und die bisher der Adjutant Pfeffers, Lt. Hallermann, und seine Frau bewohnt hatten. Hallermann musste sich in ein Sanatorium begeben, da er, wie sich herausgestellt hatte, seit längerer Zeit auf der Lunge erkrankt war und die Behandlung etwas zu lange hingezögert hatte. [...]

Die Geschäftsräume der Partei lagen in einem dreistöckigen Wohnhaus in der Schellingstrasse, das ermietet war, einschl. einem hinterhausartigen Anbau, der im oberen Stock ein in der dortigen Gegend Münchens unvermeidliches Atelier enthielt. Vorräume zu diesem Atelier und Atelier selbst waren die Räume Osafs. Ich traf dort ausser Pfeffer den in der Abreise begriffenen Hallermann, ferner Bormann, der an der Schreibmaschine sass, und den Fahrer Pfeffers, der Ordonnanzdienste tat.

«Ich begrüsse Sie in München, der Hauptstadt der Bajuwaren und der Geburtsstadt der Bewegung. Sie kommen gerade recht. Denn länger hätte Hallermann nicht durchhalten können, und neue Menschen wollte ich vor Ihrem Eintreffen nicht hierherholen.» Mit diesen Worten kam Pfeffer auf mich zu und reichte mir die Hand.

Nachdem ich die anderen begrüsst hatte, die ich ja alle schon in Nürnberg kennengelernt hatte, nahm mich Pfeffer in sein Zimmer, in dem er allein sass, und wir setzten uns zusammen an einen Tisch.

«Es ist ein neuer Lebensabschnitt, den Sie beginnen, darüber müssen Sie sich klar sein, lieber Wagener. Ich habe mir noch mehrfach Gedanken darüber gemacht, ob ich es Ihnen gegenüber verantworten könne, Sie zu uns hierher zu ziehen. Es ging alles so schnell in Nürnberg, und ich habe so sehr gedrängt, dass Sie sich vielleicht von mir überrumpelt fühlten. Aber dann sagte ich mir wieder, dass Sie ja alt genug seien, um einen solchen Schritt zu beurteilen, und dass ich Sie ausserdem doch von Thorn und vom Baltikum her kannte und wohl auch richtig beurteilte.»

«Der Entschluss», tröstete ich ihn, «den ich in Nürnberg gefasst habe, Pfeffer, ist keinen Augenblick erschüttert worden. Auch ist mir noch nicht der Gedanke gekommen, ihn zu bereuen. Ich habe alle Brücken hinter mir abgebrochen und stehe mit allem, was ich bin und habe, der Bewegung zur Verfügung.»

Er gab mir nochmals die Hand und sagte: «Ich danke Ihnen. Nun muss ich Sie aber in die einzelnen Persönlichkeiten einführen, denen Sie hier gegenüberzutreten werden, damit Sie sich nicht unnötige Schwierigkeiten machen, wenn Sie die Betreffenden kennenlernen.

Sie haben hier nicht studierte Menschen vor sich oder Leute mit Offiziersbegriffen. Sie haben auch keine Preussen oder Norddeutschen gegenüber, wie Sie das vielleicht gewöhnt sind. Sondern alle Männer hier, oder wenigstens fast alle, sind aus einem meist kleinen Niveau zu dem herausgewachsen oder von Hitler herausgeholt worden, was sie jetzt sind oder hier darstellen. Und ausserdem sind sie meist Bayern oder Auslandsdeutsche.

Und solche Menschen sind leicht supponös* wenn da ein Neuer hereinkommt, besonders ein früherer Offizier, sogar Generalstabsoffizier, Dr. honoris causa, Industrieller, und ausserdem nicht einmal Bayer. Was das letztere anbelangt, so müssen Sie also den Badener herausstellen. Das geht noch. Das wird noch akzeptiert. Preusse, das wäre recht belastend.»

«Aber Sie sind doch selber Preusse?», fragte ich.

«Ja. Ich bin vielleicht auch eine der am meisten bekämpften Persönlichkeiten in der Reichsleitung der N.S.D.A.P. Aber das hilft nichts.

Hitler selbst denkt dabei anders. Er sucht die Menschen, die Mitarbeiter, die Persönlichkeiten. Er ist ja auch selber kein Bayer, sondern Österreicher. Und da sieht er mehr den Deutschen, als den Bayern oder den Preussen oder den Badener.

Und damit komme ich auf ein weiteres Problem, über das ich Ihnen Klarheit geben muss. Hitler ist in seiner Jugend in seiner österreichischen Heimat im Kreise derer aufgewachsen, die sich selbst ‚die Alldeutschen‘ nannten. Die Sehnsucht nach einem einigen grossen Deutschland ist in ihn deshalb hineingeboren. Er trägt sie stärker in sich als ein Deutscher aus dem Reich. Was man *nicht* hat, erträumt man sich, erhofft man, erstrebt man. Wer's hat, denkt nicht darüber nach.

So kommt es auch, dass Hitler für Auslandsdeutsche ein besonderes Faible hat. Hess stammt aus Ägypten, Rosenberg² aus Georgien und ist in Estland aufgewachsen, und wenn er einen findet, der ebenfalls von draussen hereinkam, dann ist er ihm von Vornherein vielleicht sympathischer, als wenn er in Deutschland aufgewachsen wäre. Das ist ein Punkt, auf den wir sehr achten müssen. Denn diese Auslandsdeutschen kennen ja Deutschland eigentlich doch nicht richtig. Sie sehen durch ihre Brille, urteilen von ihrer Sehnsucht aus, leiden dabei häufig an Überheblichkeit und dummer Einbildung und sind meist erstaunt, dass uns Deutschen das oder jenes als nebensächlich oder selbstverständlich erscheint, was für sie entscheidende Bedeutung hat. Dasselbe ist natürlich manchmal auch umgekehrt der Fall.

Verdeutschung des französischen «souponneux» (misstrauisch).

Wir haben es also mit zwei Komplexen zu tun: dem bayerischen und dem auslandsdeutschen. Und dazu kommt dann noch das andere Moment, das ich zuerst nannte, nämlich dass fast alle Männer hier von unten heraufgekommen sind oder wenigstens nichts waren, bevor sie hierherkamen. Und das ist das schwerwiegendste und gefährlichste.

Deshalb habe ich Sie ja hierhergebeten. Dass die Bewegung läuft und Erfolg hat, liegt nicht so sehr an der Richtigkeit der Ideen, die sie verfolgt oder gar an der Richtigkeit der Männer, die sie leiten und ins Leben gerufen haben, sondern an den Folgen des Wahnsinnsdiktats von Versailles, der auch weiterhin anhaltenden völlig widersinnigen Einstellung der Feindmächte zum deutschen Volk, der juristisch zwar schönen, praktisch aber törichten Verfassung von Weimar und endlich an der rückläufigen wirtschaftlichen Konjunktur. Wenn alles das so weitergeht, – und wie soll eine Änderung kommen? – dann wird die Bewegung die Majorität im Reichstag gewinnen und gemäss Weimarer Verfassung alleine, vollkommen alleine, regieren. Haben wir dann keine anderen Männer am Ruder, als sie bisher hier aufgetaucht sind, dann geschieht das grösste Unglück.»

«Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche», sagte ich; «Sie stellten als unmöglich hin, dass eine Änderung kommen könne, eine Änderung der Gesamtsituation, die der Nährboden der Bewegung ist. Warum sollte das nicht möglich sein? Häufig ist es ja gerade die Folge des Erwachens einer aus den Fehlern eines Zustandes geborenen Bewegung, dass die Verantwortlichen am Zustand hellhörig werden und erwachen. Warum sollten sich die Feindmächte nicht entschliessen, zu einer Revision von Versailles zu schreiten und ihre Haltung Deutschland gegenüber zu ändern, wenn sie die Entwicklung der N.S.D.A.P. sehen? Warum sollte die Weimarer Verfassung nicht einige Ergänzungen erfahren können, die ihre fehlerhaften Auswirkungen ausgleichen? Warum sollte es nicht gelingen, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen und Verdienstmöglichkeit und Brot zu schaffen?»

«Ja, warum? –» antwortete Pfeffer, «das frage ich mich auch. Aber ich glaube, mein Gefühl trügt mich nicht, wenn ich überzeugt bin, dass das eben alles *nicht* geschehen wird. Wer sind denn die Männer im alten Feindlager, die sich zu solch' geschichtlicher Tat aufschwingen müssten? Wer sind die Männer im Reichstag, die sich zu einem Entschluss aufraffen müssten, statt nur als Nutzniesser in den bequemen Sesseln des Parlaments Diäten zu ersitzen? Wenn etwas Neues aufkommt, das einen Zustand, der einmal geschaffen wurde, ändern will, dann werden die, die das alte verteidigen oder erhalten wollen, meistens nicht klug, sondern im Gegenteil stur. Sie sehen die Dinge einzig und allein durch ihre eigene Brille an, die Scheuklappen hat. Und deshalb machen sie stets das falscheste, was sie machen können, es wendet sich zunächst alles dagegen. Ja es verbündet sich dagegen. Ich halte daher eher ein Zusammengehen der Deutschen, die die Bewegung nicht bejahen, mit unserem äusseren Feinde für möglich, als dass sie den Entschluss fassen, darüber nachzudenken, welche Fehler diese Bewegung ins Leben gerufen haben und was zu ändern wäre, um der Bewegung den Boden zu entziehen.»

Ich schwieg; denn ich musste Pfeffer innerlich recht geben. Deshalb fuhr er fort: «Entweder gelingt es uns, durch Aufklärung die andern doch zur Einsicht zu bringen,

oder es muss unsere Aufgabe sein, Persönlichkeiten in die Partei zu holen, die späterhin in der Lage sind, nachzuholen, was versäumt wurde, also möglichst in Zusammenarbeit mit den andern, ohne dass Ordnung und Frieden gefährdet sind.

Wir müssen uns beide daher gut verstehen, vollkommen verstehen. Wir müssen alle persönlichen Aspirationen unterlassen und nur aus dieser klaren Erkenntnis heraus handeln. Es ist fürwahr des Schweisses der Edlen wert, hier seine Pflicht zu tun, jene Pflicht, die wir als Soldaten und Offiziere immer als die Richtschnur unseres Lebens angesehen und kennengelernt haben.»

Es entstand eine kleine Pause. Dann begann Pfeffer wieder:

«Aber nun die Leute, die Sie heute wohl treffen werden.

Da ist zunächst *Hess*. Ich glaube, Sie sahen ihn bereits in Nürnberg. Er ist in Kairo geboren und hat dort seine Jugend verbracht.³ Seine Eltern stammen aus dem Vogtland oder dem Fichtelgebirge, jedenfalls Grenze zwischen Sachsen und Bayern. Er besuchte dann das Pädagogium in Godesberg, wo in der Hauptsache nur Auslandsdeutsche sind. Deutschland lernte er dort also kaum kennen. Dann kam der Krieg, zu dem er sich freiwillig meldete. Er wurde Flieger und hat es bis zum Oberleutnant gebracht. Hut ab vor ihm. Wie er dann nach dem Krieg mit Hitler zusammengekommen ist, weiss ich nicht. Er wollte wohl hier in München studieren. Und von den Studenten kamen ja viele zur Bewegung. Jedenfalls nahm er am 9.11.23 am Marsch zur Feldherrnhalle teil und sass nachher mit Hitler auf Festung. Als Hitler dort sein teils grandioses, teils unglückseliges Buch ‚Mein Kampf‘ schrieb, stellte Hess sich ihm zur Verfügung und arbeitete für ihn. So wurde er sein Sekretär. Und das ist er heute noch.

Hess ist verheiratet. Eine reizende, sehr vernünftige Frau, das beste Stück im Hause. Beide Füsse auf dem Boden. Aber sie meidet etwas die Nähe Hitlers – vielleicht auch umgekehrt. Ich weiss nicht warum. Aber Frauen haben einen sicheren Instinkt. –

Dann treffen Sie wahrscheinlich *Bouhler*⁴. Auch Kriegsoffizier, Bayer, kriegsverletzt, geht am Stock, da das eine Bein steif und verkürzt ist. Kluger, anständiger Mann, aus dem bayerischen Horizont etwas herausgewachsen, liest viel, studiert Geschichte und die grossen Männer der Geschichte, lebt aber sehr für sich eingekapselt. Er ist offiziell der Geschäftsführer der G.m.b.H., die das Privateigentum der Partei besitzt. Diese juristische Lösung musste benutzt werden, um dieses Eigentum, z.B. Zeitungen, zu erwartenden Grundbesitz, die Parteikasse u.s.w. dem Zugriff politischer Mächte zu entziehen und unter den Schutz der wirtschaftsrechtlichen Begriffe des Privateigentums zu stellen.

Bouhler hat das Vertrauen Hitlers in vollem Umfang und mit vollem Recht. Aber wir müssen ihn zur Gruppe der bayerischen Vertreter rechnen.

Als nächstes werden sie dann wohl *Schwarz* kennenlernen, Xaver Schwarz⁵. Eine treue Seele, alter Soldat, dann untere Verwaltungslaufbahn. Hätte einmal später vielleicht Kanzleirat werden können. Jetzt führt er den Titel eines Schatzmeisters der Partei, und seitdem die Gauleiter wirtschaftlich der Parteizentrale unterstellt sind: Reichsschatzmeister. Mit rührender Liebe widmet er sich der Parteikartothek. Sie verzeichnet alle Parteigenossen, also alle, die sich als Mitglieder der politischen Partei angemeldet haben und von den Gauen aufgenommen worden sind. Jedes Mitglied zahlt

monatlich einen Beitrag. Diese Parteibeiträge sind das wirtschaftliche Rückgrat der Partei.

Zwei Seelen kämpfen, ach, in seiner Brust. Einerseits der Wunsch Adolf Hitlers, die Zahl der Parteigenossen beschränkt zu halten. Und andererseits der Wunsch des Schatzmeisters, durch eine möglichst grosse Zahl von Parteigenossen die Beitragssumme möglichst zu steigern. Aber er macht seine Sache gut, ist wirklich ein treuer Beamter, ohne Fehl, ohne Eitelkeit, und unbedingt Hitler ergeben.

Schwarz ist einer der stärksten Verfechter des bayerischen Standpunktes. München ist die Geburtsstadt der Bewegung. Bayern haben sie aus der Wiege gehoben. Nicht: ex Oriente lux, von Preussen jenseits der Elbe her, sondern von Bayern aus, von München aus, ja vom Bürgerbräukeller aus ist die rettende Bewegung der deutschen Erneuerung entstanden!

Wenn Sie Schwarz für sich gewonnen haben, ist schon viel erreicht. Aber er unterliegt leicht den Einflüssen seiner Freunde. Und wenn Hitler ihm was sagt, auch wenn er bis dahin das Gegenteil glaubte, dann ist das für ihn Evangelium.» [...]

Und nun setzte er mir die Einteilung der gesamten S.A. in die Osafstellvertreterbezirke auseinander, die sich aus praktischen Gründen mit der Gaueinteilung deckte, wobei immer einige Gaue zusammengefasst sind.

«Die Gauleiter hätten lieber jeder seinen Osafstellvertreter. [...] Die Osaf-Stellvertreter sind also meine Vertreter in ihren Bereichen.

Hätte nun jeder Gau seinen Osaf-Stellvertreter, so würde ihn der Gauleiter mit Sicherheit mit der Zeit unterschlucken, oder er würde bei Hitler so lange bohren, bis er den bekommen hat, der ihm am besten passt. So liegen sich 3 oder 4 Gauleiter in den Haaren wegen meines Stellvertreters. Und da sich Gauleiter nie einigen können, behalte ich stets recht.»

«Ich habe überhaupt das Gefühl», warf ich ein, «dass Sie mit den Gauleitern in Fehde liegen. Ist das nicht unpraktisch?»

«Unpraktisch ist das schon. Aber nicht anders möglich. – Sehen Sie; die Gauleiter sind eigentlich alle kleine Hitlers. Manche wirklich, manche fühlen sich nur so.

Die Bewegung ist doch nicht nur in München *einzig und allein* entstanden. Da sass im Ruhrgebiet einer, der aufrechte Männer um sich scharte, ein anderer baute in Baden eine Organisation auf, als Hitler noch längst auf der Festung sass, in München war nach 1923 eine Rumpfpartei erhaltengeblieben, u.s.w.

Aber Hitler war der Magnet, der unbedingt stärkste unter all den kleinen Hitlers. Und genau wie in den Anfängen der christlichen Kirche allmählich der Bischof in Rom von den anderen als der Erste anerkannt wurde, der papa, der Papst, so wurde allmählich Adolf Hitler als der Führer der Bewegung anerkannt. Trotzdem aber hatte jeder Gauleiter seinen eigenen Stolz und auch seine eigene Richtung.

Da war nur die S.A. das einigende Band, was sie alle zusammenbinden konnte. Das haben sie zwar nicht gerne. Denn anfangs hatte jeder seine S.A. Aber Hitler hatte durchaus erkannt, dass die endgültige Abhängigkeit der Gauleiter von ihm nur durch die

Schaffung einer zentral geführten S.A. erreicht werden kann. Darüber spricht Hitler nicht. Denn er hat die Gauleiter damit eigentlich beschissen. Mit den Ihnen bekannten Begründungen der Notwendigkeit einer einheitlichen Führung der S.A., die an sich völlig richtig und stichhaltig sind, hat er die S.A. den Gauleitern aus der Hand genommen und damit aber gleichzeitig die Gauleiter sich unterstellt. Aus einem Bund ist eine Einheit geworden. Mit der Zeit kann es so weit kommen, dass Hitler einen Gauleiter sogar absetzen kann, wenn er ihm nicht passt. Das war nicht möglich, bevor die S.A. zu einer Einheit unter zentraler Führung zusammengefasst war. Ich bin das Karnickel, das diese undankbare Aufgabe lösen musste. Und Sie haben meine Arbeit durch die Schaffung des Stabes der Obersten S.A.Führung zu untermauern und zu festigen. Deswegen sind auch Sie in gewissem Umfang der Anfeindung der Gauleiter ausgesetzt.»

«Ah! Jetzt verstehe ich die Einstellung Robert Wagners zu Ihnen», fuhr es mir heraus.

«Hat er Ihnen darüber bereits etwas gesagt?», fragte Pfeffer. Aber ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort: «Er ist einer von den schärfsten Vorkämpfern für seine Rechte.

Und da lernen Sie eine besondere Taktik Hitlers kennen, über die Sie sich Ihre eigenen Gedanken machen können: Er will die Gauleiter sich gefügig machen. Er muss es. Die Bewegung kann nur stark sein, wenn sie eine einheitliche Geschlossenheit darstellt. Aber er will, – und da hat er unbedingt recht, – sich nicht selbst und seine Stellung zu diesen Gauleitern mit den dafür notwendigen Massnahmen belasten. Da benutzt er, wie schon gesagt, die S.A., lässt die Gauleiter gegen mich Sturm laufen und den Kampf, der sich zwischen ihm und den Gauleitern abspielen müsste, sich zwischen den Gauleitern und mir auskämpfen. Ich halte für möglich, dass er dieses etwas hinterlistige Spiel so weit treibt, dass er dem oder jenem Gauleiter gegenüber sogar bedingt zustimmt, wodurch ich immer mehr als der Sündenbock angesehen werde. Und eines Tages, – Wagener, ich sage Ihnen das voraus, – lässt er mich mit grossem Aplomb fallen und opfert mich der Wut dieser Meute und steht dann als der grosse Gerechte den Gauleitern gegenüber, die sich nun nach diesem Opfer willig in das Joch seiner inzwischen gesicherten Führung beugen.»

«Pfeffer!», sagte ich, «sprechen Sie jetzt ernst oder scherzhaft?»

«Ich spreche ernst. Politisch Lied, ein leidig Lied. Aber sie müssen alles in allem nehmen. Die einzelnen Grüppchen *mussten* geeinigt werden. Die Partei brauchte eine feste Führung. Und das hat Hitler mit diesem Mittel erreicht. Der Zweck heiligt die Mittel. Hitler ist nicht umsonst katholisch. Er hat das aus den Grundsätzen der Jesuiten gelernt.»

«Aber wo bleibt da der Charakter?»

«Es gilt, Deutschland zu retten. Kein Opfer ist zu gross für dieses Ziel. Auch mein Opfer nicht. Aber Sie werden erkennen, dass ich recht hatte, wenn ich Ihnen sagte, ich wittere Gefahren. Und das wollen wir ja als unsre Aufgabe ansehen, ihnen vorzubeugen. Ändern können wir an der Weiterentwicklung der Bewegung nichts. Versailles und Weimar, «und ausserdem Moskau, sind die unabänderlichen Kräfte im Treibhaus dieser Bewegung. Lassen Sie sich nicht wankend werden, Wagener. Es geht um Deutschland, vielleicht sogar um mehr. Die ganze Kultur des Abendlandes ist in Gefahr! *Wir müssen* uns einschalten, Männer suchen, Persönlichkeiten, Köpfe, auch wenn mit uns vielleicht

einmal ein frivoles Spiel gespielt wird.»

Ich war erschüttert. Vor meinen Augen sah ich die gigantische Begeisterung von Nürnberg, die Not des Volkes, die ich in Karlsruhe noch einmal wieder gesehen hatte, und die innere Dynamik der von Adolf Hitler gegründeten und geführten Bewegung, die Deutschlands Zukunft bedeuten sollte. Und nun machte mich dieser erste Einblick in die Schmiede der Zukunft bereits irre. Ich musste mit Gewalt meine Gedanken zurückdrängen; denn Pfeffer hatte sicherlich recht, und ich musste auch erst einmal in diese politische Gedankenwelt tiefer eindringen, um zu einem Urteil berechtigt zu sein.

Gott sei Dank, dass wir unterbrochen wurden. Bormann kam herein und meldete Fräulein Frey an. Pfeffer sagte mir nur kurz, dass sie die Sekretärin Hitlers sei, als sie auch schon hereintrat, um mit neugierigen Blicken auf mich zu Pfeffer zu sagen, dass «der Chef» gekommen und zu sprechen sei.

«Ich hatte Sie bei Hitler angemeldet», erläuterte Pfeffer. [..]

Hitler kam auf mich zu und reichte mir die Hand, während ich sagte:

«Ich melde mein Eintreffen in München und den Antritt meiner Tätigkeit als Stabschef der S.A.»

«Ich danke Ihnen und begrüße Sie in dieser Stellung. Ich hoffe auf gute Zusammenarbeit.» Und dabei bot er Pfeffer und mir Platz an.

Es war ein mittelgrosses Zimmer, in dem am Fenster ein Schreibtisch stand mit einigen Büchern drauf und Zeitungen. Die andere Hälfte des Zimmers wurde durch eine Sitzgruppe angefüllt, die aus einem mittleren runden Tisch und vier Lehnstühlen bestand. Sonst war nur noch ein Bücherschrank im Zimmer, der im Holz zu der übrigen Einrichtung passte.

Als wir uns zu dreien um den runden Tisch gesetzt hatten, blickte Hitler mich mit seinen grossen unergründlichen Augen an, die wieder wie in Nürnberg, auf mich den Eindruck tiefer unendlicher Güte machten, wie wenn sie dauernd etwas geben wollten, ohne etwas zu sagen. Auch ich schwieg zunächst. Dann dachte ich aber, dass er darauf wartet, dass ich beginne, und sagte:

«Ich war immer noch erfüllt von den Tagen von Nürnberg, als ich von allen denen Abschied nahm, mit denen ich bisher zusammen war. Und ich versuchte immer die Seele und den Geist, den ich in Nürnberg kennenlernte, zu vergleichen mit der Denkungsart und der Lebensweise, die den Kreisen meiner bisherigen Umgebung eigen ist. Aber Verwandtschaft fand ich nur bei meinen alten Offizierskameraden und besonders bei meinen alten Soldaten und bei den Arbeitern.»

Hitler schwieg immer noch, obwohl ich eine Pause machte. Und so erzählte ich kurz von meinem Besuch bei jenen alten Kriegskameraden in Rintheim bei Karlsruhe. Erst jetzt spürte ich, wie wenn ein Funke in den Augen Hitlers gezündet hätte. Und als ich nun zu reden aufhörte, nahm er das Wort.

«Das ist das Volk, wie ich es kenne und immer wieder neu kennenlerne, dieses treue, wahrheitsliebende, offene, ehrliche, begeisterungs- und opferfähige deutsche Volk. In ihm stecken mehr Werte und ein tieferer innerer Gehalt, als in der ganzen Schicht der

sogenannten Gebildeten, die in Anspruch nehmen, weil sie mehr wissen, auch mehr zu können, die aber meistens keine Führerqualitäten haben. Denn diese lassen sich nicht auf den Schulen und Universitäten erlernen.

Ich unterschätze dabei die Wissenschaft nicht. Im Gegenteil. Das solide Wissen aufgrund ernstesten Studiums ist selbstverständlich die Grundlage jedes echten Könnens. Und besonders die Wissenschaftler haben sich in jahrelangem, eifrigem und meist entbehrungsvollem Fleiss in ihre Wissensgebiete hinein vertieft und sind darin aufgegangen, und ihre Wissenschaft wurde ihr Lebensinhalt. Ich spreche da mit Hans Sachs: ‚Verachtet mir die Meister nicht!‘ Aber die grosse Masse derer, die sich die ‚Gebildeten‘ nennen, sind oberflächliche geistige Halbwelt, eingebildete und überhebliche Nichtsköner, die sich des Lächerlichen ihrer Stümperei nicht einmal bewusst sind.›

Hitler hatte sich in eine gewisse Erregung hineingeredet, und fuhr ohne längere Pause fort:

«Sie haben noch in keiner Weise begriffen, dass wir in einer Zeitenwende leben, die ihren Höhepunkt allerdings noch vor sich hat. Der Individualismus, der bereits aus der griechischen Antike heraus das ganze Mittelalter begleitete und der Neuzeit erneut seinen Stempel aufdrückte, ist in's Wanken geraten. Nicht aufgrund innerer Veränderungen in den Menschen oder in den Völkern oder aufgrund einer politischen oder kulturellen Neuorientierung, sondern in erster Linie durch eine völlige Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens, durch die Entwicklung vom Handwerk zur Industrie, vom Gesellen und selbständigen Meister zum Fabrikmenschen, vom kleinen Einzelbetrieb zum Massenbetrieb, vom persönlichen Verhältnis von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer zum unpersönlichen Abhängigkeitszustand der Arbeit vom Kapital.

Hierin liegen die Probleme unseres Jahrhunderts. Sie zu erkennen ist die Pflicht jedes Einzelnen, sie zu lösen ist die Aufgabe der Regierungen. Wenn aber die Regierungen sich nur aus den Männern bilden, die durch das allgemeine und gleiche Wahlrecht vom Stimmzettel der breiten Masse in ein Parlament entsandt sind, dann werden wohl kaum die wirklich Besten und Geeignetsten in die Regierungen kommen, denn ein vielbeschäftigter, bedeutender Anwalt oder ein berühmter Wissenschaftler, ein grosser Arzt oder ein führender Unternehmer haben gar nicht die Zeit, sich zu einer Wahl zu stellen und sich vier Wochen lang dem Wahlkampf zu widmen. Und dann können sie sich auch nicht ihre kostbare Zeit im Reichstag um die Ohren schlagen.

Deshalb erscheint mir der reine Parlamentarismus der Weimarer Prägung nicht als die richtige Form, und die Parlamentarier erscheinen mir nicht als die richtigen Männer, um die gewaltigen Fragen der Gegenwart zu meistern.

Gegen die Parlamente an sich habe ich keine Bedenken. Sie zeigen den Pulsschlag des Volkes besser und sichtbarer, als irgendeine andere Einrichtung. Aber daneben müsste eine Organisation geschaffen werden, die die wirklichen Köpfe erfasst und auswählt und der Regierung zur Mitarbeit oder zur Beratung zur Verfügung stellt. Nur dann wird es möglich sein, in gemeinsamer Arbeit den Weg vom Individualismus zum Sozialismus zu finden und zu führen, ohne Umsturz, ohne Zerstörung wertvollster Güter, ohne Vernichtung unersetzlicher Menschenleben und ohne Rückfall in einen niederen

Zustand der Zivilisation und Kultur sowie des Lebensstandards und des Lebens überhaupt.

Da kommen die Dreimalklugen und berufen sich auf das Gesetz und das ererbte Recht. Diese Legitimisten sehen nicht, dass dieses Gesetz und dieses Recht aus dem individualistischen Denken geboren wurden und Säulen dieser alten Zeit sind. Es gilt eben, neue Gesetze und ein neues Recht an die Stelle der alten Überlieferungen zu setzen. Sonst müssen sie erleben, dass der Weg zur sozialistischen Neuordnung eben nicht planmässig und friedlich gegangen wird, sondern dass Revolutionen jene Säulen stürzen und das Gebäude des Individualismus zu Fall bringen. Aber sie haben ja meistens nicht einmal Marx gelesen, und die bolschewistische Revolution sehen sie als eine private russische Angelegenheit an.

Hier liegen unsere Aufgaben, hier liegen unsere Pflichten, hier liegt das hohe Ziel unserer Arbeit und unseres Wollens. Gelingt es uns nicht, das deutsche Volk diesem Ziele näher zu führen und damit auch ein Werk für die gesamte Menschheit zu vollbringen, dann sind wir nicht wert, dass das Volk unserer Bewegung dieses unendliche Vertrauen entgegenbringt und bereit ist, uns zu folgen und Opfer zu bringen und uns jenen unbändigen Glauben zu schenken, der allein in der Lage ist, Berge zu versetzen.»

Hitler hatte diese ganzen Ausführungen eigentlich ohne Pausen des Nachdenkens oder Überlegens gemacht. In sichtlicher Erregung hatten seine Augen ab und zu lichterähnliche Erscheinungen gezeigt und waren ununterbrochen und ausschliesslich auf mich gerichtet. Ich war stark beeindruckt und absolut im Bann seiner Worte, die mir den Inhalt eines weltumwälzenden Vorgangs in wenigen Minuten vor Augen geführt hatten, über den der grösste Teil der Menschheit sich vielleicht sogar heute noch nicht einmal klar geworden ist.

Hitler stand auf und reichte mir die Hand.

«Alles Gute für Ihre Arbeit. Wir werden häufiger zusammen sprechen müssen.»

Und damit verabschiedete er uns.

Als wir auf dem Zimmer Pfeffers wieder angekommen waren, sagte ich:

«Die Darlegungen und die ganze Art der Rede Hitlers sind doch zweifellos etwas ganz Besonderes. Ich habe vielleicht einmal Universitätsprofessoren über die Vergangenheit so sprechen hören. Aber die Gegenwart und die Zukunft so klar zu sehen, das ist unbedingt ungewöhnlich. Und ich habe nichts zu seinen Worten hinzuzufügen, nichts zu widerlegen, nichts zu bezweifeln. Eine seltene Persönlichkeit!»

«Das geht jedem so, der mit ihm spricht,» antwortete Pfeffer. «Das heisst, von dem Augenblick, in dem irgendein Stichwort gefallen ist, spricht Hitler nur noch allein. Aber es ist jedesmal etwas Neues, etwas Neuartiges, was man hört, und gibt einem eine Probe der Fülle der Erkenntnisse, die in diesem Genius zum Bewusstsein kommen.»

Pfeffer hatte noch einiges zu regeln und einige Unterschriften zu machen.

Danach gingen wir zum Essen.

Die Herren des Osaf hatten einen Tisch in einem kleinen Cafe in einer Seitenstrasse der Schellingstrasse. Nur 3 runde Tische gab es da, an denen Studenten und Studentinnen sassen, immer nur 3 oder 4. Wir waren die grösste Tischrunde. Die Conditorsfrau

kochte für ihre Gäste wie für ihre eigene Familie. Es war sehr einfach und karg, aber es kostete auch nur 35 Pfennige.

Ich fragte erstaunt, ob man mit so wenig leben könne.

«Wenn man muss», sagte Pfeffer, «kann man das. Wir können aus der Partei keine grossen Gehälter beziehen. Jeder bekommt, wenn er verheiratet ist, 200 Mark, sonst 150. – Ich bekomme 300. Morgens frühstückt man bei sich zu Hause, Kaffee und Brot. Mittags essen wir hier. Und abends isst der Verheiratete zu Hause, und wer nicht verheiratet ist oder seine Familie nicht hier hat, wie ich zum Beispiel, sitzt meist im Schellingsalon: wissen Sie, dort vorne an der Haltestelle der elektrischen Bahn. Da gibt's Bier und gut und billig zu essen. Kommen Sie mal heute Abend gleich mit.»

An dem einen Nebentisch sassen 3 junge Damen, wie ich später hörte, Musikstudentinnen. Davon schienen zwei Schwestern zu sein. Beide waren auffallend hübsch. Besonders die jüngere, vielleicht 19jährige, hatte es mir gleich angetan. Ich kaufte deshalb wie meine Kameraden ein Abonnement für das Mittagessen in diesem Cafe und nahm mir vor, nicht anders zu leben, als Pfeffer und Bormann und der Fahrer auch. [...]

6. Ausbau der S.A.

Nachdem ich die gesamte Situation der S.A. im Rahmen der Partei studiert und kennengelernt hatte, ergaben sich als die ersten und dringendsten Aufgaben folgende:

1.) Es musste eine Finanzierungsmöglichkeit geschaffen werden, um wenigstens allen Führern, die irgendeine Büroarbeit leisten mussten, die Unkosten für Papier, Schreibarbeit und Porto, gegebenenfalls auch für die Miete eines Raumes und den Telefonanschluss zu ersetzen, und allen denen, die ihre Verbände nicht an ihrem eigenen Wohnort hatten, die notwendigen Fahrkosten zur Verfügung zu stellen.

2.) Es musste eine Unfall- und Schadensversicherung eingerichtet werden, um S.A.-Männern, die im S.A.Dienst zu Schaden kamen oder verletzt wurden, die Krankenhauskosten und eine Unterstützung gewähren zu können, da die allgemeinen Krankenkassen für solche Fälle nicht aufkamen, ferner, um Witwen und Waisen von S.A.-Männern, die von politischen Gegnern erschlagen wurden oder sonstwie tödlich verunglückten, für eine gewisse Zeit Hilfe gewähren zu können. 3.) Das Sanitätswesen innerhalb der S.A. musste planmässig ausgebaut werden, so dass sich bei jeder S.A.Übung und bei jedem Aufmarsch eine ausreichende Anzahl von Ärzten bei den Verbänden befinden konnten.

3.) Eine S.A.Intendantur musste eingerichtet werden für die finanzielle Verwaltung sämtlicher S.A.Mittel und die Prüfung der Abrechnungen bis hinunter zum Sturm. Ausserdem musste diese Intendantur eine Zeugmeisterei einrichten, deren Anfänge übrigens bereits vorhanden waren, um jedem S.A.Mann die gleichmässige Beschaffung seiner Ausrüstung zu ermöglichen.

4.) Damit begann ganz von selbst die Bildung eines Stabes der Obersten S.A.Führung, für den keinerlei Vorbild vorhanden war, da die S.A. ein völliges Eigenleben führen musste und auch sollte. Es kam darauf an, sie völlig unabhängig von der Partei, insbesondere von den Gauen und Kreisen zu halten, damit keine Stelle den Anspruch erheben konnte, irgendwie in die S.A.Führung hineinreden zu können.

Zu Punkt 1.) war bereits ein Schritt getan. Ein Zigarettenfabrikant namens Dressler hatte sich bereitgefunden in seiner allerdings erst neu gegründeten Herstellungswerkstatt Zigaretten für die S.A. zu fabrizieren und dafür gewisse Beträge an die S.A.Führung abzuliefern¹.

Eine kurze Prüfung ergab aber, dass das Unternehmen auf unsoliden Füßen stand und dass die Verträge unklar waren. Die Erstfinanzierung war durch eine gegenseitige

Wechselhergabe in Höhe von je RM 30'000,- von Seiten der Reichsleitung der N.S.D. A.P. mit der Unterschrift des Schatzmeisters Schwarz, und auf der anderen Seite von Seiten der Zigarettenfabrik Dressler erfolgt. Der eine Wechsel war bei einer bayerischen Bank in München, der andere bei einem kleinen jüdischen Bankhaus in Dresden, wo Dressler seine Arbeitsstätte hatte, diskontiert worden. Man hatte gehofft, bei Fälligkeit der Wechsel wenigstens bereits die eine Hälfte einlösen und die andere prolongieren zu können. In Wirklichkeit aber rückte der Fälligkeitstermin bereits heran, und es waren nicht nur keine Mittel für die Einlösung, sondern sogar noch Schulden vorhanden. Zum Unglück brach das jüdische Bankhaus in Dresden 14 Tage vor der Fälligkeit zusammen, so dass eine Prolongation nicht in Frage kam.

Die Lage war sehr trübe. Ein Wechselprotest war für die Reichsleitung der N.S.D. A.P. nicht tragbar. Xaver Schwarz war in äussersten Nöten. 60'000 Mark waren einfach in den 2 Wochen nicht zu beschaffen.

Ich stand vor der Frage, was tun. Aber es kam mir nicht nur auf die Beschaffung der 60'000 Mark an, sondern auf die Rettung dieses Geldes und auf die praktische Durchführung der Zigaretten-Idee, die mir sehr zweckmässig erschien.

Mir war durch den Inhaber der früher sehr bekannten Zigarettenfabrik Batschari in Baden-Baden, Herrn Robert Batschari, bekannt, dass auf jeder Zigarette durchschnittlich 1/2 bis 1 Pfennig Reklamekosten liegen. Wenn man also die Reklameausgaben sparen konnte, indem die gesamte S.A. und ihre Freunde die Dressler-Zigaretten aus reiner S.A. Treue rauchten, so konnte für die S.A. für jede Million Zigaretten ein Betrag von 5'000 bis 10'000 Mark verfügbar werden. Natürlich musste ein Teil zunächst noch für den Aufbau des Unternehmens verwendet und für die Kapitalstockbildung angesammelt werden, aber mit der Zeit erschien die S.A. Finanzierung tatsächlich durch diese Zigarettenfabrik-Gründung gesichert.

Wenn die Aussichten aber wirklich so gut waren, dann musste es möglich sein, einen Industriellen oder sonstigen Wirtschaftler für die Sache zu gewinnen. Denn es erschien mir besser, dass sich die Partei oder die S.A. nicht mit einer Fabrik belaste, die wie jedes Unternehmen auch ein Risiko in sich trug und ausserdem unbedingt einer Leitung bedurfte, die sich dieser vielleicht sehr entwicklungsfähigen Unternehmung in jeder Beziehung fachmännisch und praktisch widmen konnte.

Es musste also eine Persönlichkeit gesucht werden, die über die notwendigen Mittel und über die erforderlichen Kenntnisse verfügte und genügende Unternehmungslust und Parteifreundlichkeit verfügte. Aber alles musste in spätestens 13 Tagen perfekt sein.

Und es gelang. Durch Vermittlung des Adjutanten von Detten² beim Osafstellvertreter von Sachsen, Kapitänleutnant von Killinger³, gelang es, Herrn Kommerzienrat Bettenhausen⁴, Dresden, für den Plan zu interessieren, und am Vorabend vor dem Fälligkeitstag des Wechsels schloss ich mit ihm in Bad Nauheim, wo er sich gerade zur Kur aufhielt, die Verträge ab. Bettenhausen steckte über eine halbe Million in das Unternehmen, und die Sturm-Zigaretten-Fabrik Dressler wie sie genannt wurde, war nach kaum 3 Jahren eine der grössten Zigarettenfabriken Deutschlands. Schon ab Dezember 1929 war die Finanzierung der S.A. gesichert. Späterhin wurden den Zigarettenpackungen

ausserdem noch Gutscheine beigelegt, mit denen die S.A.-Männer sich ihre Ausrüstungsgegenstände erwerben konnten.

Die Anteile der Sturm-Zigaretten-Fabrik Dressler gehörten zu 49% Prozent der Partei, wobei für allgemeine Verwaltungsfragen das Stimmrecht der Partei 51% betrug. Nur in allen Kapitalfragen war die Majorität bei Bettenhausen.

Es ist notwendig, diesem Mann in diesen Zeilen ein Denkmal zu setzen. Die Tage in Bad Nauheim, an denen ich ihm in den Kuranlagen die Grundideen und Ziele der Bewegung auseinandersetzte und ihn für die für ihn nicht unerhebliche Transaktion gewann, unmittelbar vor jenem Wechseltermin, der wie ein Damoklesschwert über der Partei hing, werde ich nie vergessen.

Meine erste und grundlegende Aufgabe war gelöst. Im Jahr 1930 konnten für die höheren S.A.Führer bereits Kraftwagen beschafft werden, und die Intendantur gewann für ihre Arbeit Stoff und Inhalt.

Zu Punkt 2.) nahm ich mir die Organisation der Deutschen Berufsgenossenschaft zum Vorbild, in der ich die Leitung der Sektion VIII. für Feinmechanik während meiner industriellen Tätigkeit innegehabt hatte. Nur hatten wir keine Unternehmer, die die Versicherungsbeiträge aufbringen konnten, sondern jeder S.A.Mann, ausser den Arbeitslosen, zahlte monatlich 20 Pfennige in die S.A. Versicherungs-Kasse, so dass bei einer zahlenden Mitgliedschaft von 20'000 S.A.-Männern monatlich bereits 4'000 Reichsmark zur Verfügung standen.

Für die Leitung und Überwachung dieser Versicherung setzte ich Martin Bormann ein, der sie auch in seinen Händen behielt, bis die S.A.Mitgliederzahl über 100'000 gestiegen war und die Verwaltung deshalb in die Hände des Reichsschatzmeisters gegeben wurde, der einen ausreichenden Beamtenapparat für dieses so ungeheuer wichtige und wertvolle Unternehmen besass. Die Untersuchungskommissionen wurden jedoch nach wie vor von der S.A. selbst gestellt.

Die S.A.Versicherung war ebenfalls bereits im Dezember 1929 fertig eingerichtet und im Gang⁵. Auch die 2. Aufgabe, die mir Osaf gestellt hatte, war gelöst.

Zu Punkt 3.) Auch dieses Problem wurde dadurch rasch gelöst, dass sich ein früherer Generalarzt der Reichswehr zur Verfügung stellte, der das gesamte Sanitätswesen nach den Grundsätzen der Armee organisierte. Die durch die S.A. Versicherung und die Zigarettenfabrik Dressler verfügbar gewordenen Mittel konnten auch für den Ausbau dieser Organisation herangezogen werden. Jeder S.A.Stellvertreter erhielt in seinen Stab einen leitenden Sanitäts-S.A.Führer. Bei der Berliner S.A. war es der spätere Reichsgesundheitsminister Dr. Conti⁶

Zu Punkt 4.) Die Intendantur wurde unter der Oberaufsicht des Reichsschatzmeisters Schwarz zunächst mit der Leitung der Reichszeugmeisterei vereinigt und planmässig ausgebaut. Durch Inspektoren wurde die Rechnungsführung bis zu den Stürmen hinab geprüft. Bekleidungs- und Ausrüstungsfrage, sowie Finanzverwaltung waren damit gesichert. Die steigenden Einnahmen aus der Zigarettenfabrik gaben der Intendantur weitere Möglichkeiten, die durch Gewinne aus der Reichszeugmeisterei noch erhöht wurden.

Zu Punkt 5.) Für die Schaffung des Stabes der Obersten S.A.Führung war damit der Grundstein gelegt. Auch der engere Stab des Osaf konnte nunmehr erweitert werden, so dass für neue Aufgaben und Pläne Zeit und Kräfte frei waren.

Als diese Dinge in Gang gesetzt, aber noch nicht vollendet waren, etwa im November 1929, meldete Pfeffer uns beide bei Hitler zu einer Besprechung an. Wir konnten sofort zu ihm kommen.

Nachdem wir wieder um den runden Tisch Platz genommen hatten, berichtete ich über die Massnahmen, die getroffen waren, und über den voraussichtlichen Zeitpunkt ihrer vollen Wirksamkeit.

Ich betonte, dass nun aber noch zwei sehr lebenswichtige Angelegenheiten fehlten, um in der S.A. das sehen zu können, was Hitler mir als vorläufiges Ziel hingestellt habe: eine politische Kampftruppe, die nicht nur örtlich für die Sicherung der Rede- und Versammlungsfreiheit eingesetzt werden könne, sondern auch gegebenenfalls in der Lage war, gegen einen kommunistischen Putsch aufzutreten. Das eine sei die Verpflegungsmöglichkeit, das andere die Transportmöglichkeit.

Für die Verpflegungsmöglichkeit wäre am praktischsten eine grössere motorisierte Küchenanlage, die für 10'000, 20'000 Menschen kochen und die Verpflegung für mehrere Tage mit sich führen könne. Für die Transportfrage käme die Motorisierung oder wenigstens die Aufstellung von Kraftfahrkolonnen in Frage. Für beides bat ich um Genehmigung.

«Ich freue mich zu erkennen», sagte Adolf Hitler, «dass Ihre Arbeit Hand und Fuss hat. Und Sie haben recht, wenn Sie sagen, dass die Sicherung der Verpflegung grösserer S.A.Abteilungen sowie ihre selbständige Bewegung, also ohne die Eisenbahn zu benutzen, noch zwei Notwendigkeiten sind, um die S.A. überhaupt einsatzfähig zu machen. Wie denken Sie sich denn die Verpflegungssicherstellung überhaupt?»

Ich antwortete, dass hierfür zunächst einmal Geld notwendig sei. «Aber das ist nicht mit ein paar lumpigen Mark getan, dazu braucht man schon Hunderttausende, ja Millionen. Und die haben wir nicht. Wir können sie nur erwarten, wenn die Regierung sie uns zur Verfügung stellt. Und das ist ja wohl bei einem grösseren Putsch, der abgewehrt werden muss, anzunehmen.

Weiter ist aber auch eine gewisse Organisation erforderlich, die die Verpflegungsmittel in einem solchen Fall bereitstellt und einkauft. Es kann natürlich sein, dass auch das von der Regierung, vielleicht über die entsprechende Organisation der Reichswehr, übernommen wird. Aber für den Fall, dass dies nicht möglich ist, muss etwas von uns selber vorbereitet sein.»

«Und wie denken Sie sich das?», fragte Hitler.

«Ich habe mich mit dieser Frage noch nicht befasst. Ich kenne allerdings die Art, wie Friedrich der Grosse und Napoleon die Versorgung ihrer doch stets sehr rasch bewegten Heere vorbereitet und sichergestellt haben. Die Heere damals waren anfangs auch nur 20-50'000 Mann stark, allerdings ausserdem Pferde in einer Zahl, die mindestens die Hälfte der Menschen ausmachte. Friedrich der Grosse und Napoleon arbeiteten meistens

mit Juden, die den Verpflegungsankauf durchführten. Am besten würden wir mit geeigneten Aufkäufern arbeiten, die natürlich ausgebildet werden müssen und denen der Lebensmittelgrosshandel unbedingt bekannt sein muss.

Ich will nächstens einmal zu Sarrasani gehen, zudem bekannten Zirkusbesitzer. Der muss ja für seine Menschen und Tiere auch immer verhältnismässig kurzfristig für die Verpflegung sorgen, wenn er von Ort zu Ort zieht. Der hat bestimmte Erfahrungen darin. Wenn er einverstanden ist, will ich mal einige dafür in Frage kommende S.A.-Männer, die möglichst vom Lebensmittelgrosshandel stammen, zu ihm abstellen, damit sie das kennenlernen.»

Hier unterbrach mich Hitler.

«Eine gute Idee. Sie gefällt mir. Hoffentlich ist Sarrasani bereit, Ihnen zu helfen und Ihre Leute einführen zu lassen.

Ich wünschte ja, dass wir nie in die Lage kommen, auf diesem Gebiet unser Können zu erproben. Aber darauf vorbereitet muss man sein. Solche Aufmärsche wie Nürnberg geben auch die Möglichkeit, sich vorzuüben. Das wollen wir für den nächsten Reichsparteitag gleich vorsehen. Bisher mussten die S.A.-Männer ihre Verpflegung für 3 Tage mitbringen. Das nächste Mal wollen wir sie ordnungsmässig [?] verpflegen. Und eine fahrbare Grossküche wäre dafür besonders wertvoll. Ich will sehen, ob es möglich ist, die Mittel dafür allmählich bereitzustellen. Die Bedeutung einer solchen Küche geht weit über die S.A.Verwendung hinaus. Es muss gelingen, sie auf die Beine zu stellen.

Und wie denken Sie sich die Motorisierung?»

«Da habe ich mit Pfeffer über den Vorschlag gesprochen», antwortete ich, «ein freiwilliges Automobilkorps zu gründen, wie es vor dem Weltkrieg bereits für Heereszwecke bestand. Man könnte es ‚National-Sozialistisches-Automobil-Korps‘ nennen. Die Mitglieder sollen sich verpflichten, sich mit ihren Kraftwagen, Lastwagen und Personenwagen, zur Verfügung zu stellen, wenn wir sie mal brauchen. Und ab und zu müsste man, möglichst mit der S.A. zusammen, Übungsmärsche unternehmen, damit die Leute das Fahren in der Kolonne lernen. Ausserdem käme in Frage, einige fliegende S.A. Abteilungen zu schaffen,

also sozusagen eine motorisierte S.A. Einzelne Stürme könnten Lastkraftwagenbesitzer als Mitglieder aufnehmen, um mit Hilfe dieser Lastkraftwagen jederzeit beweglich zu sein.»

«Mit beiden Gedanken bin ich einverstanden», sagte Hitler. «Gerade die motorisierte S.A. kann von grosser Bedeutung sein. Wenn die Kommunisten wissen, dass so schnell bewegliche S.A. Abteilungen vorhanden sind, dann werden sie sich schon überlegen zu putschen. Übrigens wird das Auftreten motorisierter S.A. auch propagandistisch von Bedeutung sein, besonders auch bei Wahlkämpfen. Ihre Pläne gefallen mir. Wie lange rechnen Sie, bis das Automobilkorps und die Motor S.A. auf den Beinen steht?»

«Auf Kindesbeinen im nächsten Frühjahr. Aber beim nächsten Parteiaufmarsch sind beide hoffentlich schon verwendbar. Das werden wir schon schaffen.»

«Aber passen Sie auf, Wagener», fuhr Hitler fort, «dass auf keinen Fall der Gedanke aufkommt, dass die S.A. selbst eventuell einmal für Putschzwecke eingesetzt werden

könnte. Wo solche Gedanken auftauchen, müssen sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Die Verpflegungsorganisatoren müssen ganz besonders vorsichtig sein.

Die S.A. *ist* keine Reichswehr und auch keine Polizei. Dazu müsste sie bewaffnet sein. Und das geht nicht, widerspricht auch ihrer Aufgabe. Nur der Staat kann bewaffnete Organisationen besitzen und schaffen. Der Privatmann und auch eine Partei darf das nicht. Wo würde ein Staat hinkommen, wenn 2 oder 3 oder noch mehr Parteien sich eigene bewaffnete Verbände halten würden. Dann würde sich bald der Wahlkampf nicht mehr bei Volksversammlungen, auf den Rednertribünen, sondern zwischen diesen Verbänden abspielen und der Sieger hätte damit nicht mehr einen politischen Auftrag des Volkes, sondern er hätte sich die Macht sozusagen mit Gewalt erkämpft. Dadurch würden wir von einer Volksregierung, einem vom Vertrauen, von der Zustimmung und vom Willen des Volkes getragenen Kanzlertum zu einer reinen nur auf die absolute Macht gestützten Diktatur kommen, die, wie die Weltgeschichte zeigt, nie Bestand gehabt und sich auch nie zum Besten des Volkes auswirkt.

Durch politische Arbeit ein Volk gewinnen, überzeugen, ja sogar erziehen und führen, das ist Demokratie, wahre Demokratie. Und ihr hat auch die S.A. zu dienen. Das hat mit dem Parlamentarismus von Weimar nichts zu tun! Alles, was organisiert wird und was geschieht, für die S.A. und von der S.A., das darf nur von diesem einen und einzigen Gesichtspunkt aus betrieben werden.»

Hitler verabschiedete uns. Wir gingen an die Arbeit. Die motorisierte Grossküche wurde, wie wir schon bald darauf hörten, von Hitler selbst ins Leben gerufen. Sie ist als «Hilfszug Bayern» späterhin noch sehr bekannt geworden. Der damals gebaute erste Hilfszug konnte 30'000 Menschen täglich verpflegen und 5 Tagesportionen für diese Anzahl von Menschen mit sich führen.

Im folgenden Abschnitt beschreibt Wagener einen Besuch beim alten Herrn Sarra-sani, der ihn selbst empfangen und ihm die Verpflegungsorganisation des Zirkus erklärt habe. Nach diesem Muster richtete Wagener dann eine ‚Beschaffungskolonne‘ bei der SA ein und löste dadurch die Verpflegungsprobleme bei SA-Aufmärschen.

Auch die Lösung des Problems der Transportfrage gelang in relativ kurzer Zeit. [...]

Um die Statuten eines Automobil-Korps kennenzulernen, besuchte ich den Präsidenten des bayerischen Automobil-Clubs, den ich vom Batschari-Rennen, das glaube ich 1926 stattgefunden hatte, her kannte. Ich konnte zugleich auch die Statuten des früheren kaiserlichen freiwilligen Automobil-Korps erhalten, ausserdem diejenigen des nationalen Automobil-Clubs, der erst vor einigen Jahren durch den Herzog von Coburg im Rahmen des Stahlhelms neu gegründet worden war⁷.

Das Wesentliche für ein Automobil-Korps oder einen Club war, dass die Mitglieder alle Annehmlichkeiten geniessen konnten, die eine solche Vereinigung überhaupt bieten konnte, und zwar in erster Linie die Ausstellung der Tryptiks für Fahrten ins Ausland, also der Grenzpassierscheine, die die Hinterlegung einer nicht unerheblichen Garantiesumme, dafür, dass der Wagen nicht in dem betreffenden Ausland verkauft wird, wodurch der Zoll hätte hinterzogen werden können, einschliesst, bzw. die Bürgschaft

dafür. Die Genehmigung zur Ausstellung dieser Tryptiks war von Seiten der Reichsregierung den grossen Automobilklubs übertragen worden, die ihrerseits die Bürgschaft für die Garantiesumme übernahmen. Deshalb sind auch die Mitgliedsbeiträge in Automobil-Clubs immer ziemlich hoch gewesen. Und wenn man ins Ausland fahren wollte, musste man einem Automobil-Club angehören.

Das geplante national-sozialistische Automobil-Korps musste also ebenfalls das Recht der Ausstellung von Tryptiks erhalten. Sonst hätten seine Mitglieder, wenn sie einmal ins Ausland fahren wollten, ausserdem noch einem anderen Automobil-Club angehören müssen. Dass die Reichsregierung einem neuen Automobilkorps dieses Recht übertragen würde, war fraglich. Wenn das Korps ausserdem sich als eine Art Parteiorganisation entpuppte, dann war es sogar sicher, dass ihm dieses Recht verweigert wurde.

Es blieb also nur übrig, das beabsichtigte Automobil-Korps einem der bestehenden Clubs sozusagen als körperschaftliches Mitglied anzuhängen, um dadurch alle Rechte des betreffenden Clubs auch für seine Mitglieder zu gewinnen.

Mit diesem Plan begab ich mich zum Herzog von Coburg, der, wie ich glaubte, als Gründer und Präsident des nationalen Automobil-Clubs vielleicht am ehesten bereit sein würde, meinen Vorschlägen zu folgen. Er hatte in Coburg eine besondere Geschäftsstelle für seinen Automobil-Club eingerichtet, an die er mich zu den weiteren Verhandlungen verwies, nachdem er seine Bereitschaft, meine Bitte zu unterstützen, zugesagt hatte.

Dabei war mir neu, dass der Nationale Automobil-Club eigentlich eine Stahlhelmgründung war, deren sich der Herzog angenommen hatte. Unwillkürlich kam sowohl ihm wie mir dabei der Gedanke, dass man durch das Zusammengehen auf dem Wege des Automobilwesens, das doch auch den Automobilsport und den Motorsport überhaupt in sich schloss, auch eine Annäherung und vielleicht sogar ein Zusammengehen des Stahlhelms und der N.S.D.A.P. ermöglichen könne. Vielleicht waren es diese Überlegungen besonders, die den Herzog, der alles, was er an Einfluss besass, wie auch seine ganze Person, immerfort für sein deutsches Vaterland restlos einzusetzen bereit war, bewogen, den Anschluss des neuzugründenden N.S.A.K. (später nach meinem Rücktritt als Stabschef wurde der Name in N.S.K.K. umgeändert) an den Nationalen Automobil-Club ja mit allen Mitteln zu unterstützen. Ausserdem hatte der Herzog jenen ersten Parteaufmarsch in Coburg im Jahre 1923 in bester Erinnerung, bei dem Coburg innerhalb kürzester Frist durch die S.A. vom kommunistischen Mob befreit wurde. Bald darauf entwickelte sich daraus auch der persönliche Beitritt des Herzogs von Coburg zur Partei.

Nun konnte das N.S.A.K. gegründet werden⁸. Da unser Stab immer noch klein war, übernahm wiederum Martin Bormann die gesamte Arbeit der Aufstellung und Organisation, wobei natürlich die Stäbe der Osafstellvertreter weitgehend mit eingespannt wurden.

Hier zeigte sich wieder, welches Ansehen die Bewegung bereits in Deutschland genoss. In wenigen Monaten war das N.S.A.K. bereitsein ansehnlicher Verband, der über ganz Deutschland verbreitet war, und viele, die der Partei noch nicht beitreten wollten oder konnten, traten dem N.S.Automobilkorps bei, um auf diese Weise der Bewegung

ihre aktive Unterstützung zu geben.

Schon im Frühsommer 1930 konnten aus Mitgliedern des Korps Kolonnen zusammengestellt werden, wobei auf gleiche Typen der Wagen geachtet werden musste. Wir konnten damit rechnen, dass beim nächsten Reichsparteitag bereits grössere Teile der S.A. auf solchen Kolonnen befördert werden konnten, was als erste grosse Übung in Aussicht genommen wurde.

Ebenso machte die Bildung von Motor S.A. Stürmen rasch Schule. Zunächst stellte jede Standarte einen solchen Sturm auf, so dass also in jeder Provinz und in jedem Gau sehr bald 3 bis 5 Motorstürme vorhanden waren. Sie übten mit grosser Begeisterung Kolonnenmärsche und die alarmmässige Zusammenziehung, und aus den Übungen der Motorstürme wurden sehr bald beliebte Sonntagsausflüge in die nähere und weitere Umgebung.

Somit war auch das Problem der Selbst-Beweglich-Machung der S.A. gelöst, was für die Kommunisten ein besonderer Schlag war. Denn wir hatten längst Nachrichten, dass die Kommune glaubte, im Fall eines Kommunistenputsches durch einen Generalstreik auch der Reichsbahn und des Transportgewerbes jede Verschiebungsmöglichkeit von S.A. aber auch von Reichswehrverbänden verhindern zu können.

Bezeichnend für die damalige Lage ist, dass nunmehr auch die staatlich organisierte Technische Nothilfe Verbindung mit uns aufnahm⁹. Während der Revolution 1918, sowie beim Ruhrstreik und bei anderen Streikgelegenheiten waren manche Zechen und besonders auch Hochofenwerke zum Nachteil der Arbeiterschaft und der Wirtschaft zu Schaden gekommen, da die Pump- und Lüftungsanlagen nicht weiter bedient und die Hochöfen nicht ausgeblasen wurden. Ebenso war die Versorgung der Bevölkerung mit Gas und elektrischem Strom sowie mit Wasser in Frage gestellt und zum Teil unterbrochen worden. Die Stilllegung der Eisenbahn hatte ausserdem die gesamte Ernährungslage gefährdet.

Gegen solche Fälle war mit Genehmigung und Unterstützung der Weimarer Regierung sozusagen als Selbsthilfe die Technische Nothilfe organisiert worden. Zahlreiche S.A.-Männer waren Mitglieder der Technischen Nothilfe und es war bestimmt worden, dass die Pflichten der Technischen Nothilfe gegenüber den Pflichten zur S.A. vorangehen.

Ich führte die Verhandlungen mit dem Leiter der Technischen Nothilfe, der seinen Sitz in Essen hatte, persönlich¹⁰. An ihnen nahmen auch mehrere Vertreter der Industrie sowie der Knappschaften und anderer Arbeiterverbände teil, ferner der Präsident des Reichsbahnbezirks Essen, also des gesamten Ruhrgebietes, sowie selbstverständlich der Gauleiter der N.S.D.A.P. Terboven und der Osaf-Stellvertreter Lutze, der damals noch in Dortmund seinen Sitz hatte.

Es kam zum Ausdruck, dass die Regierung selber keinerlei Vorbereitungen getroffen hatte für den Fall kommunistischer Unruhen oder eines erneuten Generalstreiks im Ruhrgebiet. Bei der ungeheuren Bevölkerungsdichte und der Bedeutung des Ruhrgebiets für Deutschland und für ganz Europa war das zweifellos eine sträfliche Unterlassungssünde, und der Mangel an Verantwortungsgefühl oder aber an Einsicht und Fähig-

keit wurde von den anwesenden Vertretern des Unternehmertums und der Arbeiterschaft tief bedauert. Auch die Reichswehr war bis dahin noch nie und in keiner Weise mit irgendwelchen Vertretern der interessierten Wirtschafts- und Verwaltungskreise in Verbindung getreten, so dass unsere Versammlung erstmalig den Versuch darstellte, Planungen und Massnahmen vorzubereiten, um in solchen Fällen nicht wieder gutzumachende Nachteile, besonders eine akute Hungersnot und ihre Folgen zu vermeiden.

Kein Wunder, dass im Ruhrgebiet die vernünftigen Menschen in der Arbeit der N.S.D.A.P. etwas erstaunlich Neues, etwas Grandioses, etwas Sozialistisches und zugleich Nationales sahen, und dass Unternehmertum und Bürgerschaft, Angestellte und Arbeiter aus ihrer Sympathie zur Partei kein Hehl mehr machten.

Seitdem hatte ich auch persönlich in allen Kreisen des Ruhrgebiets Wurzel geschlagen, was für die weitere Entwicklung der Bewegung nicht nur örtlich, sondern auch im Grossen von besonderer Bedeutung wurde.

Pfeffer sagte, als ich ihm von Essen Bericht erstattete:

«Jetzt sind wir auf dem richtigen Weg. Dort finden wir auch Männer für unsere Reichsleitung, Industrielle und Arbeiterführer. Denn die Knappschaften sind keine Kommunisten, sondern bereits Gewerkschaften, die für ihre Angehörigen Besitz und Rente schaffen und garantieren. Wenn nur die Hohlköpfe hier in München uns keinen Strich durch die Rechnung machen. Wir wollen bald einmal diese Dinge mit Hitler besprechen.»

7. Hitler über Individualismus und Sozialismus

Einige Tage später waren wir bei Hitler, Pfeffer und ich. Es mag im Februar oder März 1930 gewesen sein¹.

Wir trugen ihm vor, was inzwischen durchgeführt worden war und wie sich die Dinge entwickelten. Gleichzeitig konnte Pfeffer melden, dass die Mitgliederzahl der S.A. Ende 1929 auf rund 40'000 gestiegen war und dass sie zur Zeit lebhaft weitersteige.

Ferner berichtete Pfeffer, dass der Osaf-Stellvertreter von Hannover, Major Dincklage², an einer schweren Lungenentzündung erkrankt sei. Er fuhr dauernd mit dem Fahrrad von Sturm zu Sturm, und von Standarte zu Standarte. Dabei ass er nicht genug, weil er immer mit Arbeitslosen teilte. Für ihn selbst sorgte niemand, da er Junggeselle war. Und mit seinen 52 Jahren hatte er sich wohl im nasskalten Winterwetter viel zu viel zugemutet. – Auch von Hallermann seien ungünstige Nachrichten eingegangen. Die Ärzte gäben ihm keine Hoffnung.

«Wer wird jemals später danach fragen», sagte Hitler, indem er aufstand, «was an stillem Opfersinn, Heldentum und Grösse alles geleistet worden ist für Deutschland und seine Rettung. Da sitzen so Kerle an den Futterkrippen des Staates und können nicht genug kriegen an Diäten und Einkünften, und leisten tun sie für die Allgemeinheit, für ihr Volk, nichts. Nur auf sie selbst ist ihr Handeln und Denken eingestellt. Und diese braven Männer, die keinen Pfennig Gehalt oder Vergütung bekommen, sondern sogar noch den Zehrpennig ihrer Pension opfern für Volk und Vaterland, freiwillig und ohne Zwang, sie machen sich kaputt in dieser Arbeit und müssen hinsterven. Wie viel höher stehen sie als jene Drohnen des Staates und des Volkes, die sich dann ausserdem mit dem Nimbus des M. d. R. oder des Regierungsbeamten umgeben. –

Kann man Dincklage oder Hallermann was helfen?»

«Sie aufsuchen, das wäre für sie eine Verklärung des Todes», antwortete Pfeffer.

«Gut. Wir fahren morgen früh gleich weg. Kommen Sie mit, Pfeffer. Zuerst zu Hallermann, der ist ja hier wo in der Gegend, und dann nach Hannover. Frau Hallermann ist wohl bei ihrem Mann?»

«Sie pflegt ihn, seit er im Sanatorium ist. Erst in den letzten Wochen wurde es so schlimm. Und jetzt scheint das Schicksal nicht mehr zu wenden zu sein.»

«Hoffentlich komme ich noch zurecht», sagte Hitler vor sich hin, indem er sich nachdenklich wieder an den Tisch setzte.

«Da sehen Sie den Unterschied zwischen der alten individualistischen Zeit und dem

anbrechenden Sozialismus. In der Vergangenheit, – das heisst, für die meisten ist es noch die Gegenwart, – ist das Individuum alles, alles geht um die Erhaltung seines Lebens und um die Verbesserung seiner Existenz. Alles dreht sich um ihn. Er ist ein Mittelpunkt. Jeder ist ein Mittelpunkt, und in verbrieften Menschenrechten wird ihm dies dokumentarisch zugestanden.

Im kommenden Sozialismus dagegen geht es um die Gesamtheit, um die Gemeinschaft, um das Volk. Und der Einzelne und sein Leben spielen nur eine untergeordnete Rolle. Er kann geopfert werden, er selbst ist bereit, sich zu opfern, wenn die Allgemeinheit es erfordert, wenn das Gemeinwohl es verlangt.

Seitdem die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden ist, hat dieser Gedanke Form und Gestalt gewonnen. Gesetze wurden gemacht, die einen Menschen, der sich vom Wehrdienst drückt, wegen Selbstverstümmelung oder Fahnenflucht bestrafen, vor dem Feinde sogar mit dem Tode. Also da gilt der sozialistische Grundgedanke. Aber im übrigen Leben triumphiert nach wie vor der Individualismus, der Liberalismus, der Egoismus. Und selbst während eines Krieges kann sich einer, der nicht zur Wehrmacht gehört, die Taschen vollstopfen und Vermögen zusammenraffen, das ja doch irgendwie und wo einem andern verlustig gehen muss, während an der Front die armen Soldaten für die Gemeinschaft kämpfen und fallen.

Schämen sich diese Liberalisten, diese hundsföttischen Verteidiger des Individualismus denn nicht, wenn sie die Tränen der Mütter und der Frauen sehen, oder merken das diese kaltherzigen Rechner gar nicht? Sind sie schon so unmenschlich geworden, dass sie das gar nicht mehr empfinden können? Man kann verstehen, dass der Bolschewismus diese Kreaturen einfach beseitigt hat. Denn sie waren wertlos für die Menschheit, nur Belastung für ihr Volk. Auch die Bienen stechen die Drohnen ab, wenn sie dem Bienenstaat nichts mehr leisten können. Der bolschewistische Vorgang ist also ganz natürlich.

Aber das ist ja gerade das Problem, das wir uns zu lösen gestellt haben: das deutsche Volk zum Sozialismus zu bekehren, ohne dass die alten Individualisten einfach umgebracht werden, ohne Zerstörung von Besitz und Werten, ohne Vernichtung von Kultur und Moral und der Ethik, die uns Europäer unterscheidet von Asiaten oder von anderen Rassen. Aber trotzdem werden wir bei diesen Plänen alle gegen uns haben, alle! Denn die grosse Masse bejaht noch den Individualismus, besonders alle Länder westlich von uns bis hinüber zum Stillen Ozean. Sie wollen den Individualismus erhalten, d.h. eigentlich ihren Geldsäckel und die Freiheit, auf dem Rücken ihrer Mitmenschen ihren Vorteilen nachzugehen. Und ein kleinerer Teil ist vom Marxismus und Bolschewismus angesteckt oder gewonnen und glaubt, dass die Weltanschauung der Gemeinschaft nur Allgemeingut werden kann, wenn der Individualismus völlig beseitigt ist und zwar durch die Beseitigung ihrer [sic] Träger selbst.

Da stehen wir mitten dazwischen! Und es schwindelt mir manchmal, wenn ich daran denke, was wir uns zum Ziel gesteckt haben. Aber wenn ich dann solche Männer sehe, wie Dincklage und Hallermann, dann überkommt es mich wie eine Ahnung: Opfer will eine so gewaltige Umwälzung, Opfer fordert sie, und Opfer müssen

gebracht werden. Ich sehe unser Ziel und unsere Aufgabe so klar, dass ich mir als Verräter an der göttlichen Vorsehung, an unserem Volk, an solchen Dincklagen vorkommen würde, wollte ich stracheln. Und ausserdem: Zurückdrehen kann man den Zeiger der Zeit nicht, Weltgeschichte und Schicksal gehen ihren Gang. Und uns bleibt nur, die Vorsehung anzuflehen, dass sie es mit den Opfern, die sie fordert, gnädig machen möge.»

Hitler stand auf und ging zu seinem Schreibtisch. Dann drehte er sich kurz um und sagte:

«Morgen früh acht Uhr also Abfahrt. Wenn wir von Hannover zurück sind, sprechen wir über die S.A. weiter.»

Als wir wieder auf unserem Geschäftszimmer waren, sagte Pfeffer zu mir: «Eigentlich wollten wir ja heute über was anderes sprechen. Aber, ich sagte Ihnen ja schon einmal, wenn Hitler ein Stichwort bekommt, das ihm gerade liegt, – aber das ist jeden Tag anders, – dann reisst er das Wort an sich und der Besprechungspunkt ist ad acta gelegt.»

«An sich waren seine Ausführungen ja wieder sehr interessant», antwortete ich. «Nur kommt es mir ab und zu vor, wie wenn er in einer anderen Welt lebte. Es ist immer wieder überraschend, wie er die grossen Zusammenhänge und Entwicklungen offenbar richtig sieht. Aber glauben Sie nicht, dass, wenn er mal zu konkreter Arbeit gezwungen sein würde, ein kritischer Moment kommen könnte? Er braucht, diese Empfindung habe ich, stets Menschen, die seine Ideologien in die Wirklichkeit übersetzen, damit sie ausführbar werden. Sie und ich, wir machen das wohl. Ob's die andern auch machen, ist aber eine Frage.»

«Und jetzt ist Hitler noch an der Kandare der gegebenen Verhältnisse», pflichtete Pfeffer mir bei. «Wenn er einmal grössere Macht hat, als Minister oder gar als Kanzler, dann werden seine Ideen noch weiter in die Ferne und in die Tiefe einer Gedankenwelt schweifen, die unserem hergebrachten Denken fremdartig erscheint. Hat er dann Mitarbeiter um sich, die ihn nicht kennen, dann sind sie so verblüfft und benommen von der unerhörten Tiefe und andererseits der plausiblen Einfachheit seiner Darlegungen, dass sie ungeprüft und unbeirrt ausführen, was sie aus seinen Worten als seine Meinung entnehmen. Und wenn solche Menschen ausserdem an sich unselbständig und zu gehorchen gewöhnt sind, dann führen sie blindlings Dinge aus, die sie aus seinen Darlegungen herauslesen, auch wenn sie sie früher verworfen und für unmöglich gehalten hätten.»

«Opfer will eine solch' gewaltige Umwälzung!», rekapitulierte ich. «Richtig, hundertmal richtig! Aber es schaudert einem bei dem Gedanken, dass aus dieser Ideologie heraus auch einmal geopfert werden könnte, nur um der Opfer willen!»

«Wenn wir alle mit den Füissen auf dem Boden bleiben, kann nichts passieren», meinte Pfeffer. «Den guten Hitler müssen wir eben festhalten, damit er uns nicht davonfliegt. Und wir müssen darüber wachen, dass alle, die um ihn sind, nüchtern bleiben und das Mass der Dinge nicht aus den Augen verlieren. Aber das Grandiose seiner Konzeption ist so, dass man durch ihn die Dinge selber erst richtig zu betrachten lernt, und es

liegt schon etwas unbedingt Ungewöhnliches, etwas geradezu Übermenschliches in seiner Auffassung und in seinen Erklärungen von Problemen, über die sich die meisten bisher kaum überhaupt Gedanken gemacht haben.

Aber denken Sie allein schon an die Bedeutung der Erkenntnis des Übergangs vom Individualismus zum Sozialismus. Alle Gesetze, das gesamte deutsche Recht, ja die Rechtsauffassung, die in der ganzen Welt seit Jahrtausenden besteht, ist auf das Individuum abgestellt. Wird der Sozialismus zur Staatsraison, dann muss das alles umgestossen und neu geschaffen werden. Denn nun muss das Recht der Allgemeinheit in den Vordergrund gestellt werden und das Recht des Individuums tritt dahinter zurück. Welch ungeheure Umwälzungen bringt das mit sich! Wie schwer wird allein schon die Aufgabe der Richter. Und wie wirkt sich das auf kleine Menschen aus, besonders wenn sie irgendeine Funktion oder gar Macht haben! Enteignung, die bisher als Diebstahl galt, kann als Herstellung von Recht und Ordnung empfunden werden, Freiheitsberaubung wird zur segensreichen Handlung an der Allgemeinheit, Mord kann eine vaterländische Tat werden! Alle Begriffe verschieben sich, wirbeln durcheinander!

Nur ganz starke Menschen können den Versuch unternehmen, die Aufgabe durchzuführen, die Hitler sich und der Bewegung gestellt hat, den Versuch, ohne blutige Revolution diese Überrevolution durchzuführen.»

«Aber was ist zu tun, um Schlimmes zu verhüten?», fragte ich.

«Das Schlimmste wäre die Lösung des Problems durch eine totale Bolschewisierung. Und wenn der Weg des Nationalsozialismus nicht zum Ziel führt, dann *kommt* die Bolschewisierung. Deshalb ist der Plan Hitlers, selbst wenn seine Durchführung scheitern sollte, für Deutschland und die Welt vielleicht immer noch die bessere Lösung.»

Wir trennten uns nicht ganz froh, und ich gab Pfeffer meine Grüße und Wünsche an die beiden sterbenden Kameraden mit auf den Weg.

Major Dincklage starb am Tag nach dem Besuch Hitlers. Er hatte ihn noch bei Bewusstsein erlebt. [..]

Die Beerdigung von Hallermann fand 8 Tage später statt.

8. Spannungen um die S.A. – Hitler enträtselt eine Landkarte

Im folgenden Abschnitt gibt Wagener Gespräche mit Hitler, Strasser und Pfeffer über das zukünftige Verhältnis zwischen S.A. und Reichswehr wieder. Er beschreibt auch Massnahmen Pfeffers und Wagens, S.A.-Standarten überall dort zu gründen, wo früher Infanterie-Regimenter des kaiserlichen Heeres lagen, um Verbindung mit den Militär-Vereinen herzustellen. Dann geht er auf Spannungen zwischen der rasch anwachsenden S.A. und den Gauleitern, die sich durch die weitgehende Autonomie der S.A.-Führer bedroht fühlten, ein.

Die Gauleiter steckten sich nun hinter die S.S. und fanden bei Himmler ein williges Ohr. Denn Himmler empfand es für seine eigenen zwar noch unklaren Pläne sehr hinderlich, dass die S.A. eine solch' ungeahnte Entwicklung nahm und überall die besten Kräfte auf sich zog. Himmler wollte aus der S.S. noch etwas Besseres machen als die S.A. Sie sollte mehr, sie sollte eine besondere Garde sein. Da aber die S.S. genauso für ihre Reihen warb, wie die S.A., kamen sich die werbenden Männer und Führer häufiger in die Haare.

Erschien in einem Ort ein Werber für die S.S., so sagte er den Interessenten: «Wie könnt Ihr zur S.A. gehen, zu diesen Braunhemden! Wir hier mit der schwarzen Uniform sind die Garde Adolf Hitlers. Deshalb können wir auch nur die Besten und Zuverlässigsten brauchen. Das Grobzeug geht zur S.A.» Und der S.A.Werber sagte: «Wir sind die Kämpfer der Bewegung, die Bannerträger einer neuen sozialistischen Ordnung. Die S.S.Männer sind die Schutzmänner, die Absperrpolizisten, wenn wir vorbeimarschieren, die Fahrer der Autos der Parteibonzen, die Sicherungsposten für die Redner bei den Versammlungen. Die Front sind wir. S.S. ist Etappe.»

Es entstand eine Spannung zwischen der S.A. und der S.S. Und die Gauleiter unterstützten dabei die S.S. Umsonst stellten Pfeffer und ich dem Führer der S.S., Himmler, der uns ja unterstand, das Unsinnige dieses Zustandes dar. Umsonst trugen wir die Angelegenheit auch Hitler vor. Er wich einer Entscheidung immer aus. Einmal sagte er mir, als wir allein waren: «Ich will eine Garde haben, eine kleinere Gemeinschaft, als es die S.A. ist, die aber ganz und vollständig auf mich verschworen ist, die für mich durchs Feuer geht und auf die ich mich in jeder Lage verlassen kann.» Ich sagte: «Dann wollen wir die besten Männer aus der S.A. herausziehen und sie zu dieser Garde zusammenstellen. Himmler kann sie sich selber aussuchen. Nur die Spannung zwischen S.A. und S.S. muss vermieden werden.» Hitler wies mich an, mit Himmler darüber zu sprechen.

Himmler lehnte meinen Vorschlag ab. «Wenn ich Ihre besten Männer aus der S.A. bekomme, dann ist die S.S. eine gehobene S.A., eine Über-S.A., aber damit erst recht eine S.A. Was Hitler will, ist aber eine Garde, die ihn auch einmal schützen und seine Befehle ausführen kann, wenn *es gegen* die S.A. geht.»

Da fielen mir die Schuppen von den Augen. Hitler war bereits von den Gauleitern so sehr beeinflusst, dass auch er in der S.A. die Möglichkeit einer Untreue witterte! Ich war tief erschüttert. Als ich Pfeffer diese Unterhaltung berichtete, sagte er:

«Divide et impera.»

«Ich erinnere mich», fuhr ich fort, «dass ich schon einmal daran Anstoss nahm, dass Hitler offenbar diesem Wahlspruch huldigt. Damals, am ersten Tag, als ich ihn in Nürnberg kennenlernte. Es drehte sich um Feder und mich. Er lässt beide aufeinander los. Und er meinte, der bessere setzt sich durch.»

«Und glauben Sie nicht, dass er das auch von mir und Ihnen hoffte? Dass wir uns bekämpfen, in die Haare kriegen, und dass er dann entscheiden kann?»

«Auf *den* Gedanken bin ich noch gar nicht gekommen!»

«Wagener, Sie werden sehen: erst Sie und ich, dann S.A. und S.S., und später einmal Reichswehr und S.A. oder S.S., welche von beiden dann eben die stärkere ist. Und im Hintergrund lauert noch der Kampf zwischen Ihnen und Feder.»

«Da mache ich nicht mit», rief ich. «Das ist unmoralisch, niedrig, unehrenhaft!»

«Sachte», sagte Pfeffer, «sachte. Wann war es bei grossen Persönlichkeiten anders? Denken Sie an Napoleon, an Wilhelm I., an Bismarck, oder im Altertum an Julius Cäsar. Es gibt nur ein Mittel, solchen Herrscherallüren zu begegnen: indem man zusammenhält. Sehen Sie, weil wir zusammenhalten, kann er an keinen von uns beiden heran. Er hat ja auch keinen Grund dazu. Aber das ist ihm schon peinlich. Nicht verdächtig. Aber er sieht, dass seine Taktik bei uns nicht verfängt. Und damit fühlt er sich machtlos gegen uns. Drum braucht er einen dritten. Und das ist Himmler mit seiner S.S.»

«Und doch werde ich mit ihm sprechen», warf ich ein, «und ihm sagen, dass ich das als ein Misstrauensvotum ansehe. Denn dieses ‚divide et impera‘ kann auch als eine Vorstufe zum Verfolgungswahn betrachtet werden.»

«Das hat zur Zeit keinen Zweck», wehrte Pfeffer ab. «Wenn wir jetzt gegen seine Einstellung arbeiten, wird sein Misstrauen nur verstärkt. Wir müssen das Gegenteil tun.»

«Aber wie?»

«Das müssen wir uns reiflich überlegen. Zunächst sprechen wir mit Himmler und vereinbaren mit ihm, wie es nun in Zukunft gemacht werden soll. Dabei geben wir ihm bei seinen Vorschlägen recht. Den Osaf-Stellvertretern teilen wir die getroffene Regelung mit und weisen sie an, dass der Anwerbung der S.S. niemals und in keiner Weise entgegengetreten werden dürfe. Die S.S. habe besondere Aufgaben und müsse deshalb auch besonders ausgesucht werden.

Dann wollen wir einmal eine grosse Karte von Deutschland anfertigen lassen, 3 zu 4 m gross, mit Korkunterlage, damit man Nadeln drauf einstecken kann. Und da stecken

wir immer für 100 Mann S.A. eine Nadel mit rotem Kopf, und für 100 Mann S.S. eine Nadel mit schwarzem Kopf an die betreffenden Orte. Und dann holen wir Hitler an diese Karte und schlagen ihm vor, dass die S.S. besonders verstärkt werden soll an bestimmten Brennpunkten, z.B. in München, in Berlin, in Breslau, in Düsseldorf und vielleicht noch in Königsberg. Dann stehen einzelne mehr oder weniger geschlossene S.S. Verbände in den wichtigsten Orten Deutschlands. In allen übrigen Orten Deutschlands könne dafür auf S.S. verzichtet werden.»

«Ich bewundere Ihre Denkkraft und Ihre Logik. Wenn wir zum Ziel damit kommen, wäre das natürlich eine akzeptable Lösung. Aber der Schatten im Charakter Hitlers bleibt bei mir doch bestehen», entgegnete ich.

«Darüber kann man zu gegebener Zeit einmal mit Hitler sprechen. Aber jetzt wäre es taktisch falsch.»

Wir einigten uns mit Himmler, worüber er offensichtlich erleichtert war. Und dann wurde die Karte in Auftrag gegeben.

Als sie nach 8 Tagen kam, übernahm Bormann das Einstecken der Nadeln. Es war eine Hundearbeit. Etwa 1'500 Nadeln mussten gesteckt werden. Aber nach weiteren 8 Tagen war sie fertig.

Sie bot ein überraschendes Bild. Man hätte doch annehmen müssen, dass die S.A. ziemlich gleichmässig über ganz Deutschland verteilt sei. Aber das war keineswegs der Fall. Dann hätte man glauben sollen, dass in den dichter besiedelten Gebieten auch die S.A. dichter sässe als dort, wo nur vielleicht 80 bis 100 Menschen auf einen Quadratkilometer wohnten. Aber das war wiederum nicht der Fall. Es hob sich vielmehr in der Mitte und im [?] Norden und Osten des Reiches eine wesentliche stärkere S.A. Gruppierung hervor, während sie im Westen, Südwesten und Süden, sowie auch in Teilen von Schlesien unverhältnismässig viel dünner war. Wir glaubten an Fehler. Aber die Zahlen und die Nadeln stimmten. Wir nahmen die Personalien der S.A. Führer vor. Aber wir konnten keinen Anhaltspunkt finden, dass in den schwächeren Gegenden weniger tüchtige S.A. Führer seien. Sie waren ja auch immer aus ihrem Lande, gehörten also zu ihrer Landsmannschaft und mussten mit ihr einer Art und eines Blutes sein.

Die S.S. war ebenfalls nicht gleichmässig verteilt. Bei ihr war aber das Verhältnis beinahe umgekehrt. An den Orten der Gauleitungen war die S.S. immer etwas stärker. München selbst bildete eine besondere Ausnahme. Als Sitz der Reichsleitung musste München aber aus diesen Betrachtungen ausscheiden.

Wir zerbrachen uns den Kopf, wie das Zusammenhängen konnte. Weder Pfeffer noch mir gelang es, eine einigermaßen plausible Erklärung zu finden. Da sagte Pfeffer:

«Das Problem wollen wir mal Adolf Hitler aufgeben. Bis jetzt hat er eigentlich noch immer eine Deutung gefunden, wenn man ihm was noch so Schwieriges vortrug. Diesmal wird er, glaube ich, auch vor einem Rätsel stehenbleiben.»

Er ging zu Hitler hinunter und sagte noch, wenn Hitler eine Karte, eine Zeichnung oder eine graphische Darstellung sehe, dann lasse er alles andere liegen und stehen, um sie zu studieren. Tatsächlich kam Hitler kurz darauf mit Pfeffer zurück und stand mit

grossen interessierten Augen vor der grossen Tafel.

«Alle 100 S.A.-Männer sind 1 roter Nadelkopf?», fragte er.

«Ja. Und die schwarzen Köpfe sind immer 100 S.S.Männer», antwortete Pfeffer.

«Sie hätten bei der S.S. immer für 50 Männer eine Nadel einstecken müssen. Dann wäre das Bild der wirklichen Verteilung entsprechender gewesen. Die S.S. sitzt nicht immer so auf einem Haufen, wie es hier aussieht. Nur die Sturmführer sitzen da, wo die Nadeln gesteckt sind», bemerkte Hitler. Und er hatte dabei nicht unrecht.

Dann stand er 3, 4 Minuten, ohne ein Wort zu sagen, vor der Karte, und wir standen daneben.

«Dieses Bild ist mir irgendwie bekannt», sagte er da langsam. «Ich habe eine solche Karte schon einmal irgendwo gesehen.»

«Das ist wohl eigentlich nicht möglich», meinte Pfeffer.

«Und doch! Ich kenne sie.» Und zu mir gewandt, fragte Hitler: «Haben Sie einen Debes-Atlas da? Oder sonst einen grösseren Schulatlas?»

Als ich verneinte, sagte er: «Lassen Sie einen holen. Diese Karte hier, hören Sie einmal, jetzt hab' ich's, sie ist die Religionskarte!»

Pfeffer und ich stutzten. Komisch, dachte ich! Aber tatsächlich! Wo ich verglich, schien es zu stimmen. Pfeffer sagte mir später, die Antwort Hitlers habe ihn wie ein Schlag gerührt. Wie Schuppen sei es ihm von den Augen gefallen.

«Es ist die Religionskarte», wiederholte Hitler. «Schafft einen Atlas herbei! Die ganze Bewegung rückt in neues Licht! Einen Atlas!»

Während Bormann fortgeschickt wurde, um einen Atlas zu beschaffen, setzte sich Hitler auf einen Stuhl vor die Karte und studierte weiter:

«Sehen Sie da den römischen Grenzwall, den Limes? Da oben ist es der Rhein. Dann biegt er hier südlich Koblenz wo ab, quer durch die Berge nach dem Main. Etwa bei Aschaffenburg muss er ihn überschritten haben. Dann zieht die Linie offenbar südlich Ansbach vorbei schräg herunter nach der Donau bei Regensburg. Und dann läuft sie der Donau entlang. Südlich und westlich dieser Linie ist die S.A. dünn, nördlich und nordöstlich davon stark. Südlich und südwestlich dieser Linie ist Deutschland in der Hauptsache katholisch, nördlich und nordöstlich davon protestantisch.

Und sehen Sie da auch den Westfälischen Frieden? Da sind die Gegenden von Münster, von Bamberg, von Würzburg, von Bautzen, sie sind katholisch nach dem Gesetz: cuius regius, eius religio. Und das nördliche Baden ist evangelisch! Und deshalb ist die S.A. in diesen ersten Gebieten schwach, und im nördlichen Baden stark.

Eine grandiose Karte! Ich werde in den nächsten Tagen häufiger bei Ihnen sein. Diese Karte ist deutsche Geschichte, germanische Geschichte!»

Da kam Bormann mit einem grossen Atlas zurück, den er im Haus nebenan, wo sich die «Rehse-Sammlung»¹ befand, bekommen hatte. Hitler schlug die Religionskarte auf. Wir standen staunend und etwas erschüttert vor der Tatsache: Die Karte deckte sich mit der S.A.-Karte eigentlich vollständig. Nur München bildete eine Enklave. Ohne Worte zu finden, blickten wir bald zu Hitler, bald auf unsere Karte.

«Da steht Ihr nun und glotzt die Nadelköpfe an», sagte Hitler, «und sucht mit Eurer menschlichen Logik zu ergründen, was dieses Bild für ein Geheimnis enthält. Da seht Ihr, wie klein und töricht Eure Logik ist.

Jahrhunderte haben die Römer im Süden und Westen Europas geherrscht. Hier die Linie, die sich da durch die Nadelköpfe abhebt, ist ihr Grenzwall. Wenn wir in England eine S.A. haben würden, dann würden wir die gleiche Linie finden, oben an der schmalsten Stelle der Insel, wo der Hadrianswall gezogen wurde.

Was romwärts liegt von diesem Limes, war jahrhundertlang von Rom beherrscht. Es wurde durch eine römische Militärhoheit regiert, von der römischen Wirtschaft belebt und in den Umtrieb dieser die ganze bekannte Welt umfassenden römischen Handelsorganisation hineinbezogen. Und Verwaltung und Rechtsprechung wurde nach den römischen Gesetzen behandelt.

Vom zweiten Jahrhundert ab drang die christliche Kirche in diese Länder ein. Irland, Südengland, Spanien, Frankreich wurden erfasst, und in Deutschland fasste die christliche Lehre Fuss eben bis zu dieser Linie, die wir auf dieser Karte erkennen.

Erst die Merowinger, die nach dem 5. Jahrhundert die Erbschaft des zerfallenden römischen Reiches in Westeuropa an sich rissen, überschritten den Limes wieder und brachten den Gedanken des römischen Obrigkeitsstaates nach Thüringen und Hessen hinein. Und Karl der Grosse setzte sich im Jahre 800 die verwaiste römische Kaiserkrone aufs Haupt und schuf damit das römische Kaiserreich deutscher Nation. Er vollendete die Unterwerfung der germanischen Stämme jenseits des Limes unter seinen an sich römischen Obrigkeitsstaat und öffnete dem Christentum damit auch das mittlere und nördliche Europa.

Aber dieses Christentum war römischer Prägung. Es hatte bereits feste Formen gewonnen, war schon stark dogmatisiert, und es war besonders auf das Denken und Fühlen sowie auf das Ethos der Völker zugeschnitten, die man mit Mittelmeerrassc bezeichnen könnte. Schon die Völker des griechischen Raumes, Byzanz, der ganze Balkan und bis hinüber zum asowschen Meer hatten der christlichen Kirche ihre eigene Gestaltung gegeben. Wir nennen sie die griechisch-katholische oder die orthodoxe Kirche. Denn die Völker dort hatten eine andere Einstellung zu den Dingen, zu den irdischen wie zu den transzendenten. Im Orient konnte die christliche Kirche überhaupt nicht Fuss fassen, obwohl sie in Palästina geboren war. Dort hat 600 Jahre später ein Mohammed eine der Seele des Orients angepasste Religionsbewegung geschaffen. Die arabischen Völker, aber auch die semitischen Völkerfamilien und ihre Nachfolger überhaupt, wollten keine Selbstverantwortung Gott gegenüber. Das Fatum, die schicksalhafte Vorausbestimmung war ihrem ganzen Wesen entsprechender. Und auch das Familienleben war bei ihnen anders, als dass das Christentum dazu gepasst hätte.

In einem halben Jahrhundert eroberte die heilige Fahne des Propheten ganz Vorderasien bis nach Indien hinein dem Islam und folgte dann in gewaltigen Zügen an der afrikanischen Nordküste entlang bis nach Spanien hinein, um sich dann aber ebenfalls

wieder an der völlig anderen Art der vandalisch-gotischen Bevölkerungsschicht in Sizilien sowie der Goten und Kelten auf der spanischen Halbinsel und in Westfrankreich totzulaufen. Man kann keine Religion, besonders aber keine durch menschliche Dogmen festgelegte Kirche einfach anderen Völkern aufoktroyieren, wenn sie nicht rassistisch oder einstellungsmässig mit der Ethik, die diese Kirche bedingt, übereinstimmen.

Und so kam es, dass die Germanen und die mit ihnen verwandten Völkerstämme sich mit gewissen Anschauungen und Übungen der römischen Kirche nicht einverstanden erklären konnten und sehr bald begannen, dagegen zu protestieren. Mit erbarmungsloser Brutalität hat die römische Kirche, unterstützt durch die von ihr abhängigen Fürsten und Könige, dieses Ketzertum auszurotten versucht und in ganzen Ländern tatsächlich ausgerottet. In Spanien wurde unter dem Titel der Inquisition alles vertilgt und zu Tode gemartert, was aus seiner anderen Art heraus gegen die Dogmen von Rom protestierte. Und das waren eben in erster Linie die Reste des alten Germanentums, die in Spanien, in Italien, in Frankreich und Belgien u.s.w. zurückgeblieben waren und meistens zu den führenden Geschlechtern in diesen Ländern zählten. In Deutschland wurde diese Ausrottung unter dem Titel der Hexenprozesse ausgeführt. Es kam zu richtigen Kriegen, zu fürchterlichen Zerstörungen, Morden und Brennen, zu einem Kampf aller gegen alle, und jene Epoche ist als die Zeit der Reformationskriege und als der 30jährige Krieg in die Geschichte eingegangen. Eine gottbegnadete Königin, Elisabeth, hat England vor diesen Kämpfen bewahrt. Aber sonst griff das Germanentum geschlossen unter dem grossen Schwedenkönig Gustav Adolf in die Entscheidungen ein und rettete Land und Leben aller jener, deren mehr germanisches Denken und Empfinden nicht bereit war, sich den Dogmen der römisch-katholischen Kirche zu beugen. Nur diejenigen Gebiete in Europa, abgesehen vom griechischen und orthodoxen Raum, die jahrhundertlang unter der obrigkeitsstaatlichen Herrschaft der römischen Militärdespotie gelebt und ihre im Grunde demokratische germanische Selbständigkeit allmählich verloren hatten, blieben bei Rom. Die anderen lösten sich als Protestanten von der römischen Kirche und schufen sich ihre eigene Form der christlichen Religion.

Wo germanische Art herrscht, ist man protestantisch, wo das Romanentum seinen Stempel hinterlassen hat, ist man katholisch. Der Westfälische Friede hat wohl einige Korrekturen herbeigeführt. Auch ist inzwischen, besonders bei uns in Deutschland, durch wirtschaftliche und dynastische Momente eine starke Durchmischung eingetreten. Aber an dieser Karte sehen Sie, wie klar doch immer noch die Trennungslinie erhalten geblieben ist. Die S.A. sammelt die kämpferischen Naturen germanischer Art um sich, die demokratisch denken, nur gefolgschaftsmässig gebunden. Zur S.S. streben die Obrigkeitsstaatler, die dienen und gehorchen wollen, die sich weniger auf eine Idee, als auf einen Menschen einzustellen bereit sind.»

Er schwieg. Wir hatten fast bewegungslos seinen Ausführungen gelauscht, die er ohne Stockung, ja überhaupt ohne eine Unterbrechung vorgebracht hatte, wie wenn er sich auf das Thema lange vorbereitet gehabt hätte.

Ruckweise stand er dann auf:

«Pfeffer. Ich schicke Himmler her. Er muss sich die Karte ansehen. Ich werde auch noch einmal kommen. Sonst ist sie niemandem zu zeigen. Sie muss verhängt werden. Und der Begriff der *Volksgemeinschaft* muss nunmehr schlagwortartig durch die ganze S.A. und S.S. laufen. Der Westfälische Friede muss getilgt werden. Nord und Süd und Ost und West müssen mit Gewalt verschmolzen werden. *Ein Reich, ein Volk* muss unsere Parole werden. Sonst können wir die Rudimente vergangener Geschichtsepochen niemals überwinden.»

Dann gab er uns die Hand, wobei er jeden fast eine Viertelminute lang anschaute, und ging.

Pfeffer und ich, wir standen uns eine Zeitlang gegenüber. Dann sagte ich: «Seines Geistes habe ich wieder einmal einen Hauch verspürt. Wo hat der Mann das alles her?»

Und Pfeffer antwortete: «Und wir glaubten, er würde vor der Karte wie vor einem Rätsel stehen.»

9. Der Streit zwischen Hitler und Pfeffer

Wagener erzählt weiter, dass Himmler trotz seiner und Pfeffers Bemühungen um die Landkarte von Hitler mit erweiterter Autorität ausgestattet worden sei und de facto die Unabhängigkeit von der Obersten S.A.-Führung erhalten habe. Himmler habe dann eine Reihe von Regelungen eingeführt mit dem Ziel, aus der S.S. eine Partielite zu machen, darunter Bestimmungen über die Mindestgrösse von S.S.-Männern, über die Verleihung von besonderen S.S.-Titeln – auch für Personen ohne Dienststellen –, über ein Verbot der Kirchenzugehörigkeit für S.S.-Männer sowie über Pläne für eine Genehmigungspflicht für S.S.-Männer, die heiraten wollten, um eine «germanische Elektion und Zucht» zu erzielen.

«Jetzt ist das Kriegsbeil der S.S. gegen die S.A. erst richtig ausgegraben», sagte Pfeffer zu mir. «Jetzt soll eine natürliche, gesunde, unbewusst zusammengetretene Organisation deutscher Männer in den zweiten Rang gestellt werden durch eine künstlich gezüchtete, unnatürliche und dadurch ungesunde neue Organisation, bei der man die inneren Triebkräfte durch äusserliche Zahlen und Masse ersetzt.

Es gibt auch Neger, die 1,82 m gross sind. Die Grösse allein macht noch nicht den Germanen aus.

Und was die Titelverleihung anbelangt, so werden Sie sehr bald sehen, dass alle möglichen Menschen mit gutem Namen, gutem Aussehen und möglichst auch mit etwas Geld, S.S.Oberführer werden, so dass mancher vorzieht, statt in der S.A. von unten herauf seinen Platz zu erobern, mit irgendeiner Stiftung und seinem Namen lieber gleich S.S.Führer zu werden.

Und die Frage katholisch oder evangelisch wird erledigt, indem die Männer einfach aus der Kirche austreten.

Die Zuchtwahl endlich, von der S.S.Reichsleitung kontrolliert und organisiert, ist eine Überspitzung eines an sich richtigen Prinzips, die an die Zuchtbücher beim Rindvieh, bei den Schweinen, den Schafen und sonstigen Haustieren erinnert. Solche Dinge gleiten leicht zu Geschmacklosigkeiten ab. Und der Schritt zu einer künstlichen Befruchtung der Frauen aufgrund männlicher Bullenhaltung und der Spritze ist nicht mehr weit.

Ich werde zu Hitler gehen und ihm sagen, dass solche Gedanken und Pläne mit Nationalsozialismus aber auch wirklich nicht das geringste zu tun haben und einen Weg eröffnen, der zu einem Zwangs- und Zuchtstaat, aber nicht zu einem freien Volksstaat führen muss.»

Die Besprechung mit Hitler fand statt. Ich war nicht dabei. Pfeffer kam nach einer halben Stunde mit hochrotem Kopf zurück. Ich hatte die Stimme Hitlers vorher durch das ganze Haus schallen hören.

«Es ist soweit», sagte Pfeffer, «Sie werden sich darauf einrichten müssen, mein Nachfolger zu werden.»

«Wieso? Was ist denn passiert?», fragte ich entsetzt.

«Die Ohrwürmer haben ihre Schuldigkeit getan. Aus den Worten Hitlers merkte ich, dass er die Vorwürfe, die ich eigentlich Himmler machte, auf sich selbst bezog und diese Gelegenheit benutzte, seinerseits alles auszukramen, was man ihm die letzte Zeit gesteckt hatte: Eigene Ziele der S.A., Einstellung gegen die Partei, am Fall der Berliner S.A. gegen die Gauleitung¹ habe man es gemerkt, er sei symptomatisch gewesen! Norddeutschland gegen Süddeutschland, preussischer Militarismus gegen Sozialismus! Deshalb auch die Ablehnung der S.S. durch mich!

Ich war erst nur sehr erstaunt über diese völlig unsinnigen Vorwürfe. Dann wurde es mir aber zu bunt. Ich fuhr ihn an, ich verbäte mir solchen Unsinn. Ich fände es seiner unwürdig, dass er sich von irgendwelchen Hornochsen etwas ins Ohr flüstern lasse. Wer seien denn die Kreaturen, die sich in der politischen Partei festsetzten und aufblähten? Und wie anders seien die Männer und Führer der S.A.? Wer habe den Erfolg in Nürnberg gebracht, die Politiker oder die S.A.?

Und jetzt lasse er sich verleiten, diese kraftvolle Säule des Glaubens und des Vertrauens zu ihm, ihrem Führer, zu unterminieren, und zu diesem Zweck sollen ausgerechnet von einem negroiden Menschen wie Himmler Übergermanen gezüchtet werden?

Da brach nun bei Hitler etwas durch, was ich noch nicht gekannt habe. Er brüllte einfach, er schrie mich an, eine dicke blaue Ader schwoll auf seiner Stirn und die Augen schienen herauszutreten. Die Stimme überschlug sich. Ich bekam richtig Angst, dass ihm etwas passiere, und liess deshalb diesen mir eigentlich unfasslichen Ausbruch über mich ergehen. *Er* sei der Schöpfer sowohl der Partei wie der S.A. *Seine* Ideen beseelten alle Gliederungen der Partei. Er dulde keine Nebenregierung. Das Szepter führe er. Alles könne er von einem Mitarbeiter vertragen, nur nicht den Griff nach dem Szepter. Wer nach dem Szepter greife, der werde von ihm vernichtet.

Dann forderte er von mir, dass ich mich bis auf Weiteres völlig zurückhalte. Er werde zu gegebener Zeit die Massnahmen treffen, die er für zweckmässig halte.»

Pfeffer machte eine Pause. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Dann fuhr Pfeffer fort:

«Ich muss mal sehen, ob ich herausbekommen kann, wie das alles zusammenhängt. Da steckt etwas mehr dahinter als nur die S.S. und die Angst der Gauleiter.

Wollen Sie morgen Mittag bei mir frühstücken? Sie müssen aber Teller, Messer und Gabel und eine Tasse mitbringen. Ich besitze nur eine Garnitur. Die von Hitler mir aufgetragene Zurückhaltung werde ich zunächst als eine Art Hausarrest auffassen. Drum müssen Sie sich schon zu mir bemühen.»

Am andern Tag sassen wir bei Pfeffer zu Hause. Er hatte ein Zimmer, ein einziges, kleines Zimmer, in dem wohl früher immer Studenten gewohnt hatten.

Ich war noch nie bei ihm gewesen. Deshalb war ich etwas erstaunt, was er wohl auch merkte.

«Haben Sie immer hier gewohnt, in dieser engen Bude?», fragte ich.

«Seit 3 Jahren sitze ich hier. Ich zahle 32 Mark und bekomme dabei noch den Morgenkaffee mit 2 Brötchen. Es ist nicht sehr komfortabel. Aber ich kann mir nicht mehr leisten. Wichtiger ist mir, dass unsere Osaf-Stellvertreter und die S.A.Führer arbeiten können.»

«Aber wenn ich da die Wohnungen und Bürohäuser der Gauleiter damit vergleiche. Und von Göring hörte ich, dass er 2 Doppelstockwohnungen, den I. und II. Stock eines der Herrschaftshäuser in der Bismarckstrasse in Charlottenburg, nicht weit vom Knie, ermietet hat und zu einer Grosswohnung mit Saal und Ehrenhalle umbaut!»

Pfeffer antwortete lächelnd: «Ich bin kein Göring. Ich besitze ein Schloss, die alte Burg Linn bei Krefeld, die schon seit dem Mittelalter der Familie meiner Frau, den Freiherrn Raitz von Frentz, gehörte². Ich brauche mir so etwas nicht erst zu bauen.

Aber da Sie von Göring sprechen. Bormann war heute morgen bei mir und erzählte mir, dass Göring zwei Tage lang in München gewesen ist, und zwar mehrere Stunden bei Hitler. Dabei sprach er auch mit Buch, dem Schwiegervater Bormanns³.

Es scheint, dass Göring es war, der Hitler in diesem Umfang gegen mich aufgebracht hat.»

«Aber was sollte Göring für eine Veranlassung dazu haben?»

Pfeffer holte einen Teller mit Bücklingen und eine Butterdose, an der ein Stück fehlte, und stellte einen Laib Münchener Schwarzbrot auf einem Holzbrett auf den Tisch:

«Nun wollen wir erst einmal unser Mittagmahl einnehmen. Den Kaffee habe ich erst für nachher bestellt. Den macht meine tüchtige Vermieterin. Das ist Ihnen doch recht. Aber eine Flasche Aquavit habe ich hier. Geben Sie Ihre Tasse. Schnapsgläser habe ich nicht. Auch geht in die Tasse mehr hinein.»

Und während er mir vollgoss, fuhr er fort: «Die schönste Zeit meines Lebens war doch die Freikorpszeit, damals in Kurland und Lettland, und vor Thorn. Und die habe ich mit Ihnen zusammen verbracht. Sie waren mein Vorgesetzter, mein einziger. Sonst hatte ich nur noch den lieben Gott über mir und mein Gewissen.

Wissen Sie: Ein Genius, wie Hitler, ist schon was Grandioses, etwas Unerhörtes, das die Welt vielleicht nur alle 1'000 Jahre erlebt. Aber der Körper, der Mensch, in dem der Genius drinsteckt, kann dem gegenüber dann erschreckend abfallen. Denn er ist eben menschlich, nur menschlich. Und der Körper, in dem der Genius Hitler steckt, ist offenbar besonders mangelhaft.

Dort im Baltikum waren wir alle Offiziere, Kameraden, Geist und Körper, ethische Einstellung und Erziehung, Äusserung und Selbstbeherrschung waren gleichgerichtet, waren aus einem Guss.

Hitler ist dagegen offenbar eine zwiespältige Natur. Er muss es ja auch sein. Denn sein Körper hat all die Hemmungen, die in seiner Herkunft und Erziehung begründet liegen, – die nicht schlecht zu sein brauchen, die ich nicht geringschätze, oder gar verachte, – Wagener, das wissen Sie von mir. Aber dieser Körper kann mit dem Genius,

der in ihm steckt, nichts anfangen. Und der Genius zerrt den Körper hin und her und kann sich in ihm nicht richtig auswirken.

Und wie ich gestern die Zornesader auf der Stirn Hitlers gesehen habe und ihn brüllen hörte und seine Augen sah, da empfand ich, als ob bei diesem Körper etwas zum Ausdruck kam, wie ein asiatischer Vernichtungswille, und die Ader erschien mir wie ein Kains-Mal. Nichts von Genius, dagegen Hass, nichts von überlegener Grösse, dagegen eine aus einem Minderwertigkeitskomplex geborene Wut, nichts von germanischem Heldentum, sondern hunnische Rachsucht! 100 Jahre lang haben die Hunnen in dem Gebiet gewohnt und gehaust, aus dem die Vorfahren Hitlers stammen und in dem er selber aufgewachsen ist. Ganz ist dieses Blut offenbar doch noch nicht aufgesogen worden.

Wir haben also da wieder etwas Wichtiges dazugelernt. Der Genius Hitler, der nun einmal da ist, gleichgültig ob als ein Gottesgeschenk für die Menschheit oder als ein Produkt des Zufalls, sitzt in einem minderwertigen Körper, kann in ihm nicht zur Wirkung kommen, kann seiner Berufung nicht genügen. Er braucht also andere Körper, um Form, Ausdruck und Gestalt gewinnen zu können. Und sie, Wagener, müssen wir ihm zur Verfügung stellen, sie müssen wir ihm zuführen, sie müssen wir ihm dienstbar machen. Sonst besteht die Gefahr, dass dieser Genius in diesem zu engen und zu schlechten Körper nach Freiheit, nach Wirkungsmöglichkeit, nach Entfaltung ringt, sich aber eingekerkert fühlt, gefangen, hinter Gittern, und zu toben anfängt und damit den Körper selbst zur Raserei bringt!

Und wenn dann solche Idioten wie Göring ihm dann auch noch beibringen, dass die Engigkeit und die Hemmungen nicht in der Unzulänglichkeit seines eigenen Körpers begründet liegen, sondern dass z.B. wir die Sturen sind, die seinem Gedankenflug Grenzen zu setzen versuchen, oder die gar Opposition treiben oder ein Gegenspiel führen, dann muss ja der Augenblick eintreten, in dem nicht mehr der Genius über den Körper, sondern der Körper über den Genius Herr wird, und dass dann seine niedersten Instinkte hemmungslos zum Ausbruch kommen, wie ich das gestern erlebt habe.»

Da Pfeffer innehielt, fragte ich: «Was hat denn nun eigentlich Göring gesagt oder gemacht?»

Wagener berichtet, wie Pfeffer ihm eine Reihe von Anschuldigungen und Verdächtigungen gegen die Oberste S.A.-Führung aufzählt, die nach Berichten von Bormann bzw. Buch von Göring stammen, der sie Hitler vorgetragen habe. Göring habe die S.A. als eine wachsende Gefahr für die Autorität der politischen Leitung dargestellt, die von bürgerlichen Kreisen als konservatives Gegengewicht zur radikalen politischen Führung begrüsst werde. Zudem versuche die S.A.-Führung unter Umgehung Hitlers, Verbindungen mit der Reichswehr und dem Stahlhelm anzuknüpfen. Dagegen sei die Oberste S.A.-Führung nicht imstande, die örtliche S.A.-Führung in Berlin, die mit der Gauleitung in Streit geraten war und angeblich auch gegen die Münchener Reichsleitung der Partei feindlich eingestellt sei, zu disziplinieren. Göring habe nach Pfeffers Informationen weiter behauptet, dass die Oberste S.A.-Führung Verbindung mit dem

Grossherzog Adolph Friedrich von Mecklenburg-Strelitz aufgenommen habe mit dem Ziel der Wiederherstellung der Monarchie: der Grossherzog solle nach Hindenburg Reichspräsident werden, damit er dem ältesten Sohn des ehemaligen Kronprinzen Wilhelm die Kaiserkrone verleihen könne.

Wagner bemüht sich, diese Anschuldigungen und Verdächtigungen zu widerlegen. Er geht dabei insbesondere auf den Vorwurf einer angeblichen geheimen Verbindung zur Reichswehr ein. Dieses Gerücht führt er zurück auf den inzwischen bekanntgewordenen Besuch von drei in Ulm stationierten Leutnants der Reichswehr bei führenden Nationalsozialisten in München. Er gibt ein Gespräch mit den Leutnants wieder und behauptet, dass er Hitler darüber Bericht erstattet habe. Erwähnt wird auch der sogenannte ‚Reichswehrprozess‘ vor dem Reichsgericht in Leipzig im September – Oktober 1930, jedoch ohne Angabe von Einzelheiten über Wagners Vernehmung als Zeuge neben Hitler, Pfeffer und dem Schriftleiter Wilhelm Weiss vom ‚Völkischen Beobachter‘.⁴

Was die Verdächtigung anbelangt, die Göring gegen die S.A.Führung in Bezug auf die Reichswehr vorgebracht hatte, so konnte sie also nur als in jeder Beziehung falsch bezeichnet werden.

Dasselbe war der Fall, die Annäherung an den Stahlhelm betreffend. Auch darüber war Adolf Hitler unterrichtet. Sie wäre für den späteren Ausbauplan für die S.A. allerdings nicht unerwünscht gewesen. Aber der Stahlhelm selbst hatte die kalte Schulter gezeigt, und wenn da und dort eine vernünftige Form der Zusammenarbeit gefunden wurde, so waren das leider nur sehr seltene örtliche Ausnahmen.

Was die Bewegung in der Berliner S.A. anbelangt, so stellte sich allerdings heraus, dass sie noch weiter schwelte und tatsächlich eine gegen München gerichtete Tendenz hatte. Aber Pfeffer und die Oberste S.A.Führung waren daran vollkommen unschuldig. Es handelte sich vielmehr um einen reinen Putschversuch des Berliner S.A.Führers Stennes, der dann aber den letzten Anstoss zum Sturze Pfeffers gab.

10. Hitlers Einstellung zur Monarchie

Die Verbindung mit dem Herzog [sic] Adolph Friedrich von Mecklenburg und Erwägungen über die Frage der Monarchie waren eine Angelegenheit, die tatsächlich einige Male das Gesprächsthema zwischen Hitler, Pfeffer und mir gebildet hatte. Dass Göring einem solchen Gedanken den schärfsten Widerstand entgegensetzen würde, war Pfeffer und mir immer klar gewesen. Denn Göring hegte, wie sich immer mehr herausstellte und später ja auch zeigte, Hoffnungen und Absichten, die unter oder neben einem Monarchen natürlich nicht durchführbar gewesen wären. Aber es handelte sich bei diesen Gesprächen mit Hitler eigentlich von Anfang bis zu Ende nur um die rein akademische Prüfung dieser Frage, die uns nicht unwichtig erschien, zumal sie auch in grossen Teilen Deutschlands wie im Ausland immer wieder auftauchte. [...]

Hitler hatte gelegentlich einer Unterhaltung über diese Fragen etwa folgendermassen Stellung dazu genommen:

«Es kommt bei solchen Erwägungen nicht in erster Linie auf die Frage an, *wem* das deutsche Volk eventuell einmal wieder die deutsche Kaiserkrone anbieten könne, sondern *ob* es sinngemäss und zweckmässig ist, dies zu tun und überhaupt irgendeine Art von Monarchie wiederherzustellen.

Wir leben in einem grossen Umbruch, wie ich immer sage, vom Individualismus zum Sozialismus, vom Eigennutz zum Gemeinnutz, vom ‚Ich‘ zum ‚Wir‘. Und dieses ‚Wir‘ umfasst zunächst jeweils ganz bestimmte Menschengruppen, die irgendwie aus der geschichtlichen Entwicklung heraus in einem bestimmten Raum zusammenwohnen. Und in diesem Raum haben sich Lebensgemeinschaften gebildet, die wir Staaten nennen.

Wie sind nun diese Räume, diese Staatengebilde, entstanden? Da bisher in der alten Welt seit wohl zwei Jahrtausenden der Individualismus geherrscht hat, haben auch in erster Linie individualistische Interessen diese Staaten geformt.

Anfangs, als die Besiedelung der einzelnen Grossräume noch nicht so eng war, sassen oder lebten die Familien, die Sippen, die Stämme nebeneinander oder zusammen in bestimmten Gebieten, die sie für die Sicherung ihres Lebensunterhaltes benötigten und in Anspruch nahmen. Es herrschte also der reinste Begriff des Kommunismus. Aber wenn andere Familien oder Stämme in ihr Revier kamen, dann wurden sie hinausgeworfen. Wir können das heute noch genauso beim Rehwild und sicherlich auch bei anderen Tieren in der Wildnis beobachten.

Wenn nun ein Stamm sich vergrösserte, so schritt er zur ‚Landnahme‘, wie es bei den

alten Germanen hiess. Der Lebensraum wurde entsprechend der numerischen Stärke des Stammes vergrössert. Dabei konnte es möglich sein, dass man mit anderen Stämmen in Konflikt kam. Dann wurden sie eben mit Fehde überzogen und das Neuland wurde gewaltsam genommen.

Für die Stammesverwaltung und besonders für die Fehdeführung brauchten die Stämme Führer. Sie wurden bei den Germanen von der Versammlung aller vollwertigen Mitglieder des Stammes auf ihren Thing- oder Dingplätzen gewählt. Denn diese Versammlung hiess das ‚Thing‘ oder ‚Ding‘. In Norwegen haben wir heute noch das Storting, die grosse Völkerversammlung, den Reichstag. Wir haben auch noch die Worte: ‚die Bedingung‘ oder ‚bedingungslos‘ in unserem Sprachgebrauch.

Und dieses Ding wählte nun also den Stammesführer, und zwar meist für ein Jahr. Er war damit ‚der Erste‘ des Stammes. Im Altgermanischen hiess das: first oder fürst, wie es im Englischen auch noch the first = der Erste heisst. Im Lateinischen hiess es prinzepts [sic], daher das romanische Wort prince oder Prinz. Fürsten und Prinzen waren also die auf einer rein demokratischen Grundlage gewählten und erkorenen Besten des Stammes.

Als Führer für die Fehde wurden ebenso die dafür Besten ausgesucht und gewählt. Da sie im Kampfe vor den anderen herziehen mussten, hiessen sie Herzöge. Auch der Begriff Herzog ist also ein rein demokratischer Begriff. Besonders verdienstvolle Fürsten und Herzöge wurden gelegentlich auch einmal lebenslänglich gewählt. Und wenn besondere Gefahren oder Bedrohungen für mehrere Stämme vorlagen, dann schlossen sich diese Stämme häufig zusammen und wählten einen der Stammesfürsten zum König. Dieses Wort ist wiederum rein germanisch. Wir finden es in der englischen Sprache als ‚king‘ wieder. Aber in den romanischen Sprachen kennen wir nur den ‚rex‘, den Regenten, der regiert, im Französischen roi.

Wie das natürliche demokratische Wesen in den von den Römern beherrschten Teilen Europas allmählich beseitigt wurde, ist ja bekannt. Und nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums haben die Merowinger und dann seit Karl dem Grossen die deutschen Kaiser die selbstherrlichen Gepflogenheiten der alten Stammesdemokratien auch ausserhalb des früheren römischen Machtbereichs weiter eingeschränkt und abgeschafft. Nur dort, wo die kaiserliche Macht nicht hinreichte, wie Britannien, Skandinavien, Irland, Island u.s.w. blieb das angestammte demokratisch aufgebaute Staatswesen bestehen oder konnte wieder hergestellt werden.

In Deutschland aber bekamen wir den kaiserlichen Hoheitsstaat römischen Ursprungs. Er setzte an die Stelle der selbstgewählten Fürsten seine Beamten, oder nahm von den Fürsten den Lehenseid entgegen. Wohl hörten damit die Stammesfehden untereinander auf, die ja schon unter der römischen Herrschaft innerhalb des Limes nicht mehr stattfanden. Aber nun lösten sich die Fürsten allmählich immer mehr von ihren Stämmen und von ihrem Volk los, sie heirateten unter sich und bildeten geradezu einen besonderen Stand, der eigene, privilegierte Rechte für sich in Anspruch nahm.

Durch diese Heiraten kam es häufig zu Erbstreitigkeiten, die die Veranlassung zu Kriegen waren, an denen die Völker selber völlig unbeteiligt waren, die vielmehr nur

von den Fürsten mit ihren Rittern und Reisigen oder später mit Landsknechten ausgefochten wurden. So kamen dann Teile von Ländern, in denen ein Stamm oder ein Volk bisher geschlossen gelebt und gewohnt hatte, zu einem andern Staat unter einem andern Fürsten. Abgesehen von den Religionskriegen und den grossen Einfällen aus dem Osten, das kann man, glaube ich, sagen, sind eigentlich sämtliche Kriege des Mittelalters bis in die Neuzeit hinein Erbfolgekriege der europäischen Fürsten gewesen.

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn die Grenzen der Völker in grossem Umfang mit den Grenzen der Staaten nicht mehr übereinstimmen. Und es gibt unglückliche Bewohnerschaften, wie z.B. im Elsass, die tatsächlich nicht mehr wissen, ob sie nun eigentlich zu Deutschland oder zu Frankreich gehören sollen. Denn inzwischen sind auch so weitgehende Mischungen in den Familien und wirtschaftliche Bindungen, bald dahin, bald dorthin, erfolgt, dass es einfach unmöglich geworden ist, eine alle befriedigende endgültige Lösung zu schaffen. Ich sehe sie allerdings trotzdem voraus, nämlich in dem kommenden gesunden Europa, das auch diese Grenzen überwinden wird.

Durch dieses Fürstenwesen und seine standesmässige Lostrennung von den Völkern ergab sich auf dem europäischen Festland ein Zustand, der das Unnatürliche und Fremde dieser Institution drastisch in Erscheinung treten liess: Regierender Fürst konnte nur noch jemand sein, der zum anerkannten Fürstenstand gehörte. Das ging so weit, dass selbst Napoleon seine Beauharnais aufgeben musste, um eine anerkannte Fürstentochter zu heiraten. Sonst hätten seine Nachkommen nie die Anerkennung als standesgemäss finden können. Um seine persönliche Anerkennung war ihm, solange er die Macht hatte, nicht bange. Im österreichischen Kaiserhaus spielte die Frage der standesgemässen Heirat bekanntlich mehrfach eine Rolle. Nur das schwedische Königshaus Bernadotte konnte der unstandesmässigen Belastung standhalten. Aber jeder Bernadotte, der Anwartschaft auf den Thron hatte, vermählte sich mit einer Fürstentochter, und lange Zeit konnte keine Tochter des Hauses Bernadotte einen regierenden Fürsten heiraten.

Diese Fürstenclique fand aber bei allen europäischen Völkern so unbedingte Anerkennung, dass z.B. Rumänien, wenn es einen neuen König haben wollte, nach Deutschland schicken musste, um einen Hohenzollern oder einen Coburger oder eben sonst einen Spross eines anerkannten Fürstenhauses zu erbitten. Bulgarien, Griechenland, Portugal, und wen Sie immer ins Auge fassen, sie mussten immer wieder auf einen Fürsten dieser Clique zurückgreifen, sonst fand er bei ihnen als ihr König keine Anerkennung.

Es ist kein Zweifel, dass sich diese Art von Fürstenwesen in einem modernen Staat überlebt hat. Seit der französischen Revolution ist das auch sichtbar in Erscheinung getreten. Und wo Könige noch vorhanden sind, erscheinen sie nur noch als Puppen. Nur England ist ein Sonderfall. Dort ist die Krone ein integrierender Bestandteil, ja man muss sagen, die Klammer des Empire. Deshalb muss sie auch von dem englischen Mutterland gepflegt und gehütet werden. Fällt sie, so besteht Gefahr, dass auch das Empire mit ihr fällt.

Wenn wir also die Frage der Monarchie streifen, dann müssen wir festhalten, dass die bisherige Form des Fürstenwesens nicht mehr in Frage kommt, sondern dass höchstens die Rückkehr zu einer aus einem demokratischen Volksempfinden herausgewachsenen

Königswürde möglich ist. Trotzdem müsste diese Würde stark in Tradition verankert sein. Aber dabei ist das Entscheidende, ob ein Staat tatsächlich ein Volk umschliesst, oder ob es sich innerhalb eines Staates gar nicht um ein geschlossenes, blutmässig gewachsenes Volk handelt, sondern um ein übervölkisches Gebilde.

Nehmen wir als Beispiel Amerika. Ich glaube, jedem Menschen würde der Gedanke allein schon absurd sein, dass Amerika sich eine erblich monarchische Spitze geben könnte. Oder nehmen wir die Tschechoslowakei. In der Tschechei allein wohnen 3 1/2 Millionen Deutsche. Was soll da für ein König gewählt werden? Ein Deutscher, ein Tscheche oder ein Slowake? Wir sehen ja, dass selbst in Deutschland, das doch blutmässig zusammengehört, die Frage lebt, ob ein deutscher Kaiser, wenn man überhaupt darüber spricht, ein Süddeutscher oder ein Norddeutscher sein sollte.

Nur wo ein wirklich einheitliches, blutmässig bewusst gebundenes Volk einen Staat besitzt, da erscheint es mir möglich, die Frage einer Monarchie zu erwägen. Wo das nicht der Fall ist, muss eigentlich der Gedanke einer Monarchie von vornherein scheitern, oder sie kann nicht von Bestand sein, selbst dann, wenn man durch einen Monarchen den fehlenden Zusammenhalt vielleicht festigen kann. Meistens wird es umgekehrt sein, dass durch einen Monarchen Wunden aufgerissen werden, die vielleicht gerade zu vernarben und zu heilen begonnen haben.

Ausserdem kommt heutzutage dazu noch die Frage des Sozialismus. In Deutschland haben die Sozialisten den Kaiser gestürzt. Ob es klug und zweckmässig war, will ich hier nicht untersuchen. Die Kommunisten können aus ihrer ganzen Einstellung heraus keinen Kaiser dulden. Wenn man aber in Deutschland zur Zeit den monarchischen Gedanken vertreten wollte, dann würde man Sozialisten und Kommunisten in die schärfste politische Opposition drängen.

Wir National-sozialisten wollen aber gerade alle Sozialisten und auch die Kommunisten zu uns herüberziehen, wir wollen sie aus ihrem internationalen Lager ins nationale gewinnen. Dann dürfen wir nichts tun, was das Gegenteil bewirkt. Eine Propagierung der Monarchie kommt also auch aus diesem Grunde für uns nicht in Frage.

Das schliesst nicht aus, dass man der Ansicht ist, dass dem deutschen Volk an sich der monarchische Gedanke mehr liegt, als der republikanische, zumal wo dieser von vornherein so verballhornt wurde, wie es durch den Weimarer Parlamentarismus geschehen ist. Aber trotzdem kann man einem Volk, wie dem deutschen, einen Monarchen sowieso nicht einfach *geben*, sondern er müsste vom Volke gewollt und damit gewählt werden.» [...]

Bei einer anderen Unterhaltung mit Hitler über diese Dinge warf ich die Frage auf: «Wen könnte man ins Auge fassen, um ihn, wenn Hindenburg einmal ausfallen sollte, dem deutschen Volk als seinen Nachfolger zu empfehlen?»

«Die Frage ist schwierig. Persönlichkeiten in der Art wie Hindenburg gibt es selten» sagte Hitler. «Es müsste schon ein Mann sein, an dem das Volk unbedingt aufschauen kann und der auch in der Lage ist, das Volk und das Deutsche Reich in jeder Beziehung zu vertreten. Kennen Sie da jemanden, der in Frage käme?»

«In der Partei wüsste ich da niemand. Und ein Gegner der Partei wäre nicht zweckmässig. Wenn wir aber einen führenden regierenden Fürsten hätten, der wirkliches Ansehen im deutschen Volk geniesst, der schon was geleistet hat, und der auch Einfluss im Ausland besitzt, dann würde mir eine solche Lösung nicht falsch erscheinen.»

«Und wen haben Sie da im Auge?»

«Den Grossherzog Friedrich Adolph von Mecklenburg», gab ich zur Antwort.

Hitler schaute etwas zur Erde. «Ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn nur einmal gesehen. Zum mindesten wäre schon gut, dass er kein Süddeutscher ist, so ein Bademax, oder gar ein Bayer. Kennen Sie ihn näher?»

«Nein», sagte ich. «Ich habe ihn auch nur ein paar mal getroffen, im Nationalen Club und im Allgemeinen Automobil-Club, und früher einmal, vor dem Weltkrieg, bei offiziellen Empfängen im diplomatischen Corps in Berlin.»

«Wie kamen Sie dahin? Da waren Sie doch höchstens 25 Jahre alt?»

«Ja. Als ich auf Kriegsakademie war, nahm ich offiziell an den Bällen des Auswärtigen Amtes teil. Dadurch war ich dann auch bei fast sämtlichen fremden Botschaften und Gesandten eingeladen.»

Hitler dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: «Ich möchte den Grossherzog etwas näher kennenlernen. Wie könnte man das machen?»

«Durch den Herzog von Coburg», antwortete ich.

«Gut. Machen Sie das. Möglichst bald.»

Hitler traf daraufhin mehrere Male mit dem Herzog von Coburg sowie ein oder zwei Mal mit dem Grossherzog von Mecklenburg zusammen. Ich war nicht dabei. Aber ich habe Grund, anzunehmen, dass die Unterhaltung über das besprochene Thema ging.

Einmal liess sich Hitler auch den Prinzen Wilhelm von Hohenzollern, den damals etwa 22jährigen ältesten Sohn des deutschen Kronprinzen vorstellen. Auch darüber hat sich Hitler nie zu mir geäussert. Besonders seit der verdächtigen Vorwürfe Görings wurde das Thema Monarchie nicht wieder besprochen.

Nur auf den Prinzen Wilhelm kam Hitler noch einmal zurück. Als seine Vermählung mit einem Fräulein von Salviati¹ bekannt wurde, kam Hitler zu mir aufs Büro und sagte:

«Haben Sie von der Vermählung des Prinzen Wilhelm gehört? Eine Salviati? Keine Fürstentochter! Sind diese Hohenzollern ganz von Gott verlassen? Wenn jemals die Möglichkeit bestanden hätte, den Prinzen Wilhelm dem deutschen Volk zur Wahl anzubieten, dann konnte das nur geschehen, gestützt auf die Jahrhunderte alte Tradition dieses ersten deutschen Herrscherhauses. Nachdem die Tradition verlassen ist, ist auch die Idee verlassen. Der monarchische Gedanke in Deutschland ist begraben.»

Ehe ich noch antworten konnte, ging Hitler wieder hinaus. Ich hatte das Gefühl, dass er diese Gelegenheit nur benutzen wollte, mir zu sagen, dass er den Gedanken der Wiederherstellung einer Monarchie in Deutschland endgültig begraben hatte und zwar wahrscheinlich schon seit längerer Zeit. Nur hatte er nie eine passende Gelegenheit gefunden, mir das beizubringen. [...]

11. Hitler begründet den Bruch mit Pfeffer – Pfeffer über seinen Rücktritt

Ich entschloss mich, nachdem ich noch eine Nacht hatte verstreichen lassen, Hitler um eine Unterredung zu bitten, die auch sofort gewährt wurde. Wie ich bei ihm eintrat, bot er mir zunächst keinen Platz an, sondern fragte stehend: «Sie wollten mich sprechen?»

Ich antwortete: «Ja. Ich hoffe, dass Sie etwas Zeit haben. Aber vielleicht setzen wir uns.»

Ich hatte beinahe das Gefühl, dass Hitler erleichtert war. Wir setzten uns an den runden Tisch und ich begann, während er seine grossen Augen auf mich richtete:

«Als ich vor etwa 3/4 Jahren Ihnen zum ersten Mal gegenüber sass, folgte ich gern Ihrer Aufforderung, zu Ihnen zu kommen, um mitzuarbeiten am grossen Werk der Wiederaufrichtung Deutschlands und der Rettung der Welt vor der bolschewistischen Vernichtung.

Seit dem Zusammenbruch 1918 war dieser Gedanke und seine Verwirklichung der Inhalt meines Lebens. Überall, wo ich Gefahr für Deutschland witterte, ging ich hin und setzte mich auch persönlich ein, gleichgültig auf welchem Gebiet es war, um meinem Vaterland zu helfen. Ich kämpfte als Freiwilliger in Thorn mit, wo der Vormarsch der Polen, die Westpreussen besetzen wollten, an der Netzelinie festgehalten wurde, ich warf mich in Litauen und Lettland mit den deutschen Freikorps, die mich zu ihrem Führer gewählt hatten, den Bolschewiken entgegen und warf sie zusammen mit der Eisernen Division hinter die Dwina zurück. Wir haben damals Deutschland zum ersten Mal vor dem Bolschewismus gerettet und zwar ohne Unterstützung der deutschen Regierung, ja sogar gegen sie, aber auch *gegen* die Entente, *gegen* die Welt.

Wenn ich mich dann auf das Gebiet der Wirtschaft warf, so geschah es deswegen, weil ich erkannt hatte, dass letzten Endes wirtschaftliche Gründe und in den wirtschaftlichen Entwicklungen liegende Verhältnisse die innersten Ursachen sowohl des Weltkrieges als auch der gesamten sozialistischen, marxistischen und bolschewistischen Bewegung gewesen sind. Ich bin nicht erster Direktor einer grossen Fabrik geworden, um Geld zu verdienen und ein gutes Leben zu haben. Wäre das der Grund gewesen, so wäre ich in meiner Stellung geblieben. Sondern ich wollte den deutschen Arbeiter kennenlernen, seine Art, seine Lebensverhältnisse, die Anschauungen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, die Gewerkschaften, kurz, die ganzen Bedingungen, die die Industrialisierung der Welt mit sich gebracht hat. Aber ich musste ausser der Industrie auch den

Handel kennenlernen und darin arbeiten, das Handwerk, die Landwirtschaft und das Banken- und Versicherungswesen, und ich musste die Grundzüge der Nationalökonomie studieren, um die wahren Geheimnisse der grossen geschichtlichen Epoche erkennen zu können, in der wir leben, und als deren äusseren Ausdruck wir den Weltkrieg und die grossen Revolutionen der Gegenwart betrachten müssen. Dieses Studium führte mich, wie Sie wissen, gelegentlich auch selbst auf den Katheder, und die Verleihung des Dokortitels honoris causa von der Universität Würzburg buche ich nur als sichtbares Zeichen, dass mein praktisches und wissenschaftliches Studium von Erfolg begleitet war.

Nun erkannte ich, dass die von Ihnen ins Leben gerufene grosse Bewegung eigentlich dieselben Ziele hat und auf den gleichen Erkenntnissen aufgebaut ist, die mich erfüllten. Es konnte für mich keinen anderen Entschluss geben, als mich Ihnen und Ihrer Bewegung zur Verfügung zu stellen und zwar sowohl mich selbst, als auch alle meine Erfahrungen, mein Wissen und meine Kenntnisse.

Ich habe zunächst, wie Sie mit mir vereinbarten, in der S.A. und für sie gearbeitet. Wenn ich Ihnen heute sage, dass ich das Gefühl habe, meinen Auftrag ausgeführt zu haben, so sage ich das nicht, um Anerkennung und Dank zu hören, sondern um mitzuteilen, dass ich jetzt für andere Aufgaben frei bin.

Nun habe ich in den letzten Tagen den Eindruck, dass Sie sich von Pfeffer zu trennen wünschen. Sollte dabei der Gedanke mitspielen, dass Sie, auch wenn Pfeffer weg ist, die S.A. bei mir in sicheren Händen wissen würden, so möchte ich Ihnen sagen, dass Sie sich da in mir irren. Pfeffer hat die Anregung gegeben, dass ich zu Ihnen kam. Von seiner Seite ist das eine Bezeugung des Vertrauens. Ich werde es nicht missbrauchen. Wenn Pfeffer gehen muss, gehe ich auch.

Dadurch werden die Idee und die Bewegung nicht geschädigt. Diese Absicht liegt mir fern. Das ist der Unterschied im Aufbau und im Wesen der politischen Partei und der S.A. Die politische Partei muss getragen und zusammengehalten werden durch das Verständnis und die Verbreitung des Verständnisses für die politischen Grundlagen und Anschauungen der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Idee. Die S.A. dagegen ist zusammengehalten durch ein ahnendes Gefühl dafür. Die politische Partei braucht dazu Zeitungen, Schriften, Redner und Politiker, die S.A. braucht nur anständige Kerle als Führer.

Und diese sind da. Sie bleiben auch da, wenn ich weggehe. Die S.A. ist auf Sie eingeschworen und nicht auf Pfeffer und nicht auf mich. Und wenn auch einmal ein S.A.Führer falsch läuft und seine Männer hinter sich herzieht, so wird das wieder in Ordnung kommen. Denn ohne dass die Idee dahintersteht, – und die ist verkörpert durch Sie –, ist auch keine S.A. lebensfähig.

Insofern würde also auch der Weggang von Pfeffer verschmerzt werden und ebenso das Ausscheiden eines jeden anderen S.A.Führers. Besser wird die S.A. allerdings nicht davon.

Aber weshalb denn der Wechsel? Hat Pfeffer Veranlassung gegeben, dass Sie ihm misstrauen müssten? Hat Pfeffer versagt? Was werfen Sie ihm vor, Herr Hitler?»

Hitler hatte mich bis dahin unverwandt angesehen. Jetzt blickte er einen Augenblick zu Boden und sagte dann:

«Wagener. Ich danke Ihnen für Ihre Aussprache. Ich will ganz offen zu Ihnen sein. Pfeffer hat weder versagt, noch misstraue ich ihm. Zwar werden mir dauernd Vorwürfe und Verdächtigungen zugetragen, die mir an sich nichts Neues sagen. Ich ersehe aus ihnen sogar, soweit ich dem Inhalt überhaupt eine Bedeutung beimesse, dass Pfeffer und Sie mit mir über alles gesprochen haben, was andere da aufgeschnappt haben und zu Verdächtigungen benutzen. Die Verdächtigungen habe ich angehört und vergessen.

Aber die Tatsache, dass immer wieder solche Klagen, Vorwürfe und Verdächtigungen laut und mir vorgetragen werden, sie ist es, worüber ich nachdenklich werde.

Wir sind uns beide darüber einig, dass die S.A. ein festes respektables Gefüge hat und nicht nur äußerlich, sondern auch tatsächlich das Rückgrat der Partei darstellt. Wer die S.A. in der Hand hat, hat in der Partei die einzig vorhandene Macht in der Hand. Da die Gauleiter und auch andere Persönlichkeiten in der Bewegung diese Macht der S.A. fürchten, kämpfen sie dagegen und versuchen, sie zu beseitigen. Ich glaube nicht, dass sie sich darüber klar sind, dass sie damit aber auch gleichzeitig mir und der Partei diese starke Stütze wegnehmen. Daher die Klagen und die Verdächtigungen. Und diese werden nicht aufhören, sie werden vielmehr eher noch zu einem offenen Kampfe führen, wenn ich nichts unternehme, was ausreicht, um die Befürchtungen der Gauleiter und der anderen endgültig verstummen zu lassen.

Und da gibt es nur eine Lösung: dass ich selbst der Oberste S.A.-Führer werde. Die Macht in *meiner* Hand wird mir niemand streitig machen wollen. Ich werde doch nicht das so herrliche Gefüge der S.A. zerbrechen, anfeinden lassen und gefährden, indem ich den Wünschen der Gauleiter nachgebe! Nein! Ich übernehme selbst die Führung, und die Klagen hören auf.»

Da Hitler eine kleine Pause machte, bemerkte ich:

«Diese Überlegungen leuchten mir ein. Aber Sie hätten doch wohl auch Pfeffer eingeleuchtet, wenn Sie ihm das gesagt hätten.»

«Das glaube ich. Aber damit ist es noch nicht getan. Einerseits will ich Pfeffer nicht zu meinem Stabschef machen, nachdem er vorher selber Osaf war. Man würde auch meine Massnahme nur als eine Tarnung oder als eine Selbsttäuschung von mir ansehen. Andererseits kann ich Pfeffer auch nicht in eine eventuell neu zu schaffende gehobene Stellung versetzen. Man würde mich verdächtigen, ich sei in der Hand von Pfeffer, und man würde weiter gegen ihn hetzen.

Pfeffer muss deshalb Opfer werden, Opfer ohne seine Schuld und gegen meine eigentliche Meinung. Wenn er bei irgendeiner Gelegenheit geopfert wird, ist die Meute seiner Gegner befriedigt, die S.A. bleibt völlig intakt erhalten und ich übernehme die Führung und gebe dadurch der gesamten Partei die Garantie, dass die S.A. nie gegen die politische Organisation aufstehen kann.»

«Solche Überlegungen sind mir bisher fremd gewesen», warf ich etwas nachdenklich ein, da Hitler wieder einen Augenblick schwieg. «Und wie geht die Opferung Pfeffers vor sich?»

«Wagener. Politik ist eine eigenartige Sache. Aber ohne Politik kommt man nicht durch. Und so treibe ich selbst innerhalb der eigenen Bewegung Politik.»

«Aber Herr Hitler! Das ist doch eigentlich nicht ganz richtig. Sehen Sie, die anderen hängen mit glühender Begeisterung, mit gläubiger Liebe an Ihnen und opfern sich und ihre freie Zeit, zum Teil sogar ihre ganze Existenz, Ihnen und der Bewegung. Und Sie ziehen sie heran oder lassen sie fallen – aus Politik!

Das brauchen Sie doch gar nicht, das haben Sie gar nicht nötig! Sie sagten vorhin, die Verdächtigungen hätten Sie angehört und vergessen. Und was haben Sie mit den Verdächtigem gemacht? Statt sie Pfeffer und mir gegenüberzustellen, wollen Sie Pfeffer opfern, und wie Sie sagen: gegen Ihre eigene Meinung! Dann denken diese Intriganten doch, dass sie gesiegt und Erfolg gehabt haben! Und sie *haben* dann ja auch Erfolg gehabt! *Die Intriganten* müssten Sie opfern, und Pfeffer halten! Wie können Sie auf die Dauer erwarten, dass die Menschen Ihnen weiter ihr Herz schenken, wenn Sie ihnen nicht auch das Ihre rückhaltlos geben?»

Hitler unterbrach mich mit etwas nervöser Handbewegung, aber in vollkommen ruhigem Ton: «Mein Herz gehört dem deutschen Volk. Ihm ganz allein. Wir alle haben nur eine einzige Aufgabe und Pflicht: unserem Volk zu dienen. Und ich frage mich stets nur: wie diene ich ihm am besten? Das Schicksal des Einzelnen, auch eventuell das meine, darf mich nicht weich machen, um am Schicksal des Volkes zu sündigen. Wenn ich also glaube, Pfeffer opfern zu müssen, so geschieht es einzig und allein im Interesse der grossen Sache, im Interesse, letzten Endes, des Volkes.

Wie diese Opferung vor sich geht? Das weiss ich noch nicht. Zunächst habe ich Pfeffer gebeten, sich zurückzuhalten, damit keine neuen Anlässe für die Klageführer entstehen. Pfeffer ist ja auch ungeschickt. Er ist in seinem Urteil stets etwas scharf und sarkastisch und teilt es jedem mit, der ihn darnach fragt. Wen er nicht leiden kann, dem sagt er es sogar, wenn er ihn nicht darnach fragt. Und da er den anderen meist überlegen ist, empfinden sie in seiner Art leicht eine Spitze, selbst wenn sie gar nicht beabsichtigt war, und fühlen sich von ihm missachtet und beleidigt. Ich habe ihm das schon häufig gesagt. Neulich empfand sogar ich diese Art von ihm als Missachtung.

Aber ich kann und will auf einen Mann wie Pfeffer nicht verzichten. Ich werde ihn immer wieder einmal wo brauchen können. Nur nicht da, wo Porzellan zerschlagen werden kann. Da wird sich schon was finden. Ich will ihn auch auf die Liste der Reichstagsabgeordneten setzen. Also das Opfer ist nur ein Opfer in der Stellung als Osaf. Verstehen Sie mich?»

«Ich verstehe Sie jetzt, obwohl ich bisher anders zu arbeiten gewohnt war. Darf ich ein andermal über diese Einstellung nochmal einige Fragen an Sie richten?»

«Bitte schön», sagte Hitler. «Ich bin ja so froh, einen Menschen zu haben, dem ich mich anvertrauen kann. Ich wollte selbst auch einige Fragen der Politik und Wirtschaftspolitik mit Ihnen besprechen. Kommen Sie, bitte, wann Sie immer wollen.»

Damit gab er mir die Hand und hielt die meine längere Zeit fest, wobei er mir in die Augen schaute. Dann trennten wir uns.

Ich habe lange Zeit über diese Besprechung nachgedacht, ohne zur Lösung des Rätsels zu kommen, das ich in seinem ganzen Wesen zu sehen glaubte. Dies «Politik treiben» mit den Menschen erschien mir etwas fremdartig, etwas unsympathisch, ich möchte beinahe sagen, etwas diabolisch, obwohl ich seine Überlegungen an sich nicht zu widerlegen vermochte und auch vom beabsichtigten Erfolg überzeugt war. Ich dachte damals: ich bin eben eigentlich kein Politiker.

Es folgt eine Darstellung der Auseinandersetzung zwischen der Berliner S.A. und der dortigen Gauleitung Ende August – Anfang September 1930, die Wagener mit dem sogenannten «Stennes-Putsch» vom Februar – März 1931 vermengt¹. Wagener schildert die Berliner Vorkommnisse als Vorwand für Hitlers endgültigen Bruch mit Pfeffer, der eintrat, als Pfeffer am 29. August 1930 seinen Rücktritt einreichte und Hitler am 2. September die «oberste Führung der S.A. und S.S.» selbst übernahm².

Es war ein für mich tief trauriges Kapitel, das damit abgeschlossen war. Jeder einzelne Parteigenosse, auch die meisten S.A.-Führer, bestaunten das rasche Handeln, den persönlichen Einsatz und den klaren und richtigen Entschluss Hitlers, nunmehr selbst Führung und Verantwortung für die S.A. in die Hand zu nehmen. Die Gauleiter jubelten Hitler im Triumph über den Sturz Pfeffers zu. Die Bajuwaren aber brachten ihm befriedigte Ovationen angesichts der Ehrenrettung des süddeutschen Vorrechtes in der Bewegung und Verteidigung der Heiligkeit Roms gegenüber der protestantischen Arroganz.

Für die Bewegung schlug der gesamte Vorgang und seine Erledigung selbst in den Augen der politischen Gegner nur zum Vorteil aus. Die Parteidisziplin und die rasche Niederschlagung eines Parteiputsches ausgerechnet in der Reichshauptstadt fand allgemeine Anerkennung. Hitler hatte recht behalten, als er entschlossen war, Opfer zu bringen zugunsten der Bewegung und damit, was seine Grundauffassung war, zugunsten des deutschen Volkes.

Am Tag nach seiner Rückkehr bat er mich zu sich und schilderte mir auch erst kurz die Vorfälle.

Dann sagte er: «Solche Begebenheiten sind wie Gewitter, die die Luft reinigen. Sie sind notwendig und heilsam. Dabei fragt der Blitz nicht nach Schuldigen und Unschuldigen. Wir haben nur unsere Augen auf das Grosse, das Ganze, zu richten.

Nachdem ich nun die Oberste S.A.-Führung selbst übernommen habe, bitte ich Sie, mein Stabschef zu sein. Treffen Sie in Ihrem Stabe aber Massnahmen, dass Sie Zeit haben. Ich möchte, dass Sie nicht nur auf dem Gebiet der S.A., sondern auch sonst mit mir zusammenarbeiten. Und ich habe Ihren Wunsch, sich der Wirtschaftspolitik zu widmen, nicht aus dem Auge verloren.»

Ich fragte: «Und was wird mit Pfeffer?»

«Sprechen Sie mit ihm. Ich werde auch noch mit ihm sprechen. Und machen Sie mir einen Vorschlag. Er soll in meiner Nähe bleiben.»

«Unter diesen Umständen», sagte ich darauf, «bin ich damit einverstanden, von nun

ab unmittelbar mit Ihnen als Stabschef zusammenzuarbeiten.»

Darauf gab er mir beide Hände und blickte mir fest in die Augen:

«Ich danke Ihnen, Wagener.»

Am Nachmittag traf ich mich mit Pfeffer. Er lachte überlegen. Ich hatte ihn über meine Besprechung mit Hitler damals unterrichtet und erzählte ihm auch jetzt, was ich wusste.

«Ich bin schon unterrichtet. Sie wissen, dass mir das alles nicht überraschend kam. Bisher habe *ich* Hitler und der Bewegung versucht, eine andere Richtung zu geben, als sie aus der Wiege des Bürgerbräukellers entstanden und möglich war. Jetzt müssen *Sie* diese Aufgabe übernehmen. Ich stehe Ihnen dabei natürlich stets zur Verfügung. Für mich hat sich in der Zielsetzung meines Lebens nichts geändert. Nur die Möglichkeiten und die Mittel sind anders geworden.

Ich habe die Absicht, nach Berlin überzusiedeln. Warum, weiss ich noch nicht. Aber *Sie* brauchen dort Ohren, und wir brauchen Schrittmacher. Göring und Goebbels sind keine Schrittmacher für die tiefsten Gedanken der grossen Bewegung Adolf Hitlers. Sie machen nur für sich selber Schritt.

Wenn ich aber hier weg bin, brauchen Sie einen andern Mann, mit dem Sie über Dinge reden können, die nicht für die Allgemeinheit bestimmt sind. Gehen Sie noch heute zu Strasser. Knüpfen Sie mit ihm ein festes Band. Er ist der stärkste Mann der politischen Organisation der Partei, und zugleich der beste, der anständigste, der vertrauenswürdigste. Er hat keinen grossen Gedankenflug. Aber er hat die Füsse auf dem Boden. Und das ist gerade für die Politiker das wichtigste.

Und wir bleiben Freunde. Denn wir sind verbunden durch ein höheres Ziel, eine grössere Aufgabe, als dass die Wandlungen des menschlichen Lebens unserer Freundschaft Abbruch tun könnten.»

Schweigend drückten wir uns die Hände und besiegelten durch diesen Händedruck das stille gegenseitige Versprechen, wie vor Thorn und im Baltikum und wie jetzt auch wieder in München, so auch in Zukunft die treuesten Diener unseres deutschen Vaterlandes sein zu wollen.³

12. Hitlers Privatleben – Geli Raubal – Gedanken über Ehe, Kinder und Jugendliche

Nach einer kurzen Schilderung seines eigenen privaten Personenkreises in München fährt Wagener fort:

Bei Buchs und Bormanns sowie bei Schneidhubers war ich häufiger, auch mit Hess und seiner Frau kam ich ab und zu zusammen. Bei Xaver Schwarz, dem Reichsschatzmeister, war ich einmal eingeladen, wo die gute Mutter Schwarz in geradezu rührender Liebe für unser leibliches Wohl sorgte. Und auch der Leiter der Reichszeugmeisterei hat manchmal seine Häuslichkeit für ein Zusammensein mit S.A.Kameraden geöffnet. In besonderer Erinnerung ist mir eine Einladung der Sekretärin Hitlers, Fräulein Frey, zusammen mit den Ehepaaren Hess und Bormann. Dort lernte ich nämlich eine junge Dame kennen, eine besonders hübsche Erscheinung, deren Name mir entfallen ist, die aber seit einer Faschingsmaskerade, das «Prinzesserl» genannt wurde. Sie war eine besondere Freundin von Hitler und wohl das einzige weibliche Wesen, zu dem Hitler jemals etwas mehr empfunden hat als nur Zuneigung.

Hitler selbst sah damals nie Gäste bei sich. Später kam es ab und zu vor, dass er an Tagen, an denen alle Osaf-Stellvertreter oder alle Gauleiter in München waren, diese zu sich zu belegten Broten und Bier einlud. Aber es war immer steif und ungestlich.

Überhaupt war die Lebensführung Hitlers sehr eintönig. Er lebte ganz für sich. Er hatte in der Prinzregentenstrasse, noch ostwärts des Prinzregententheaters, eine Doppel-etage von je 5 Zimmern gemietet. In der rechten Wohnung wohnte er, in der linken seine Schwester, eine Frau Raubal *, die verwitwet war und ihm den Haushalt führte. Bei ihr wohnte ihre Tochter Angela, genannt Geli, eine richtige Wienerin, fesch, lebhaft, dunkel, stets fidel und völlig unbekümmert. Sie hatte Gesangstunden und bereitete sich auf die Oper vor, allerdings sehr zum Leidwesen Hitlers, der sie nicht gern zur Bühne gehen lassen wollte.

Hitler erzählte mir einmal von ihr: «Diese Weiber sind so eigenartig primitiv: Friseur, Kleider, Tanzen und Theater kann sie von jeder ernsteren Beschäftigung abbringen. Nur Zeitschriften und Romane lesen sie noch gerne. Und dabei kann Geli in 12 Zeitschriften und Zeitungen gleichzeitig die Fortsetzungsromane lesen, alle Tage ein, zwei verschiedene Fortsetzungen, und sie weiss immer, was zusammengehört und merkt sogar, wenn einmal eine Fortsetzung fehlt.»

Seitdem Geli in München bei ihrer Mutter wohnte, war die Freundschaft Hitlers mit dem Prinzesserl eingeschlafen, und die frohe Lebensfreude, der Überschwang Gelis, bot ihm dafür Ersatz.

Die Frau spielte bei Hitler eine eigenartige Rolle. Den Gedanken zu heiraten, hat er immer abgelehnt.

«Eine Ehe hat nur Sinn, wenn man eine Familie gründen will. Der Inhalt der Ehe *ist* die Familie», sagte er gelegentlich zu mir, als wir einmal an einem langen Abend im Deutschen Hof in Nürnberg zusammensassen. «Ich verurteile eine Eheschliessung, wenn nicht der Gedanke der Familiengründung damit verbunden ist. Und wie gern würde auch ich eine Familie besitzen, Kinder, Kinder! Oh Gott, Sie wissen, wie ich Kinder liebe, diese Geschöpfe, die noch nicht Gut und Böse kennen, die immer geben wollen und nehmen zugleich, bei denen Lachen und Weinen so nahe zusammenwohnt wie Sonne und Regen im Lenz. Und was gibt es Schöneres, als die strahlenden Augen eines Kindes, das man mit irgendeinem kleinen Geschenk glücklich gemacht hat, mit einer Muschel, mit einem Holzklötzchen, mit einem Steinchen! Und wie glücklich werden die Eltern selbst durch solch ein Glück.

Aber ich muss mir dieses Glück versagen. Ich habe eine andere Braut: Deutschland! Ich *bin* verheiratet: mit dem deutschen Volk, mit seinem Schicksal! Ich sehe das Volk leiden, gequält von den unseligen Bestimmungen des Versailler Vertrages, geknechtet durch eine feindliche Besatzung und durch Fremdherrschaft im Osten und im Westen, ich sehe, wie es missachtet, verleumdet und schlecht gemacht wird, dieses brave, tapfere Volk, diese ehrlichen und fleissigen Menschen, diese unendlich opferbereiten und bescheidenen Erben einer stolzen Vergangenheit! Diesem Volk gehört mein Herz, mein ganzes Sinnen und Trachten, meine Arbeit, mein Ich! Ich habe so manchmal in der Bibel in das Evangelium gestiert und lesend vor mir her gemurmelt: wer sind meine Schwestern, wer sind meine Brüder? Nein, ich kann nicht heiraten, ich darf es nicht.

Und dann noch eins. Wenn ich dazu berufen sein sollte, Deutschland aus der Not herauszuführen, wenn es mir gelingen sollte, ein Heros des deutschen Volkes zu werden, dann soll das Volk nicht mit einem Sohn von mir belastet sein. Denn sehen Sie, wo grosse Persönlichkeiten aus einem Nichts herausgewachsen sind zu genialer Leistung, sei es in der Kunst, sei es in der Wissenschaft, sei es als Staatsmann, nie sind die Söhne auch nur annähernd geworden, was die Väter waren, immer sind sie abgefallen oder verschollen. Wo haben wir einen Sohn Goethes, einen Sohn Schillers, einen Sohn Beethovens? Was würde Siegfried Wagner geworden sein, wenn er nicht ausser dem Sohn seines Vaters auch noch der Erbe Bayreuths gewesen wäre und seine Mutter Cosima sowie seine ebenso bedeutende Lebensgefährtin Winifred bei sich gehabt hätte? Oder nehmen Sie Kant, oder Napoleon. Auch ein Sohn von mir würde nur eine Belastung sein und damit ein unglücklicher Mensch oder eine Gefahr.

Deshalb *darf ich* nicht heiraten. Ich *muss* es mir versagen.»

Aber Hitler versagte sich noch mehr. Er hatte sich schon frühzeitig das Rauchen und auch schon bald nach dem Krieg jeden Alkoholgenuss abgewöhnt.

«Da meinen die Leute manchmal», erzählte er auch wieder gelegentlich einer gemeinsamen Reise, «ich *mag* kein Bier und keinen Wein. Oh! Ich *mag's* schon. Aber immer, wenn ich eine Weinflasche oder auch nur ein Viertel vor mir sah, oder einen Masskrug, dann musste ich an meine Zeit in Wien und später auch in München denken, wo ich das gern gehabt hätte, ich selbst wie meine Arbeitskameraden, – aber wir konnten es uns

nicht leisten. Wir mussten alle jeden Heller, jeden Pfennig, ein-, zweimal herumdrehen, bevor wir ihn ausgeben durften. Und dann steckte ich ihn häufig *noch einmal* in die Tasche, weil ich vielleicht wo ein Buch gesehen hatte, das ich mir leihen oder kaufen wollte, weil ich den inneren Drang in mir empfand, es gelesen haben zu müssen. Und heute, wo soviel Arbeitslose herumsitzen, denen es ebenso geht, wie mir damals, da bringe ich's nicht über mich, ein Weinglas oder ein Bierglas vor mich zu stellen, hinter dem ich dann den schluchzenden Blick eines arbeitslosen Familienvaters sehe oder die teuflische Grimasse der Not des Volkes.

Und da habe ich mir's dann allmählich abgewöhnt.»

Auf Reisen liebte er es sehr, wenn irgendein junges Mädchen mitkam und abends, wenn man im Hotel zusammensass und des Redens müde war, durch leichte plätschernde Erzählungen oder durch Vorlesen ihm und seiner Runde die Zeit vertrieb. Häufig kam die Tochter des Photographen Hoffmann² mit auf die Fahrten bis Nürnberg oder Weimar. Meist fuhr sie da mit ihrem Vater in einem zweiten Wagen oder sonst mit der Bahn. Wie köstlich konnte sie uns unterhalten, wenn sie eine Zeitung nahm und aus dem Inseratenteil vorlas mit eigenen Bemerkungen und Erläuterungen. Aber regelmässig, wenn der Abend später wurde, fiel Hitler dann ins Grübeln und Nachdenken. Dann verstummte allmählich die fröhliche Unterhaltung, an der er keinen Anteil mehr nahm, zu der er überhaupt nicht mehr hinhörte. Die andern verabschiedeten sich meistens, und er bat dann den einen oder andern, ihm noch etwas Gesellschaft zu leisten. So sass man meistens noch Stunden zusammen, bei Kaffee oder Tee, zu zweien oder dreien, und besprach Dinge, die Gott und die Welt berührten und ganz abseits der Arbeit des Tages und der Fragen der Gegenwart lagen. Manchmal stand auch Hitler auf, um die Geselligkeit der andern nicht zu stören und ging auf sein Zimmer, um den Tag dort fortzusetzen. Dabei las er Zeitungen und Zeitschriften, Bücher und Atlanten, oder er bat einen von uns auf sein Zimmer.

So sassen wir auch einmal bereits nach Mitternacht im Hotel «Zum Elephanten» zu Weimar zusammen, als die andern bereits weg waren. Sinnend fragte er:

«Haben Sie dafür eine Erklärung, wie es kommt, dass man geradezu gestärkt, erfrischt, lebhafter geworden ist, wenn man mit jungen Menschen zusammen war? Es ist, wie wenn man von ihnen eine unsichtbare Kraft bekäme, die wie ein Fluidum von ihnen auf uns übergeht. Haben Sie nicht auch schon ähnliche Empfindungen gehabt?»

Da ich mich mit dieser Frage schon selbst sehr viel beschäftigt hatte, konnte ich Hitler von der Od-Strahlentheorie des Freiherrn von Reichenbach erzählen, der Mitte des letzten Jahrhunderts über seine Beobachtungen und Schlussfolgerungen geschrieben hatte³.

«Darnach besitzt jeder Mensch», erklärte ich, «eine an sich unbekannte Kraftquelle, die Strahlungen erzeugt, die nicht nur seinen Körper selbst erfüllen, sondern auch von ihm hinausgehen, so dass um ihn herum etwas Ähnliches wie ein mit dieser Od-Energie, – so nennt es Reichenbach – geladenes Feld besteht. Sein Körper absorbiert diese Kräfte ganz oder teilweise, je nachdem, wie stark einerseits die Kraftquelle und andererseits der Eigenverbrauch ist.

Und da haben Reichenbach oder andere nach ihm durch Beobachtungen und Versuche festgestellt, dass der jugendliche und gesunde Körper unverhältnismässig viel mehr Od produziert, als er für sich selber benötigt, während der ältere Körper, mit der Zeit Mühe hat, seine eigenen Od-Ansprüche noch zu decken. Und weiter ist der Od-Verbrauch bei einem gesunden Menschen geringer, als beim Kränklichen, oder wenn einer überhaupt von einer Krankheit befallen ist. Ausserdem hängt der Verbrauch natürlich auch von der grösseren körperlichen und besonders von der geistigen Tätigkeit des Betreffenden ab. Kommt also ein Mensch in ein gewisses Alter, und bedingt seine Arbeit und Tätigkeit einen starken Od-Verbrauch, so kann es kommen, dass die eigene Kraftquelle nicht mehr ausreicht, und der Betreffende fängt an, zu verkümmern, – wir sagen, er wird alt, – oder er muss seinen Od-Bedarf irgendwie anders decken.

Kommt er nun mit jungen Menschen zusammen, die mit ihrem Überschuss gar nicht wissen, wo sie hinsollen, dann erfolgt ein rein mechanischer Vorgang, in dem die überschüssige Kraft dorthin strömt, wo sie gebraucht wird.»

Hier ergriff Hitler meinen Arm und schaute mich an, als ob er einen brennenden Weihnachtsbaum vor sich hätte.

«So saugt er sich voll», fuhr ich fort, «und arbeitet mit der Kraft des andern, und es entsteht eine Sucht in ihm, in der Nähe solcher Kraftquellen zu weilen. Aber auch bei dem andern geht etwas vor sich, genauso unbewusst und genau mit der gleichen Wirkung. Denn der gesunde, jugendliche Körper gibt seinen Kraftüberschuss nur an Würdige ab, nur an ebenfalls Gesunde und solche, die mit den abgegebenen Kräften etwas Schöpferisches anzufangen verstehen.»

Da unterbrach mich Hitler, völlig erregt, und sagte:

«Darum schreit ein Kind und wehrt sich, wenn eine Grossmutter es immer wieder an sich drücken will; denn es möchte seine Kräfte nicht an eine Sterbende vergeuden. Und die Grossmutter nimmt ja auch das Kind nur auf die Arme, gerade weil sie die überflüssigen Kräfte des Kindes an sich reissen will. – Unbewusst natürlich, bei ihr wie bei dem Kind.

Wagener, es fällt einem wie Schuppen von den Augen, wenn man diese Theorie zum erstenmal hört. Ich muss die Schriften lesen von diesem Reichenbach.

Darum hält sich ein Offizier so jung, weil er dauernd unter Jugend ist! Und darum dieser feste Zusammenhalt einer Kompanie, eines Freikorps, einer S.A. Abteilung, weil das Ganze eine Od-Gemeinschaft ist. Nein, das kann die politische Partei nicht nachmachen, in der entweder die Leiter zu jung oder die Mitglieder zu alt sind. Eine Od-Gemeinschaft kann sie nie werden, – das heisst, wir werden das ändern! Wagener! Das Rätsel politische Organisation und S.A.Organisation ist gelöst! Das ist nicht rassistisch bedingt, das ist in diesem Problem begründet!»

«Ich glaube, Herr Hitler», unterbrach ich ihn, «ganz so einfach ist die Sache doch nicht und so völlig verallgemeinern darf man diese Erkenntnis auch nicht. Aber auch da wird Ihnen das Studium der Reichenbachschen Theorie noch weitere Anhaltspunkte geben.

Diese Strahlungen müssen ja doch irgendwie übertragen werden. So ein Fluidum muss doch irgendwie etwas sein. Entweder so etwas wie elektrische Strahlen, oder Heliumstrahlen, oder irgendwas ganz anderes, das man eben noch nicht kennt. Aber eines ist sicher, die Intensität der Strahlen oder – nennen wir's beispielsweise die Längen der Übertragungswellen, die sind bei den einzelnen Menschen verschieden. Ob das auch bei den Völkern, bei den Rassen, der Fall ist, darüber habe ich noch nie nachgedacht und auch nichts gelesen. Aber es wird nicht jeder Mensch im Kraftfeld eines andern dessen Strahlen aufnehmen oder sie an ihn abgeben können. Nehmen wir beim Radio die verschiedenen Wellenlängen! Da kann einer mit seiner Antenne dicht neben einem Sender sitzen. Wenn er auf eine andere Welle eingestellt hat, kann er nichts aufnehmen, er wird höchstens gestört.»

«Auch da haben Sie recht», unterbrach mich Hitler wieder. «Ich kann neben jungen Frauen sitzen, die mich völlig kalt lassen, die ich gar nicht empfinde, ja die mich sogar stören, obwohl sicherlich auch sie Od abzugeben hätten. Und dann wieder so ein Mädels z.B. wie die kleine Hoffmann, oder die Geli, bei denen werde ich froh und heiter, und wenn ich ihre vielleicht törichten Plaudereien eine Stunde lang angehört habe, – oder sie brauchen überhaupt nur neben mir zu sitzen, – dann ist alle Müdigkeit und Unlust weg und ich kann mich wieder erneut auf die Arbeit stürzen.

Übrigens ist das beim Zusammensein mit männlicher Jugend genauso. Ich habe schon immer gesagt, dass ich aus den strahlenden Augen meiner jungen S.A. die Kraft für die weitere Arbeit in mich aufnehme. Das ist genau das gleiche.

Aber halt! Bei der S.A. habe ich eigentlich das Gefühl, dass alle Wellenlängen gleich sein müssen? Da hat mich noch kein Blick gestört, keine Strahlung? Sollten da alle Männer gleiche Wellen haben?»

Er hielt inne, weshalb ich sagen konnte:

«Das ist durchaus möglich. Das Geheimnis des Freikorpsgeistes, wie ich ihn im Baltikum und vor Thorn kennengelernt habe, oder das Geheimnis eines ausgesuchten Stosstrupps im Kriege, war zweifellos, dass die Freiwilligen nur zu *dem* Führer gingen, der ihnen als Vorbild und Mensch lag und sympathisch war. – »

Wieder riss Hitler das Wort an sich: «Sympathie! Das ist das Stichwort. Die Differenzierung in den Wellen, oder was wir uns sonst als Übertragungsmittel vorzustellen haben, ruft entweder Sympathie hervor, das heisst: Gleichempfindung, oder Antipathie, das heisst Ablehnung, oder eben – gar keine Pathie. Dann bleibt man sich gleichgültig.

Wenn nun der Osaf seine Osaf-Stellvertreter aussucht, und diese ihre Standarten- und Sturmführer, und wenn sie dann alle sozusagen werben gehen, dann kommen ganz von selbst nur solche Männer zusammen, die gleichgerichtet sind, *einer* Wellenlänge, *einer* Empfindung, *eines* Wollens. Und selbst wenn diese sich dann ihre eigenen Sturmführer wählen, dann sind sie der gleichen Art, und Korpsgeist und Disziplin bleiben bestehen.

Und dann ist es auch verständlich, dass es nur zwei andere Gruppen geben kann neben der S.A., entweder die der Antipathischen oder der Gleichgültigen. Wir müssen sie in allen politischen Lagern suchen und finden sie auch. Und umgekehrt holen wir aus

allen Lagern, selbst aus den Feindlagern, den Kommunisten wie den Reaktionären, unsere S.A.-Männer heraus, nämlich die Gleichempfindenden.

Was muss das für eine Wut geben bei den Zurückbleibenden. Denn diese sind doch dann auch wieder unter sich gleichgerichtet, soweit sie nicht gleichgültig sind! Was muss sich da für eine Antipathie entwickeln, eine Feindschaft, ja ein Hass! Nicht von unseren S.A.Männern aus gegen die anderen, sondern von den andern gegen uns! Und das wird nicht nur in allen politischen Lagern so sein, sondern auch in allen Berufen, in allen Ständen, im ganzen Volk!

Sind wir uns darüber klar, Wagener, was das heisst?! Brauchen wir nicht eigentlich *Volksgemeinschaft*? Sind wir nicht auf einem falschen Weg? Sind nicht in unserer eigenen Partei sogar schon die Gegner aufgetreten?»

Hitler machte eine Pause. Auch ich schwieg.

«Und wenn ich bedenke: die S.A. hat die Gleichrichtung des Osaf*. Wenn ich nun eine andere Welle hätte? Dann muss die S.A. entweder mir fremd werden oder auseinanderfallen. Beides jetzt noch eine Gefahr. – Oder ich muss die Führer austauschen.»

Er schwieg wieder. Ich hatte das Gefühl, dass er sich in eine Sache festgebissen hatte, die eventuell mehr Schaden anrichten konnte als Nutzen. Darum lenkte ich ab:

«Herr Hitler. Mir tut es beinahe leid, dass ich Ihnen diese Odstrahlen-Theorie mitgeteilt habe. Ich wollte ja nur auf den tiefsten Sinn der dauernden Berührung mit der Jugend hinaus. Und ich wollte eigentlich erzählen, dass auch der grosse König, der alte Fritz, seine Barbarina hatte, die für ihn nichts anderes war, als so eine Art Leydener Flasche⁴.

Ich bin der Ansicht, dass es nicht nötig ist, dass man alle Geheimnisse des Lebens zerpfückt und zu ergründen versucht. Man verliert dadurch nur die innere Freiheit, die Harmlosigkeit, den instinktiven Blick. Man sollte verhindern, dass solche Ideen, und selbst wenn es wissenschaftliche Erkenntnisse wären, in weite* [Anmerkung Wagener]: Diese Besprechung fand kurz nach dem Sturze Pfeffers statt.

ren Kreisen bekannt und besprochen werden. In der Bibel steht irgendwo, dass ein Volk unterging, – ich glaube es war das babylonische, – da der Herr ‚die Zungen verwirrt‘ habe. Das wird auch die Folge sein, wenn wir die Herzen verwirren und den Verstand.

Lassen wir diese Unterhaltung und denken wir nicht weiter darüber nach. Sondern sorgen wir dafür, dass wir immer eine Barbarina des Königs haben.»

Hitler lachte. Schüttelte leise mit dem Kopf, wie wenn er Gedanken verscheuchen wollte, machte dann noch eine abwinkende Handbewegung und sagte:

«Es ist wahr. Ich grübele zuviel. Und wenn ich etwas Neues höre, so suche ich sofort die Nutzenwendung draus zu ziehen. Aber einverleibt in meinen Wissensschatz bleibt diese Theorie doch, und ich bin dankbar, dass Sie sie mir mitgeteilt haben.»

Wir standen auf und gingen, nachdem wir den Oberkellner, der schlafend an der Theke sass, geweckt und entschädigt hatten, zu Bett. Es war wieder, wie meistens, zwei Uhr geworden.

Manchmal, als ich die späteren Ereignisse erlebte, dachte ich an diese Unterhaltung zurück. Diese Theorie hatte sich im Wissensschatz Hitlers doch noch stärker ausgewirkt, als ich es gewünscht hätte. [...]

13. Beginn der wirtschaftspolitischen Gespräche

Im Frühsommer des Jahres 1930 fragte mich Hess im Auftrag von Hitler, ob ich am nächsten Tag zu einer bestimmten Stunde Zeit hätte für eine wirtschaftspolitische Besprechung. Strasser und Dr. Wagner¹, damals Gauleiter in München, würden dabei sein.

Am andern Tag sassen wir zu viere im Zimmer Hitlers um den runden Tisch herum.

Hitler warf die Frage auf, wie ich zum Problem der Verstaatlichung und der Sozialisierung stehe. Ich hatte das Gefühl, dass er sich über meine wirtschaftspolitische Einstellung erstmalig orientieren wollte.

Ich führte etwa Folgendes aus:

«Mir sind die Punkte des Programms der N.S.D.A.P., die dieses Thema betreffen, selbstverständlich bekannt. Da Sie aber fragen, wie *ich* zu diesen Problemen stehe, nehme ich jetzt auf diese Programmpunkte weder Rücksicht noch Bezug.»

In weitschweifigen Ausführungen zum Problem des Streites zwischen «Kapital und Arbeit» in der Industrie lehnt Wagener in den darauffolgenden Seiten sowohl eine «direkte Sozialisierung» durch Übernahme von Unternehmungen seitens der Arbeiter als auch eine Verstaatlichung als Lösungen ab. Eine «direkte Sozialisierung» sei unpraktisch auf lange Sicht, insbesondere in Bezug auf Investitionen. Die Verstaatlichung setze einfach den Staat an die Stelle des privaten Unternehmers und belasse den Arbeiter in einem Dienstverhältnis zum Kapital. Dadurch verwickle sich der Staat in den Kampf zwischen Kapital und Arbeit, was gefährliche politische Folgen haben könne. Die Verstaatlichung lasse ausserdem die Frage unbeantwortet: wer ist der Staat? Das Endergebnis sei die Herrschaft derjenigen Gruppe, die den Staat beherrscht, die Folge ein «Futterkrippengeist». Dazu gehe die «automatische Gesunderhaltung» im «gesunden Konkurrenzkampf» verlustig. Er warne also vor der Verstaatlichung von Unternehmungen, die der Staat nicht unbedingt in der Hand haben müsse. Um den Übergang vom Individualismus zum Sozialismus zu erreichen, seien «völlig andere Wege» notwendig.

Alle drei hatten bis jetzt aufmerksam zugehört. Da Dr. Wagner offenbar etwas sagen wollte, forderte Hitler ihn auf, sich zu äussern.

«Ihre Ausführungen», sagte er zu mir, «sind die Ausführungen eines Kapitalisten und Wirtschaftsliberalisten, der mit gewandter Dialektik die sozialistischen Notwendigkei-

ten ad absurdum zu führen versucht. Im Parteiprogramm haben wir die Verstaatlichung der vergesellschafteten Betriebe vorgesehen. Das ist unser Ziel. Dafür kämpfen wir. Ich halte es nicht für angebracht, dass Sie sich erlauben, diese Grundsätze, die bereits Inhalt des Glaubens und der HoUnung einer ganzen Volksbewegung geworden sind, anzutasten.»

Da unterbrauch ihn Hitler in ruhigem Tone: «Wagner. Wenn in unserem Programm Gedanken enthalten sind, die uns im Jahre 1920 richtig erschienen, damals, unter dem Einfluss der Revolution der Sozialisten, dann hindert das nicht, dass wir eine Prüfung ihrer Richtigkeit vornehmen, wenn wir uns darauf vorbereiten müssen, diese Gedanken einmal in die Tat umzusetzen. Strasser, was haben Sie zu den bisherigen Ausführungen des Stabschefs zu bemerken?»

Strasser sagte: «Endlich einmal ein Mann, der eine eigene Ansicht hat und bereit ist, sie zu sagen. Zu dem Bisherigen habe ich nichts hinzuzufügen. Es deckt sich mit meiner Auffassung. Aber nun bin ich gespannt auf das, was Herr Wagener *jetzt* vortragen wird. Denn die Lösung, die Lösung! Auf sie kommt es an.»

«Was mir zunächst einmal einwandfrei erscheint», begann daraufhin Hitler, «ist die Tatsache, dass kollektivistische Lösungen nicht zum Ziel führen können. Überall im Leben kann nur immer eine Auslese massgebend sein. Bei den Tieren, bei den Pflanzen, überall, wo man Beobachtungen anstellt, setzt sich grundsätzlich das Stärkere, das Bessere, durch. Die einfachen Lebewesen haben keine geschriebene Verfassung. Die Auslese geht deshalb natürlich vor sich. Wie Darwin richtig nachweist: Es findet keine Auswahl durch irgendeine Dienststelle statt, sondern die Auswahl trifft die Natur. Das ist die *Elekktion*. Aber die Tiere und sonstigen Lebewesen haben ausserdem noch eine Selbstauslese, *eine Selektion*. Schwächliche Exemplare, Kümmerer, Kranke, werden von den Gesunden aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen, zum Teil sogar umgebracht, beseitigt.

So will es die Natur. Das Gesunde hasst das Kranke, das Leistungsfähige hasst das Drohmentum, das zielbewusste Streben hasst die gleichgültige Verkommenheit.

Nun sind wir Menschen, ob wir's wollen oder nicht, längst schon so degeneriert, dass wir uns zu einer Selektion, zu einer Selbstauslese, nicht mehr auffragen können. Man gehe in die Anstalten für Verwahrloste, für Geisteskranke, für unheilbare Epileptiker, in wohleingerichteten Hotel- und palaisähnlichen Gebäuden mit Zentralheizung und fliessendem kalten und warmen Wasser, inmitten herrlichster Parkanlagen, da werden diese Menschen gepflegt und gehegt, Dutzende von frommen Schwestern sind um sie besorgt, damit ja ihr krankes Leben erhalten wird, damit sie ja den andern noch möglichst lange zur Last fallen, – während draussen gesunde und kräftige Männer und Frauen, die was leisten könnten und was leisten wollen, arbeitslos herumlungern und nicht wissen, wo sie auch nur die notdürftigste Nahrung für sich und ihre armen Kinder her kriegen sollen. Selbst die Gefängnisse und Zuchthäuser sind Bewahranstalten für Verbrechen und Untermenschentum. Da ist sogar einmal im Reichstag beantragt

worden, dass musikalische Aufführungen, Vorträge und Kinos in die Gefängnisse kommen sollten, um die Strafgefangenen zu unterhalten. Und draussen darben Hunderttausende und bald Millionen von anständigen Arbeitern, ohne Verdienst, ohne Arbeit, ohne Aussicht, unschuldig – aber ohne Kino und Konzerte!

Die spartanische Verfassung war in der Antike die Einzige, die eine gesunde Auslese gefördert und erzwungen hat. Und heute sind es noch einige Staaten der USA, die ebenfalls wenigstens in gewissem Umfang die menschliche Selbstausslese unterstützen.

Und wenn ich mir die Idee des Kollektivismus betrachte, so komme ich eigentlich darauf, dass er eine Gleichmacherei in sich schliesst und mit sich bringen muss, die in einem ganzen Volk nichts anderes bedeutet, als was in den Irrenanstalten und Gefängnissen vorexerziert wird.

Insofern erscheint mir der ganze Gedanke der Sozialisierung in der Form, wie er bisher versucht und gefordert wird, falsch, und ich komme zum gleichen Ergebnis wie Herr Wagener.

Man muss irgendwie ein Ausleseverfahren in die Dinge hineinbringen, wenn man zu einer natürlichen, gesunden und auch befriedigenden Lösung des Problems kommen will, ein Ausleseverfahren für diejenigen, die den Anspruch und das Recht auf Besitz und Betriebsinhabertum überhaupt haben sollen und dürfen.»

Dabei schaute mich Hitler an und gab mir mit der Hand ein Zeichen, das mich aufforderte, fortzufahren. Aber ich musste erst noch über diesen Gedanken nachsinnen, den er so hingeworfen hatte und auf den einzugehen ich nunmehr gezwungen war. Allerdings hatte diese Idee bereits häufiger Gegenstand meiner wirtschaftspolitischen Studien gebildet. Aber so unvorbereitet war es doch nicht ganz leicht, die doch recht schwierigen Gedankengänge klar und verständlich zu ordnen. Ich stelle sie hier ebenso dar, wie ich sie damals etwa vorgetragen habe. Dazu hätte ich mir damals gern eine Zigarre angesteckt. Aber Hitler hatte grundsätzlich darum gebeten, dass in seinem Zimmer und möglichst auch in seiner Umgebung nicht geraucht wird.

«Dieser Gedanke», begann ich, «würde bedeuten, dass nicht alle Menschen, die in einem Betrieb arbeiten, einen Besitzanspruch an diesem Betrieb erwerben können, sondern nur die Besten, die Tüchtigsten. Und dass andererseits ein Inhaber eines Betriebes seinen Besitz nur dann auf die Dauer behalten kann, wenn er den Anspruch darauf durch Können und Leistung sozusagen immer wieder erwirbt.

Das wäre dann also keine Sozialisierung, sondern ein dauernder, allmählicher, aber sich immer wieder fortsetzender Übergang des Besitzes eines Unternehmens in die Hände der Tüchtigsten, der Besten, gegebenenfalls in die Hand *des* Besten. –

– Dieser Gedanke, der zweifellos vollkommen neu ist, erscheint mir tatsächlich durchführbar. Ich habe sogar den Eindruck, dass er in völligem Einklang steht mit Überlegungen, die ich in Bezug auf das gesamte Geld- und Kapitalwesen planmässig seit Langem angestellt habe. Ich bitte, sie ein andermal vortragen zu dürfen. –

– Zunächst müsste man aber festzulegen versuchen, welche Betriebe überhaupt im Besitz wandern können, und welche nicht. Massgebend hierfür ist einerseits die Teilbarkeit des Besitzes an einem Betrieb, und andererseits die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit der Teilung. Eine Aktiengesellschaft *ist* z.B. ein Betrieb, dessen Besitz sowieso geteilt ist. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass die Besitzteilung und die gedachte Besitzwanderung also bei allen Betrieben erfolgen kann, aus denen man auch Aktiengesellschaften machen könnte. Aber das ist wohl nicht das eigentliche Kriterium.

Es gibt zweifellos eine untere Grenze der Betriebe, *unter* der eine Aufteilung überhaupt nicht in Frage kommt. Dazu gehören in erster Linie alle handwerklichen Betriebe, sowie z.B. Metzgereien, Bäckereien u.s.w., die in der Hand eines einzelnen Meisters sind mit einer beschränkten Anzahl von Gesellen und Lehrlingen. [...]

Bei unteilbaren Betrieben würde also eine automatische Besitzwanderung nicht in Frage kommen. Die Arbeitnehmer bzw. Gesellen in einem solchen Betrieb müssten dafür in geeigneter Weise am Gewinn beteiligt sein.

Beim alten Handwerk war das auch wirklich der Fall. Denn Gesellen und Lehrlinge wohnten und lebten im Hause und mit der Familie des Meisters. Ging es dem Meister gut, dann ging es auch den Gesellen gut; denn sie assen und tranken am gleichen Tisch. Heutzutage müssten dafür bestimmte Richtlinien gegeben werden, die am einfachsten von den Innungen und den Berufsverbänden auszuarbeiten wären. Auch hierüber bitte ich ein andermal Vortrag halten zu dürfen.

Bei teilbaren Betrieben müssen nun folgende Erwägungen angestellt werden:

- 1.) In welcher Weise ist eine solche Besitzwanderung durchführbar.
- 2.) In welchem Umfang, zeitlich und effektiv, soll sie erfolgen.
- 3.) Wie soll die Auswahl der Tüchtigsten und Besten stattfinden.

Zu 1.): Grundsätzlich ergibt sich zwingend aus dem Gesamtgedankengang, dass ein Betrieb nur einem Menschen gehören kann, der darin arbeitet. Bisher konnte jemand ein Unternehmen besitzen, das er durch einen Geschäftsführer oder Direktor leiten liess, während er selbst irgendwo in Berlin oder in Monte Carlo sass, um dort von den Gewinnen seines Betriebes zu leben, die er sich nur jeden Monat überweisen liess. Wenn wir den Besitzwanderungsgedanken durchführen, so muss erreicht werden, dass ein solcher Fall unmöglich ist.»

«Gut!», unterbrach mich da Hitler. «Das ist die Abschaffung des arbeits- und mühe-losen Einkommens.»

«Von jedem Besitz», so fuhr ich fort, «– ich betrachte zunächst einmal nur Industrierwerke, – müsste also jährlich ein gewisser Anteil abgesetzt, also dem bisherigen Besitzer enteignet werden. Nehmen wir als Beispiel, – aber ich betone ausdrücklich, nur als Beispiel, – eine jährliche Besitzzschrumpfung von 5%. Wenn also ein Besitz mit 100'000 Mark zu Buche steht, dann würden beim Jahresabschluss 5'000 auf ein Sonderkonto zu buchen sein, während dem Besitzer nur 95'000 Mark verbleiben.

Nun müssten, um beim bisherigen Ausdruck zu bleiben, die tüchtigsten und besten Arbeiter in diesem Betrieb, zu denen natürlich auch der Betriebsinhaber gehören kann,

sofern er im Betrieb mitarbeitet, die Möglichkeit haben, diesen Besitzanteil von 5'000 Mark zu erwerben. Sie sollten ihn nicht umsonst erhalten. Goethe sagt: «Erwerbt es, um es zu besitzen!» Dadurch ergibt sich bereits eine Selektion, eine Selbstauslese. Der Nichtinteressierte, derjenige, der nicht in diesem Betrieb seinen Lebensinhalt sehen will, der Leichtsinnige und der Faule, sie werden nichts gespart haben oder nicht bereit sein, ihre Ersparnisse in einem Anteil an dem Betrieb, in dem sie arbeiten, anzulegen. Nur der Fleissige, der Unternehmungslustige, der Zielbewusste, der Köhner, wird sich planmässig *das* zurücklegen, was er benötigt, um Anteile zu erwerben.

Auch der bisherige Besitzer kann an der Erwerbung, für ihn also eine Rückerwerbung, teilnehmen. Aber nur dann, wenn er tatsächlich im Betrieb an leitender Stelle oder als einer der Tüchtigsten mitarbeitet. Arbeitet er nicht mit, so wird er also bei dem als Beispiel genommenen Fall der fünfprozentigen Besitzschrumpfung nach 20 Jahren seinen Besitz vollständig verloren haben, und er wird sich in der Hand von Angestellten und Arbeitern des Betriebes befinden, die tüchtig, fleissig und sparsam waren.

Aber diese Schrumpfung tritt laufend auch bei jedem neuen Besitzer ein. Also jeder, der nicht dauernd neu erwirbt oder wiedererwirbt, geht bei unserem Beispiel in 20 Jahren seines Besitzanteils verlustig und immer die Zielbewusstesten und Tüchtigsten wachsen jeweils in den Besitz neu hinein.»

«Sehr gut!», bemerkte Hitler dazwischen. «Das ist kein Kollektivismus! Das ist Ausleseverfahren!»

«Wie könnte nun rechtlich und buchhaltungsmässig der Besitzübergang durchgeführt werden?», setzte ich meine Ausführungen fort. «Wenn die neuen Besitzanwärter die Anteile kaufen sollen, dann würde man zweckmässig den Staat dazwischenschalten bzw. eine vom Staat besonders einzurichtende Dienststelle, nennen wir sie einmal ‚die Intendanz‘, der die jährlichen Schrumpfungsbeträge, also in unserem Fall die 5'000 Mark, gutgebracht werden. Die Intendanz wird also am Ende eines Jahres Inhaber dieses Besitzanteils. Wenn sie dann die Anteile an die Interessenten weiterverkauft, so erhält sie Barmittel, die zur Weiterleitung an die Staatskasse zur Verfügung stehen. Ich weise hier nur kurz auf die Auswirkung einer solchen Einrichtung auf das gesamte Steuerwesen des Staates hin, kann darauf aber wiederum erst bei anderer Gelegenheit zurückkommen.»

Wieder unterbrach Hitler, indem er zum Gauleiter Dr. Wagner sagte: «Sehen Sie, da kommen wir *doch* zu einer wenn auch nur vorübergehenden Verstaatlichung der vergesellschafteten Betriebe.»

Wagner nickte und fügte hinzu: «Ich folge diesen Ausführungen mit steigendem Interesse und mit Staunen. Der Stabschef *Ktdoch* kein Liberalist und Kapitalist.»

«Juristisch», fuhr ich fort, «ist die Intendanz und nach dem Verkauf der neue Erwerber eine Art Kommanditist des Unternehmens. Er ist also entsprechend seinem Kapitalanteil am Gewinn beteiligt, haftet aber nur bis zur Höhe seines Anteils und prozentual am Verlust.

Da es ja meistens mehrere sein werden, die Anteile erwerben, so würden sie am einfachsten eine Genossenschaft bilden, die durch einen der Genossen aufgrund einer Wahl vertreten wird. Er oder die Genossenschaft sind dann die Kommanditisten des bisherigen Alleininhabers.

Bei einer Aktiengesellschaft würde sich die Besitzschrumpfung bei den Aktien auswirken. Jede einzelne Aktie würde bei unserem Beispiel jährlich um 5% schrumpfen. Es könnten Teilaktien von beispielsweise 200 und 500 Mark geschaffen werden, um den Erwerb durch Arbeiter zu ermöglichen. Um eine weitere Unterteilung zu vermeiden, könnte die Schrumpfung dieser Teilaktien späterhin durch Gewinnabzüge erfolgen.' Diese Einzelheiten müssten noch untersucht und ausgearbeitet werden. Heute kommt es wohl nur darauf an, Ihren Gedanken, Herr Hitler, das Ausleseverfahren auch in Bezug auf das Sozialisierungsproblem anzuwenden, einmal durchzudenken und Folgerungen daraus zu ziehen.

Zu 2.): Die zweite Frage war die, in welchem Umfang, zeitlich und effektiv, die Besitzwanderung erfolgen soll.

Als Beispiel hatte ich, um die Idee überhaupt darlegen zu können, 5% jährlich angenommen. Es erscheint mir aber notwendig, dass dieser Prozentsatz sich je nach der Eigenart des betreffenden Betriebes richtet. Man müsste da erst genauere Prüfungen vornehmen, um Grundsätze für diese Frage finden zu können. Eine gewisse Vorarbeit ist im Übrigen da bereits von den Finanzbehörden geleistet. Es ist nämlich ziemlich bis ins Einzelne festgelegt, in welchem Umfang Abschreibungen erfolgen dürfen. Z.B. für Hausgrundstücke 1½%, für Industriegebäude 2½ bis 4%, für Maschinen, für Kraftfahrzeuge, für Vorräte u.s.w., für alle vorkommenden Einzelheiten sind solche Vorschriften gegeben oder es haben sich Gebrauchssätze eingeführt. Ich glaube, dass da die Angelpunkte liegen auch für das Mass der Besitzschrumpfung. Es ist aber notwendig, dass ich, bevor ich diese Frage und ihre Konsequenzen weiter behandle, erst meine Gedanken über das gesamte Geld- und Kapitalwesen vortrage. Sonst kann ich mich nicht verständlich machen. Ich glaube aber den Nachweis führen zu können, dass diese Besitzschrumpfungen in tatsächlichem Zusammenhang stehen mit den natürlichen Abschreibungen. Und wir werden sehen, dass sie bei einem, – ich greife da voraus –, landwirtschaftlichen Unternehmen vielleicht nur ½%, bei einem Bergwerk vielleicht 1-2%, bei einem Industriewerk 3 bis 5% betragen wird, bei einem Handelsunternehmen vielleicht sogar bis zu 10%. Die Besitzschrumpfung würde also im Verhältnis stehen zur Gewinnchance. [...]

Zu 3.): Nun kommt noch die Frage, wie die Auswahl der Tüchtigsten und Besten erfolgen soll.

Zum Teil ist diese Frage ja bereits beantwortet, nämlich soweit ganz automatisch eine Selbstauslese eintritt. Aber da wäre dann z.B. ein kinderreicher Vater im Nachteil einem Junggesellen gegenüber. Denn der Kinderreiche kann vielleicht einfach keine Ersparnisse zurücklegen, so gerne er möchte, während es dem Junggesellen leichtfällt. Also die Selbstauslese ist meistens unsozial.

Deshalb ist ausser der Selektion eben noch die Elektion, die organisierte Auslese, erforderlich. Vorhin erwähnte ich bereits einmal, dass die Innungen und Berufsorganisationen für eine ähnliche Aufgabe herangezogen werden müssten. Auch diese Auslese ist eine Aufgabe von Gremien, die von der Wirtschaft selbst zusammenzustellen sind.

Wir werden bei einer Umgestaltung von der liberalistischen Wirtschaft zur Sozialwirtschaft, wie ich unser neues Wirtschaftssystem nennen möchte, noch mehrfach auf die Notwendigkeit kommen, der Wirtschaft und ihren beruflichen und wirtschaftlichen Vereinigungen Aufgaben zu übertragen, zu deren Lösung sie einer besonderen Selbstverwaltungsorganisation bedarf, etwa ähnlich, wie die politische Selbstverwaltung von der Gemeindeverwaltung nach oben aufgebaut werden kann und muss, über Kreis und Provinz und Land bis zum Reich. Und in diesem wirtschaftlichen Selbstverwaltungs-aufbau, da müssen Unternehmer und Angestellte und Arbeiter vertreten sein und zwar in einem Umfang und Verhältnis, dass keiner den andern überstimmen und vergewaltigen kann, so dass eben dieser Aufbau der Träger und Garant des wirtschaftlichen und sozialen Friedens wird.»

Zunächst schwiegen alle drei Zuhörer, als ich geendet hatte. Strasser und Wagner schauten auf Hitler. Und er blickte, nachdem er mir bis dahin immerfort in die Augen gesehen hatte, nunmehr vor sich hin.

Endlich sagte er:

«Wagener. Was Sie uns vorgetragen haben, enthält so viel Neues und Neuartiges, dass ich nicht alles so in mich aufgenommen habe, dass ich dazu klare Stellung nehmen könnte. Kommen Sie, bitte, morgen früh um elf Uhr wieder zu mir, und tragen Sie mir genau dasselbe noch einmal vor, möglichst im gleichen Wortlaut wie soeben.

Und Sie meine Herren», so wandte er sich an die beiden andern, «überlegen sich die Sache auch. In 2 oder 3 Tagen fahren wir dann mit der Gesamtbesprechung fort.

Bereiten Sie sich darauf vor», sagte er wieder zu mir, «dass Sie die ganzen Probleme, die Sie heute nur berührt haben, uns nacheinander auseinandersetzen, bis das Bild vollständig ist. Wenn ich richtig empfinde, ist der heutige Tag die Geburtsstunde eines völlig neuen Wirtschaftsdenkens, das die gewaltigen Fragen der Umstellung zum Sozialismus zu klären und zu lösen in der Lage sein kann. Die Bedeutung dieses Augenblicks ist dann aber so ungeheuerlich, dass es frivol wäre, ihn durch kleinliche Debatten zu entweihen.»

Wir verabschiedeten uns, und Hitler hielt meine Hand beim Händedruck etwas länger in der seinen als sonst.

Ich machte mir sofort die notwendigen Aufzeichnungen über diese Unterhaltung, nicht nur für mich selbst, sondern auch für den andern Tag, um Hitler wirklich nochmals dasselbe vortragen zu können wie heute.

Und das geschah. Hitler hörte mich ohne irgendeine Unterbrechung an und ohne seinen Blick von mir zu wenden. Als ich geendet hatte, sagte er:

«Ich bin kein Wirtschaftler. Ich habe mich mit Detailfragen der Wirtschaft nie beschäftigt und ich merke, dass mir auch die grossen Fragen der wirtschaftlichen Zusammenhänge zum Teil doch etwas anders in der Vorstellung lebten, als ich sie jetzt auffasse, wenn ich Ihren Ausführungen folge.

Ich hätte viele Fragen. Aber ich glaube, ich höre Sie erst bis zum Schluss an. Sonst redet man nur unnötig über Dinge, die vielleicht ihre Klärung sowieso finden. Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir morgen drei Uhr nachmittags fort. Ich werde Strasser und Wagner bestellen lassen. Worüber werden Sie dann morgen sprechen?»

«Ich denke, zunächst über den Geld- und Kapital begriff», antwortete ich.

«Haben Sie das studiert?», fragte Hitler.

«Studiert ist zuviel gesagt. Ich habe wohl Vorlesungen darüber gehört und mancherlei gelesen. Auch las ich selber über nationalökonomische Themen. Aber was ich vortragen will, ist etwas, das, wenn es richtig und durchführbar ist, die bisherigen Grundlagen der Nationalökonomie stark erschüttert.»

«Wagener. Wir kommen um solche Erschütterungen nicht herum. Das ist ja gerade das tiefste Geheimnis der ganzen Umwälzung, in der wir leben und deren Führung in die Hand zu nehmen wir als unsere Aufgabe ansehen müssen: dass umgeworfen werden muss, umgerissen, mit Gewalt zerstört! Aber sinnvoll soll zerstört werden, nicht sinnlos, wie es der Bolschewismus getan hat. Und sinnvoll kann es nur werden, wenn man das Ziel erkannt hat, den Zweck, die Notwendigkeit.

Die Wissenschaft, die Nationalökonomie und die überlieferte Praxis, aber ebenso die gesamte Rechtsauffassung bis hinein in die allgemeinen Menschenrechte, sie sind aufgebaut auf der individualistischen Einstellung der jahrtausende alten Vergangenheit, errichtet und ausgeklügelt von Menschen dieses Denkens, und eingegangen in das ganze Fühlen, Empfinden, ja in die Ethik und in den religiösen Glauben dieser Menschen.

Sie werden unsere Logik nicht verstehen, sie werden unsre Gedanken verdammen, sie werden unsere neue Ethik verurteilen und werden uns mit dem ganzen Hass überschütten und verfolgen, dessen eine dem Untergang geweihte Weltanschauung fähig ist, um eine erwachende, alles bisherige umstürzende neue Weltanschauung zu bekämpfen, niederzuhalten, zu ersticken. Es wird der Jugend vorbehalten sein, diese grosse Wandlung durchzuführen. Und wenn es den Alten gelingen sollte, uns in die Arme zu fallen und unsere Arbeit zu verhindern, dann ist ihnen nicht zu helfen, dann wird eben der Bolschewismus über sie kommen, vor dem die Welt zu retten unser heiliges Ziel ist, und mit brutaler Rücksichtslosigkeit wird er zerstampfen und zertreten, was ihr stümperhafter Egoismus verteidigen wollte. Ein Sodom und Gomorrha wird entstehen, wie es in Russland schon gewesen ist! Und erst nach jahrzehntelangem Leiden wird das Neue entstehen und sich aus den Trümmern jener zusammengebrochenen Weltanschauung und Welt erheben, das Neue, das wir vorausahnen und das klarer zu erkennen unsere Hoffnung ist.»

Er schwieg, offensichtlich erregt. Dann gab er mir kurz die Hand und sagte: «Also morgen die Fortsetzung.»

Am nächsten Tag sassen wir, wie vereinbart, wieder im Zimmer Hitlers zusammen: er, Strasser, Gauleiter Dr. Wagner und ich. Wagner hatte einige Fragen aufgrund der ersten Besprechung, die zwar durchaus berechtigt waren, ihre Antwort aber sowieso in meinen beabsichtigten Ausführungen finden mussten. [...]

Dr. Wagner hatte Nationalökonomie studiert und war dann zur Industrie gegangen. Er war mehrere Jahre leitender Direktor staatlicher Zechen und Eisenwerke bei Amberg in Bayern. Er hatte ein fundiertes Wissen und grosse Erfahrungen in wirtschaftlichen und sozialpolitischen Dingen. Aber er hatte nicht die erforderliche Fähigkeit, sich zu beugen und nach den jeweiligen Verhältnissen zu richten, weshalb sein Verbleiben im Staatsdienst nicht auf die Dauer möglich war. Er hatte sich Hitler zur Verfügung gestellt und gehörte zu den engeren Beratern. Ausserdem war er, wie schon erwähnt, Gauleiter für Oberbayern mit Sitz in München.

Ich trug nun folgende Gedankengänge vor:

Wagner greift den «Ewigkeitswert des Geldes» an, auf den er die «Zinsknechtschaft» zurückführt. Da das Geld nur eine Anweisung sei, den Erwerb von Sachwerten zu ermitteln, die dauernd an Wert verlieren, entwertet sich auch das Geld dauernd. Daher gebe es keinen Grund für eine feste Verzinsung von Kapital und Leihgeld. Nur eine Beteiligung an Gewinn und Verlust komme bei investiertem bzw. verliehenem Gelde in Frage. Ebenso unberechtigt sei die Forderung auf Rückzahlung des Gesamtbetrages einer Haushypothek, da Häuser an Wert verlieren können. Nach den bestehenden Gesetzen hafteten sogar die Erben für den vollen Betrag einer Hypothek, auch wenn ein Haus entwertet sei.

«Klarer ist mir die Berechtigung unseres Programmpunktes der Brechung der Zinsknechtschaft», rief Hitler da aus, «noch nie geworden!»

Aber Dr. Wagner warf dazwischen: «Die Erben können aber den Nachlass ablehnen.»

«Das können Sie», ereiferte sich Hitler, «ja das können sie! Und geben alles dabei auf, was ihnen lieb und wert war, das letzte Andenken, den letzten Ring, den Stuhl, in dem sie als Kinder auf dem Schoss des alten Grossvaters gespielt haben, die Truhe, in der die Mutter in sorgender Arbeit die selbstgesponnene Wäsche gepflegt und aufbewahrt hat, die Erinnerungen alle an die Jugend, an das Elternhaus, – und wie hängt gerade ein Mensch, der sonst *nichts* besitzt als nur solche Erinnerungen, an diesen Kleinigkeiten! – Auf all das müssen sie verzichten, nur weil sie sonst infolge der völlig falschen kapitalistischen Einstellung der offiziellen Welt in Zinsknechtschaft geraten und darin vielleicht auch wieder bis an ihr Lebensende schmachten müssten!

Ach, ich sehe den Kampf vor mir, den es kosten wird, die Sturheit und Verbohrtheit der Welt zu überzeugen, die Macht dieses Recht gewordenen Betrugs an den arbeitenden Menschen zu brechen und die Überzeugung wachzurufen, dass man all das genauso gut richtig machen kann! Nur muss man allerdings über Bord werfen, was alt und hergebracht und den veränderten Zeitläuften nicht mehr angebracht ist.»

Dann blickte Hitler wieder wartend zu mir, und ich fuhr nach einigen Augenblicken fort:

Wagener entwickelt hier in einer langen Ausführung seine Pläne für die Einführung eines «angemessenen Gewinns». Als Grundlage dafür sei mit Hilfe einer einheitlichen Form der Buchführung das «angemessene Kapital» für Betriebe gleicher oder verwandter Art festzustellen. Ebenso möglich sei dann die Feststellung eines «angemessenen prozentualen Gewinnsatzes» für die verschiedenen Wirtschaftszweige. Nach diesen Massnahmen wäre es klar, wo ein «Mehrgewinn» erzielt worden sei. Wenn das Prinzip des «angemessenen Kapitals» in Kraft sei, könne der «Mehrgewinn» ein Verdienst nur der Arbeit – nicht des Kapitals – sein. Ein «Mehrgewinn» müsse also zu einer Gewinnbeteiligung zugunsten der Arbeiter führen. Das ganze System sei von einem «Selbstverwaltungsaufbau der Wirtschaft» durchzuführen, den Wagener später zu beschreiben beabsichtigt.

Ich schwieg. Und zunächst schwiegen die andern auch. Endlich sagte Hitler:

«Was sagen die andern Herren zu diesen Ausführungen?»

Da begann Strasser als erster:

«Wenn man das so hört, so klingt es alles so einfach und selbstverständlich. Aber dann fragt man sich, wie konnte es kommen, dass bis jetzt noch kein anderer Mensch auf diese Gedanken gekommen ist. Jedenfalls habe ich sie noch nie gehört.

Und ausserdem habe ich das Gefühl, dass in der Durchführung dieser Ideen zugleich die Lösung so vieler anderer Probleme liegt, wirtschaftlicher und sozialer Probleme, dass diese Tatsache einem die Gedanken noch richtiger erscheinen lässt.

Ich denke z.B. an das Filialproblem. Wer nicht in einem Betrieb arbeitet, verliert ihn mit der Zeit an andere, die tüchtig sind und darin arbeiten. Wir zerbrechen uns im Reichstag dauernd den Kopf, wie man die Filialfrage zu behandeln hat. Hier ist sie gelöst.

Oder: Das Geldverleihen ist keine sine cura mehr, sondern eine Beteiligung mit höherer Gewinnchance aber auch mit Verlustrisiko. Wir haben unsere Gehirne zergrübelt, wie man das arbeits- und mühelose Einkommen abschaffen könnte. Hier hört es auf.

Oder: Die Landwirtschaft bekommt wieder Gelddarlehen, weil das Risiko dort am geringsten ist. Hypotheken auf landwirtschaftlichen Besitz können geradezu mündelsicher sein. Bisher war das umgekehrt.

Oder: Erbschaftssteuer ist nicht mehr nötig. Besitz und Kapitalvermögen schrumpfen sowieso, und wie Wagener schon erwähnte, wird das Goethezitat wahr: Was Ihr ererbt

von Euern Vätern habt, erwerbt es, um es zu besitzen.

Aber ich muss mir das alles erst noch einmal in Ruhe durchdenken. Am liebsten hätte ich es mal schriftlich, um es wirklich studieren zu können.»

Dr. Wagner erklärte: «Der Gedanke mit dem angemessenen Kapital und dem angemessenen Gewinn leuchtet mir sehr ein. In der Festlegung des angemessenen Kapitals sehe ich auch endlich die Möglichkeit, Grundlagen für den Kaufpreis eines Unternehmens zu schaffen. Denn eigentlich müsste das angemessene Kapital der normale Kaufwert sein, selbst wenn das tatsächlich investierte Kapital höher oder niedriger ist.

Aber über die Schrumpfung des Kapitals und des Besitzes, die ja doch auch die Schrumpfung des Geldes überhaupt mit sich bringen müsste, habe ich noch mancherlei Fragen und Zweifel. Wie sollen die Banken z.B. überhaupt arbeiten, buchführen und Abschlüsse machen?»

Da sagte Hitler: «Wir stehen bei den Ausführungen Wageners Erkenntnissen gegenüber, die wir geradezu instinktmässig in unserem Partei-Programm bereits verwertet haben, ehe uns die Dinge selbst eigentlich klar waren.

Wenn ich für etwas, das ich instinktmässig bereits vorausgeföhlt habe, nachher eine logische Darlegung höre, die mir eine natürliche Entwicklung und Begründung aufzeigt, so ist für mich persönlich die Richtigkeit dieser Darlegung bombensicher.

Dass diese Erkenntnisse, wie Wagener ja selber sagt, einer jahrelangen genauesten Prüfung und Durchberatung durch Persönlichkeiten bedürfen, die in der Wissenschaft und in der Praxis führend sind und durch ihr Können und ihre Erfahrungen die Garantie geben, dass das Ergebnis ihrer Arbeit unbedingt richtig und in die Wirklichkeit übertragbar ist, das muss uns allen klar sein. Man kann nicht eine Jahrtausende alte Anschauung, die sich so fest in die Köpfe und in die Rechtsauffassung aller Menschen und Staaten hineingefressen hat, dass schon gar niemand mehr auf den Gedanken kommt, dass sie vielleicht falsch und irrig sein könnte, leichtsinnig anzugreifen und gar zu beseitigen suchen, ohne das, was man als neue Erkenntnis an ihre Stelle setzen will, hundertmal geprüft, erwogen, durchgedacht und in der Praxis auch schon durchprobiert zu haben.

Das wird die Aufgabe einer wirtschaftspolitischen Abteilung sein, die wir in der Reichsleitung der N.S.D.A.P. gründen müssen. Und ich werde Sie, Wagener, zu gegebener Zeit bitten, die Leitung dieser Abteilung zu übernehmen.

Ich halte aber eines für wichtig und unbedingt für notwendig, dass nämlich über die gesamten Gedankengänge und Probleme zunächst über einen bestimmten Kreis hinaus nicht gesprochen wird. Eine Verzerrung, eine falsche Darstellung, ja schon eine nur teilweise Kolportierung dieses völlig neuen und erst im Durcharbeiten begriffenen Problem-Komplexes könnte der Sache und unseren Plänen nur schaden.

Ich verpflichte Sie deshalb, meine Herren, zunächst nichts von dem über unseren Kreis hinaus gelangen zu lassen, was wir vorgestern und heute gehört haben. Und auch wenn die wirtschaftspolitische Abteilung ihre Arbeit begonnen hat, muss von Ihnen,

Wagener, dafür gesorgt werden, dass mit diesen entscheidenden Dingen auf dem Gebiet der Wirtschafts- wie auch der Sozialpolitik kein Unfug getrieben werden kann.

Auch mir sind Einzelheiten noch nicht klar. Aber ich sehe im Geist die Lösung all der Probleme voraus, die Marxismus und Kommunismus vergeblich zu lösen versucht haben. Die Erkenntnisse sind so gewaltig, so umstürzend, so revolutionär, dass die französische Revolution als ein kindliches Spiel erscheint im Vergleich zu der Umwälzung, die eine Einführung der aus diesen Erkenntnissen sich ergebenden Konsequenzen mit sich bringen muss.

Ungeheuerlich ist die Tragweite dieser Gedanken. Kriege sind entstanden, innenpolitische Kämpfe sind ausgefochten worden, Revolutionen haben das Unterste zuoberst gekehrt, um das eine und einzigste Grossproblem der Gegenwart zu lösen: an die Stelle der «Herrschaft des Kapitals über die Arbeit» die «Herrschaft der Arbeit über das Kapital zu setzen.

Jetzt habe ich das Gefühl, dass wir den Stein der Weisen in der Hand haben. Nutzen wir ihn und werfen wir ihn nicht weg. Aber es wird mir heute dabei noch klarer als sonst, dass es die Aufgabe der Politik sein muss, das Überspringen des russischen Bolschewismus, dieser falschen und in ihrer Art verbrecherisch anmutenden Lösung dieses Problems, nach Deutschland und in andere Länder der Welt zu verhindern, bis wir in der Lage sind, das fertige Programm einer neuen Sozialwirtschaft aus der Taufe zu heben, um es unserem deutschen Volk und der Menschheit zu schenken.»

Nach kurzem Schweigen verabschiedete uns Hitler mit ernstem Händedruck und wies darauf hin, dass die Fortsetzung meiner Ausführungen um 1 bis 2 Wochen vertagt werden müsse, da er nach Berlin und Hamburg fahre. Wir würden nach seiner Rückkehr wieder von ihm hören. Zu mir sagte er noch beim Abschiednehmen: «Wagener. Ich habe weiteren Boden unter meinen Füßen gewonnen.» [...]

14. Ein Besucher aus Warschau – Hitler über Mitteleuropa, Ostpolitik und Englandbündnis

Im Herbst 1930, so berichtet Wagener weiter, erschien bei der Reichsleitung der NSDAP in München ein polnischer Rechtsanwalt, dessen Name ihm entfallen ist, der aber vor dem Krieg in Posen gewohnt habe und daher deutscher Staatsbürger gewesen sei. Da Hess und Hitler verreist waren, empfing er selbst den Besucher und unterhielt sich lange mit ihm. Der Pole habe sich als inoffizieller Gesandter des polnischen Präsidenten, Marschall Pilsudski, vorgestellt, mit dem Auftrag, Fühlung mit Hitler aufzunehmen; er habe Wagener einen Brief, der ihn ausweisen sollte, überreicht.

In seinem Gespräch mit Wagener habe der Besucher aus Warschau berichtet, dass Pilsudski die Entwicklung des Nationalsozialismus mit grösstem Interesse und, selbst Nationalist, aufgrund seiner eigenen Erfahrungen bei der Befreiung Polens mit Sympathie verfolge. Pilsudski mache sich aber über die Gefahren des Chauvinismus, den er als unvermeidliche Begleiterscheinung einer nationalen Wiedergeburt! ansehe, Sorgen. Deshalb meine Pilsudski, dass ein friedlicher Ausgleich zwischen einem neuen nationalen Deutschland und Polen schon frühzeitig vorbereitet werden müsse. Ersehe im ‚polnischen Korridor‘ eine Bestimmung des Versailler Vertrages, die für Deutschland auf die Dauer unerträglich sei und daher eine potentielle Ursache von kriegerischen Auseinandersetzungen bilde. Um diese Gefahr zu vermeiden, habe Pilsudski den Gesandten beauftragt, Hitler vorzuschlagen, dass sofort nach einer nationalsozialistischen Machtübernahme Deutschland und Polen einen zehnjährigen Friedens- und Freundschaftsvertrag abschliessen sollten. Dieser Vertrag solle weiter eine Geheimklausel enthalten mit der Bestimmung, dass innerhalb dieses Zeitraums Ostpreussen mit Deutschland in einer Weise wiedervereinigt würde, die Polens freien Zugang zur Ostsee nicht gefährden könne. Pilsudski hoffe weiter, dass während dieser zehn Jahre die wirtschaftlichen Verbindungen und Verflechtungen zwischen Deutschland und Polen zu einem Zollvertrag und so zur Öffnung der Grenzen führen würden. Darin sehe er den Kern einer mitteleuropäischen Föderation.

Russland sei für Polen die grösste Gefahr, habe der Besucher aus Warschau Wagener gesagt, weil Polen von den Westmächten keinen wirksamen Schutz vor Russland erwarten könne. Pilsudski verstehe dies und richte seinen Blick daher auf Deutschland. Bei seiner Abreise nach München habe der Marschall ihm gesagt: «Sagen Sie Herrn Hitler, er solle sich beeilen. Ich bin schon alt!» Der polnische Besucher, der auf der Durchreise nach Baden-Baden gewesen sei, habe seine dortige Adresse hinterlassen und sich bereit erklärt, nochmals nach München zu kommen, um seine Botschaft Hitler persönlich vorzutragen.

Der Mann gefiel mir. Und Marschall Pilsudski, der ja doch dahinterstand, erschien mir durch diese kurze Schilderung als ein Staatsmann ersten Ausmasses. Ich sehnte die Rückkehr Hitlers herbei.

Der Gesandte fuhr nach Baden-Baden, und ich teilte Hitler kurz in einem Eilbrief nach Hamburg den Besuch mit. Einige Tage darauf kam Hitler zurück.

Als ich ihm über den Besuch und die gesamte Unterhaltung lückenlosen Vortrag gehalten hatte, sagte er nach einigem Schweigen:

«So treibt die Entwicklung vorwärts. Noch ist der Aufbau unserer S.A. nicht beendet, die Partei steckt, was Persönlichkeiten anbelangt, in den Kinderschuhen, unsere wirtschaftspolitischen Ideen sind erst in der Klärung, die Sozialpolitik ist noch im embryonalen Zustand, und über die zukünftige Staatsform haben wir uns noch nicht einmal Gedanken gemacht, – und da tritt bereits der Staatschef eines auswärtigen Landes mit aussenpolitischen Problemen an uns heran, zu denen Stellung zu nehmen nicht zu vermeiden ist.

Meine ganze Zeit verende ich, um die Bewegung vorwärtszubringen, die deutschen Menschen zu gewinnen, um Mitglieder zu werben und Wahlkämpfe vorzubereiten. Und dabei bleiben die Dinge liegen, die später einmal leiten und durchführen zu können der ganze Zweck und Sinn unserer Arbeit ist.

Wen habe ich als aussenpolitischen Berater? Wer kennt Polen genau in meiner Umgebung, wer kennt die Bedeutung der Korridorfrage, wer hat ihre Lösungsmöglichkeiten studiert, mehr, als wir es alle aus der Presse und aus einigen Büchern und Schriften erfahren haben?

Wir müssen die gesamte Reichsleitung der Partei umgestalten, ausbauen, arbeitsfähig machen, für die Übernahme der Regierungsgewalt vorbereiten, auch wenn es noch Jahre dauern sollte, bis es so weit ist. Wir dürfen nicht so blöde vor einem Vakuum stehen, wenn wir einmal zum Handeln kommen, wie es der S.P.D. ging, als ihr, für sie völlig überraschend, die November-Revolution 1918 geglückt war.

Machen Sie sich einmal Gedanken darüber, wie man die Reichsleitung gestalten müsste, machen Sie einmal einen Plan. Und dann wollen wir bald darüber sprechen.

Jetzt benachrichtigen Sie den Gesandten Pilsudskis, dass ich die ganze nächste Woche für ihn zur Verfügung stehe.»

Später hörte ich, dass Hitler den Hauptschriftleiter des Völkischen Beobachters, Rosenberg, der längere Jahre in Estland gelebt hatte, zu sich kommen liess. Ob er mit ihm die Polenfrage besprochen hat, weiss ich aber nicht. Mit mir sprach er jedenfalls bis zur Ankunft des Polen kein Wort mehr über die Angelegenheit.

Hitler war darin häufig etwas seltsam. Manchmal besprach er wichtigste und geheimste Dinge im Kreise seiner engeren Begleitung, zu der in erster Linie immer nur gehörten: Schaub¹, Hoffmann und Sepp Dietrich². Dann kam noch der oder jener dazu, mit dem die betreffende Angelegenheit gerade zu klären war. Dabei äusserte er sich gelegentlich mit einer Unbekümmertheit und Offenheit und in einer Art, dass man immer befürchten musste, dass einer, der Hitler nicht genau kannte, – und solche waren

natürlich dann auch ab und zu dabei, – zu ganz falschen Vorstellungen über die wirkliche Arbeitsweise dieses Mannes kommen musste und dabei Dinge hörte, die er gar nicht verstehen konnte und deshalb falsch auslegte und falsch weitererzählte. Und dann schwieg er sich wieder seinen engsten Mitarbeitern gegenüber über Angelegenheiten völlig aus, die die Betreffenden unbedingt wissen mussten, oder für die die Orientierung wenigstens besonders wertvoll gewesen wäre.

Daher kam es, dass man manchmal etwas entscheidend Wichtiges ganz zufällig vom Fotografen Hoffmann zu hören bekam oder von einem Gau- oder Kreisleiter, oder dass man Parallelarbeit leistete oder gar aneinander vorbei arbeitete, nur weil Hitler einen nicht unterrichtete, auch wenn die Sache zu dem Arbeitsbereich gehörte, den man verantwortlich leitete.

Nun war ja in diesem Falle keinerlei Besprechung mit mir notwendig. Da ich aber die ganze erste Unterhaltung mit dem Gesandten gehabt habe, war es eigentlich sinngemäss, wenn überhaupt, so dann mit mir diese Angelegenheit noch weiter zu besprechen. Ich habe diese Eigenart später als ein angeborenes Misstrauen und als eine Sucht, sich wichtigste Dinge letzten Endes ganz allein selbst vorzubehalten, begreifen gelernt.

Als der Gesandte kam, sah ich ihn gar nicht mehr. Er wurde von Hitler empfangen, allein, nur unter vier Augen. Er wurde wieder entlassen, nach zweistündiger Unterhaltung, und dann hörte ich zunächst von Inhalt und Ergebnis der Besprechung nichts. Soweit mir bekannt ist, sprach Hitler auch mit andern nicht darüber.

Erst als ich ihn einige Tage später selber darauf ansprach, sagte er mir:

«Was der Gesandte mir sagte, war ziemlich genau, was Sie mir erzählt haben. Ich bin entschlossen, der Anregung Piłsudskis zu folgen und gleich nach Regierungsübernahme einen zehnjährigen Vertrag mit Polen abzuschliessen³. Welch' einen Widerhall wird solch ein Vertrag in Deutschland und in der ganzen Welt haben! Deutschland ist wieder bündnisfähig! Deutschland reicht seinen bisherigen Feinden die Hand! Die N.S.D.A.P. will friedliche Arbeit leisten. Es wird ein guter Start für unsere Aussenpolitik sein!

Dieser mitteleuropäische Gedanke beschäftigt mich stark. Und von der Unterstützung Englands bin ich fest überzeugt. Was kann England mehr begrüssen, als dass es einen sicheren Partner auf dem Festland hat, der auch die englischen Interessen mit vertritt? Wir überlassen England das Weltmeer. England überlässt uns dafür Mitteleuropa und das Ordnungschaffen im Osten.»

Da er einen Augenblick innehielt, konnte ich dazwischenwerfen: «Herr Hitler. So einfach ist es nicht, mit den Engländern Politik zu machen. Ich weiss nicht, ob der Gesandte Piłsudskis Ihnen auch von den Bedenken seines Marschalls wegen England erzählt hat. Mir scheinen die Befürchtungen Piłsudskis über die Einstellung Englands zu mitteleuropäischen Plänen so lange stichhaltig, bis Russland die Hand ausstreckt nach den Dardanellen oder nach dem Persischen Golf. Wenn wir was dazu tun können, dass Russland das etwas früher tut, dann werden auch wir etwas früher uns mit Mitteleuropa einigen können. Solange Russland seine Hand in der Tasche lässt und nur Sozialpolitik treibt, wenn auch bolschewistische, wird England in

einer wirtschaftlichen oder gar föderativen Zusammenarbeit Mitteleuropas eine Gefährdung des europäischen Gleichgewichts sehen, und die ihm zur Verfügung stehenden Mittel benutzen, um unsere wenn auch noch so friedlichen und zweckmässigen Pläne zu durchkreuzen.»

«Was haben Sie gegen England?», fragte Hitler da schroff.

«Nichts», sagte ich, «gar nichts. Aber für England gibt es in Europa bis auf Weiteres nur eine Politik, nur *eine Einzige* : die des Gleichgewichts! England *will* nicht, dass einer auf dem Festland für England einen Degen führt. Denn es weiss aus der Geschichte, dass so ein Degen leicht auch einmal gegen die britischen Interessen gezogen werden kann. Es will deshalb überhaupt nicht, dass da einer einen Degen hat. Sondern es möchte am liebsten diesen Degen immer nur selber verleihen und mal dem einen, mal dem andern in die Hand geben, um denjenigen, der zu gross zu werden droht, zu züchtigen.»

«Aber Sie sind doch auch der Auffassung, dass wir mit England zusammengehen müssen?», fragte Hitler.

«*Wir müssen es wollen*, möchte ich sagen. Aber ob *England* es will, ist eine andere Frage.

Herr Hitler. Sie haben in ‚Mein Kampf‘ zum Ausdruck gebracht, dass England erst dann Interesse an uns haben wird, wenn wir für England bündnisfähig seien. Sie meinten, wenn wir innerlich und äusserlich wieder so gekräftigt seien, dass wir für England ein wertvoller Freund sein könnten.

Aber wenn Sie die Gleichgewichtspolitik betrachten, dann kommen Sie darauf, dass das beinahe umgekehrt sein wird. Wenn Deutschland so erstarkt, dass es nach Ihrer Ansicht für einen andern ein wertvoller Bundesgenosse sein muss, dann bedroht es ja gerade das europäische Gleichgewicht im Sinne Englands. Und dann wird England alles tun, um Deutschland wieder kleinzukriegen.»

Da schaute mich Hitler eine ganze Zeitlang ungläubig an und meinte:

«Aber das kann doch gar nicht sein! Was sollte denn diese Gleichgewichtspolitik für einen Sinn haben? Man verbündet sich doch besser mit einem Starken?»

Wagener berichtet im Folgenden, dass er Hitler als Antwort darauf aus der Erinnerung eine Ansprache Kaiser Wilhelms II. vorgetragen habe, die er im Stabe des Oberkommandos der 5. Armee in Montmedy kurz vor Weihnachten 1917 angehört habe.⁴ Darin habe der Kaiser England als Deutschlands Hauptfeind bezeichnet, zurückgeführt auf die Industrialisierung Deutschlands, die eine Handelsflotte und zu deren Schutz eine Kriegsflotte benötigt habe. Diese Erstarkung Deutschlands habe England als Bedrohung seiner Vormacht auf See aufgefasst, was zum Krieg geführt habe.

Hitler sah stumm vor sich hin.

«Als Deutschland zusammenbrach», fuhr ich deshalb fort, «erwies sich als richtig, was der Kaiser gesagt hatte: die gesamte deutsche Flotte musste abgeliefert werden, die Handelsflotte wie die Kriegsflotte, und Scapa Flow⁵ ist das Grab des stolzen Lebenswerkes des letzten deutschen Kaisers geworden.»

Da sagte Hitler zu mir:

«Wagener. Es ist eine dramatische Schilderung, die der Kaiser da gegeben hat. Es war wirklich die Geschichte seines Lebenswerkes. Und es war tragisch, dass er das Schicksal kannte, dem er dann selbst zum Opfer fiel.

Aber sehen Sie Wagener, instinktiv, wiederum instinktiv habe ich mich, ohne die überzeugenden Darlegungen des Kaisers zu kennen, von der Seemachtpolitik, ja sogar von der Kolonialpolitik abgewendet, um zu einer Kontinentalpolitik, wie sie Bismarck stets verfolgte, zurückzukehren. Ich *will* nicht gegen England kämpfen, und ich will auch nicht gegen England *handeln*.

Sondern ich suche im Osten Arbeit und Brot für die Millionen, die in Deutschland zuviel leben. Im Osten ist Raum! Im Osten ist Möglichkeit! Und die Gefahr des Bolschewismus fordert von uns sogar, dass wir die Front nach Osten nehmen. Ein Mitteleuropa, eine Ukraine, unter deutschem Einfluss, löst alle Probleme der Not der europäischen Völker. Wer könnte diesen Gedanken von sich weisen? Was könnte England dagegen einzuwenden haben? Auch der vordere Orient ist gesichert durch einen deutschen Einfluss an den Küsten der Ägäis und des Schwarzen Meeres.

Nein, Wagener. Ihre Erzählung bestärkte mich in meiner Überzeugung. Der Vertrag mit Polen ist der erste Schritt zur Zusammenfassung Mitteleuropas. Und Sie werden sehen, dass England uns dann sogar seine Hilfe anbietet, um die Weltgefahr des Bolschewismus zu beseitigen.»

Damit verabschiedete er sich von mir, so dass ich ihm nicht noch einmal sagen konnte, dass die mitteleuropäische Idee auch von mir bejaht wurde, dass aber weitgehende und langjährige Vorbereitungen dafür notwendig seien, da sonst dieses starke Deutschland von England eben als die grösste Gefahr für sich selbst angesehen wird, die zu beseitigen es alle Mittel in Bewegung setzen wird.

Ich entschloss mich, Hitler bei nächster Gelegenheit nochmals auf dieses Thema anzusprechen.

15. Wagener über berufsständischen Aufbau und wirtschaftliche Selbstverwaltung – Strasser über Hitler und Göring

Es waren etwa 4 Wochen vergangen seit der letzten Besprechung über Wirtschaftspolitik. Reisetätigkeit, Reden, und der polnische Besuch hatten die Zwischenzeit angefüllt.

Jetzt fand wieder eine Nachmittagszusammenkunft von Strasser, Dr. Wagner und mir bei Hitler statt, bei der ich den «berufsständischen Aufbau und die wirtschaftliche Selbstverwaltung» vortragen wollte¹.

Wagener beginnt seine Bemerkungen mit einem Angriff auf die Freimaurerei. Die internationale Loge kontrolliere die Parlamente und Regierungen sämtlicher Demokratien insgeheim, um eigene Interessen zu verfolgen. Dadurch erfolge jedoch zumindest jene Persönlichkeitsauswahl, die sonst im Parlamentarismus fehle. In Russland und Italien führe die kommunistische, bzw. faschistische Partei diese Auswahl durch. Dies sei aber eine Parteiauswahl, nicht eine Volksauswahl und führe letzten Endes zu einer Herrschaft der Parteifunktionäre. Nötig sei eine organische Auslese aus dem ganzen Volke, die dem Ausleseprinzip der Natur entspreche. Daher empfehle er die Bildung einer ständischen Organisation der Wirtschaft, bestehend aus fünf grossen «Wirtschaftsständen», die in «Fachgruppen» weiter zu unterteilen seien: 1) Landwirtschaft, 2) Handwerk, 3) Industrie, 4) Handel, 5) Banken und freie Wirtschaftsberufe. Neben jeder Fachgruppe der Unternehmer sollten entsprechende Untergliederungen für Angestellte und Arbeiter in der Form von Gewerkschaften und Verbänden entstehen. Aus diesen Gruppierungen bilde man Wirtschaftsgremien, in denen Unternehmer, Angestellte und Arbeiter «gemeinsam Sitz und Stimme» haben sollten. Dadurch sei das Trennende zu überbrücken, indem das Gemeinsame in den Vordergrund gestellt werde. Ein solcher Aufbau bilde die Grundlage einer organischen «Selektion der Tüchtigen», die dann «eine beratende Aufgabe den politischen Verwaltungsstellen gegenüber» erfüllen könnten. Wagener fährt fort:

«Kein Staat der Welt hat bisher diesen Entschluss gefasst! Geschrieben wird viel über seine Notwendigkeit. Aber die politischen Parteien der parlamentarischen Demokratien sehen die Grundlagen ihrer Doktrine erschüttert, wenn das Parlament eine Ergänzung durch eine zweite grosse legislative Macht erhält, die ausserdem eher die Möglichkeit hat, *Persönlichkeiten* herauszustellen, als es der jämmerlichen Engstirnigkeit rein politischer Interessensklüngel gelingt.»

«Meine Herren», sagte Hitler da, «das ist völlig richtig, was Wagener da ausführt.

Das Wort Demokratie haben die Parlamentarier für sich usurpiert und nehmen für sich in Anspruch, dass Parlamentarismus und Demokratie identifiziert wird. Ich kann aber im reinen Parlamentarismus weder die richtige Form, noch in den Parlamentariern die richtigen Männer sehen, ein Volk wirklich zu vertreten und zu regieren. Die wahre Selbstverwaltung eines Volkes, die für mich der tiefste Sinn der Demokratie ist, kann zweifellos nicht auf dem Wege des reinen Parlamentarismus erreicht werden, sondern nur auf dem Wege einer Selbstverwaltungsorganisation, in der die Besten und Geeignetsten nach oben kommen müssen.

Nur ist eine solche Organisation, ein solcher Selbstverwaltungsaufbau nicht nur auf dem wirtschaftlichen Gebiet erforderlich, sondern auch politisch.» [...]

«Ich komme nunmehr», fuhr ich fort, «zu dem, was ich wirtschaftlichen Selbstverwaltungsaufbau nenne.

Wagener beschreibt seine Pläne für eine Pyramide von «Wirtschaftsräten» von den Gemeinden bis hinauf zur Reichsebene, worin Unternehmer einerseits und Angestellte und Arbeiter andererseits paritätisch vertreten sein sollen. Auf jeder Ebene solle der jeweilige Wirtschaftsrat zu zwei Dritteln aus Vertretern der Wirtschaftsräte der unmittelbar darunterliegenden Ebene bestehen, während ein Drittel seiner Mitglieder von den Organisationen der Unternehmer, Angestellten und Arbeiter auf der in Frage kommenden Ebene entsandt werden sollte. Dadurch finde eine Auslese statt, so dass die Spitze der Pyramide, der Reichswirtschaftsrat, eine «wirkliche Elite von Persönlichkeiten» bilden würde.

Wagener empfiehlt auch auf den höheren Ebenen – bis zum Reich hinauf – die Gründung von «Wirtschaftskammern». Diese würden den schon bestehenden Industrie- und Handelskammern ähneln, jedoch alle fünf der Wagenerschen «Wirtschaftsstände» umfassen. Ihnen seien Geschäftsstellen der Angestellten-Verbände und Arbeiter-Gewerkschaften beizuordnen.

Alle Fragen des Gehalts- und Lohnwesens sowie des «Sozialsektors» liessen sich durch diesen «wirtschaftlichen Selbstverwaltungsaufbau» behandeln und lösen. Das ganze System solle im Staat verankert werden durch Abstellung staatlicher Beamter als Lohn- und Preiskommissare sowie durch eine einzurichtende staatliche «Intendanz». Der Reichswirtschaftsrat bilde ein Parlament, das «eine aus der breitesten Gesamtheit des Volkes hervorgegangene Auslese darstellt, mit dem zu arbeiten für die Reichsregierung eine wesentliche Bereicherung darstellt».

Wiederum schwiegen meine Zuhörer wie beim letztenmal und warteten auf die Äusserung Adolf Hitlers. Nach einiger Zeit sagte dieser:

«Ein gewaltiger Plan. Eine ganz neue Idee. Ein Projekt, dessen Durchführung zweifellos bestechend ist. Es muss verfolgt werden. Es muss besprochen werden mit Männern der Wirtschaft und der Arbeit. Es muss ausgearbeitet werden, so dass man klar sieht: wie, warum, und wozu. Eines besticht mich ungemein, nämlich die Auslese. Und

etwas erscheint mir wieder als eine innere Begründung eines gefühlsmässig aufgestellten Punktes in unserm Parteiprogramm: dass die arbeitenden Menschen nicht auf politische Parteien angewiesen sein sollen, um ihr Recht zu erreichen, sondern dass sie es in und durch ihre eigenen berufsständischen Vertretungen finden sollen.

Wir werden darüber noch sprechen müssen.»

Damit stand er auf und verabschiedete uns mit Handschlag. Als wir im Vorzimmer waren, sagte Strasser zu mir:

«Hitler ist zu unwirtschaftlich und zu uninteressiert an rein wirtschaftlichen Dingen, als dass er Ihnen immer gefolgt wäre. Wo Ihre Ausführungen das politische Gebiet streiften, hakete er stets gleich ein. Das rein Wirtschaftliche bleibt ihm fremd.»

Und Wagner fügte hinzu: «Wir müssen diese Probleme unter uns weiterbesprechen. Ihre Gedanken sind mir wie aus dem Herzen gesprochen, Wagener. Aber sie sind für Hitler zu fremd, als dass er sie richtig in sich aufnähme.»

Strasser verabschiedete sich von mir mit den Worten:

«Kommen Sie doch bitte in den nächsten Tagen einmal abends zu mir nach Hause. Am besten zum Abendessen. Dann können wir nachher in aller Ruhe einmal zusammen sprechen.»

Ich sagte gerne zu und verabschiedete mich von beiden. Noch verstand ich nicht, dass sie Hitler den Sinn für wirtschaftliche Probleme absprechen wollten und glaubte ihnen nicht. Erst später musste auch ich erkennen, dass sie recht hatten.

Um diese Zeit war es, dass Pfeffer in Ungnade fiel und gestürzt wurde. Er hatte mir beim Abschiednehmen gesagt: «Gehen Sie heute noch zu Strasser.» Die Aufforderung Strassers, ihn zu besuchen, war mir deshalb eine willkommene Begründung, mich bei Strasser anzusetzen. Ich wurde gleich auf den Abend eingeladen.

Frau Strasser war eine reizende, grosse, schlanke und lebhaftige Frau, gut aussehend, blond, in der Unterhaltung gewandt, eine Frau, wie sie zu Strasser wirklich passte. Die beiden netten blonden Jungs begrüsst mich, als ich kam, gehorchten dann aber willig der Mutter, als sie zu Bett geschickt wurden.

Die Unterhaltung zu Tisch war fröhlich und abwechslungsreich und berührte politisches Gebiet mit keinem Wort. Ein vorzüglicher «Escherndorfer Lump» belebte das Gespräch, und wir hatten, als der Mocca im Nebenzimmer gereicht wurde, eigentlich ganz vergessen, weshalb ich gekommen war. Aber, wohl verabredungsgemäss, verabschiedete sich Frau Strasser sehr bald, nachdem das Mädchen eine neue Bocksbeutelflasche und einen Teller mit Brezeln gebracht hatte, die aufgeschnitten und kräftig mit Butter bestrichen waren.

Dann setzten wir uns mit unseren etwas überdimensionalen Zigarren in eine Clubselecke, und Strasser begann, nachdem er einen langen Zug aus der Zigarre genommen und den Rauch langsam vor sich hingeblassen hatte:

«Ihre 3 Vorträge, die Sie uns über Ihre wirtschaftspolitischen Ideen gehalten haben, waren für mich von grösstem Interesse. Ich bin zwar kein Wirtschaftler, und Hitler ist es auch nicht, und auch den Gauleiter Wagner würde man zu Unrecht als einen grossen

Wirtschaftler bezeichnen. Wir haben überhaupt keine Wirtschaftler in der Partei. Denn Feder ist nur Theoretiker und reitet ausserdem nur auf einer einzigen Theorie herum, die zwar einleuchtend ist aber immer mit dem gleichen Ergebnis endet: mit den Stauwerksplänen von Lawaczek² zur Gewinnung von Elektrizität und von Gas.

Was keiner von allen erkannt hat, ist, dass das sozialistische Problem der Gegenwart ein rein wirtschaftliches ist. Es ist geweckt worden durch die wirtschaftliche Entwicklung, und es kann nur gelöst werden dadurch, dass man die wirtschaftliche Entwicklung in die entsprechenden Bahnen lenkt.

Und da habe ich aus Ihren Ausführungen einerseits erkannt, dass es eine Lösung gibt, eine Lösung *zwischen* dem wirtschaftlichen Liberalismus und dem Kommunismus, eine Lösung, die Sie die sozial wirtschaftliche nennen, aber andererseits, und deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen, dass solche Pläne nur dann durchführbar sind, wenn man die absolute Macht im Staate hat. Und darin decken sich wieder die Gedanken und Ziele Hitlers mit meiner vollkommen klar gewonnenen Überzeugung.

Hitler führt einen reinen Kampf um die Macht. Er wird ihn gewinnen, dafür sorgen seine Gegner. Ohne diese an sich manchmal geradezu unfassbare Unterstützung würde Hitler der Erfolg nicht so leicht in den Schoss fallen.

Aber das ist für uns gleichzeitig eine grosse Gefahr! Wir brauchen, um vorwärtszukommen, gar nicht *für* etwas zu kämpfen, wir brauchen nur gegen etwas zu kämpfen! Und unsere Gegner sagen uns dauernd selber, gegen was wir kämpfen müssen, um die Massen zu gewinnen. Das ist die Versailler Erfüllungspolitik, das ist der Kommunismus, repräsentiert durch den russischen Bolschewismus, das ist das unsinnige ‚Weimar System‘, worunter *ich*, als ich diesen Ausdruck einmal prägte, das System des Listenwahlrechts meinte, während er heute ein diffamierendes Schlagwort gegen Weimar überhaupt geworden ist, und das ist endlich das Judentum, das sich allerdings mit geradezu unverständlichem Eifer nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch im Staate überall dorthin drängt, wo das Volk sowieso die Schuld an den Nöten sucht, unter denen es zu leiden hat.

Wohl haben wir ein Parteiprogramm *für* das wir vorgeben zu kämpfen. Aber wie Sie selbst bei Ihren Vorträgen gesehen haben: vieles, ja das meiste davon ist nur aus einem instinktiven Empfinden heraus darin aufgenommen worden, ohne dass sich die Schöpfer und Verkünder des Programms auch nur eine Vorstellung hätten machen können, *wie* diese Punkte zu verwirklichen gewesen wären. Und deshalb hat Feder, der Programmattiker der Bewegung, wie ihn Hitler in seinem ‚Kampf‘ nennt, um die Verantwortung für diese 25 Punkte nicht auf sich allein sitzenzulassen, auch schon mehrere Erläuterungen für das Programm herausgegeben, während Hitler seinerseits jede weitere schriftliche Besprechung der Programmpunkte untersagt hat³.

Wir haben also, wenn man die Sache bei Licht besieht, nur ein ideologisches, aber kein konstruktives Programm, mit dem wir aufwarten können, wenn wir einmal in die Regierung eintreten. Und wir führen eigentlich einen Kampf um die Macht, ohne direkt zu wissen, was wir mit ihr anfangen sollen, wenn wir sie haben.»

Da Strasser eine Pause machte, um einzuschenken, konnte ich dazwischen bemerken: «So unbedingt klar ist mir das eigentlich bisher nicht geworden. Ich habe im Gegenteil immer wieder in den Ideen und Deduktionen Hitlers Aspekte gefunden, die überraschend und grandios sind und eine Vorstellungskraft und Erkenntnisfähigkeit bei ihm zeigen, wie ich sie bis jetzt wohl bei keinem zweiten Menschen kennengelernt habe.»

«Da haben Sie ganz recht», antwortete Strasser. «Das geradezu seherische Genie in diesem Manne ist einzigartig. Aber was kann ein Genie nützen, das nicht mit den Füßen auf dem Boden steht, das seine genialen Einfälle nicht verwirklichen kann, selbst wenn es gelegentlich durch diese Einfälle Menschen und vielleicht auch einmal Staatsmänner und damit ganze Völker überrumpeln, ins Staunen versetzen, begeistern und gewinnen kann! Da fällt mir immer ein Vers von Schiller ein: ‚Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen. Endlich, es hilft nichts, Ihr Herren, muss man den Beutel doch ziehens»

«Das würde also bedeuten», sagte ich, «dass Hitler immer einen Kreis von Mitarbeitern braucht, die seine Ideen zu verwirklichen in der Lage sind.»

«Das wissen *wir*, [erwiderte Strasser] Sie, und ich, und Pfeffer, und dann weiss es noch einer: Göring. Aber sonst weiss es, glaube ich, niemand. Und was das schlimmste ist, Hitler selbst weiss es am allerwenigsten. Durch seine überlegene Geniosität, die durch die suggestive Kraft seines Blickes und seiner Beredsamkeit noch wirkungsvoller wird, gewinnt und überwältigt er jeden Menschen, der zu ihm kommt. Ich habe Leute gefunden, die skeptisch an ihn herangingen und ihn auf ein schwieriges Thema zu locken versuchten, und die sich dann von ihm einen Vortrag halten lassen mussten, in dem er eben dieses Thema von Blickpunkten aus beleuchtete und entwickelte, die den Fragenden völlig neu, aber überzeugend und unangreifbar erschienen. Und dann gingen sie von ihm fort mit dem Gefühl: was ist das für ein Mann, und wie klein ist mein Denken seinem Gedankenflug gegenüber!

Und das merkt Hitler natürlich auch, das hört er von andern, das empfindet er. Und daher kommt eine gewisse Selbstsicherheit, ein gewisser Glaube an sich selbst.

Aber denkende Menschen, die länger mit ihm zusammen sind, wie wir, wir stellen seine Unfehlbarkeit durch Gegenfragen und Einwände häufiger auf die Probe. Und das ist ihm natürlich sehr unangenehm. Und da seine Intuitionen an sich nicht mit Logik zu bekämpfen sind, da sie ja selbst der logischen Basis entbehren, sondern aus einem seherischen Vermögen heraus entstanden sind, empfindet er den als Nörgler und Besserwisser und als unbelehrbar, der ihm einen offenbaren Irrtum aufzuklären und zu widerlegen und der ihn von der Wirklichkeit zu überzeugen versucht. Und mit der Zeit lehnt er solche Menschen ab.

Denn solche genialen Menschen wie dieser Hitler *sind* eigentlich gar keine genialen *Menschen*, sondern die Genialität in ihnen ist ein Abstraktum, das im Wesen, in der Erziehung und in der Bildung seines Trägers nicht die Fähigkeit vorfindet, zu wohl-durchdachter, planmässig erarbeiteter Tat geformt zu werden. Trotzdem können sie gelegentlich nie Dagewesenes erreichen und schaffen, wenn es mit einem reinen Coup zu schaffen ist, und wenn andre zur Stelle sind, die die Konsequenzen daraus zu ziehen

vermögen, bevor vielleicht eine Gegenwirkung eintritt. Betrachten Sie die Arbeit Hitlers in der Partei, Sie können die Entwicklungsphase nehmen, welche Sie wollen, Sie werden immer wieder diesen Vorgang bestätigt finden. Und immer ist es ihm bisher geglückt, immer ist es gut ausgegangen. Aber wenn Hitler Kaufmann wäre, würde ich sagen, dass er kein ‚solider‘ Kaufmann sei.

Und das empfinden solche Menschen *auch* instinktiv. Deshalb werden sie einerseits eitel, und andererseits misstrauisch. Darin liegt eine weitere ungeheure Gefahr, gerade für unsereinen, der ihm einmal was sagen *muss*. Der Fall Pfeffer zeigt es wieder erneut. Man könnte vielleicht meinen, dass beides menschliche Eigenschaften seien, denen man entgegenwirken könnte. Aber ein Mann wie Hitler ist ausserdem weltfremd. Er arbeitet ohne Menschenkenntnis, ja ohne jede Fähigkeit, Menschen überhaupt beurteilen zu können. Deshalb lassen sich diese Eigenschaften in ihm gar nicht bekämpfen. Denn er lebt völlig ohne innere Bindung zu anderen. Er ist nur Genie und Körper. Und diesen Körper kasteit er, dass es unsereinen jammern kann! Er raucht nicht, er trinkt nicht, er isst fast nur Grünzeug, er fasst keine Frau an! Wo soll man da anpacken, um ihm andere Menschen klarzumachen?

Göring hat es verstanden, Hitler für sich zu gewinnen. An ihn glaubt er. Aber Göring hat sich wohlweislich ferngehalten von München. Er lebt in Berlin wie ein Champignon-Pilz auf dem Nährboden der Partei und der Bewegung. Er hat seine Fäden überall hin gesponnen und lässt sich berichten, was geschieht und wo es stinkt. Aber nie würde er Hitler etwas sagen, was er nicht hören will, nie würde er ihm widersprechen. Sondern er fragt sogar, wenn er mal kommt, vorher Schaub oder Hoffmann, wie Hitler zu der oder jener Sache steht. Und erst, wenn er weiss, dass Hitler irgendwo im Zweifel ist, dann benutzt er die Eitelkeit Hitlers und seine Geneigtheit zum Misstrauen, und legt den Finger in diese Wunde des Zweifels, um dann darin herumzubohren, bis er bei Hitler erneut als der grosse Mann des Vertrauens erkannt und anerkannt wird, als der einzige Getreue, als derjenige, der die Dinge richtig durchschaut und Hitler anvertraut, als der grosse Paladin und zugleich der getreue Ekkehard inmitten von eitlen Schwätzern und selbstgefälligen Egoisten.»

Strasser nahm sein Glas und trank es leer. Auch ich tat das gleiche und sagte: «Es ist seltsam. Ich habe Göring erst ein einziges Mal gesehen, im vergangenen Jahr in Nürnberg. Gehört habe ich schon viel von ihm. Und in München war er auch schon mehrmals, seitdem ich da bin. Aber weder Hitler noch er hat jemals den Versuch gemacht, uns zusammenzubringen. Ich habe im Gegenteil das Gefühl, dass seine Anwesenheit mir sogar jedesmal verschwiegen wurde.»

«Auch darüber», fuhr Strasser fort, «wollte ich heute mit Ihnen sprechen. Göring weiss natürlich sehr genau über Sie Bescheid. Er hört Hitler von Ihnen erzählen und hat wohl auch gemerkt, dass Sie Einfluss auf Hitler haben. Im Reichstag fragt er mich fast jedesmal nach Ihnen aus. Er ist sich nicht darüber klar, ob Sie ihm gefährlich werden könnten.

Sie müssen ihn deshalb einmal in Berlin aufsuchen. Sie müssen seine Zweifel zerstreuen, Sie müssen ihn für sich gewinnen. Denn wenn *er gegen* Sie ist, dann dauert es nicht lange, bis auch Hitler gegen Sie ist. Ich möchte sagen, dass ich neulich schon nach der Rückkehr Hitlers von seiner letzten Reise, – ich meine *vor* der Stennes-Sache, – das Gefühl hatte, dass er irgendwie beeinflusst gegen Sie zurückgekommen sei. Man kann sich irren. Aber mich fragte Hitler auch, was ich von Ihnen denke. Wer anders sollte ihn auf der Reise beeinflusst haben als Göring, mit dem er doch in Berlin mehrere Tage zusammenkam!

Also hin zu Göring, selbst wenn es Ihnen unsympathisch sein mag. Das ist Dienst an der Partei, Dienst an der Bewegung, Dienst am deutschen Volk.»

«Ich habe gar keine Hemmungen», sagte ich, «Göring zu besuchen. Ich fand nur bisher keine Veranlassung dazu.»

«Einen Grund werden Sie schon finden. Aber tun Sie es möglichst bald.

Das ist ja die seltsame Situation, dass Göring gar nicht zur Reichsleitung der N.S.D. A.P. gehört, gar nicht hier mitarbeitet, gar nicht unsere Arbeit kennt, soweit er sie nicht durch seine Spione, dargestellt nach deren Einstellung, erfährt. Und in Berlin, im Reichstag, der Regierung und den anderen Parteien gegenüber, tritt er als der Repräsentant der Bewegung und der Sonderbeauftragte Hitlers auf. Ich bin doch weiss Gott kein Schwächling, und auf den Mund bin ich auch nicht gefallen, aber gegen diesen dickfelligen, bramsigen Göring komme selbst ich nicht auf. Und Frick⁴ und die andern Abgeordneten von uns beachtet er gar nicht und quetscht sie an die Wand.

Was war das z.B. damals für eine masslose Frechheit, als er mit uns 6 andern erstmalig in den Reichstag als Abgeordneter der N.S.D.A.P. einzog. Hitler hat ihn gegen unseren Protest auf die Liste gesetzt, und zwar sogar als dritten, hinter mir und Frick. Da wollte der Direktor des Reichstages wegen der Platzzuteilung wissen, wo die neue Partei zu sitzen wünscht. Nun waren wir doch eine sozialistische Partei, wir hiessen sogar ‚Arbeiterpartei‘, so dass bei uns ganz selbstverständlich war und deshalb auch nie darüber gesprochen wurde, dass wir rechts neben den Sozialdemokraten sitzen müssten, also zwischen diesen und den Demokraten. Aber da Göring in Berlin wohnte, hatte er der Reichstagsverwaltung mitgeteilt, dass kurze Anfragen an ihn gerichtet werden könnten. So kam auch diese Anfrage an ihn. Und da er selbst von Nationalsozialismus nichts versteht, auch persönlich grösster Hasser des Sozialismus ist, dafür aber vorgibt, Ultra-Nationalist zu sein, gab er zur Antwort: rechts neben den Deutschnationalen⁵.

Die Freude der Sozialdemokraten können Sie sich denken! Auch alle andern sagten: mit einer inneren Unwahrheit haben sie angefangen! Aber es war nichts mehr zu ändern. Selbst Hitler gab notgedrungen sein Einverständnis und suchte es, wenn er drauf angesprochen wurde, zu rechtfertigen.

Göring ist eine unbedingte Gefahr. Aber es besteht bisher keine Möglichkeit, Hitler aus seinen Klauen zu ziehen. Und die Gefahr wird dadurch besonders gross, dass Göring drei sehr starke Fähigkeiten besitzt.

1.) Er ist ein guter Redner. Seine Reden haben Inhalt. Auch bereitet er sich wirklich darauf vor. Und wenn der dicke Mann, stets gut angezogen, da oben auf dem Podium

steht, dann hat schon jeder das Gefühl: das ist wer!

2.) Er hat Menschenkenntnis. Was Hitler fehlt, hat er in der Vollkommenheit. Woher er das hat, weiss der Teufel. Seine richtige Beurteilung der Menschen geht so weit, dass er sich in seinen Worten, seiner Rede, seiner Unterhaltung, ja in seinem Benehmen innerhalb kürzester Frist auf die gegebene Situation einstellen kann. Wenn er eine Viertelstunde vor Industriellen spricht, sind sie von ihm beeindruckt und sagen: das ist unser Mann. Und wenn er ebenso lang vor Arbeitern spricht, dann jubeln diese ihm zu. Aber nie darf er z.B. diese beiden Gruppen gemeinsam sprechen, was ja gerade *unsre* Aufgabe und unser Ziel ist. Da würde ans Tageslicht treten, dass er dem einen oder dem andern vorher zu viel versprochen. Aber auch darin weiss er masszuhalten, um nicht Gefahr zu laufen, dass er sich einmal etwas vergibt.

3.) Und die dritte starke Fähigkeit ist sein ausgesprochenes Intrigantenwesen. Sein ganzes Leben ist ein Intrigantenleben. Woher das kommt, dafür habe ich keine Erklärung. Aber es ist so, als wenn er dauernd etwas zu verbergen hätte und ängstlich darüber wacht, dass es nicht herauskommt. Und das muss wohl in erster Linie das sein, was er anstrebt, was er erreichen will. Denn er macht auf mich einfach den Eindruck eines intriganten Hochstaplers. Was sollte sein Besuch bei Mussolini^{6?} Hitler hatte ihn nicht geschickt. Er war wohl einverstanden. Aber der Sinn des Besuchs konnte meines Erachtens nur sein, dass Göring von sich reden machen wollte und dass er sich mit diesem Besuch vor aller Öffentlichkeit wie auch vor der Partei als der nächste Mann nach Hitler in der Bewegung dokumentiert hat.

Also wir kommen nicht um ihn herum. Sie müssen hin zu ihm und versuchen, ihn zu gewinnen.»

Strasser trank auf mein Wohl und steckte sich eine neue Zigarre an.

«Ich werde wohl im nächsten Monat nach Berlin fahren. Da will ich mich rechtzeitig bei ihm anmelden», sagte ich mit dem Gefühl, dass ich da einen Besuch mache, der mir wirklich nicht besonders lag. [...]

16. Strassers Pläne – Hitler über S.A., Parteiorganisation und Armee

«Und nun kommt das Hauptthema», begann Strasser wieder, «das jetzt aber wesentlich kürzer sein kann, nachdem diese beiden Punkte erledigt sind.

Hitler beschäftigt sich, wie ich vorhin gesagt habe, fast ausschliesslich nur mit dem Kampf um die Majorität im Reichstag, das heisst nach der Weimarer Verfassung: um die Macht. Es fehlt ihm das konstruktive Denken, das für den Eintritt in die Regierung eingehende Vorbereitungen fordert in Bezug auf die Menschen, die man da braucht, und auf das, was man dann zu tun gedenkt. Ihre Vorträge haben mir erneut vor Augen geführt, was dafür alles nötig ist.

Nun hat mir Hitler vor einigen Tagen gesagt, dass er einen Ausbau der Reichsleitung der N.S.D.A.P. haben will und dass ich mir das einmal überlegen soll.»

«Dasselbe hat er auch mir gesagt», warf ich dazwischen.

«Umso besser. Dann können wir gleich unsre Vorschläge aufeinander abstimmen.

Wir müssen auseinanderhalten: die Führung der Partei mit allem, was dazu gehört, und die Vorbereitung für die Übernahme der Regierung. Die Partei ist das Machtinstrument, mit dem man die Regierung erobern muss und in der Hand behalten kann. Sie ist also das Primäre. Das ist wohl auch der instinktive Grund, weshalb Hitler seine ganze Kraft und sein ganzes Interesse nur auf den Ausbau der Partei wirft. Und deshalb möchte ich auch Hitler vorschlagen, dass er auf diesem Gebiet *mich* als seinen ersten Mitarbeiter und Vertreter nimmt. So war es ja auch bisher. Ich möchte diesen Teil der Reichsleitung: ‚Organisationsabteilung I‘ nennen. Dementsprechend würde eine ‚Organisationsabteilung II‘ zu schaffen sein, die die Vorbereitungen für die spätere Arbeit im Staate übernimmt. Sie braucht alle Abteilungen des Reichskabinetts, also eigentlich für jedes Ministerium eine Unterabteilung. Zum mindesten müssen wir aber folgende Unterabteilungen ins Auge fassen:

Aussenministerium, Innenministerium, Justizministerium, Finanzministerium, Kultusministerium, sowie Ernährungsministerium, Wirtschaftsministerium, Verkehrsministerium und Arbeitsministerium.

Habe ich noch eins vergessen?»

«Post ist unwichtig. Das muss ein Fachmann machen. Aber der Präsident der Reichsbank ist noch von Bedeutung.»

«Gut. Welche Männer haben wir nun dafür?», fragte Strasser weiter und beantwortete auch zugleich seine Frage:

«Als Aussenminister haben wir niemand. Da wäre am besten die stärkste Persönlichkeit des Auswärtigen Amtes.

Als Innenminister käme Frick¹ in Frage. Er ist Beamter, war schon immer im Innenministerium, kennt die Verwaltung und die Polizei. Ich glaube, hier bestehen keine Zweifel.

Als Justizminister haben wir eigentlich auch niemand. Frank² ist keine Grösse. Und wir brauchen einen, der dem römischen Recht und dem Code Napoleon etwas Gleichwertiges gegenüberstellen kann. Vorerst müsste natürlich Frank diese Abteilung führen. Aber als Reichsjustizminister kommt er nicht in Frage.

Als Finanzminister müsste man auch einen andern suchen, als den guten Reinhardt³. Er ist zwar fleissig, hat eine Menge Ideen, aber er kommt mir vor wie ein Korinthenkacker. Es fehlt ihm der grosse Schwung, der nötig ist, neuen Wegen auf dem Gebiet des Steuerwesens Bahn zu brechen. Aber vorerst haben wir auch wiederum nur ihn.

Als Kultusminister muss ein Mann her mit grandioser Konzeption, klarem Blick und zielsicherem Empfinden. Da kann man keine Steisstrommler brauchen. Mir wäre da am liebsten ein General, – aber kein bayerischer. Ich wüsste nicht einmal jemand, der die Abteilung vorerst verwalten kann. Und ausserdem muss er wirklicher Nationalsozialist sein.

Nun möchte ich diese 4 Ministerien unter dem Vizekanzler zusammenfassen. Das wäre neu, aber sinngemäss. Höchstens den Aussenminister könnte man unmittelbar dem Reichskanzler unterstellen, ebenso übrigens, wie auch den Reichswehrminister.»

«Den haben wir vorhin noch vergessen», sagte ich. «Für ihn habe ich einen Sonder-vorschlag. Dieses Ministerium müsste nämlich der Stabschef der S.A. übernehmen, wobei allerdings der Wehrmachtführungsstab, oder wie man das dann nennen will, vom Ministerium losgelöst werden und dem Reichspräsidenten als dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht unmittelbar unterstellt werden müsste. Und dann müsste der Stabschef der S.A. auch ein aktiver oder aktiv gewesener General sein.»

«Pfeffer hat mir Eure Pläne schon einmal mitgeteilt», erwiderte Strasser. «Ich halte sie für durchaus zweckmässig. Nur seht zu, dass Ihr die S.S. irgendwie wieder verschwinden lasst. –

Wir haben dann also unter dem Reichskanzler unmittelbar den Aussenminister und den Reichswehrminister. Das heisst in unserer Organisationsabteilung II brauchen dafür keine Bearbeiter vertreten zu sein, weil sie auch bei uns mit Hitler allein zu tun hätten.

Sodann sind unter dem Vizekanzler, für den wir nun allerdings bei uns einen Vertreter einsetzen müssen, der Innen-, Justiz- und Kultusminister zusammengefasst.

Und nun kommen die Ministerien, die mit der Wirtschaft Zusammenhängen, einschliesslich dem Reichsbankpräsidenten. Sie würde ich unter einem ‚Wirtschaftskanzler‘ zusammenfassen. Also wieder etwas Neues! Aber etwas Epochales, das völlig in das Gedankengebäude Ihres wirtschaftlichen Selbstverwaltungsaufbaus hineinpasst. Und der Wirtschaftskanzler sind Sie!» rief er, indem er mit dem Finger auf mich deutete. «Wem Sie dann das Ernährungsministerium, das Wirtschaftsministerium, das Verkehrsministerium und das Arbeitsministerium geben, und wen Sie zum Reichsbankpräsi-

ten machen, ist Ihre Sache. Suchen Sie sich die Männer zusammen, innerhalb oder ausserhalb der Partei.»

«Eine grandiose Lösung!», sagte ich mit ehrlichem Erstaunen. «Ob Hitler mir den Wirtschaftskanzler zutraut und anvertrauen will, ist natürlich eine andere Frage.»

«Natürlich», wiederholte Strasser. «Und dann ist es auch noch die Frage: wenn er Ihnen den Wirtschaftskanzler zutraut, ob er ihn Ihnen auch anvertraut! Denn dieser Wirtschaftskanzler ist der stärkste Mann im Staate. In seinen Händen ruht die Lösung der weltpolitischen Probleme des Sozialismus und der Sozialwirtschaft. Da werden Sie starke Gegner haben, die versuchen, Sie bei Hitler in Misskredit zu bringen. *Sie* werden den schwersten Kampf haben. –

Was meinen Sie zu meinem Organisationsplan?»

«Ich kann ihm nur restlos zustimmen. Aber wer soll die Organisationsabteilung II leiten? Könnte das nicht gleich der präsumptive Vizekanzler sein?», fragte ich.

«Das wäre natürlich am schönsten. Aber so einen Mann haben wir wiederum nicht. Auch müssen wir immer damit rechnen, dass wir nicht auf einmal die hundertprozentige Regierungsgewalt in die Hand bekommen. Und wenn, dann wäre trotzdem zu überlegen, ob man da nicht einen von einer andern Partei oder einen Parteilosen nimmt, so jemand wie z.B. Winnig⁴, wissen Sie, den sozialdemokratischen Oberpräsidenten von Ostpreussen!»

«Und was haben Sie selber vor», fragte ich ihn, «später einmal zu tun?»

«Einer muss die Partei regieren, entweder Hitler oder ich. Denn die Gauleiter und Kreisleiter bekommen zunächst sämtlichst den Grössenwahn, wenn die Partei an der Macht ist. Am liebsten würde ich deshalb für's erste selbst diesen Sauhaufen hüten. Später käme in Frage, ob vielleicht Hitler die Präsidentschaft übernimmt und mich dann zum Reichskanzler ernennt. Dann brauchten wir einen andern für die Partei. Aber das sind Dinge geringerer Bedeutung.

Für den Organisationsleiter II hier in der Reichsleitung wüsste ich jemand: den Oberst Hierl⁵. Kennen Sie ihn?»

«Ist das der Militärschriftsteller?», fragte ich.

«Ja. Ein sehr gediegener, ernster und über den Durchschnitt begabter Mann. Er wäre vielleicht dafür ganz geeignet. Er hat ja mit den Dingen selber nichts zu tun, er muss nur die Arbeit und die Zusammenarbeit ermöglichen.»

«Das wäre», stimmte ich zu, «eine sehr glückliche Lösung. Kennt Hitler ihn?»

«Sicherlich. Er ist schon seit Jahren Pg.»

«Aber noch eine Frage», erkundigte ich mich weiter. «Welches Ministerium haben Sie denn für später für Göring ins Auge gefasst?»

«Keines. Wir können ihn nirgends brauchen», sagte Strasser trocken. «Vielleicht macht Hitler ihn zum preussischen Ministerpräsidenten. Da Preussen ja verwaltungsmässig nach Ihrem Vorschlag von neulich in einzelne Länder zerlegt werden soll, wäre das ein schöner Posten für ihn. Aber Spass beiseite. Ich wüsste beim besten Willen nicht, wo man Göring verwenden könnte. Vielleicht würde er, falls man einmal wieder eine

stärkere Wehrmacht bekäme, als Luftmarschall die Aufstellung der Luftwaffe übernehmen können. – Aber ich glaube, es hat keinen Sinn, dass wir uns den Kopf von Göring zerbrechen. Er wird bestimmt nicht zu kurz kommen.

Also bleibt es bei unserem Plan. Ich werde ihn morgen oder in den nächsten Tagen Hitler vortragen. Und machen Sie das gleiche. Ich sage ihm, dass ich mit Ihnen gesprochen habe.»

Wir sassen noch eine kleine Weile zusammen und leerten unsere Flasche. Es war bereits sehr spät geworden, so dass ich eilen musste, um die letzte elektrische Bahn zu bekommen. Wir trennten uns mit dem, wie ich glaube, beiderseitigen Gefühl, Freunde geworden zu sein. Strasser war unbedingt ein klarer Realpolitiker, ein Grösse, mit Recht der Erste nach dem Parteiführer.

Es dauerte 14 Tage, bis ich Hitler wieder sprechen konnte. Er empfing mich gleich mit der Frage, ob ich wegen der Organisation komme. Als ich bejahte, sagte er, nachdem er zum Sitzen aufgefordert hatte:

«Ich habe dem Vorschlag, von dem Strasser mir berichtet hat, lückenlos zugestimmt. Nur über zwei Punkte bin ich mir nicht klar: wie kommen Sie darauf, erstens zum Kultusminister einen General vorzuschlagen, und zweitens, auch die Aufgaben des Stabschefs der S.A. in die Hand eines Generals legen zu wollen. Warum das?»

«Der Gedanke», antwortete ich, «einen General zum Kultusminister zu machen, stammt an sich von Strasser. Aber er leuchtet mir ein. Das Kultusministerium umfasst ja wohl 5 Hauptabteilungen, die in Händen von Fachmännern liegen müssen: Erziehung, Sport, Kunst, Wissenschaften und Religionswesen. Diese 5 Fachmänner werden wohl am besten zu Staatssekretären ernannt.

Alle 5 sind nun grundverschiedene Menschen. In ihrem Naturell müssten sie eigentlich sogar gegensätzlich sein. Zum mindesten besteht die Gefahr, dass jeder sich in sein Fach so vertieft, dass er die andern als störend, lästig, ja seinen eigenen Zielen gegenüber als feindlich ansieht und ablehnt. Der Katheder-Schulmann hasst den Sport, der Sportsmann das Schulbankhocken; der Künstler steht gegen die Wissenschaft, und die Wissenschaft sieht im Künstlertum eine Gefahr für ihr exaktes Können. Und endlich die Theologie will, wenn sie nicht sehr modern ist, den freien Entwicklungsdrang der stürmischen Jugend in ein stilles Kämmerlein sperren, damit sie da in sich geht und verkümmert.

Keiner von den Fünfen kann der Minister sein. Nur zwei Typen von Menschen scheinen mir für diesen Posten geeignet: entweder ein Politiker grossen Formats, oder ein besonderer dafür qualifizierter General.

«Ihre Begründung ist nicht schlecht», sagte Hitler. «Sie leuchtet mir ein. Aber ich möchte dem Politiker den Vorzug geben.

Worum geht es in der augenblicklichen grossen Zeitenwende? Eine individualistische Weltanschauung wird durch die sozialistische ersetzt! Eine jahrtausende alte Lebenseinstellung wird durch völlig neue Auffassungen verdrängt.

Das kann man nicht durch einen Gesetzesbeschluss verfügen! Das kann man auch nicht durch ein Ministerium zur Durchführung bringen, auch wenn es noch so homogen zusammengesetzt und von den neuen Ideen durchdrungen und erfüllt ist.

Denn solch eine Wandlung bedarf *einer inneren* Umstellung! Einer geistigen, einer seelischen, einer ethischen und auch einer religiösen! Glauben Sie, dass das Ihr Arbeitsminister kann, oder Ihr Verkehrsminister, oder der Justizminister, oder selbst der Kultusminister? Natürlich sind sie notwendig und müssen versuchen, im neuen Sinn zu arbeiten. Deswegen bejahe ich ja auch Ihre Pläne und den Strasserschen Vorschlag. Aber die ganzen Beamten, die Sie später einmal vorfinden, die ganzen Bestimmungen, die gesamten eng verwobenen und verstrickten Bedingungen der Zusammenarbeit mit andern Ministerien und Ämtern, und endlich die schier mammutartige Gewalt des Trägheitsmoments, das alles wird Sie lähmen, lässt Ihre Arbeit festfahren, Ihr ehrliches und fleissiges Wollen sich verplempern in Einzelkämpfen und an offenen und stillen Widerständen, bis Sie und Ihre Männer selber irre werden und verzagen und früh ergraut zusammenbrechen an der Unzulänglichkeit der menschlichen Einsicht und Erkenntnis.

Deswegen machen Sie Ihre Organisationsabteilung II ruhig, sie muss sein, das ist klar. Aber überschätzen Sie sie nicht. Sie ist nicht das Wesentliche.

Das Wesentliche ist die innere Umstellung der Menschen, der Volksgenossen, des Volkes! Und das ist eine politische Aufgabe! Noch sind fast alle Menschen verhaftet in der liberalistischen Einstellung. Glauben Sie, dass ein eingefleischter Industrieunternehmer bereit ist, plötzlich zuzugeben, dass sein Besitz nicht Recht ist, sondern Pflicht? Dass das Kapital nicht mehr herrschen soll, sondern beherrscht wird? Dass es nicht auf das Leben des Einzelnen ankommt, sondern auf das der Gesamtheit? Dass das Prinzip des soldatischen Opfertods übertragen werden soll auch auf die Opferbereitschaft jedes sonst in der Wirtschaft oder, wo es sei, arbeitenden Menschen: für die Gemeinschaft?

Es ist eine so tiefgreifende und vollkommene Umstellung, dass der Erwachsene ihrer gar nicht mehr fähig ist. Nur die Jugend kann umgestellt werden, neu (<gerichtet und ausgerichtet) auf den sozialistischen Sinn der Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber. 2000 Jahre fast wird das Evangelium Christi gepredigt, 2000 Jahre wird der Gemeinschaftssinn gelehrt: liebet Euch unter einander, nehmt Rücksicht aufeinander, achtet Euch und helft Euch! Und der Wirtschaftsliberalismus treibt heute, am Ende dieser 2000 Jahre, seine Blüten wie nie zuvor! In einem fast fünfjährigen Weltkrieg zerflei-

schen sich die Völker, und in sadistischem Taumel trampelt der Sieger auf Freiheit und Leben der Besiegten herum, – und in ihren Gotteshäusern beten sie: ‚Wenn Dir einer auf die linke Backe schlägt, so halte ihm auch die rechte hin!‘ Die Verlogenheit, die Verruchtheit und die innere Unwahrheit der Menschen ist geradezu zur Gotteslästerung geworden!

Und da wollten wir in einigen Jahren wieder gut machen und in Ordnung bringen, was Jahrtausende gesündigt haben? Wollten glauben, dass wir dem Wort Gottes, der Lehre Christi, der Wahrheit einer heiligen Religion zum Recht verhelfen können, wo Generationen um Generationen, Völker um Völker, wo das ganze Lebensalter einer menschlichen Kulturepoche nicht vermocht haben, den tiefen Abgrund, in dem sie wandelten, überhaupt zu erkennen!

Wohl ist diese Fehldeutung des christlichen Glaubens erst in der neuen Zeit wirklich offenbar geworden, durch die Mechanisierung des Handwerks und die Industrialisierung der Wirtschaft, die den Zustand der vorchristlichen Sklaverei wieder aufleben liessen in neuer Form. Aber wo waren da die Hohenpriester, wo waren die Schriftgelehrten! Abgewendet haben sie sich, wie damals in Jerusalem, von der Not des Volkes, und mit scheinheiliger Gebärde haben sie die Hände gefaltet und gebetet: ‚Wir danken Dir Gott, dass wir nicht sind wie jene!«, und haben die hungernden und arbeitslosen Massen zurückgetrieben in den Staub ihrer Verzweiflung.

Nein, Wagener, mit Ihrer Organisationsabteilung II werden Sie das nicht ändern, und auch nicht mit einem General als Kultusminister.

Aber, wenn Sie die Massen zur S.A. strömen sehen, wenn Sie die Begeisterung der Jugend beobachten, wenn die fröhlichen Hände eines unschuldigen Kindes nach Ihnen greifen, dann ahnen Sie, wie die neue Zeit geboren wird und wie sie marschiert, dann fühlen Sie die innere Umstellung, dann erkennen Sie, wie aus der Lethargie eines verkommenen Zeitalters ein neuer Glaube erwacht, der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit, an die himmlische Wahrheit, der Glaube an eine überirdische paradiesische Zukunft, in der nicht mehr Herrschsucht, Macht und Feindschaft regieren, sondern Gleichheit und Brüderlichkeit, Opferbereitschaft und Gemeinschaftsgeist, Liebe und Treue, und der Wille, vor den Thron des Allerhöchsten zu treten mit dem offenen Herzen einer gottgläubigen Bereitschaft. Und sie werden Grösse genug haben, um für ihre Brüder und Väter das Gebet zu stammeln: ‚Vergib ihnen, Herr! Sie haben nicht gewusst, was sie taten!«

Auf dieser Grundlage erst lässt sich die neue Welt aufrichten! Sie zu legen, ist unsere Aufgabe. Weiter können unsere eigenen Hoffnungen nicht gehen. Wir müssen auch denen *nach* uns etwas zu tun übriglassen. Und Ihre Arbeiten werden Wegweiser für die Zukunft sein, Zeugen unseres grossen Wollens, aber zu *unseren* Zeiten werden sie nicht mehr die Krönung der Erfüllung finden.»

Er schwieg. Die innere Begeisterung hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben. Seine Augen strahlten wie helle Lichter. Ich dachte an Strasser, an unsere Pläne. Und

ich hatte das Gefühl: Wie sind wir doch so klein in unserem Denken.

Da stand Hitler auf und gab mir die Hand.

«Weshalb Sie einen General als Stabschef wollen, sind Sie mir noch schuldig geblieben zu begründen. Kommen Sie morgen früh um elf Uhr.»

17. Wageners Versuch, einen General als Stabschef der S.A. zu gewinnen, scheitert – Hitler über Schicksal, Juden und «Schmarotzertum»

Am andern Tag trug ich die bereits in vollem Gang befindliche Ausgestaltung der S.A. vor, wie sie noch von Pfeffer und mit ihm zusammen von mir geplant und vorgesehen war. Wohl hatten wir damals Hitler darüber unterrichtet. Aber bei der grossen Masse der vielseitigen Probleme und Gedanken, die ihn dauernd bestürmen, hatte er diese Dinge offenbar aus den Augen verloren.

«Sie müssen mir nicht böse sein», sagte er, «dass mir das wieder ganz entfallen ist. Was richtig läuft und wo ich nicht mehr selber eingreifen muss, da entlastet sich mein Gedächtnis von selber von unnötigem Ballast.

Wohl haben Sie recht, dass der Stabschef der S.A.-Reichswehrminister werden muss, aber ob deshalb ein General dazu notwendig ist, das ist eine andere Frage.

Wenn wir aufrüsten wollten, wenn wir einen Krieg zu befürchten hätten in naher Zukunft, dann würden natürlich militärische Gesichtspunkte bei der Besetzung dieser Stelle und bei den vorbereitenden Arbeiten massgebend sein müssen.

Aber das muss ja gerade das Ziel unserer politischen Arbeit sein, einen Krieg zu verhindern! Ich befürchte auch von Russland her keinen Krieg. Der Bolschewismus arbeitet mit der Komintern-Organisation. Sie bereitet die Revolutionierung der Geister vor und hat die Aufgabe, den Anstoss zu geben zu kommunistischen Aufständen, zum Umsturz und zur Etablierung der Herrschaft des Proletariats auch in den anderen Ländern der Erde. Und da wir nächst Polen, der Slowakei und Ungarn der bolschewistischen Grenze am nächsten liegen, ist die Gefahr für uns Deutsche besonders gross. Sie haben ja selbst damals im Baltikum die Welle des bolschewistischen Brandes von Deutschland ferngehalten und ermöglicht, dass die spartakistischen Kader, die die ersten Stützpunkte der kommunistischen Internationale waren, ausgehoben und beseitigt werden konnten. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wie die Weltgeschichte weiterläuft.

Aber deshalb müssen wir immer so stark sein, dass wir diesen kommunistischen Aufstand niederwerfen oder besser noch verhindern können. Und wenn wir erst die Regierungsgewalt in der Hand haben, dann müssen wir das Übel in Deutschland an der Wurzel anpacken und herausreissen, um den Weg freizumachen für den wahren Sozialismus, für den neuen Glauben, für die neue Religion.

So weit wäre ein General als Stabschef vielleicht am Platze. Denn die Zusammenarbeit mit der Reichswehr und ihre Ergänzung auf die notwendige Stärke ist natürlich mehr gewährleistet, wenn eine in der Reichswehr bekannte und anerkannte Persönlichkeit diese Organisation leitet, als ein Mann, selbst wenn er Offizier von Beruf war, der mit dem Odium eines Parteimannes belastet ist.

Auch gebe ich zu, dass wir nicht völlig den Kopf in den Sand stecken dürfen vor denjenigen Mächten in der Welt, die den Liberalismus und den Individualismus zu verteidigen versuchen werden. Denn auch sie haben aus diesen Begriffen eine Religion gemacht. Und solange in den obrigkeitsstaatlichen Demokratien, die eigentlich gar keine Demokratien sind, und in den kapitalistisch beherrschten Völkern, bei denen das Wort Demokratie nicht von Demos – das Volk, sondern von Dämon – der Teufel hergeleitet wird, einzig und allein *die Interessenten* des Wirtschaftsliberalismus am Ruder sind, so lange werden diese den Kampf gegen den Sozialismus führen und, wenn es nicht mehr anders geht, auch ihre Völker und deren Jugend auf die Schlachtbank treiben um ihrer wirtschaftlichen Macht willen, für ihren Geldsäckel, für den schnöden Mammon. Und die Völker werden so dumm sein und dummgehalten werden, dass sie in den Krieg ziehen und glauben, für ihr Vaterland zu kämpfen. Aber sie kämpfen nur für die Erhaltung der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit, und für den Zinsendienst an diesem Kapital.

Wenn allerdings der Fall eintreten würde, dass die liberalistischen Länder uns mit Krieg bedrohen, dann würde die Bereitschaft der S.A. auch mit einem General als Stabschef, nicht mehr ausreichend sein, um diesen Angriff abzuwehren. Dann müsste eben, so sehr wir das verhindern wollen und vermeiden müssen, doch eine Aufrüstung durchgeführt werden und wir müssten versuchen, uns durch die Aufstellung einer kampfbereiten Wehrmacht den Frieden und die Möglichkeit der ungestörten Durchführung unserer heiligen Ziele zu sichern. Aber ich kann mir nicht denken, dass die Völker nicht erkennen sollten, dass von einer kriegerischen Auseinandersetzung nur der Bolschewismus Nutzen haben würde, er ganz allein, und dass die Gefahr besteht, dass dann an Stelle der Erfüllung der hehren christlichen Ideen eines sozialistischen Gemeinschafts sinns, die sie aus egoistischen und unchristlichen Motiven verhindern wollen, die Fratze der Herrschaft der Minderwertigen ihr teuflisches Szepter über der Menschheit schwingen wird.

Die Aufgabe der S.A. liegt also in erster Linie auf einem anderen Gebiet: auf dem Gebiet der politischen Erziehung, auf dem Gebiet der Wiedererweckung eines politischen Glaubens, der nach dem furchtbaren Zusammenbruch des Weltkrieges und der Not von Versailles verloren gegangen war, und auf dem Gebiet der Erfüllung der heranwachsenden deutschen Jugend mit dem Geist eines nationalen Sozialismus, der sie stark macht zur Abwehr des internationalen Kommunismus und zur Überwindung des internationalen Wirtschaftsliberalismus, also der Herrschaft des Kapitals über den Menschen und seine Lebenskraft.

Der S.A.Mann ist also eigentlich auch wieder etwas ganz Neues, etwas nie Dagewesenes: er ist ein politischer Soldat! Er vereinigt die Tugenden des Soldatentums mit dem Glauben an eine politische Pflicht, an eine politische Sendung. Ja, wenn wir *so* einen politischen General finden würden, eine Persönlichkeit, die die Erziehung des Offiziers in sich trüge und zugleich den klaren Blick für die Grösse der Zeit und ihren Sinn hat, der vom Glauben an die deutsche Zukunft erfüllt wäre und zugleich an die Erlösung der Menschheit durch die sozialistische Wahrheit, und der durch sein warmes Herz und den Adel einer stolzen Seele in der Lage wäre, Jugend zu führen und Jugend zu begeistern,

dann würde ich zustimmen mit seiner Wahl.

Aber kennen Sie so einen?»

Wagner schlägt Generalleutnant a.D. Alexander von Falkenhausen¹ als S.A.-Stabschef vor. Erhöbe einschränkend hinzugefügt, dass er Falkenhausen, der vor kurzem als Kommandeur der Infanterieschule in Dresden verabschiedet worden sei, nicht persönlich kenne, aber gute Berichte über ihn gehört habe. Hitler habe ihn beauftragt, Falkenhausen den Posten des Stabschefs anzubieten und ihm das Reichswehrministerium zuzusagen.

Wagner berichtet weiter über eine Fahrt nach Dresden, wo er sich über den dortigen S.A.-Adjutanten, Rittmeister a. D. Georg von Detten, mit Falkenhausen verabredet habe. Er sei in die Wohnung des Generals zum Tee eingeladen worden, habe aber das Gespräch abgebrochen, als er bemerkte, dass jemand im Nebenzimmer durch eine offene Tür das Gespräch mithörte. Später habe er von der Dresdener S.A. erfahren, dass es sich um die Frau des ehemaligen Chefs der Heeresleitung, Generaloberst a. D. Hans von Seeckt, die aus einer jüdischen Familie stammte², handelte.

Als ich nach München zurückkam, bat ich Hitler um eine Aussprache. Er war gerade im Begriff, über Nürnberg nach Berlin zu fahren und sagte, ich solle doch mitkommen, da könnten wir uns ja auch die genügende Zeit zu weiteren Unterhaltungen nehmen. Die Abwesenheit sollte etwa 8 Tage dauern. Die Abfahrt war auf elf Uhr festgesetzt. Der Wagen holte mich zu dieser Zeit an meiner Wohnung ab.

Ich hatte rasch meinen Koffer gepackt und war gerade fertig, als Schaub zu mir raufkam, um mir beim Koffertragen zu helfen. Hess und Hoffmann sassen bereits im Wagen. Für mich war der Platz hinten rechts freigehalten.

Dann fuhren wir zum Prinzregentenplatz, um Hitler abzuholen, der sich vorne rechts neben den Fahrer setzte. Es war diesmal nicht Schreck³, der fuhr, sondern ein anderer S.S.Fahrer, dessen Name mir aber entfallen ist.

Die Fahrt ging aus München hinaus auf die Ingolstädter Strasse, am Schleissheimer Flugplatz vorbei und dann durch die fruchtbare Landschaft, die im hellen Sonnenlicht einem golden entgegenstrahlte. Wir fuhren mit dem 100-PS-Kompressor-Mercedes auf freier Strecke stets mit 90 km Geschwindigkeit, so dass es hinten schon heftig gegen das Gesicht und die ledernen Schutzhauben, die wir von Vornherein angelegt hatten, peitschte.

Als wir die Donau erreichten und über die grosse Brücke nach Ingolstadt hineinfuhren, war es schon spät am Mittag geworden. Aber es war vorgesehen, dass wir in einem kleinen Restaurant, das an der Strasse kurz vor Eichstätt lag, offenbar ein Sonntagsausflugsort für die Eichstätter, essen wollten. [. ..]

Bald waren wir an unserem Rasthaus angekommen.

In einer Gartenlaube war der Tisch für uns sechs gedeckt, und der Gastwirt kam eifrig und freundlich, um Hitler und uns zu begrüßen. Es gab eine sämige Erbsensuppe, und nachher Forellen mit Kartoffeln und frischer Butter. Den Abschluss bildete ein frischer

Obstkuchen. Nach dem Essen kam die Wirtin, die selber gekocht hatte, um Hitler zu begrüßen, der ihr unsern Dank für die vorzügliche Zubereitung und Verpflegung aussprach.

«Wenn Sie kochen, esse ich immer noch alles, – ausser richtigem Fleisch. Aber Ihre Forellen, – und auch Ihre Leberknödel, die lasse ich mir nicht entgehen.»

«Die kriegen Sie das nächste Mal», sagte sie erfreut.

Da kamen, erst etwas schüchtern, 3 Burschen, etwa 17 bis 19 Jahre alt, in kurzen Lederhosen aus dem Haus heraus auf uns zu. Der Wirt sagte zu Hitler:

«Da waren gerade 3 Handwerksburschen bei mir, wie's aus München anrief, dass Sie heute zum Essen kommen. Die hat's festgehalten, weil sie Sie sehen wollten.»

«Kommt mal her», rief Hitler ihnen zu. «Wo seid Ihr denn zu Hause?»

«Aus der Steiermark», sagte der älteste. «Wir waren den Sommer in Deutschland zur Arbeit und sind jetzt auf dem Rückweg.»

Es waren 3 prächtige Bengels. Blond, kräftig, gut aussehend. Mit strahlenden Augen blickten sie Hitler an.

«Habt Ihr gute Arbeit gehabt?», fragte Hitler.

«Gut ist es uns gegangen», antwortete der Sprecher. «Gute Meister und gute Behandlung.»

Hitler wandte sich mit einem Wink an Schaub, der darauf zum Wagen ging, und 3 Schachteln Zigaretten holte. Wie ich wusste, packte Schaub vor jeder Fahrt ein Dutzend solcher Schachteln ein und in jede Schachtel wurde ein Dreimarkstück eingelegt.

«Was seid Ihr von Beruf?» «Maurer.» «Gut so. So habe ich auch angefangen!», antwortete Hitler.

«Wann kommen Sie einmal zu uns, Herr Hitler?», fragte der eine.

«Nach Steiermark? Dahin werde ich hoffentlich auch mal wieder kommen können.»

Es klang so traurig, wie Hitler das sagte. «Grüsst Eure Eltern und Brüder. Aber ich komme! Ich komme bestimmt! Und dann werden wir irgendwann einmal auch wieder zusammen ein einiges Reich bilden.»

Da streckten sie ihm alle 3 gleichzeitig die Hände hin.

«Ist das wahr?», rief einer. «Hitler, Sie müssen unser Führer sein!», rief ein anderer.

Hitler schüttelte ihnen die Hand und gab jedem eine der Zigaretenschachteln. «Haltet den Kopf hoch. Lasst Euch nicht unterkriegen. Unser Volk will leben und wird leben!»

Ihre Augen glänzten. «Die rauche ich nie! Die hebe ich mir auf!», sagte der eine. Und dann gaben auch wir ihnen die Hände. Sie gingen wieder ins Haus und kamen mit ihren Rucksäcken und Knüppelstöcken wieder raus, als wir in den Wagen stiegen.

«Gute Fahrt!» und «Heil!» riefen uns Wirt und Burschen zu und winkten uns nach, als wir langsam abfuhren, der Brücke über die Altmühl zu, die nach Eichstätt hinüberführte. Und hinter uns erklang ein fröhliches Wanderlied aus drei Kehlen, die aus einem glücklichen Herzen sangen.

Gegen fünf Uhr trafen wir in Nürnberg ein. Wir fuhren zum Hotel Deutscher Hof, wo Zimmer für uns bestellt waren. Hitler fragte beim Portier, was es am Abend im Theater gäbe. «Die Macht des Schicksals, von Verdi.»

«Herrlich», sagte Hitler. «Wagener, kommen Sie mit?»

«Natürlich, gerne!»

«Hess, sehen Sie mal zu, dass wir gute Plätze bekommen: Sie, Wagener und ich.

Wann geht es an?»

«Sechsuhrdreissig abends», erwiderte der Portier.

«Gut. Sechsuhrfünfzehn wollen wir dann losgehen. Vielleicht kommen Sie in einer Viertelstunde auf mein Zimmer», sagte Hitler zu mir.

Nachdem ich etwas ausgepackt und mich gewaschen hatte, – der Staub hatte einem doch richtig mitgespielt, – ging ich zu Hitler hinüber, der zu meiner Überraschung auf dem einen Bett, – sein Zimmer war ein Doppelzimmer, – eine grosse Generalstabskarte von Nordfrankreich ausgebreitet hatte mit der Lage der Sommeschlacht.

«Ich habe da gerade ein Werk geschickt bekommen über die Sommeschlacht. Sie haben sie ja auch miterlebt. Es ist hochinteressant, wenn man jetzt die grosse Lage überblickt und erst versteht, weshalb man damals als Gefreiter in einem Dreckloch lag und aushielt.

Aber wir wollten ja anderes besprechen.»

Und damit führte er mich in den Erker des Zimmers, das die Hausecke bildete, so dass nach zwei Seiten hin Ausblick war. Von dem sechseckigen, etwas vorgebauten Erker konnte man bis zum grossen Bahnhofplatz hinschauen. Ein Kellner hatte gerade zwei Portionen Kaffee gebracht mit Brot und Butter, so dass wir uns gemütlich an den Erkertisch setzen konnten.

«Sie wollen mir erzählen, dass Ihr Plan gescheitert ist», sagte Hitler zu mir.

«Woher wissen Sie das?», fragte ich erstaunt.

«Weil es so sein *muss*\ Das Schicksal geht mit uns seine Wege. Wir sind nur seine Werkzeuge. Zwar keine willenlosen. Die gibt es auch. Aber zu denen gehören *wir* nicht. Wir sind gerade *mit unserem Willen* die Werkzeuge des Schicksals. Aber wenn wir dann mal was wollen, was dem Schicksal oder besser gesagt, der Vorsehung nicht passt, dann stossen wir auf Widerstände und kommen nicht zum Ziel. Es ist eine grosse Begabung, diese Widerstände zu erkennen und sich dann richtig zu entschliessen: entweder sie im Angriff zu überwinden, oder dem Wink des Schicksals zu gehorchen und auszuweichen, um einen andern Weg zu suchen.

Also erzählen Sie einmal.»

Ich berichtete nun von meinem Besuch bei Falkenhausen und von dem, was ich erlebt hatte. Ich dachte, Hitler würde über den General aufbrausen und verächtlich werden. Aber zu meinem Erstaunen war das nicht der Fall. Als ich fertig war, schaute er mich lächelnd an und sagte:

«Da hat es das Schicksal uns leicht gemacht, den beabsichtigten Fehler zu erkennen. – Aber warum war das ein Fehler?» fragte er sich selbst. «Wir standen offenbar im Begriff, unsere revolutionäre Linie zu verlassen. Ein General als Stabschef wäre die Bindung, die Verknüpfung unseres Aufbruchs mit den statischsten Kräften der Gegenwart, vielleicht sogar mit der Reaktion gewesen. Das hat nicht sein sollen. Es war auch falsch. Mir lag es gleich nicht recht. Politische Generale gibt es nicht. Entweder sind sie dann

schlechte Generale oder schlechte Politiker. Napoleon und Friedrich der Grosse sind die Ausnahmen, die diese Regel bestätigen. Und auch Napoleon hat Schiffbruch erlitten, da der Soldat am Schluss mit ihm durchging, wodurch er das politische Mass der Dinge aus den Augen verlor.

Aber interessant ist, dass das Schicksal eine Jüdin verwendet hat, um uns das: ‚quo vadis?‘ entgegenzurufen bzw. mit ihrem Löffel auf der Untertasse entgegenzuklappern. [...]

– Sehen Sie. An sich habe ich gar nichts gegen die Juden, ebensowenig wie Luther, oder wie Elisabeth von England oder sonst wer eigentliche Antisemiten waren. Die Juden sind nun einmal *da* auf der Welt, und die göttliche Welterschöpfung hat auch *ihren* Müttern Kinder geschenkt.

Worin besteht denn eigentlich das absonderliche Eigenleben, das die Juden führen. Denn sie führen ein Eigenleben. Sie wohnen nicht wie andere Völker innerhalb bestimmter Grenzen in einem Lande zusammen, sondern sie leben *in* andern Völkern, sozusagen als fremde Pflanzen zwischen andern Pflanzen.

Auch *dagegen* wäre an sich gar nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Verschiedenartige Pflanzen nutzen einen Boden sogar viel besser aus, sie beleben das Bild, sie erhöhen die Ernte.

Wir könnten den Vergleich auch mit dem Tierreich ziehen. Warum sollen nicht Ziegen mit den Kühen zusammen hochgezogen werden, nicht Fohlen mit Jungvieh zusammen weiden, nicht Rehe und Hasen und Füchse im gleichen Forst leben? Was wäre ein Park, in dem es nur Nachtigallen gäbe, oder nur Amseln? Die Mannigfaltigkeit und die Vielheit ist die Stärke und zugleich die Schönheit der Natur.

Unter diesen Tieren, wie auch unter den Pflanzen setzt sich das kräftigere, gesündere, das lebensfähigere im Kampf ums Dasein durch. Dabei kommt es natürlich vor, dass eines das andere auffrisst, oder bei den Pflanzen erstickt.

Nun gibt es aber im Tierreich wie in der Pflanzenwelt auch Wesen, die wir als Schmarotzerwesen bezeichnen. Das Merkmal eines Schmarotzerwesens besteht darin, dass es nicht mit der gleichen eigenen Kraft, wie die anderen, seine Nahrung, seine Lebenskräfte, unmittelbar aus dem Boden oder aus der Natur nimmt und gegebenenfalls andere Lebewesen dabei einfach umbringt, sondern dass es darnach strebt, sich die Arbeit der andern nutzbar zu machen, um selber möglichst gut und mühelos leben zu können. Nehmen Sie eine Mistel, oder eine Orchidee, sie leben nicht aus der Erde, in die sie mühevoll ihre Wurzeln hineintreiben, um die Nahrung dort herauszuarbeiten und nach oben zu fördern, sondern sie schlagen ihre Krallen irgendwo in die Rinde eines Baumes, wo eben eine Wunde war, in der sie sich einnisten konnten, und stossen ihren Sauger bis unter den Bast, um den Lebenssaft des Gastbaumes an sich zu ziehen und selbst davon zu leben. Sie sind Sadisten, Blutsauger, Teufel. Und der Baum arbeitet und gräbt sich tief in die Erde, um für sich selbst Nahrung und Blut nach oben zu schaffen, für sich selbst *und* eben für seinen Gast, der saugt und fordert und der *vor* den letzten Ästen sitzt, so dass die Krone des Baumes leidet, wenn er nicht genügend fördert und arbeitet.

Diese Schmarotzer haben einen besonderen Sinn, mit dem sie wittern können, wo leichtere und bessere Nahrung zu finden ist. Sehen Sie einmal Efeu an, eine Pflanze, die

zwar zunächst aus eigener Wurzel lebt, dann aber auch schmarotzt. Sie klettert eine Hauswand, eine Felsenwand empor. Und da sehen Sie, wie ein Strang sehr frühzeitig abzweigt und schräg hinüberläuft, irgendwohin. Und wenn sie ihn verfolgen, entdecken Sie, dass sich dort eine Moderstelle befindet, oder ein feuchter Spalt. Und dort schlug das Efeu neue Saugwurzeln ein und entfaltete sich von dort aus mit neuen wuchernden Trieben. Wie konnte das Efeu da unten, wo es abzweigte, bereits wissen, dass da oben seitwärts eine neue und günstigere Nahrungsquelle war? Das ist eben der Schmarotzerinstinkt, den *nicht* schmarotzende Pflanzen *nicht* haben. Eine besondere Begabung! Ein sechster Sinn! Ein Geschäftssinn, sadistischen Ursprungs zwar, aber eine Überlegenheit der Schmarotzerwesen!

Wenn erst einmal *ein* Schmarotzer auf einem Baum Fuss gefasst hat, dann folgen bald mehr. Und sie thronen stolz auf dem Gastbaum und breiten sich aus, während er arbeitet und stöhnt, weil er die Gäste ernähren muss, damit sie überhaupt für seine eigene Blüte noch etwas übriglassen!

Und schon fängt der gequälte Baum an, da und dort zu kümmern. Er schafft es nicht mehr ganz. Und nun fällt das Schmarotzerzeug erst recht über die absterbenden Teile her, die keinen Widerstand mehr leisten können, und es begnügt sich jetzt nicht mehr nur mit dem Lebenssaft des Gastgebers, sondern es frisst ihn selber auf. Und dabei träufelt der Schmarotzer durch seine Kanäle ein geheimnisvolles Gift in den Leib seines Opfers, das zersetzend wirkt und ihn langsam krank und siech werden lässt, wodurch seine Abwehrkraft immer mehr erlahmt.

Wenn Sie in alten Parks solche Baumleichen stehen sehen, über und über mit Efeu und anderen schlingenden Pflanzen bewachsen, aus denen nur noch der Stamm und kahle Äste hervorschauen, während die Schmarotzer in dicken blütenreichen Klumpen um sie herumhängen, dann sehen Sie, wie es einer ehemals stolzen Eiche geht, wenn sie sich nicht der Schmarotzer erwehren konnte, wenn nicht ein Gärtner sie rechtzeitig von den gefährlichen Ein- und Aufdringlingen befreit hat.

Und selbst wenn der morsche Stamm vielleicht nach einem oder zwei Jahrhunderten zusammenbricht und zur Erde sinkt, dann zerwühlen diese Sadisten noch die letzten Teile dieses Kadavers. Aber dann beginnen sie zugleich auch, auf dem Boden kriechend, hinüberzu wuchern nach neuen Opfern, die ihrem Leben ein neues Jahrhundert schenken sollen.

Und solch eine Schmarotzerart, – unter den Menschen –, ist das Judentum.

Irgendwie kommt es herein in ein Volk, erst einzeln, dann zu mehreren, wie Moses es beschreibt von Joseph, der erst seinen Vater und seine Brüder und dann die Sippe und dann das ganze Volk Israel nach Ägypten hereingezogen hat. Und wir beobachten es ja selber dauernd, wie einer den andern nach sich zieht über die östliche Grenze.

Und dann setzen sie sich fest, wo sie eine faule Stelle finden, besonders im Handel. Selten, dass ein Jude einmal als Arbeiter in eine Fabrik geht oder gar aufs Land. Er will nicht im Schweisse seines Angesichts sein Brot essen. Und auch im Handel quält er sich nicht mit Gütern ab, die verderblich sind. Denn darin liegt ein Risiko, und er müsste die Güter anbieten, er müsste arbeiten, damit sie nicht liegenbleiben und mit Verlust für ihn

zugrunde gehen. Sondern er handelt mit lebendem Vieh, das sich selber ernährt, mit Pferden, mit Getreide, in dem die Arbeit anderer steckt, mit Stoffen, mit Kleidern, und er zieht mit Reklame und Schaufenstern die Menschen auf sich, dass sie zu ihm kommen, um ihm einen Anteil ihres Arbeitserfolges abzuliefern. Oder er leiht Geld aus und fordert Zinsen, also auch wieder Anteil an dem Lebenssaft, den die Arbeit des andern erzeugt und fördert.

Überall nisten sie sich ein. Und wenn das gesunde Volksempfinden sich wehrt, dann träufeln auch sie ihm ein zersetzendes Gift ein, ein teuflisches Gift: sie sprechen von Individualismus, von allgemeinen Menschenrechten, von Treu und Glauben, von Demokratie! In Wirklichkeit sind das nur die zersetzenden Tropfen jenes Giftes, das auch die pflanzlichen Schmarotzer verwenden, um ihre Opfer zu lähmen, ihre Widerstandskraft zu zerstören, ihren Körper mit Krankheit und Fäulnis zu infizieren.

Und dann holen sie weiter aus und greifen nach den Stellen des öffentlichen Lebens und des Staates, um den eigenen Lebenswillen des Baumes endgültig auszulöschen und sich über die zwar noch lebende Leiche hermachen zu können. Mit sadistischer Wollust durchwühlen und durchdringen sie das gequälte Opfer, das sich ihnen wehrlos ergibt und sich nun langsam zu Tode aussaugen und ausfressen lässt. 60% der Rechtsanwälte in Deutschland sind bereits Juden, über 30% der Richter sind in manchen Gegenden jüdischer Herkunft, in die obersten Stellen der Polizei, in die Regierung schieben sie sich hinein, damit sie umso ungestrafter und bedingungsloser den Wirtschaftskörper des Volkes enteignen und besitzen können.

Aber diese Kutisker⁴ und Barnats⁵ haben sich getäuscht! Die Rathenau⁶ und Hirsch⁷ haben sich geirrt! Noch war der Baum nicht zu Fall gekommen. Selbst Versailles hat nicht vermocht, seinen Lebenswillen zu brechen! Noch waren Kräfte der Ordnung vorhanden, noch waren Gärtner am Werk, die mit klarem Blick sahen, welche Gefahr drohte! Und unsere Aufgabe ist es, das deutsche Volk aufzurütteln, damit dieser Lebenswille nie wieder untergehen kann und der Abwehrwille wachbleibt bis an das Ende alles Sterblichen!

Nichts stört das Judentum mehr als ein Gärtner, der seinen Park sauber und gesund erhalten will. Nichts ist dem Judentum feindlicher, als Ordnung! Modergeruch muss sein, Leichengestank, Schwäche, Widerstandslosigkeit, Aufgabe des eigenen Ichs, Krankheit, Zersetzung! Und wo es Fuss fasst, führt es den Zersetzungsprozess fort! *Muss es!* Denn nur dann kann es sein Schmarotzerleben leben.

Nicht umsonst sind die Juden immer wieder aus den Ländern vertrieben worden, in denen sie sich festgesetzt haben, aus Babylonien, aus Ägypten, aus Rom, aus England, aus dem Rheinland, und wo es immer war. Da war immer ein Gärtner am Werk, der unbestechlich war und sein Volk liebhatte.

Aber seit Weimar sehen Sie wieder das Wuchern, das Festnisten, das Leichenfleddertum mit Riesenschritten weiter um sich greifen. Wahrlich, wenn nicht bald etwas geschieht, kann es doch noch zu spät werden!

Sie blicken nach Frankreich, nach England, nach Amerika, nach Russland! Was kümmern mich diese Länder, ihre Völker! Mögen sie sich dem Judentum zum Frass hinwer-

fen. Umso wichtiger ist dann sogar die Säuberung Deutschlands und seine Starkmachung gegen die Gefahr im eigenen Land und ihre Wiederholung. Denn sie *wird* sich wiederholen, sie wird immer wieder kommen, solange Menschen auf der Erde leben. Und die letzten, Gott sei's geklagt, die noch wuchern werden, wenn der Menschheit Ende einmal gekommen ist, das werden dann trotz allem doch noch die Juden sein, bis auch sie auf dem Leichenhaufen ihrer Opfer ihr armseliges Schmarotzerleben aushauchen werden.

Diesen Zeitpunkt solange wie möglich hinauszuschieben, ist unsere Pflicht, unsere von Gott uns gegebene Aufgabe, ja es ist der Inhalt der göttlichen Schöpfung überhaupt.

Mit schändlichem Zynismus haben die jüdischen Priester aus den Büchern Moses jene Verheissung herausgelesen, dass es den Juden von Jehova geschenkt sein werde, einmal über die gesamte Menschheit zu herrschen: Alle Völker werden Dir untertan sein, ihre Könige werden Dir dienen, ihr Reichtum, ihre Arbeit werden Dir gehören!

Umsonst haben die Propheten vor dieser niederträchtigen Gotteslästerung gewarnt, umsonst hat Christus den Juden entgegengerufen: Ihr seid allesamt Brüder! Es ist ihnen sogar gelungen, diese hohe christliche Lehre der gottgewollten Gemeinschaft in der römischen Kirche wiederum zu verfälschen und den Namen Christi missbraucht für die Wiederherstellung der Mosaischen Verheissungslehre [sic]. Und auch der Protestantismus hat nicht gegen diese *antichristliche* Gotteslehre protestiert, sondern nur gegen die krassesten Erscheinungen des Zersetzungs- und Vernichtungskampfes des Judentums in der katholischen Kirche, der sich gegen alle richtete, die sich der Klauen des Schmarotzertums erwehren wollten.

Und der Kampf, den die Welt und die sich fälschlich als christlich bezeichnenden Kirchen gegen den Nationalsozialismus führen, gegen uns, die wir eigentlich die Erfüllung der Lebensaufgabe Christi bringen wollen, ist nur die Fortsetzung des Verbrechens der Inquisition und der Hexenverbrennungen, mit denen die jüdisch-römische Welt ausgerottet hat, was jenem schändlichen Schmarotzertum Widerstand entgegensetzte.»

Hitler machte eine Pause. Er trank seine Tasse aus und ging im Zimmer hin und her. Dabei sagte er, vor sich hinsprechend:

«So ist die Lage. Und von ihrer Erkenntnis aus müssen wir unsere Einstellung zum Judentum gestalten.»

Ich selbst war von seinen Darlegungen stark beeindruckt und wusste zunächst nicht, was ich hätte erwidern können. So wartete ich schweigend, bis er fortfuhr:

«Aber die Juden sind da auf der Welt, wir mögen ihr niederträchtiges, sadistisches Schmarotzertum und ihren Zersetzungs- und Vernichtungswillen uns gegenüber verdammen oder nicht. Und sie verdammen ja auch uns, weil wir uns gegen sie wehren, und nennen uns Militaristen und Barbaren, weil wir dazu bereit sind, sie sogar, wenn es sein muss, mit der Waffe in der Hand von uns fernzuhalten. Sie wollen einem Löwen, einem Tiger, nein, den Löwen und den Tigern überhaupt die Fangzähne herausbrechen und die Krallen herausreißen, damit sie ihre Kraft für ihre eigenen Zwecke einspannen können – und sie nennen es Militarismus und Barbarentum, dass sich die Löwen das nicht gefallen lassen wollen, sondern um sich schlagen? –

Aber es nützt nichts, sie nur zu verachten und ihre ‚Judenangst‘, die ihrem natürlichen schlechten Gewissen entspringt, zu verhöhnen. Die Hand des Gärtners *muss* angelegt werden und zwar bald, so schnell als möglich!»

Da kam Hess herein und meldete, dass es Zeit für die Oper sei. Leider musste das Gespräch gerade jetzt unterbrochen werden. Aber Hitler sagte:

«Heute Abend sprechen wir weiter. Überlegen Sie sich's *auch*!»

18. Hitlers Zeitungslektüre – Seine Ansichten über Judenstaat und «Sozialwirtschaft»

Das Nürnberger Stadttheater ist ein relativ moderner Theaterbau, gross, geräumig, praktisch angelegt, mit vorzüglichen Bühnenverhältnissen, – aber in einem wenig glücklichen Baustil, soweit man die Abarten des Jugendstils überhaupt mit Stil bezeichnen kann. Die Kräfte des Schauspiels, besonders aber auch der Oper, waren zur damaligen Zeit vorzüglich, und Nürnberg konnte es sich leisten, gegebenenfalls einmal auch grösste Künstler und Sänger zu Gastspielen zu verpflichten.

Wir hatten unsere Plätze in der 7. oder 8. Reihe im Parkett, ziemlich in der Mitte, also für Auge und Ohr sehr günstig. So konnten wir die Aufführung, die von ersten Kräften und einem Gast aus Berlin bestritten wurde, wirklich geniessen, und das Orchester erfüllte in seiner grossen Besetzung den gigantischen Muschelraum des Theaters so, dass man sie nicht zu hören, sondern zu erleben glaubte.

Immer, wenn das Schicksalsmotiv erklang, bemerkte ich bei Hitler, der rechts neben mir sass, eine Bewegung, die besonders stark wurde und wie ein Pressen der Hände zum Gebet aussah, als im vorletzten Bilde die herrliche Arie in dieses Motiv ausklang, vom ernstesten Gesang der Klosterbrüder feierlich begleitet.

Während der Pausen waren wir in den Gängen und im Foyer spazierengegangen, wo man ab und zu merkte, dass Hitler erkannt wurde. Bekannte trafen wir nicht. Nur ein Herr stellte sich Hess vor und bat um Vorstellung bei Hitler. Er war irgendwie in der Direktion oder Leitung des Germanischen Museums in Nürnberg, aber sein Name ist mir nicht mehr in Erinnerung. Hitler unterhielt sich mit ihm einige Zeit und er erbot sich zu einer gelegentlichen Führung durch das Museum, das Hitler an sich genau kannte, das aber irgendwie neu geordnet worden war.

Nach der Vorstellung gingen wir ins Hotel zurück, wo am angestammten Platz in einem nischenartigen Einbau Schaub und Hoffmann sassen, in Gesellschaft des Gauleiters Streicher¹ und des Parteigenossen Liebel². Diese beiden hatten nur gewartet, um sich bei Hitler zu melden. Sie gingen nach kurzem Bericht wieder fort. Auch Hoffmann und Schaub baten, sich verabschieden zu dürfen, so dass wir nun zum Abendessen, zu dem es an sich schon recht spät war, zu dreien blieben.

Das Hotel, das die Gewohnheiten Hitlers kannte, hatte bereits das Essen vorbereitet: eine Tomatencreme-Suppe und dann Rührei mit Karotten und Erbsen-Gemüse, und ausserdem mit Bratkartoffeln. Den Kompott-Nachtisch lehnte Hitler ab und liess ihn sich

aufs Zimmer stellen. Hitler und Hess tranken zum Es-sen nichts. Ich hatte mir meinen üblichen Aquavit kommen lassen und bestellte mir nachher einen Mocca.

«Riechen tu ich ihn gern. Aber wenn ich ihn trinke, kann ich schon *gar* nicht schlafen», sagte er zu mir.

«An sich bin auch ich empfindlich gegen Koffein», antwortete ich. «Aber da Sie ja doch meist bis zwei Uhr aufbleiben, ist das gerade richtig.»

«Ich zwingen keinen», warf da Hitler ein, «mit mir wachzubleiben. Jeder soll tun und lassen, was er will. Nur in seinem Verhältnis zum deutschen Volk kann er das nicht. Aber wenn Sie früher schlafen gehen wollen, lassen Sie sich nicht abhalten.»

«Nein, ich werde Ihnen schon Gesellschaft leisten. Ich bin ja von zu Hause immer gut ausgeruht und kann da schon ab und zu ein paar Nächte durchmachen.»

«Nächte durchmachen!», sagte er zu Hess. «Sehen Sie, so wird geredet. Und wenn's ein anderer hört, denkt er mit Sekt und Weibern.»

Hess lachte. Und ich erwiderte ebenfalls lachend: «Die Gefahr eines solchen Geredes über Sie und Ihren Kreis besteht wohl kaum.»

Inzwischen hatte Hitler nach den auf dem Tisch liegenden Zeitungen gegriffen. Hitler hatte seine eigene Art zu lesen. Er überflog die Zeilen, nein 3, 4 Zeilen gleichzeitig mit den Augen. Manchmal sah es aus, als ob er nur einen Blick auf einen Absatz, einen ganzen Artikel geworfen hatte, und nachher wusste er, was drinstand.

Aber er schaute meist nicht danach, wer ihn geschrieben hatte, und welches die Zeitung war, in der er stand, sondern er nahm, was ihn interessierte, nur einfach in sich auf und registrierte es in seinem Gehirn an der Stelle, wo es hinpasste und seine eigenen Ideen oder seine Meinung bestätigte und vielleicht sogar begründete. Was gegen seine Ideen sprach, lehnte er ab und nahm es gar nicht erst in sich auf.

Man merkte das aus der Unterhaltung und aus den Bemerkungen, die er während der Zeitungslektüre machte.

Einmal zitierte er einen Artikel aus dem «Vorwärts»³, den er ebenso täglich las wie die «Rote Fahne»⁴ und die bürgerlichen Blätter, und sagte: «Man sollte diese gegnerischen Blätter viel mehr lesen, und ich bedaure besonders, dass ich keine ausländischen Journale lesen kann. Denn aus den befreundeten Zeitungen und Schriften ersieht man wohl, was man darf, aber aus den feindlichen, was man soll.»

So sassen wir auch an diesem Abend Zeitung lesend da, und hatten uns Tee bestellt, in den ich mir immer etwas Rum goss. Bier macht müde, und man nimmt auch zu viel Flüssigkeit in sich auf. Tee regt dagegen an, und, was mich betrifft, mit Rum erst recht.

«Da hat der Litwinow wieder von sich reden gemacht», unterbrach Hitler das Schweigen, «dieser Finkelstein⁵. Wer weiss eigentlich, wie diese vielen Juden nach Russland gekommen sind?»

«Das kann ich Ihnen sagen», antwortete ich. «Im 16. oder 17. Jahrhundert wurden die Juden aus dem Rheinland ausgewiesen, von Mainz hinunter bis zur Rheinmündung. Und da hat ein polnischer König, der stark unter dem Einfluss seiner jüdischen Bankiers stand, die Emigranten aufgenommen. Sie wurden im südöstlichen Polen und in der west-

lichen Ukraine, die damals zu Polen gehörte, angesiedelt und verbreiteten sich von da im Lauf der Jahrhunderte über ganz Russland.

Daher kommt es auch, dass die russischen Juden alle deutsch sprechen. In Russland heisst es ‚jiddisch‘. Denn die Juden dort behielten ihre deutsche Sprache bis in die heutige Zeit bei.»

«Woher wissen Sie das?», fragte da Hitler. «Das ist mir ganz neu. Aber es muss wohl stimmen. Und daher kommt vielleicht auch der Drang dieser Ostjuden, nach Deutschland zurückzuwandern!»

«Woher ich das weiss», erwiderte ich, «das kann ich nicht mehr so genau angeben. Aber ich habe mich früher mit allen möglichen Dingen befasst und bin auch mit allen möglichen Leuten zusammengekommen. Kann sein, dass ich das sogar von Juden selber weiss. Aber es steht auch in Geschichtsbüchern.»

«Wir waren heute Nachmittag ja gerade bei diesen Problemen hängengeblieben», fuhr Hitler fort, zu fragen. «Die Ausweisung der Juden war eigentlich bisher in der Weltgeschichte das Heilmittel, wenn sie überhandgenommen hatten. Aber nachher sind sie immer wieder zurückgekommen.»

«Zurückgekommen sind sie immer erst nach grösseren Zeitläufen und dann auch meist vereinzelt», sagte ich. «Im Rheinland ist der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung immer noch sehr gering, in den Niederlanden allerdings ist er höher.»

«Aber man kann heutzutage die Judenschaft aus einem grossen Land nicht mehr einfach ausweisen», meinte Hitler. «Wo sollen sie hin? Die andern nehmen sie doch auch nicht gern?»

«Der englische Gedanke, einen Judenstaat einzurichten, hat eigentlich sehr viel für sich. Aber ob Palästina erstens das richtige Land und zweitens gross genug ist, um 10 bis 15 Millionen Juden aufzunehmen, das ist doch eine grosse Frage.»

«Es werden ja nicht gleich 10 bis 15 Millionen sein [erwiderte Hitler], Denn Amerika wird z.B. bestimmt nicht mitmachen. Dort haben die Juden ja bereits ziemlich alle Schlüsselstellungen in der Hand. Dort sind sie schon so weit, dass sie herrschen und beherrschen. Dort ist ihre Verheissung schon Wirklichkeit geworden: alle Völker werden Dir untertan sein! Also die amerikanischen Juden gehen aus Amerika nicht weg.

Ich kann mir aber eigentlich überhaupt nicht vorstellen, dass es irgendwelchen Juden ernst ist mit einem Judenstaat in dem Sinn, wie Sie es eben meinen und wie es im Allgemeinen in den Zeitungen geschrieben wird. Haben Sie schon einmal einen Wald gesehen, der nur aus Schmarotzern besteht? Das gibt es ja gar nicht. Ein Schmarotzer braucht ja doch stets ein Opfer, bei dem er schmarotzen *kann*.

Und Schmarotzer können auch immer nur in einem gewissen prozentualen Höchstverhältnis zu den Opferwesen stehen.

Natürlich ziehen sich die Schmarotzer immer dort zusammen, wo der Saft fliesst und abgezapft werden kann. In Ungarn sitzen sie in Budapest und in den andern Städten, von denen aus der Fleiss des Landes verschifft werden kann, also an der Donau und an der Theiss. Budapest hat, glaube ich, bereits über 60% Juden. Aber auf dem Lande ist der Prozentsatz gering.

Dasselbe ist in Nordamerika der Fall. New York hat z.B. schon etwa 3 Millionen Juden. Dort sitzen sie wie Spulwürmer an der richtigen Stelle.»

«Aber diese Feststellung beweist gerade», erklärte ich, «dass Palästina kein Platz für eine Judenkolonie ist. Wo ist da das Hinterland, das auszufressen wäre?»

«Ich bin ganz Ihrer Meinung, Wagener. Deshalb hat der Gedanke eines Judenstaates dort meines Erachtens auch eine ganze andere Bewandnis.

Der Jude bleibt bekanntlich stets gerne unerkant, solange er noch nicht die Macht hat. Er nimmt die Larve erst ab, wenn er der Herr ist, oder wenn er es wenigstens glaubt zu sein. Nach dem Weltkrieg sah es so aus, als ob das Judentum durch den Krieg überall in der weissen Welt die Oberhand gewonnen habe. Der Zeitpunkt schien also gekommen, dass sich der Jude überall als der Herr aufspielen könne. In Deutschland war das ja und ist das auch zur Zeit ganz unzweifelhaft sichtbar. Wenn es ihm dann in allen weissen Ländern gelungen ist, die Führung in die Hand zu bekommen, dann bedarf es nur noch der Gründung einer Zentrale, um die Welt wirklich zu beherrschen. Und diese ist dann sinngemäss der Judenstaat. Vorher hätte ein solcher Staat gar keinen Sinn, gar keine Bedeutung, er wäre sogar falsch.

Und dass er nunmehr nach Palästina gelegt werden soll, in das Land der Verheissung, von wo vor 3-4 Jahrtausenden die Wanderung zur Eroberung der Welt ausgegangen ist, das ist nicht nur begreiflich, sondern sogar ein Beweis, dass meine Gedankengänge richtig sind.

Daraus ergibt sich aber zugleich, dass unser Kampf und unsere Aufgabe, die *wir* nur als einen Kampf und eine Aufgabe für Deutschland ansehen, vom Judentum der ganzen Welt so empfunden wird, als ob er gegen seine Gesamtheit gerichtet wäre, *gegen den Juden überhaupt*. Wo sie deshalb die Macht in Händen haben, werden sie sie benutzen, um unsere Arbeit lahmzulegen und zu verhindern.

Und deshalb wird auch kein Land die Juden, wenn sie aus Deutschland ausgewiesen würden, geschlossen aufnehmen, und sie würden auch nicht in einen Judenstaat im Sinne der Zusammenziehung des ganzen Volkes Israel einwilligen. Denn damit würden sie ja Verrat üben an dem Glauben an die Verheissung, und sie würden den Kampf aufgeben gerade in dem Augenblick, zu dem sie gedacht hatten, ihn tatsächlich gewonnen zu haben!»

«Es ist ganz sicher», sagte Hess, «wir müssen die ganze von den Juden beherrschte Welt gegen uns haben, wenn wir die Juden aus Deutschland einfach rauswerfen. Das *können* sie nicht hinnehmen wegen der Konsequenzen. Denn dann macht es später ein anderes Volk genauso, dem wiederum andere folgen.»

«So weit waren wir bereits», begann Hitler wieder, «als wir das Parteiprogramm aufstellten. Und ich habe bis jetzt immer noch keine bessere Lösung gefunden als die, die wir dort vorsahen.

Wir müssen uns darüber klar sein, dass wir *den Juden* selber nicht beseitigen können, sondern wir müssen das *Schmarotzern unmöglich machen*, das WeiterFuss-fassen auf unserm Volkskörper müssen wir verhindern, das Gift-Träufeln in diesen Körper und jeden Versuch, Macht über ihn zu gewinnen. Dann gehen die Juden von selber weg aus

Deutschland. Denn wenn ein Schmarotzer irgendwo nicht mehr schmarotzen kann, wandert er woanders hin, wo günstigere Möglichkeiten für ihn bestehen, oder er geht ein.»

«Ich glaube wirklich», pflichtete ich zu, «dass das der einzig mögliche Weg ist, um das Ziel zu erreichen.

Aber ich habe den Eindruck, dass die Lösung der sozialistischen Frage, so wie sie *uns* vorschwebt und wie ich sie in meiner Sozialwirtschaft zum Ergebnis und zum Erfolg führen möchte, ebenfalls dazu beiträgt, die Möglichkeit des Schmarotzerns zu beseitigen.»

«Dem widerspricht», warf Hess ein, «dass die sozialistischen Bewegungen in der ganzen Welt ja gerade von Juden geführt werden und ins Leben gerufen wurden.»

«Nein!», sagte Hitler. «Das widerspricht dem nicht. Den Fehler der wirtschaftlichen Ordnung von bisher, auch den Fehler, der in der allgemeinen Auffassung des Geldwesens besteht, haben einige kluge Juden längst entdeckt, vielleicht ohne eine Lösung gefunden zu haben. Und dass er durch die Industrialisierung der Wirtschaft und ihren weltweiten Ausbau immer krasser in Erscheinung treten muss, darüber waren sie sich auch klar. Infolgedessen musste befürchtet werden, dass mit der Zeit in der Welt die Erkenntnis reift, dass die bestehende Ordnung geändert werden muss, wobei dann allerdings auch die Möglichkeit des Schmarotzerns eingeengt oder vielleicht sogar beseitigt würde.

Ihre Darlegungen neulich, Wagener, haben mir da sehr weitgehend die Augen geöffnet.

Das Schmarotzergehirn des Juden arbeitet mit seinem sechsten Sinn rasch. Es denkt: wenn mir das Schmarotzern in der bisherigen Form nicht mehr möglich sein wird, dann muss ich eben in der kommenden neuen Form eine Möglichkeit suchen. Bisher war mein Hochziel, die Macht in einem Staat zu gewinnen, um meine Herrschaft und mein Eigenleben zu sichern. Wenn sich nun neue Staatsformen entwickeln, dann müssen wir eben versuchen, im Staat der neuen Form die Macht in die Hand zu bekommen. Da die neue Form herbeigeführt werden wird durch die Revolution der durch die Industrialisierung geknechteten arbeitenden Massen, so ist es am einfachsten, von vornherein deren Führung bei der Revolution zu übernehmen. Dann werden wir mit dieser Revolution uns ohne irgendwelche Umwege zugleich den neuen Staat und unsere neue Herrschaft schaffen: den Staat der arbeitenden Massen, die *wir* führen und den *wir* regieren!

Es fällt mir schwer, dass ich den Juden für so bewusst und geistig überlegen halten soll, dass er diese Überlegungen im Rat der Weisen von Zion tatsächlich planmässig so angestellt und von Anfang an so durchgedacht hat, wie ich das eben darlegte, – das wäre enorm! – aber sein 6. Sinn führte ihn da instinktiv und unbewusst den richtigen Weg, auf dem ihm das Bewusstsein allerdings inzwischen längst gekommen ist.»

«Nun haben wir es dann aber mit zwei verschiedenen Methoden der Juden zu tun, die sich gegenseitig bekämpfen müssen und sich eigentlich ausschliessen!», warf ich ein.

«Solange Juden sie gebrauchen», sagte Hitler, «tun sie sich nichts. Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. Wenn aber *wir* z.B. eine solche Sozialwirtschaft durchführen wollen und einen Staat dazu einrichten würden, ähnlich wie die Herrschaft des Proletariats, wie sie es so herrlich nennen, dann sollen Sie einmal sehen, wie beide Gruppen über uns herfallen, die liberalistischen Schmarotzer der Methode der Vergangenheit und

die marxistisch-bolschewistischen Schmarotzer der neuen Methode. Und da sie ihre Völker, obwohl sie nur 2-5% bei ihnen ausmachen an Zahl, fest in der Hand haben, werden sie diese Völker über uns herjagen! Denn nun sind wir beiden gefährlich: den einen, weil wir uns von ihnen freimachen wollen, und den andern, weil wir ihnen mit unserer Sozialwirtschaft schon wieder das Wasser abgraben.

Deswegen bin ich mir über diese Sozialwirtschaft durchaus noch nicht klar. Nicht, dass ich sie für falsch hielte. Im Gegenteil! Ich sagte Ihnen das ja schon. Aber ich frage mich, ob es zweckmässig ist, sich gleichzeitig zwei Feinde auf den Hals zu ziehen. Und das ist eine politische Angelegenheit.

Wer ist der gefährlichste, ich meine, der zeitlich bedrohlichste Feind? Das ist zweifelsfrei der Bolschewismus, wir können ruhig sagen: der jüdische Bolschewismus. Denn wenn er nicht jüdisch wäre, dann könnte er umgeformt werden. Wir könnten dann sogar vielleicht mal später mit ihm paktieren. Aber mit dem jüdischen Bolschewismus können wir nie paktieren, ohne uns selbst ans Messer zu liefern.

Wenn wir *aber ihn* als den primären Feind erkannt haben, dann müssen wir so lange vermeiden, auch noch die übrigen Juden der Welt gegen uns aufzubringen, *bis* die bolschewistische Gefahr beseitigt ist. Deshalb dürfen wir die in Deutschland lebenden Juden *nicht* ausweisen, sie *nicht* enteignen, wir dürfen ihnen überhaupt kein Haar krümmen, und wir dürfen dann auch nicht mit unserer Sozialwirtschaft und mit anderen Problemen und Plänen in die Öffentlichkeit treten, mit denen wir das liberalistische Weltjudentum und die ganze liberalistische Welt gegen uns aufbringen. *Sondern wir müssen zunächst mit ihnen in Frieden leben!* Wir können dem Liberalismus Zügel anlegen, ja, wir müssen es sogar, – aber es muss ganz vorsichtig geschehen, vernünftig, wirtschaftlich zweckmässig. Und wenn wir zu einer planmässigen Wirtschaftsleitung durch den Staat kommen, woran alle andern auch herumdoktern, dann müssen wir fertigbringen, dass der Privatbesitz auch der wirtschaftlichen Unternehmungen erhalten und dass die Privatinitiative eingespannt wird in unsere Planung.

Damit brauchen wir unsere sozialistischen Ziele noch lange nicht aufzugeben oder gar zu verraten. Die *Ziele* bleiben fest und unerschütterter. Aber die *Wege* müssen ausgedacht und geführt werden nach Gesichtspunkten der Vernunft und der Zweckmässigkeit.»

Hitler schwieg und nahm wieder eine Zeitung, wie wenn er sich krampfhaft von seinen Gedanken losreissen wollte. Aber nach wenigen Minuten legte er sie wieder weg und sagte: «Morgen früh zehn Uhr Abfahrt in das alte Aufmarschgelände beim Luitpoldhain. Um elf Uhr kommt Streicher, da müssen wir wieder zurück sein. Und nun: gute Nacht!»

Damit gab er Hess und mir die Hand und ging nach oben. Wir folgten auch sofort. Und ich sass noch lange, um die Gedankengänge festzuhalten, die mein ganzes Wirtschaftsprogramm über den Haufen werfen sollten.

19. Hitler überlebt einen Autounfall – Seine Gedanken über Weltall, Eiszeiten und Hakenkreuz – «20 Jahrtausende nordischer Geschichte»

Als wir am andern Morgen nach dem Frühstück nach dem Luitpoldhain hinausfahren, wussten wir nicht, was Hitler draussen wollte. Er wusste es wohl selbst nicht ganz bestimmt. Aber es schwebte ihm da irgendein grandioser Ausbau vor, der Ausbau eines Reichsparteitagsgeländes, der, wie er an Ort und Stelle sagte: «... für alle Zeiten später einmal Zeuge und Denkmal einer unerhörten Gemeinschaftsleistung des deutschen Volkes sein sollte, nicht einer sklavischen Arbeit, wie es der Bau der Pyramiden und der Sphinx war, die die toten Könige in sich bargen, sondern einer freien Grosstat, die jährlich immer wieder die Jugend Deutschlands ermahnen sollte zu ihren Aufgaben und Pflichten für das ewige Leben und Weben ihres Volkstums.»

Wir stiegen am Luitpoldhain aus und traten oben auf die kleine Anhöhe, von der aus ich im Jahre vorher den ersten gewaltigen Eindruck dieser Volksbewegung gewonnen hatte, dann fuhren wir zum Dutzendeich, der für die Erweiterung des Geländes würde benutzt werden müssen. Dann fuhren wir noch dahin und dorthin in jenem teils mit Kiefern bestandenen, teils öden Gelände.

«Die Möglichkeiten sind gewaltig. Die Ideen und Pläne liegen in meiner Vorstellung bereit. Ein unverwüsthches Denkmal muss hier erstehen. Einen Homer haben manche grossen Epochen gehabt. Aber nur von wenigen sind die Gesänge überliefert worden. Was aber aus Quadern gebaut wird, die von Menschenhand sonst eigentlich nicht bewegt werden können, – das kann noch nach Jahrtausenden zeugen von der Grösse einer Zeit und ihrer Bedeutung. Und selbst wenn später einmal die Spaten der Archäologen hier graben und auf granitene Blöcke stossen, dann sollen sie noch entblössten Hauptes vor dem gewaltigen Abbild einer Idee stehen, die eine Welt erschüttert und aus den Angeln gehoben hat.»

Schweigend stiegen wir wieder ein, um zurückzufahren. Wir sassen, wie am Tag zuvor: vorne rechts Hitler, hinter ihm Hess und ich, und links hinter dem Fahrer: Schaub und Hoffmann.

Als wir kurz vor elf Uhr in der Südoststadt auf der grossen Strasse, die vom Stadion kam, eine Strassenkreuzung überqueren wollten, die zu einem kleinen dreieckigen Platz erweitert war, kam von rechts ein Koloss von Lastkraftwagen mit einem ebenso gewaltigen Anhänger in verhältnismässig rascher Fahrt herangerollt, nur 10, 15 m von uns entfernt. Wir hatten selber nur vielleicht 20 km Geschwindigkeit. Unser Fahrer gab zunächst Gas und hätte nur weiterzufahren brauchen, dann wäre nicht das geringste passiert. Aber, weiss der Teufel weshalb, plötzlich bremste er und wollte den Lastzug vor-

überfahren lassen. Dessen Fahrer aber, der wie sich später ergab, nicht einmal den Führerschein besass, während der eigentlich Verantwortliche neben ihm sass, bremste zwar ebenfalls, gab aber Gas zugleich und bog durch Eingreifen des richtigen Fahrers ins Steuer nach links aus, also auf uns zu, in der Annahme, wir würden einfach weiterfahren. Und so kam dieses Ungeheuer von Fahrzeug direkt auf unsern beinahe haltenden Wagen hereingebraust. Ich sehe noch die grossen Lettern «Magirus» über mir, als sich der gewaltige Kühler über unsere Karosserie hinwegschob und Hitler, Hess und mich nach links in den Wagen drückte. Dann fasste der Laster wohl mit seinem Rahmen und seinen Federn unsern Mercedes und schob ihn über den gesamten, etwa 20 m breiten Platz vor sich her, schräg hinüber zur Strassenecke, um endlich in dem Augenblick zum Stehen zu kommen, als unsere linken Wagenräder gerade an den Bordstein stiessen. Noch wenige Spannen weiter, und die linken Räder mussten brechen, und das Ungetüm hätte Wagen und Insassen überrollt und zermalmt.

Nach einigen Augenblicken zog der Lastkraftwagen mit furchtbarem Getöse des über uns befindlichen Motors einige Meter rückwärtsfahrend, seinen weit vorgebauten Kühler wieder von unserm Wagen herunter, und wir konnten uns wieder aufrichten. Hitler, Hess und ich, wir hatten einige Schrammen im Gesicht und Quetschwunden an der rechten Schulter. Sonst war uns offenbar nichts passiert. Die andern waren mit dem Schrecken davongekommen.

Als erster fand Hitler wieder die Sprache:

«Leben noch alle?»

Als ich bejahend nach vorne rief, sagte er:

«Es konnte uns auch nichts passieren. Wir haben unsere Aufgabe noch nicht vollendet.»

Hoffmann raunte mir zu: «Beinahe wäre sie aber vollendet gewesen!»

Wir liessen die andern mit dem Wagen am Unfallort, da die Polizei erst ihre Aufnahmen machen musste. Dann fuhren Hitler, Hess, Schaub und ich mit einer Taxe ins Hotel zurück, wo Streicher bereits wartend stand.

«Streicher», sagte Hitler. «Wir müssen alle erst einmal unsere Knochen zurechtrücken. Schauen Sie heute Nachmittag um drei Uhr einmal nach uns. Und Hess, Sie lassen einen andern Wagen aus München kommen mit Schreck als Fahrer. Mit dem Zauderer von heute fahre ich nie wieder.»

Dann gingen wir auf die Zimmer. Hess und ich, wir hatten ziemliche blutende Abschürfungen am Oberarm und am Hals, so dass kleine Verbände angelegt werden mussten. Hitler war so gut wie unverletzt.

Ich legte mich zu Bett, da mir der Schädel erheblich brummte, und da sich, ebenso wie übrigens auch bei den andern beiden, Fieber einstellte, das der Arzt auf Zerreissungen infolge des Stosses zurückführte. Halb wach, halb dösend, gingen mir die letzten Worte Hitlers auf dem Parteitagsgelände durch den Kopf und ebenso der herannahende Koloss, den ich wie einen ungeheuren Tank empfand, auf dem gross das Wort «Magirus» stand. Und während ich mir zu überlegen versuchte, ob «Magirus» wohl von «Magie» komme, schlief ich ein.

Es war schon kurz vor drei Uhr, als ich aufwachte. Mir tat alles weh. Und der Kopf fühlte sich an, wie wenn er bersten wollte. Aber ich wollte hören, wie es Hitler und Hess ging. Das Telefon stand auf dem Nachttisch, so dass ich Hess direkt anläuten konnte. Er war auch schon wach und fühlte sich ebenso schlecht wie ich. Hitler habe ihm gesagt, dass Streicher erst am nächsten Morgen kommen solle. Er selbst werde gegen Abend aufstehen. Ich könne ihn von fünf Uhr ab anrufen. Hess fahre mit dem Abendzug nach München, da der andere Kraftwagen nicht fahrbereit sei und er sich deshalb zur Mercedes-Werkstatt begeben müsse.

So hatten wir also zwei Tage vor uns, die wir in Nürnberg ausruhen konnten, was mir sehr angenehm war.

Aber schlafen konnte ich nicht mehr. Die Unterhaltungen des letzten Tages zerwühlten mein Gehirn. Dass meine ganzen wirtschaftspolitischen Gedanken in ihrer Ausführung hinausgeschoben, vielleicht ad Kalendas graecas vertagt werden sollten, wollte mir nicht in den Sinn. Dann wäre ich ja umsonst nach München gegangen. Und meine ganze Lebensarbeit seit 1918 wäre umsonst gewesen! Das konnte nicht sein. Ich hatte das Gefühl, dass in den Deduktionen Hitlers irgendein Fehler sein musste.

Während er sprach, war mir zwar nichts aufgefallen. Aber das war meistens so, wenn man sich mit ihm unterhielt. Man redete erst hin und her, dann kam ein Moment, wobei es bei Hitler irgendwie zündete, – Pfeffer hatte es immer «das Stichwort» genannt, – und dann floss aus seinem Munde, durch Bewegungen und den in solchen Augenblicken völlig klaren und geradezu zwingenden Blick unterstützt, eine Rede, die einen Gedankenreichtum und eine Anschauung der Dinge und ihrer Zusammenhänge zum Ausdruck brachte, so dass es manchmal wie aus einer anderen Welt klang. Und man war eigentlich stets im Banne seiner Ausführungen und folgte seinen Deduktionen mit einer fast willenslosen inneren Überzeugung, da sie aus einem so ganz anderen Gesichtswinkel kamen, als man es gewohnt war, und sich alles so klar entwickelte, dass ein Zweifel kaum aufkam, ein Einwand nicht denkbar erschien.

Ich kann mir vorstellen, dass ein Mensch, der mit Hitler zum ersten Mal spricht, gar nicht auf den Gedanken kommt, es könne ihm ein Fehler, ein Irrtum unterlaufen sein. Aber auch dann, wenn er mit ihm zusammen laufend arbeitet, – ja vielleicht gerade dann! – ist der Betreffende gezwungen, das Besprochene zu verarbeiten, selbst Anweisungen zu geben und darauf aufzubauen, so dass er gar keine Zeit zum Nachdenken hat, sondern in der Auffassung Hitlers einfach aufgeht, und, ohne dass er es merkt und sich dessen bewusst wird, ein reines Werkzeug der Gedanken Hitlers wird.

Ich hatte zur damaligen Zeit nur 3 Menschen kennengelernt, die bereit und in der Lage waren, Hitler ihre eigene Ansicht zu sagen, wenn sie der seinen widersprach: Pfeffer, Strasser und Buch. Daher kam es auch, dass wir uns immer wieder zusammenfanden und darüber berieten, wie Hitler in eine bestimmte Richtung zu führen und von seiner Bahn abzubiegen sei. [. . .]

Wir waren also nur zu viert, die wir unsere Meinung zu vertreten bereit waren. Und Pfeffer war bereits aus unseren Reihen ausgeschieden. Umso wichtiger erschien es uns, zu prüfen und Einwände zu erheben, wenn uns irgendetwas nicht richtig dünkte. So

grübelte ich denn über die Gedanken von gestern nach. Manchmal glaubte ich, einen Angelpunkt gefunden zu haben. Aber dann war er doch nicht richtig und geeignet, um einem Manne wie Hitler daraus etwas anderes herzuleiten, als was *seine* Überzeugung war.

Da läutete das Telefon. Es war vier Uhr nachmittags. Hitler war am Apparat und fragte: «Hätten Sie Lust, mit mir ins Germanische Museum zu gehen?»

Trotzdem ich zu allem andern mehr Lust gehabt hätte, als ausgerechnet mit meinem Brummkopf ein Museum zu besuchen, sagte ich zu.

«Schaub wird uns auf vieruhdreissig anmelden. Vieruhrzwanzig treffen wir uns unten in der Eingangshalle.»

Ich stand auf und merkte, dass mein Körper noch an etlichen andern Stellen schmerzte, als ich's im Bett gefühlt hatte. Aber schon beim Anziehen fand ich, dass der Kopf klarer wurde. Vielleicht, dachte ich, *sollte* man gar nicht liegen, sondern gehen und sich ablenken.

Vieruhdreissig waren wir am Portal des Germanischen Museums, wo uns der Herr erwartete, der sich Hitler gestern in der Oper hatte vorstellen lassen. Nun muss ich gestehen, dass bei dieser Führung vieles an mir vorübergegangen ist, für das ich nicht die notwendige Sammlung aufbringen konnte. Aber einiges ist mir doch in Erinnerung geblieben, zumal es Gegenstand eingehender Besprechungen und eine Brücke zur Aufindung des gesuchten Irrtums wurde.

Da war eine graphische Darstellung über die Wanderungen der Norden und der Germanen in der prähistorischen Zeit und im Altertum.

«Wenn man das sieht», sagte Hitler, «dann müsste man doch annehmen, dass die Länder mit germanischer Bevölkerung dasselbe Gefühl der Zusammengehörigkeit empfinden müssten, wie es bei den deutschen Stämmen der Fall ist. Es hat zwar lange genug gedauert, bis der Wille zu einem politischen Zusammenschluss aufkam. Aber daran waren weniger die Völker als ihre Regierungen, insbesondere die Fürsten, schuld.»

«Tacitus erzählt aber», so antwortete unser Führer, «dass es geradezu eine germanische Eigenart sei, dass Stämme und Sippen miteinander in Fehde liegen, und dass sie dabei so weit gingen, sich sogar mit den Feinden des Germanentums zu verbünden, um einen Blutsbruder zu schädigen.»

«Und dennoch gelang es Bismarck, die deutschen Stämme zu einigen», fügte Hitler hinzu. «Glauben Sie nicht, dass die Engländer, die Dänen, die Schweden, die Finnen u.s.w. das Gefühl haben, letzten Endes doch Germanen zu sein?»

Da erwiderte der Museumsleiter: «Ich glaube, Herr Hitler, da liegen mehrere Momente vor, die das unwahrscheinlich machen.

Zunächst einmal ein sprachliches. Das ist aber von weitgehender Bedeutung. Die englische Sprache hat für deutsch und germanisch nur eine einzige Übersetzung: ‚german‘. Wenn wir also von germanischem Gemeinschaftsgefühl sprechen, dann übersetzt der Engländer das mit ‚german‘.

Jeder, der das liest, liest aber nun: ‚deutsches‘ Gemeinschaftsgefühl. Und ein solches

hat der Engländer natürlich nicht. Auch nicht der Schwede, oder der Däne. Sie lachen, schütteln den Kopf und sagen: was der Deutsche sich einbildet! Wenn wir dann von einer ‚germanischen Rasse‘ sprechen, so versteht der Engländer: ‚deutsche Rasse‘. Und die gibt es nicht. Sie anzunehmen empfindet er als eine Anmassung oder als töricht. Und wenn wir gar von einer germanischen Herrenrasse und von germanischer Überlegenheit in der Welt sprechen, dann liest jeder Engländer, jeder Amerikaner, und überhaupt jeder, der englische Zeitungen liest und die englische Zunge spricht: ‚deutsche Herrenrasse und deutsche Überlegenheit‘. Und das wird schon als eine aggressive Unverschämtheit empfunden. Ich wunderte mich anfangs über manche englischen Besprechungen zu Spenglers Werk: Der Untergang des Abendlandes. Aber wenn Oswald Spengler schreibt, dass der maurische Stil nur immer dort durch herrliche Baudenkmäler Gestalt genommen hat, wo Germanen sassen, so lautete das in der englischen Übersetzung: wo ‚Deutsche‘ sassen. Dabei meinte Spengler die Goten und die Vandalen. Kein Wunder, dass Spengler deshalb draussen häufig als typischer arroganter Deutscher gilt.»

«Ja, wie nennen denn dann die Engländer, was wir unter Germanen verstehen?», fragte Hitler ärgerlich.

«Arier oder Norden. Das ist verschieden. Was so unbestimmt ist, wie diese Angelegenheit, lässt der Engländer auch im Sprachgebrauch unbestimmt. Und uns Deutsche nennt er abstammungsmässig: Teutonen.»

«Dann müsste Ihr Museum ja eigentlich auch ‚Nordisches Museum‘ heissen!», sagte Hitler.

«Zum grossen Teil, ja. Wenn wir hier Engländer führen, müssen wir auch immer die englischen Ausdrücke verwenden, weil sonst vieles falsch verstanden wird.

Und nun das zweite Moment. Die Engländer sind ja gar keine Germanen unseres Sinnes.»

«Wieso?» rief Hitler.

«Sie sind Kelten, Waliser, Bretonen und Iren, manche Theorien vermuten auch phönizische Niederlassungen in Südengland, besonders am Kanal und in der Themsemündung. Dann haben die Römer alle möglichen Völkerstämme aus dem Mittelmeergebiet nach England gebracht. Und wenn dann auch eine Wanderung von Niedersachsen hinüber stattgefunden hat, so ist richtig, dass diese allmählich die Oberhand über die anderen Bewohner gewannen, aber ihre Zahl blieb und ist heute noch gering. *Noch* glauben sie vielleicht in England zu herrschen. Aber die Arbeiterbewegungen haben England bereits zur weitgehenden Einführung demokratischer Grundsätze gezwungen und werden vielleicht sogar einmal zu sozialistischen Massnahmen führen. Und dann wird die dünne Oberschicht schnell absorbiert oder beseitigt sein.

Und wie sollten diese Bretonen, Kelten, Waliser und Iren u.s.w. dazu kommen, sich als artverwandt mit Germanen oder gar mit uns Deutschen zu fühlen?»

Hitler schaute ihn ungläubig an und fragte: «Woher kennen Sie denn die englischen Verhältnisse so gut?»

«Ich habe in England mehrere Jahre studiert und wissenschaftlich gearbeitet.»

Da Hitler schwieg, fuhr er fort: «Und drittens hat sich England ein Empire zusammengebracht, mit dem es die stärkste Weltmacht überhaupt geworden ist. Die Interessen Englands liegen einzig und allein auf dem Gebiete des Schutzes und der Erhaltung dieser Weltmacht. Germanische Gefühle und Sentimentalitäten, – sofern sie überhaupt da wären –, können diesen Interessen Englands nur hinderlich und störend sein. England *muss* eher mit seinem Empire *gegen* die ‚germanischen‘ Staaten, und da kommt ja eigentlich nur Deutschland in Frage, stehen, als *mit* den Germanen gegebenenfalls gegen das Empire.

Und die andern nordischen Staaten hängen mehr von dem seebeherrschenden England ab, als von Deutschland. Sie sind deshalb England-gebunden und vertreten den gleichen Standpunkt wie England.

Ein germanischer Gemeinschaftsgeist ist also schlechthin nicht denkbar. Darauf zu hoffen oder gar zu bauen, ist eine Utopie.»

Diese Ausführungen waren mir ebenso interessant wie überraschend, zumal sie die voreingenommene Auffassung Hitlers England gegenüber so schroff angriffen. Der Mann war ein Realpolitiker. Ich hätte ihn gern auf unsere Liste als Aussenpolitiker gesetzt. Aber als ich einmal später nach ihm fragte, war er wieder vom Museum fortgekommen. Er soll nur kurz, offenbar als Assistent, dort tätig gewesen und dann nach Amerika zu einer Universität gegangen sein.

Besonders bedeutsam erschienen mir die sprachlichen Ausführungen. Es war mir noch nie zum Bewusstsein gekommen, dass in der seltsamen Tatsache der Übersetzungsunmöglichkeit des Wortes «germanisch» häufig Irrtümer begründet liegen können und besonders die Ansicht der Engländer und Amerikaner, wir Deutsche seien arrogant und strebten nach der Weltherrschaft, – während doch eigentlich in Wirklichkeit genau das Gegenteil der Fall ist. Aber ich merkte, dass auch Hitler diese ganzen Ausführungen mit Interesse zur Kenntnis genommen hatte.

Bei der weiteren Besichtigung machte uns unser Führer darauf aufmerksam, wie weitverbreitet das Hakenkreuz sei. «Wir finden es nicht nur in den Überlieferungen der alten Germanen, auf die man es wahrscheinlich mit Recht zurückführt. Denn es muss wohl das nordische Sonnenrad sein, mit 4 Speichen aber nichtdurchgehendem Radkranz, die Vorstufe des richtigen, gewöhnlichen Wagen-Rades. Sondern wir finden es auch in Russland, in der Ukraine, in Kleinasien, – heute wird es dort noch in Persertepiche eingeknüpft, – im vorderen Asien überhaupt bis hinein nach Indien, und dann treffen wir es im alten Ägypten an, und später auch in Kreta und in Griechenland.»

«Haben Sie hier eine Übersicht über den indogermanischen Sprachstamm, oder die Verwandtheiten der indogermanischen Sprachen?», fragte Hitler.

«Wir haben nur Werke darüber, aber keine Tabellen. Nur eine Karte zeigt die Länder, die zu diesem Sprachgebiet gehören.»

Er führte uns dahin. Die Karte war nur allgemein. Aber Hitler sagte:

«Wenn man die Karte der nordischen Wanderungen, der indogermanischen Sprachgebiete, des Hakenkreuzes und anderer Gemeinsamkeiten einmal richtig zusammenfas-

sen und Jahrtausend- und später Jahrhunderteweise geschichtlich, soweit es das Forschungsergebnis erlaubt, darstellen würde, dann könnte vielleicht ein Weltbild entstehen, das einen vieles verstehen liesse, was heute unverständlich ist. –

Haben Sie darüber eine Vorstellung, von welchen Völkern die Sage von den Riesen überliefert ist?»

Der Museumsdirektor schaute Hitler etwas verwundert an und verneinte.

«Aber eine Karte, wie weit die letzte Eiszeit auf der nördlichen Erdhälfte nach Süden vordrang und jedes menschliche Leben ausschloss, die habe ich vorhin gesehen. Gehen wir noch einmal dahin.»

Der Direktor führte uns zu dieser Karte, auf der in grossen Bogenlinien aufgezeichnet war, welche Grenzen das ewige Eis und die kalte sowie die gemässigte Zone im Verlauf der gesamten Glacial-Periode nach den bisherigen Forschungsergebnissen vermutlich umfasst haben. Die Linie des ewigen Eises verlief von der Küste von Irland durch Südengland hindurch etwa zur Rheinmündung und dann schräg durch Deutschland zu den Karpaten, um dann ziemlich weit nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres bleibend, sich im Ural und im mittleren Sibirien zu verlieren.

Ich hatte das Gefühl, dass Hitler die Schlappe, die er durch diese Entgegnung erlitten hatte, dadurch wieder ausgleichen wollte, dass er etwas Neues brachte, das auf ganz anderm Gebiet lag.

Hitler führte, indem er auf die Karte wies, etwa Folgendes aus:

«Wir können nicht wissen, wieviel Jahrtausende es her sind, dass es auf unserer Erde so aussah. Hier steht 30 bis 50'000 Jahre. Vielleicht sind es nur 15 bis 20'000. Aber eines wissen wir: dass vor dieser Eiszeit die warme und gemässigte Zone wesentlich weiter nördlich lag, vielleicht so ähnlich wie es augenblicklich ist. Und dass wiederum vorher schon einmal eine Eiszeit war, und wahrscheinlich mehrere, viele. Ein Professor der Geologie, von dem ich mir vor einem Jahr einen Vortrag halten liess über den Stand der geologischen Erforschung des Aufbaus der Erdkruste, meinte, dass bereits 7 Eisperioden nachweisbar seien und dass man wohl mit ihrer periodischen Wiederkehr rechnen müsse.

Diese Annahme leuchtete mir ein. Denn alles auf der Welt unterliegt einem periodischen Wechsel. Die Atomforschung sogar ergab, wie ich vor kurzem las, dass das Atom aus einem Kern besteht, der von Elektronen umkreist wird. Und das Verhältnis von Grösse und Entfernung wird vermutet etwa wie das zwischen Sonne und Erde, wobei die Erde einem solchen Elektron entspräche. – Natürlich sind Ursprung und Zusammenhänge ganz verschieden und überhaupt nicht irgendwie zu vergleichen.

Aber warum soll nicht auch die Sonne mit ihrem Planetensystem irgendwie im Weltall kreisen um irgendeinen Kern, einen Mittelpunkt, oder einen Brennpunkt. Ich glaube, es wäre ein sinnloseres Unterfangen, das Gegenteil anzunehmen, als für's erste zu glauben, dass es so sei. Im Übrigen sagte mir neulich der Direktor des Planetariums in München, dass darüber gar kein Zweifel sei, dass das Sonnensystem sich durch das Weltall bewege.

Wie die Erde in ihrem Lauf um die Sonne durch die Ellipsenform ihrer Laufbahn und die Stellung der Erdachse Winter und Sommer erlebt, warum sollte nicht auch die Sonne mit ihren Planeten in ihrem Lauf um den Punkt x in wärmere und kältere Regionen kommen? Auch hier bin ich der Ansicht, dass es natürlicher ist, dies als wahrscheinlich vorauszusetzen, als anzunehmen, dass die Wärme- und Lichtverhältnisse überall im Weltall gleich seien. Oder glaubt etwa jemand, dass zum Beispiel der Orionnebel seine die Sonnenwärme 100 und 1'000 mal übersteigende Eigenhitze *nicht* in seine weiteste Umgebung hinausstrahlt, so dass es in der dortigen Gegend des Weltalls wärmer sein *muss* als zum Beispiel, wo wir zur Zeit sind.

Und da wir überall in der Natur und im Leben Kreis- oder Ellipsenläufe beobachten, so sollten wir auch bei unserm Sonnensystem einen Kreis- oder Ellipsenlauf annehmen, so dass also die kälteren und wärmeren Perioden in gewissen Zeitabständen immer wiederkehren. Das bedeutet für uns Erdenbewohner den steten Wechsel zwischen Eiszeiten und wärmeren Zeiten, in etwa immer gleichen Zeitabschnitten. Wie weit sie auseinanderliegen, kann die Astronomie vielleicht noch nicht berechnen. Aber vielleicht müsste es die Geologie feststellen können. Ihre Annahmen sind sehr schwankend. Meines Erachtens kann die Spanne nicht so gross sein, wie hier angenommen wird. Denn wir können aus den Rückwirkungen, die die Eiszeiten auf die menschlichen Bewohner der Erde ausüben, ebenfalls in gewissem Umfang auf die Länge der Perioden schliessen.

Wenn nun das Sonnensystem und damit auch die Erde in solchen Eiszeitperioden lebt, und wenn wir uns die Karte ansehen, so heisst das, dass wir uns augenblicklich gerade in einer Zwischenperiode befinden müssen. Und genau so, wie die Menschen am Anfang dieser Zwischenperiode aus den nach dieser Karte noch eisfreien Gebieten nach Norden gewandert sind, so sind vorher, als die Eiszeit hereinbrach, die Menschen vor dem Druck der Kälte nach Süden ausgewichen.

Das geschah nicht mit Möbelwagen und in planmässigen Wanderungen. Denn dieser Druck dauerte Jahrtausende und wurde zu keiner Zeit von einem lebenden Wesen mit Bewusstsein empfunden. –

Da und dort gelang es offenbar bei der letzten Eiszeit oder auch bei früheren Eiszeiten nicht allen Menschen, fortzukommen. Sie hafteten vielleicht zu lange an der Scholle und dann kamen sie beispielsweise nicht mehr über die Alpen hinweg. Sie wurden von der Eiszeit überrollt. Immer länger dauerte ihr Winter, immer primitiver wurde ihr Leben, ihre Häuser und Hütten hielten der Witterung nicht stand, sie mussten Höhlen aufsuchen, in denen sie immer tierähnlicher vegetierten und sich fortpflanzten. Ihre Kultur und ihre Zivilisation ging verloren, einfachste Werkzeuge und Jagdwaffen blieben ihre Ausrüstung, und so sanken sie allmählich, soweit sie nicht ausstarben, auf den niedrigsten Stand der menschlichen Lebensmöglichkeit zurück.

Erst als nach Jahrtausenden Eis und Kälte wieder zurückwichen, erwachte in ihnen das Menschentum neu. Erst aus Steinen machten sie sich neue Werkzeuge, dann fanden sie Erze und nutzten sie für ihre Zwecke. Aber wenn nun heute ein Zufall einem Forscher vergönnt, eine solche Höhle aufzufinden, oder gar im Neandertal einen alten Schädel zu entdecken, der die Form eines zurückentwickelten Menschentyps aufweist, dann wird gelehrt: das seien unsere Vorfahren! Noch vor 5'000 Jahren hätten sie in der

„Steinzeit“ gelebt und ähnliches. Aber dass sie 30'000 Jahre vorher vielleicht schon eine hohe Kultur hatten, deren Ausstrahlung wir später im Orient und in Ägypten wiederfinden, darauf kommt niemand, daran würde auch niemand glauben, und die Wissenschaft es sicherlich auch ablehnen, da sie es nicht beweisen kann! Mir kann sie aber das Gegenteil auch nicht beweisen!»

Wir hatten beide aufmerksam zugehört, und als Hitler schwieg, wussten wir wohl beide nichts Richtiges zu sagen. Der Museumsmann meinte: «Eine völlig neue abersehreinleuchtende Darlegung!» Und ich fragte nach einer Weile: «Sie sprachen vorhin von Riesen? Was haben diese mit dieser Theorie zu tun?»

«Wollen wir nicht rüber gehen ins Hotel», antwortete Hitler. «Es wird bald dunkel hier und drüben können wir sitzen.»

Er hatte recht. Wir standen dauernd vor der Karte, die wir an sich nun auch im Kopfe hatten. So gingen wir nach Hause und Hitler lud unsern Führer ein, sein Gast zu sein. Da wir zu Mittag nichts gegessen hatten, bestellten wir gleich Abendbrot mit Eiern, gekochtem Schinken, Butter und Brot. Dazu tranken wir Tee, zu dem der Gast und ich Rum nahmen.

Während des Essens fuhr Hitler mit der Entwicklung seiner Gedanken fort:

«Welche ungeheuren Wanderungen müssen es gewesen sein, die jene Bewohner im Norden Europas und Asiens, der wahrscheinlich auch geographisch anders aussah als heute, im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende durchgeführt haben. Welche Kämpfe müssen stattgefunden haben, wenn Stämme sich entschlossen, sich nach Süden auszu dehnen, da ihnen von Norden her die zunehmende Kälte drohte. In solchen Zeitläuften entstehen den Völkern meistens auch grosse Führer, die mit ihren hellschauenden Erkenntnissen und Vorahnungen der Entwicklung gelegentlich weit vorausseilen. So könnte ich mir vorstellen, dass eine grosse Persönlichkeit mit gewaltiger Heeresmacht einmal in das ausgedehnte, jetzt russische Gebiet hineingebrochen ist, sozusagen, um seinen Stämmen und Völkern für die nächsten Jahrhunderte Quartier zu machen.

Ich bin nicht genügend in der Geschichte der ältesten also eigentlich vorgeschichtlichen Zeit bewandert, um auf das oder jenes hinweisen zu können, was solche Gedanken unterstützen würde. Dass aber oben im nördlichen Russland und in Sibirien noch Ruinen gewaltiger Kulturepochen unter Wäldern und Schutt begraben liegen, haben mancherlei Forschungen der Vergangenheit und zufällige Funde erwiesen. Und dass nordische Menschen weit heruntergezogen sind und gesiedelt haben, bis an die Gestade des Schwarzen Meeres, ja auch am Kaspischen Meer vorbei dorthin, wo wir später noch einmal das Reich der Meder erleben, das erweisen die blonden Typen mit blauen Augen und weisser Hautfarbe in Weissrussland, in der Ukraine und sogar südlich des Kaukasus. Ein Zweig dieser langsam nach Süden vorkriechenden nordischen Invasion wurde offenbar auch nach Südwesten in die enger werdenden Räume Mittel- und Westeuropas hineingedrängt, der dann an den Alpen und an den Pyrenäen seine letzte Schranke fand.

Nichts lässt sich zur Zeit noch beweisen. Ich weiss es. Aber es *muss* so gewesen sein. Es war gar nicht anders möglich.

Und diese nordischen Menschen, denen die Erinnerung an ihre Vorzeit längst verschwunden war, trugen in sich nur noch eins: ihre Göttervorstellung, ihre Sehnsucht,

und ihre ethische Lebenseinstellung und Lebenshaltung. In Sagen und Gesängen wurden sie weitergepflanzt, in Zeichen und bildlichen Darstellungen wurden sie überliefert. Die Idee, dass die Sonne als eine Gottheit dargestellt wird, die mit feurigen Rossen auf einem Wagen um die Erde herumfährt, kann nur aus dem Norden stammen. Nur dort rollt die Sonne am Kreis des Horizonts entlang, nur dort kann eine solche Vorstellung geboren werden. Und dasselbe betrifft auch das Hakenkreuz. Es ist das Sonnenrad, das von Osten nach Westen, also links nach rechts um die menschlich bewohnte Erdfläche herumrollt. Deshalb empfinden Sie es auch stets sofort als falsch, wenn die Haken des Kreuzes nach rechts schauen statt nach links [sic].

Wo man den Sonnengott in einem Wagen darstellt, und wo wir dieses Hakenkreuz als Symbol verwendet finden, können wir vermuten, dass Norden gelebt haben, nachdem sie durch die Eiszeit aus ihrer Heimat nach dem Süden vertrieben worden waren.

Zur Ruhe gekommen, endgültig zur Ruhe gekommen, sind diese Völker nie. Mögen sie auch einmal 1000, 2000 Jahre lang irgendwo gegessen haben. Von irgendwo her kam immer wieder einmal ein Druck, auch nachdem der Vormarsch des Eises zum Halten gekommen war. Damit mögen vielleicht auch die ganzen Völkerbewegungen Zusammenhängen, die in die ältesten Anfänge unserer geschichtlichen Erkenntnisse hineinreichen.

Es muss deshalb angenommen werden, dass die nordischen Unruhestifter auch nicht beliebt waren. Besonders da sie an Gestalt grösser waren wie die Südländer, kräftiger und, wie es bei Eroberern immer ist, kampfbereiter. Und so kann man es sich durchaus erklären, dass bei allen Völkern, die einmal die Invasion dieser Norden erlebt haben, die Sage von den schrecklichen Riesen aufkam, die die eingeborenen Südländer zur Fronarbeit und zu allen möglichen Diensten gezwungen haben, ausser zum Heeresdienst und zur Jagd, die sie sich selber vorbehalten. Die Militaristen der vorgeschichtlichen Zeit! Deshalb fragte ich vorhin darnach, ob einmal festgestellt worden ist, bei welchen Völkern es die Sage von den Riesen gibt.

Beim Volke Israel kennen wir ja aus der Bibel die Geschichte von David und dem Riesen Goliath. Sie ist natürlich symbolisch. Aber zugleich typisch. Gegen den kraft seiner grösseren Gewalt auf seine Fäuste sich verlassenden Norden nimmt David ein Hilfswerkzeug, dessen Erfindung seinem klugen Sinn entsprungen ist, die Schleuder, die er aus sicherem Hinterhalt verwendet.

Im ganzen Vorderen Orient, gerade da, wo die letzten Ausläufer der grossen Südwanderung hinkamen, sass die semitische Völkerfamilie. Eine Aversion der Semiten gegen die Norden ist deshalb durchaus verständlich.

Wir sind leicht geneigt zu glauben, dass die Abneigung von uns den Juden gegenüber einseitig sei. In der Natur ist so etwas/e einseitig. Die Norden sind den Juden ebenso unsympathisch, wie es umgekehrt der Fall ist. Nur ist der Jude, solange er die Macht *nicht* hat, so klug und lässt es sich nicht anmerken. *Wenn* er sie aber einmal in die Hand bekommt, dann macht er aus seiner Abneigung keinen Hehl mehr, und seine Abneigung kann sich leicht zu fanatischem Hass und zu sadistischen Handlungen steigern, die ihn

allerdings dann auch denen offenbaren, die bis dahin diese Erkenntnisse nicht gehabt hatten.

Aber zurück zu unseren Betrachtungen. Gehen wir in unseren Forschungen weiter, für die wir leider immer nur ganz geringe Anhaltspunkte haben – die Wissenschaft würde meine Gedankengänge mit Recht ‚unwissenschaftlich‘ nennen – so könnte man darauf kommen, dass besonders kühne, entschlossene und unternehmende Norden sogar noch weiter nach Süden und nach Südosten zogen, nämlich hinein nach Ägypten und hinüber über den Euphrat und den Tigris bis nach Indien.

Wiederum weist uns das Hakenkreuz diesen Weg. Aber hier beginnen bereits auch andere Momente, Aufklärung zu geben. Der indogermanische Sprachstamm, die Geschichte der Geometrie, die Geschichte der Astronomie, die Errichtung von Baudenkmalern, der Ahnenkult und alles mögliche andere.

Wenn jedenfalls Norden bis Charthum und Äthiopien vorgedrungen sind, sowie bis zum Persischen Golf und bis Indien, dann haben sie bestimmt dort die Führung in die Hand genommen. Welche Bedeutung es für die grosse Geschichtserkenntnis haben würde, wenn hierfür Nachweise gebracht werden könnten, brauche ich wohl nicht auszuführen. Aber der Turmbau zu Babel, der Bau der Pyramiden und die Errichtung gotischer Dome, alle mit dem gleichen Streben gen Himmel, nach einem Kontakt mit der Unendlichkeit, nach grandioser Gestaltung, deren Beendigung in keinem Fall innerhalb eines Menschenlebens möglich war, sind Parallelen, die ihresgleichen bei den Völkern Vorderasiens und Ägyptens zu keiner Zeit und in keiner Form gefunden haben.

Bessere Anhaltspunkte für diese ungeheure Bewegung bis zum Äquator hinunter treten erst noch bei der Rückentwicklung in Erscheinung. Als Sonnensystem und Erde aus der winterlichen Epoche ihrer Kreiswanderung durch das Weltall herauskamen, und als die zunehmende Wärme auch auf der Erde die Vereisung zurückgehen liess, nahm zugleich auch die Erwärmung vom Äquator aus wieder zu. Die gemässigten Klimate wurden tropisch, die kalten Zonen bekamen ein gemässigttes Klima.

Der Reichtum Ägyptens schrumpfte immer mehr auf die vom Nil aus zu bewässerten schmalen Flächen beiderseits des Flusses zusammen. Die fetten Prärien Arabiens dorrtten aus und wurden allmählich zur Wüste, die hochkultivierten Gestade des südlichen Mittelmeeres wurden immer mehr vom Sand der Sahara eingedeckt und eingeengt.

Die nordischen Menschen, die sich wohl in gewissem Umfang an das südlichere, aber damals doch stets gemässigte Klima gewöhnt hatten, wichen vor der immer mehr zunehmenden tropischen Hitze aus, zumal Wachstum und Reichtum in gleichem Masse zurückgingen, und allmählich begann eine Rückwärtsbewegung nach Norden und die Wiedererstarkung der eingeborenen Völker und Rassen, deren Körperbau und deren ganze Lebenshaltung von alters her mehr dafür geeignet war, die tropische Sonne und Hitze zu ertragen.

Die Pharaonen verlegen ihren Herrschersitz von Charthum nach Memphis, die Nomaden Arabiens weichen in die Gebiete des Euphrat und Tigris aus, wo sie zunächst in babylonische Gefangenschaft kommen. Namen wie Nebuchadnezar, Cyrus, Croesus und Darius I. sind Meilensteine in dieser nunmehr bereits geschichtlich gewordenen

Entwicklung. Die Perser stossen bis zum Kaukasus und östlich des Kaspischen Meeres nach Norden vor, sie überschreiten den Hellespont und dringen im Balkan ein, nach Griechenland vorstossend, wo aber bereits einige Jahrhunderte vorher die aus Ägypten zurückgedrängten nordischen Reste feste Bollwerke errichtet und bezogen hatten.

Denn von Memphis-Kairo aus können wir nun im letzten Jahrtausend vor Christus das Herüberwechseln der im innersten Ursprung nordischen kulturellen Führungsschicht über Kreta und die ägäischen Inseln zur kleinasiatischen Küste und nach Griechenland verfolgen, einige Jahrhunderte später dann über Sizilien nach Rom und über Thessalien nach Thrazien, wo Philipp von Mazedonien ein neues Reich errichtet, das erstmalig nun auch mit Völkerstämmen in Berührung kommt, die wohl *auch* nordischen Ursprungs waren, aber die Eiszeit an den Grenzen der kalten Regionen überdauert hatten.

Betrachten wir die griechischen Bauwerke! Allein schon den Gedanken einer Akropolis! *Nie* vor dieser Epoche der nordischen Rückwanderung und nie nachher sind solche Denkmäler höchster Kultur auf den Felsenhöhen bei den grossen Städten gebaut worden! Und auch der Baustil selbst, das verwendete Material, die künstlerische Ausgestaltung blieben dieser Epoche allein vorbehalten. Auch Gräber finden wir nur aus dieser Zeit. Nur der Norde kannte den Ahnenkult. Die semitischen Völker und die Eingeborenstämme des östlichen Mittelmeerraumes haben nie die Stätten ihrer Toten gepflegt, vorher nicht und nachher nicht.

Diesen Weg der Rückwanderung können wir auch besonders nachweisen in der Entwicklung der geometrischen und astronomischen Wissenschaft. Die ägyptischen Kenntnisse kamen über Kreta nach Griechenland und Syrakus und erlebten ihre für die damalige Zeit höchste Vervollkommnung durch die grossen griechischen Philosophen und Mathematiker.

Noch einmal drohte Griechenland der erdrückende Vormarsch der nach Norden und Nordwesten strebenden Massen des persischen Vorderasiens. Da entstand der Kultur der Antike und damit Europas ein Retter in dem erst 20jährigen Sohn des Königs Philipp von Mazedonien: in Alexander dem Grossen. Erzogen und in den ersten Jahren begleitet von einem der grössten Philosophen der Welt, Aristoteles, kämpfte er erst seinen Rücken frei, indem er die griechischen Demokratien, die seinem Gedankenflug zu folgen nicht in der Lage waren, niederwarf, um sich dann gegen die persische Grossmacht nach Osten zu wenden. In einem gigantischen Siegeszug, bei dem ungeheure persönliche Tapferkeit mit überlegener Klugheit sich paarten, warf er die kleinasiatischen Satrapien nieder, dann vernichtete er 333 vor Christus das grosse Heer Darius III. in der Schlacht von Issus. Im Anschluss daran drang er vor in die wilden Gebirge östlich des Kaspischen Meeres, um bald darauf wieder vor Babylon zu erscheinen und diese Stadt sowie die Kulturzentrale der vorderasiatischen Welt, Susa, überraschend in Besitz zu nehmen.

Dann aber vermählte er die griechische Kultur mit dem persischen Grossreich und beseitigte damit endgültig die asiatische Gefahr, die dieser Kultur und ihren Völkern gedroht hatte.

Inzwischen hatte im westlichen Mittelmeerraum die nordische Rückwanderung von Rom aus mit der Schaffung eines neuen Imperiums begonnen, das durch Julius Cäsar und seine Nachfolger seine Vollendung erfuhr.

Wenn Sie die Standbilder eines Cäsar, eines Augustus, aber auch eines Cicero und vorher noch eines Sokrates ansehen, – ich frage Sie, – haben diese Köpfe irgendeine Ähnlichkeit mit den eingesessenen Bewohnern Italiens oder Griechenlands? Könnten sie nicht vielmehr heute unverändert, vielleicht nur im Frack, im preussischen Herrenhaus oder im englischen Oberhaus sitzen? Nein, *das waren keine Eingeborenen*, das waren die letzten grossen Rückwanderer nordischen Blutes nach der Epoche der letzten Eiszeit.

Die Rückwanderung nach Norden lässt sich dann aber noch weiterverfolgen. Einige Generationen später sehen wir bereits einen römischen Kaiser in Trier, von wo aus Jahrhunderte lang das westliche Europa regiert wird. Und im Jahre 800 nach Christus wird, – wieder etwas weiter nördlich, – Karl der Grosse in Aachen zum Kaiser gekrönt, zum ‚römischen Kaiser deutscher Nation!‘ –

Das waren 20 Jahrtausende nordischer Geschichte. Ich sage *nicht* mehr: germani-

scher Geschichte. Ein Engländer könnte glauben, ich wollte Nebuchadnezar und die ägyptischen Pharaonen als deutsche Volksgenossen in Anspruch nehmen.

Aber 50 sehe *ich* den Ablauf der Geschichte, – wenn er auch ungeschichtlich sein mag. Und aus dieser Erkenntnis heraus erwachsen auch meine heutigen Aufgaben und Ziele.»

Hitler mochte eine Stunde lang gesprochen haben. Wir hatten beide mit immer größerem Erstaunen zugehört. Wie er jetzt aufhörte, klang es in meinen Ohren und in meinem Kopf fort, wie wenn Hitler noch weiterspräche.

Auch der Gast sass still und beinahe wie erschlagen am Tisch und schaute vor sich hin. Endlich brach er das Schweigen und sagte:

«Herr Hitler. Den grössten Professoren und Forschern der ganzen Welt müssten Sie diesen Vortrag halten. Und dann müssten diese hinausgesandt werden, überall da hin, wo erforscht und erwiesen werden kann, *dass* es so ist, wie Sie es sehen, wie Sie es dargestellt haben, so erstmalig, so absolut neu.»

«Das wird erst möglich sein», entgegnete Hitler, «wenn wir so etwas Ähnliches wie die Kaiser-Wilhelm-Akademie auch für alle andern Gebiete des Wissens und der Forschung haben. Aber vielleicht bleibt auch diese Gründung *uns* vorbehalten.»

Damit stand er auf und verabschiedete sich von seinem Gast. Da auch ich aufs Zimmer gehen wollte, gingen wir alle drei auseinander. Aber *num* glaubte ich, den Schlüssel gefunden zu haben für das Gebiet, auf dem ich den Fehler der Hitlerschen Ansichten von gestern zu finden hoffte. Als ich auf mein Zimmer kam, kehrte die Erinnerung an den Autounfall vom Morgen zurück. Und damit auch gleich Schmerzen und Kopfbrummen. Trotzdem sass ich noch lange auf, um festzuhalten, was gesprochen war, und um meinen eigenen Feldzugsplan zu schmieden.

20. Wie man Hitler beeinflusste – Gespräch über die «Judenfrage», Russland und England

Hitler stand fast stets erst verhältnismässig spät auf, da er vor zwei Uhr nie zu Bett ging und dann auch noch häufig längere Zeit las. Meistens frühstückte er zwischen neun und zehn Uhr morgens auf seinem Zimmer, und Schaub war immer zu seiner Verfügung, um Besorgungen zu machen, Telefongespräche zu führen, und letzten Endes auch für Hitler zu packen. Deshalb wandte man sich an Schaub, wenn Hess nicht da war, um sich bei Hitler anmelden zu lassen, oder wenn man etwas von ihm wollte.

Schaub war ein getreuer Diener seines Herrn. Im tiefsten Grunde von anständiger Gesinnung und an politischen und wissenschaftlichen Dingen uninteressiert. Wenn man erreichen wollte, dass Hitler irgendetwas bestimmt las, dann gab oder schickte man es an Schaub. Er prüfte nicht den Inhalt, sondern nur den, der ihm das Schriftstück oder die Zeitung gab oder zugesandt hatte. Und dann legte er das Betreffende auf Hitlers Nachttisch, und dann konnte man gewiss sein, dass Hitler es vor dem Einschlafen las. Schaub war sich der Verantwortung, die er dabei trug, vollkommen klar. Denn auch er kannte seinen Herrn und wusste, dass er damit nicht nur ihm, sondern auch der Sache diene.

Wie vieles hätte sich verhindern oder korrigieren lassen, wenn die späteren Mitarbeiter und Minister es ebenso gemacht hätten!

Es ist nicht eine Absonderlichkeit, dass solche Wege und Mittel bei Hitler von Bedeutung waren. Das ist bei allen grossen Männern und besonders bei Menschen höchsten Ranges und höchster Verantwortung genauso. Viele haben feste Berater. Sind das starke Persönlichkeiten, wie z.B. Bismarck, dann reissen sie Arbeit, Entschlüsse und Verantwortung an sich. Sind sie schwach, dann werden sie Werkzeuge von Hintermännern, wobei sich meist nicht die Besten, sondern die Aufdringlichsten oder gar egoistische Familiencliquen durchsetzen. Und der wirklich Verantwortliche wird dann falsch beraten und falsch unterrichtet.

Von beiden Möglichkeiten wollte sich Hitler freimachen. Er wollte selbst urteilen und sich selbst entschliessen, und er fühlte sich auch stark genug dazu. Es ist auch nicht so, dass Hitler sich nicht etwas hätte sagen lassen. Er liebte allerdings keine Belehrung, wenn andre dabei waren, ausser vielleicht Hess und Schaub. Insbesondere hasste er es, wenn man ihn im Beisein anderer in eine Zwangslage versetzte. Da konnte er die Fassung verlieren! Dann tobte er manchmal wie ein Tiger, der sich plötzlich in einen Käfig eingesperrt sieht und die Stangen des Käfigs zu zerbrechen sucht. Und diese Käfigstangen sind die Männer, die ihn in die Zwangslage versetzt hatten.

Wenn jemand mit einer Persönlichkeit wie Hitler zusammenarbeiten will, muss er diese Eigenschaften Hitlers kennen. Auch die Minister Wilhelms II. und Wilhelms I. wie auch Napoleons und des alten Fritzen hatten ihre hohen Herren genau studiert und richteten sich nach ihren Sonderheiten. Das ist nicht notwendig mit Rücksicht auf die persönliche Karriere, sondern mit Rücksicht auf das Volk! Wer schon die Ehre hat, in eine Position berufen zu sein, in der er nicht für sich, sondern für das Volk arbeitet, der muss auch bereit sein, stets denjenigen Weg zu gehen, der für die Sache und für das Volk der zweckdienlichste ist.

Wenn ausserdem jemand, gerade wie Hitler später, den ganzen Tag über mit so mannigfaltigen und stets wichtigen Dingen und Fragen beschäftigt ist, wobei ein Minister oder Besucher den andern nur einfach ablöst, stundenlang hintereinander, dannfann der Betreffende doch gar nicht mehr zum Nachdenken kommen! Und wenn er dabei auch noch häufig von sich widersprechenden Männern teils aus Torheit, teils aus Dienstfertigkeit und teils aus Absicht und Gemeinheit falsch orientiert wird und fehlerhafte Unterlagen bekommt, dann findet er mit der Zeit überhaupt keinen Ausweg mehr aus der Wirrnis dessen, was er gedanklich gar nicht mehr verarbeiten kann.

Ein Hitler fühlt sich dann eben wiederum in jenem Tigerkäfig und rüttelt wütend an den Eisenstäben. Und er zerbricht sie dann auch mit übermenschlicher Kraft, diese Eisenstäbe, das heisst die Männer, von denen er glaubt, dass sie die Schuldigen seien. Und dabei kann es dazu kommen, dass seine nächsten Mitarbeiter, wie z.B. Röhm, oder von ihm sonst hochgeschätzte Menschen wie Pfeffer oder später Generaloberst von Fritsch¹ von seiner Seite weichen müssen.

Wenn er aber nachts, wenn er wirklich zur Ruhe gehen will, wobei er stets sowieso etwas lesen möchte, einen Brief oder eine kurze Denkschrift oder einen Zeitungsartikel auf seinem Nachttisch vorfindet, dann *hat* er die Ruhe, sich mit der Sache zu befassen. Wir haben häufig erlebt, dass er am andern Morgen in der betreffenden Angelegenheit wie umgewandelt war, da er sie sich nachts ungestört hatte überlegen können.

Noch schlimmer ist es, wenn Hitler die Empfindung hat, dass jemand oder eine ganze Gruppe gegen ihn arbeitet. Auch dafür sind die Fälle Röhm und Fritsch, sowie auch Stennes, klare Beispiele.

Ich habe mir manchmal die Frage vorgelegt, ob es richtiger ist im Interesse des Volkes, für oder gegen Hitler zu arbeiten. Immer wieder bin ich zum Ergebnis gekommen, jemand, der berufen ist, mit einer solch einmaligen Persönlichkeit wie Hitler zusammenzuarbeiten, ein Verbrecher am Volke ist, wenn *er gegen* ihn arbeitet. Sondern er musste seine Aufgabe darin sehen, Hitler zu leiten, ihm die eigene Ansicht vorzutragen, ihm die Unterlagen, die er braucht, zuzuführen, und dann mit ihm gemeinsam die so unendlich bedeutungsvollen Probleme der Gegenwart zum Nutzen des deutschen Volkes und zum Segen der Menschheit zu lösen.

Sensible Naturen wie Hitler haben ein sehr feines und untrügliches Empfinden dafür, ob jemand innerlich mit ihm oder gegen ihn arbeiten will. Dabei braucht es noch gar nicht zur Tat gekommen zu sein. Angesichts der sonst bei Hitler so geringen Begabung für Menschenbeurteilung wird er sich dann nicht darüber klar, wo die Abneigung oder die Ablehnung bei dem Betreffenden liegt oder worauf sie begründet ist. Und deshalb

ist Hitler dem Betreffenden vorsichtig gegenüber. Er sagt ihm nicht alles, was er ihm vielleicht sagen müsste, ja er benutzt sogar Ausflüchte, die der andere als Unehrlichkeit empfindet. Und dadurch wird eine schon vorhandene Abneigung noch grösser.

Ein Mann, der mit Hitler nicht arbeiten konnte oder einsah, dass eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich ist, musste den Entschluss fassen, ihm das zu sagen und zu begründen, und dann zu gehen. *Gegen* ihn arbeiten, wäre ein Beweis, nicht wert zu sein, *mit* ihm arbeiten zu dürfen.

So liess ich an jenem Morgen etwa neun Uhr durch Schaub anfragen, wann ich zu Hitler kommen könne, um ihm etwas vorzutragen. Hitler rief mich gleich selbst am Telefon an und sagte: «Kommen Sie doch zum Frühstück zu mir, neun Uhr fünfzehn oder neun Uhr dreissig.» Ich hatte zwar schon gefrühstückt, aber ich sagte auf neun Uhr dreissig zu.

«Bringen Sie was Neues?», fragte Hitler, nachdem wir uns begrüsst hatten.

«Neue Nachrichten, nein. Aber alles, was Sie gestern und vorgestern erzählt und entwickelt haben, hat mich auf neue Gedanken gebracht. Das Weltbild, das ich bisher vor mir sah, ist wesentlich verändert, es ist klarer geworden, und dadurch sind auch einzelne Gedanken klarer bei mir geworden als vielleicht bisher. Und darüber, wollte ich bitten, Ihnen einiges vortragen zu können.»

«Natürlich», sagte er. «Ich rede doch solche Sachen nicht dahin, damit sie geredet sind, obgleich ich mir dadurch jedesmal auch selber wieder klarer über die Zusammenhänge und die Folgerungen daraus für uns werde. Sie wissen ja, dass ich immer wieder sage, dass man aus der Weltgeschichte lernen muss. Hegel sagt zwar irgendwo, dass man aus der Weltgeschichte in erster Linie lernen könne, dass man nie etwas aus ihr gelernt hat. Und da hat er auch wirklich recht. Aber ich glaube, diejenigen, die daraus hätten lernen sollen, kannten sie gar nicht und waren viel zu wenig in ihre Geheimnisse eingedrungen.»

Weltgeschichte besteht für viele Menschen, aber auch für die meisten Lehrer auf den Schulen, aus den Daten von Kriegen und Schlachten und aus den Namen von Friedensschlüssen und Königen. Das kommt mir so vor, wie wenn jemand glaubt, das Wesen und die Zusammenhänge der höheren Mathematik erfassen zu können, indem er die Logarithmentafeln von Gauss auswendig lernt.

Aber *Sie* wollten sprechen. Bitte.»

Und so begann ich denn.

«Zwei Fragenkomplexe haben mich nach Ihren Erörterungen gestern und vorgestern am meisten beschäftigt: die Judenfrage und die englische Frage. Beide Fragen sind vielleicht für uns einmal Kernprobleme der inneren und der Aussenpolitik.

Wenn es auch zwei völlig verschiedene Probleme sind, so haben sie in ihrer Behandlung meines Erachtens doch so viele Parallelen, dass wir bei ihnen letzten Endes zu denselben Schlüssen und Ergebnissen kommen müssen.

Sie sprachen vom jüdischen Bolschewismus und sehen in ihm die primäre Gefahr. Ich möchte das Jüdische vom Bolschewismus trennen. Wohl sind die Führer der Bolschewiken am Anfang fast sämtlichst Juden gewesen und auch bis jetzt besteht noch ein grosser Prozentsatz von ihnen aus Juden.

Als Sie den Vergleich vom Juden als Schmarotzerwesen zum Efeu machten, legten Sie dar, dass Schmarotzerpflanzen einen Baum überwuchern und zu Fall bringen können, den sie dann aufzehren. In Russland war dieser Baum das Zarentum mit dem gesamten Grossgrundbesitz und der in grossem Umfang nicht einmal slawischen Oberschicht. Dieser Baum ist zu Fall gebracht. Er liegt. Und die Schmarotzer sind über ihn hergefallen, um seinen Leichnam auszufleddern und aufzufressen.

Aber es geschah etwas Unerwartetes. Aus dem Zusammenbruch des Zarenreiches entstanden junge, neue Völker! Lebenskräftige, gesunde, ungeschwächte Menschen wurden ihres Volkstums und ihrer Befreiung bewusst. Wohl sahen sie die Juden überall an die Stelle ihrer früheren Herren treten. Aber der neue Freiheitsgedanke und die alt eingewurzelte Abneigung gegen das Judentum können eigentlich nach jeder vernünftigen Logik nicht zulassen, dass das Judentum auch die Achtung und die unbedingte Anerkennung wie die vorangegangene Herrenschaft geniesst. Denn es entstand ein völlig neues und in seiner Ursprünglichkeit zwingendes Volksbewusstsein. Mit ungeheurer Dynamik drängte der slawische Mensch vorwärts. Volksschulen wurden überall eingerichtet und der Russe wird wissend gemacht und sehend. Mittel- und Hochschulen entstanden in den städtischen Zentren, und wo es an eigenen Lehrkräften fehlte, wurden Fremde nach Russland hereingeholt. Es werden keine zwei Jahrzehnte mehr vergehen, und ein neues russisches Volk wird an die Stelle der vom Zarismus planmässig dumm gehaltenen Masse getreten sein.

Nach Ihrer Theorie ist das aber kein Feld für Schmarotzer! Auch die gesamten sozialistischen Ideen verhindern eine schmarotzerhafte Ausnutzung anderer Menschen. Das Judentum wird daher in Russland entweder ein grosses Pogrom erleben, das seine Reihen dezimieren wird, oder es räumt das Feld und wuchert anderswohin, wo mehr Modergeruch ist.

Wir werden es also in spätestens 20 bis 30 Jahren nicht mehr mit einem jüdischen Bolschewismus zu tun haben, sondern mit einem in hoher Entwicklung begriffenen wahrscheinlich judenfreien russischen Volk.

Gleichzeitig wird beim Bolschewismus die Idee des Leichenfleddertums verschwinden und es tritt an seine Stelle ein starker Aufbauwille, von dessen Wucht wir uns nur manchmal eine kleine Vorstellung machen können, wenn wir mit jemandem sprechen, dem es gelang, drüben etwas mehr hineinzuschauen.

Wir brauchen nicht einzugreifen, um diese Entwicklung zu fördern. Die Weltgeschichte geht ihren Gang mit und ohne unser Zutun. Wir brauchen nur abzuwarten. Aber wir müssen verhindern, dass der grosse Strom der aus Russland herausdrängenden Juden, der in nicht allzuferner Zeit einsetzen kann, sich nicht auf uns, also auf Deutschland, ergiesst. Und damit komme ich zugleich auf die deutsche Judenfrage.

Sie ist zugleich, wie ich schon sagte, eine innen- wie eine aussenpolitische Frage. Denn die Juden der ganzen Welt bilden ein Volk. Sie decken und helfen sich gegenseitig und hängen mit unzähligen Fäden der Verwandtschaft und des Blutes untereinander zusammen. Da der Jude in den sogenannten Demokratien Englands und Amerikas, diesen Tarnorganisationen jüdischer Oberherrschaft, die Macht in Händen hat, wird er den ganzen Einfluss dieser Staaten und Völker aufzubringen in der Lage sein, um Massnahmen zu verhindern, die irgendwo in der Welt gegen Juden getroffen werden. Er wird also auch gegen Sowjetrussland auftreten und seine Demokratien-Völker einsetzen, sobald dort antijüdische Tendenzen in Erscheinung treten. Es kann sein, dass Stalin sich darüber ebenfalls klar ist und deshalb völlig bewusst das Judentum in Russland noch so lange hält, bis er innerlich und militärisch stark genug ist, um einer Drohung der jüdischen Demokratien mit Ruhe entgegensehen zu können.

Wir befinden uns also da gegebenenfalls mit Russland auf derselben Front.

Denn *etwas* muss bei uns geschehen, um das völlige Überwuchern der gestürzten deutschen Eiche zu verhindern und ihre Wiederaufrichtung zu ermöglichen. Und wenn meine Gedanken über Sowjetrussland richtig sind, dann besteht ja auch kein Grund, damit zu warten. Die notwendigen Massnahmen lassen sich allerdings auch in einer solchen Form durchführen, dass ein Eingreifen des Weltjudentums gar nicht zu erwarten ist.

Die deutschen Juden, ich meine also die seit längeren Jahrzehnten und vielleicht auch Jahrhunderten in Deutschland lebenden Juden, haben meist das Zwei-Kinder-System. Viele haben nur ein Kind, viele gar keine Kinder. Wenn nicht der Zuzug der Ostjuden wäre, so würde das Judentum in Deutschland wahrscheinlich längst fast ausgestorben sein. Wenn es uns also möglich ist, die Judeneinwanderung zu verhindern, dann kann das Judentum in Deutschland eigentlich keine Gefahr bedeuten.

Diese Verhinderung oder Beschränkung der Einwanderung ist aber ohne Weiteres möglich. Solche Gesetze gibt es auch in einzelnen Staaten von Nordamerika, sowie in England, in Neuseeland und anderen Ländern, die deshalb durchaus noch nicht als jüdenfeindlich gebrandmarkt werden.

Eine Fortpflanzung des jüdischen Volkes durch Verheiratung mit Deutschen ist ebenfalls ungefährlich. Mischehen ersten Grades sind schon häufig kinderlos, meistens bleiben aber *die Kinder* aus solchen Ehen ohne Nachkommen. Und wenn auch in einzelnen Fällen, mögen es sogar 10'000, 20'000 sein, die Fortpflanzung glückt, so wäre es doch ein sehr schlechtes Zeichen für die Kraft des deutschen Blutes und des Volkes, wenn die jüdischen Überbleibsel nicht absorbiert und unwirksam gemacht werden könnten.

Biologisch sehe ich also keine Judengefahr für Deutschland, sobald die Judeneinwanderung gesperrt ist. Aber das sicherste Mittel, um für alle Zukunft ein Überhandnehmen des Judentums zu verhindern, ist eine Stärkung der inneren Abwehrkräfte des deutschen Volkes gegen das jüdische Schmarotzergift. Dazu gehört eine bessere und gesündere Erziehung der Jugend, als sie bisher üblich war, und die Beseitigung jeglicher Zerfallserscheinung, der Unmoral, der Sittenlosigkeit, der Korruptionsmöglichkeit und der kulturellen Zersetzung im deutschen Volke. Wo Ordnung herrscht und strenge Sitte, so sagten Sie vorgestern selbst, da fühlt sich der Jude nicht wohl, da bleibt er nicht. Und wenn einer bleibt, so beweist er damit, dass auch er Ordnung liebt und sich damit in deutsche Sitte und Auffassung fügt. Ihn können wir dann ruhig als Deutschen aufnehmen. Eine gesunde Jugend ist dann für die Zukunft gefeit gegen Verführung und Irrungen, und sie wird sich selber weiter erziehen und rein halten von allem, was welsch und schmutzig ist.

Was die Brechung der augenblicklichen Machtstellung der Juden in Deutschland anbelangt, so brauchen wir da keine Sorge zu haben. Denn die Erhebung, die der Tag mit sich bringt, an dem der Reichspräsident Ihnen aufgrund des durch die Wahlen gefällten Votums des deutschen Volkes das Kanzleramt überträgt und damit unserer Partei die Möglichkeit gibt, ihre Programmpunkte in die Tat umzusetzen, wird so gewaltig sein, dass das Judentum ganz von selbst von seiner Machtstellung zurückweicht und sich der neuen Ordnung fügt. Durch Gesetze wäre dann zu regeln, dass gewisse Ämter und Staatsstellen nur Persönlichkeiten übertragen werden können, die deutschen Blutes sind, und dass im deutschen Kulturleben die deutsche Kulturauffassung, deutsche Art, deutsche Kunst und Musik und deutsche Menschen ausschlaggebend sein müssen. Das Übrige kann der neuen gesunden Erziehung der Jugend überlassen werden und der neuen Wirtschaftsstruktur, über die ich Ihnen bereits einmal Vortrag gehalten habe. Im Übrigen kann der Jude meines Erachtens unbehelligt bleiben. Im Gegenteil, es wird Aufgabe von Staat und Wirtschaft sein, seine besonderen Fähigkeiten und Eigenschaften nutzbringend der Allgemeinheit dienstbar zu machen.

Kein Mensch, kein Volk, kein Staat kann dann irgendwie Einspruch erheben und wird es auch nicht tun. Höchstens können unsere Massnahmen bei einigen noch gesunden und zukunftsreichen Völkern Nachahmung finden.»

Da ich einen Augenblick schwieg, senkte Hitler seinen Blick kurz nach unten. Er kniff die Lippen zusammen und machte mit dem Arm eine Bewegung, wie wenn er einen Strich unter etwas ziehen wollte. Aber er sagte nichts, sondern schaute mich dann wieder an. Deshalb fuhr ich fort:

«Was England anbelangt, so waren mir die Bemerkungen unseres gestrigen Führers im Museum insofern von grosser Bedeutung, als sie sich mit meiner Auffassung vollkommen decken. England empfindet keine germanische oder nordische Verpflichtung. Denn es ist bis auf wenige gebliebenen Merkmale und einen Teil der Bevölkerung, besonders in Schottland, kein nordischer Staat mehr.

Die weitverzweigten Interessen Englands in der ganzen Welt haben die nordischen Empfindungen längst den Notwendigkeiten des Imperiums weichen lassen.

England kann keine überstarke Macht in Europa dulden, gleichgültig, ob es die Macht Ludwigs XIV. oder Napoleons oder Bismarcks oder Wilhelms II. ist. Es wird auch kein überstarkes nationalsozialistisches Deutschland dulden. Das kann und darf uns natürlich nicht hindern, unsere Lebensrechte und unsere Lebensnotwendigkeiten zu fordern und zu sichern. Hierfür erscheint mir der Weg, den Piłsudski Ihnen vor einiger Zeit vorgeschlagen hat, der einzig wahre und richtige. Er deckt sich auch völlig mit meinen wirtschaftspolitischen Gedanken.

Aber England wird uns diesen Weg zu verlegen versuchen, ebenso wie Frankreich vor kurzem den Plan des Dr. Curtius² nicht genehmigt hat, mit Österreich eine Zollunion zu bilden. Und England hat die Mittel, das zu versuchen und auch zu erreichen. Wollten wir uns dagegen durch eine militärische Aufrüstung sichern, so hätte das zur Folge, dass England nur noch schneller handelt. Dazu ist es jederzeit in der Lage, da es durch die Loge sämtliche Regierungen der Staaten um uns herum in der Hand hat: Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn, Österreich und die Tschechoslowakei. Nur auf Russland ist es ohne Einfluss.

Es gibt deshalb für uns nur einen einzigen Verbündeten in Europa, mit dem zusammenzugehen für uns den Frieden mit England bedeuten würde: Russland. Mit ihm können wir aber, wie bereits ausgeführt, erst zusammengehen, wenn es beginnt, die internationalen Tendenzen des Bolschewismus fallenzulassen und sich von der jüdischen Vormundschaft zu befreien, also nach 10 bis 20 Jahren.

So lange müssen wir die Zeit hinhalten, so lange können wir aber auch für uns selber Zeit nehmen, für unsre innenpolitische, wirtschaftspolitische und sozialpolitische Erneuerung. Und diese politischen Massnahmen werden uns gerade in den Augen unserer Nachbarn, ringsherum, und in den Augen Russlands allmählich zu Freunden machen. Denn wir werden gerade diejenigen Probleme lösen, unter denen auch sie alle leiden. 10 bis 20 Jahre brauchen wir aber ebenfalls dafür! Man kann die Grundlagen für eine neue Weltanschauung nicht in wenigen Jahren legen, man kann einem Volk neue Erkenntnisse nicht mit dem Nürnberger Trichter einflössen. Sie müssen erst geweckt werden, wach werden und dann wachsen und sich entwickeln. Und wir selber brauchen ja auch noch Jahre, um unseren Ideen Form und Gestalt zu geben.

10 bis 20 Jahre Aufbau! Und dann Anlehnung mit dem Rücken an das ungeheure russische Reich, das inzwischen ebenfalls Form und Gestalt gewonnen hat und vielleicht stark von unseren Ideen befruchtet werden könnte! Dann wird der Augenblick gekommen sein, England die Hand hinzustrecken. Denn dann werden wir von Westen her nicht mehr zu überwinden sein. Wenn wir dann Ihre grossen Gedanken einer Einigung mit England verfolgen, dann wird man uns mit frohen Armen empfangen und uns unsere Kolonien wiedergeben; man wird uns auch wieder Schiffe und Flugzeuge bauen lassen, weil man den Frieden mit uns sucht, ebenso wie auch wir ihn mit den andern haben wollen.»

Hitler schaute ernst vor sich hin, als ich geendet hatte. Auch er schwieg und stand auf, um im Zimmer hin und her zu gehen. Dann blieb er vor mir stehen und sagte mit ruhiger Stimme:

«Wagener. Wir werden nicht so lange Zeit haben. Wir können nicht 20 Jahre lang laviieren zwischen England und Russland.»

«England laviert seit Jahrhunderten! Das ist ja gerade seine Überlegenheit und das Geheimnis seiner Macht!»

«Aber England ist nunmehr seit Jahrhunderten eine Weltmacht [erwiderte Hitler], und wir fangen erst wieder an, den Kopf hoch zu nehmen. Wir *müssen* versuchen, England zu gewinnen.»

«Wir *werden* es gewinnen, wenn es fühlt, dass wir Russland die Hand reichen wollen!»

«Dann wollen Sie Russland betrügen?»

«Nein, Herr Hitler. Ich will keinen betrügen. Denn beide brauchen uns oder können uns brauchen; und auch wir brauchen beide.»

«England hat drei Feinde auf der Welt [sagte Hitler], das ist Russland, Amerika und Japan. Das weiss es, das muss es wissen. Und deshalb wird es bereit sein, mit uns zu gehen, wenn wir ihm erst wert erscheinen, mit uns Verträge zu machen.»

«Russland wird erst in 20 Jahren Englands Feind sein können [antwortete Wagener]. Amerika kann es sich noch nicht leisten, als Feind Englands aufzutreten. Denn zur wirtschaftlichen Eroberung der Welt braucht es die alleinige Seeherrschaft. Und die macht ihm England zunächst noch mit Erfolg streitig. Und Japan ist nicht nur Feind Englands, sondern auch Amerikas. Vielleicht könnte die gemeinsame Feindschaft gerade geeignet sein, diese beiden Staaten zur gemeinsamen Haltung Japan gegenüber zusammenzuführen.»

«Dann stehen wir erst recht zwischen zwei Welten, die übermächtig anwachsen [antwortete Hitler]. Und wenn wir uns dann entscheiden wollen, dann werden wir wahrscheinlich zwischen zwei Stühlen sitzen.»

«70 Millionen Deutsche sind zu viel [sagte Wagener], als dass sie nicht abwarten könnten und von beiden Welten mit Interesse verfolgt würden. Und unsere sozialpolitischen und sozialwirtschaftlichen Ideen sind zu stark, als dass sie nicht in beiden Welten Widerhall finden müssten. *Wir* brauchen keine ‚Komm. Intern.‘, um die arbeitenden Massen der Welt für uns zu gewinnen. Die Richtigkeit unserer Massnahmen und ihre Erfolge werden unserem Sozialismus den Weg bahnen und damit eine zur Tat schreitende feindliche Einstellung der in den westlichen Demokratien immer noch führenden liberalistischen Kreise verhindern.»

Da sagte Hitler:

«Wagener. Ich bewundere England. Ich bewundere seine klare und weitsichtige Politik. Ich liebe England als ein Brudervolk und auch die Ausführungen des Museumsmannes gestern haben daran nichts geändert.

Warum sollte es nicht möglich sein, dass man sich verständigt, auch ohne ein 1866!

Wenn *wir nichts* unternehmen, was die englischen Interessen stören könnte, nichts unterlassen, um England diesen Willen von uns klarzumachen, dann muss es gelingen, dieses Land, das die grössten Politiker und Diplomaten der Welt stets besessen hat, von dem zu überzeugen, was ja doch eigentlich auf der Hand liegt:

Die Meere der Welt brauchen eine Polizei, die Ordnung hält, eine Macht, die Ordnung erzwingen kann. Sie ist England, soll England sein und soll England bleiben. Und *wir* brauchen Raum für unsere Menschen und bilden ohne diesen Raum stets eine Bedrohung für die andern, politisch und wirtschaftspolitisch. Denn um die Menschen in unsern engen Grenzen ernähren zu können, müssen wir exportieren, um die uns fehlenden Lebensmittel dagegen einzutauschen, und zwar exportieren um jeden Preis! Haben wir aber Raum, so entfällt dieser Zwang und wir brauchen nicht mehr die Wirtschaftsinteressen Englands und Amerikas zu stören. Wo gibt es da einen Punkt, der Englands Interessen zuwider wäre? Freie Hand im Osten für uns bedeutet den endgültigen Frieden auf der Welt. Und dafür können wir bereit sein, auf unsere alten Kolonien und auf eine Kriegsflotte zu verzichten.

Dann würden England und Deutschland zusammen die Garanten von Ruhe und Ordnung auf der Welt sein. Was der Völkerbund nicht erreichte, und was auch jede andere Föderation, selbst wenn sie noch so sehr ausgeklügelt ist, nie erreichen kann, das kann ein Brudervertrag zwischen England und Deutschland erreichen.

Das ist das aussenpolitische Ziel, das mir vorschwebt und für das ich kämpfen möchte.»

Damit schloss Hitler unsere Unterhaltung ab, die mir als eine der bedeutsamsten erschien, die ich je mit ihm gehabt habe. Seine Linie England gegenüber und sein Glaube an England waren so kristallklar, dass eine Erwiderung nicht möglich war. Und doch empfand ich, dass eine innere Unwahrheit und eine Selbsttäuschung in dieser offenbar heiligen Überzeugung Hitlers lag.

Wie häussg hatte Hitler zum Ausdruck gebracht, dass wir in einem weltgeschichtlichen Umbruch lebten, einer Wandlung vom Individualismus zum Sozialismus, vom Ich-Sinn zum Wir-Sinn, vom liberalistischen Eigenrecht des Einzelnen zur gebundenen Verpflichtung und Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber. England ist nun aber der typische Vertreter des Liberalismus und Individualismus, Russland der des Sozialismus, wenn auch noch in einer törichten und extremen Form.

Wenn die grosse Grundidee Hitlers richtig ist, dann läuft die Entwicklung der Welt von der englischen Einstellung zur russischen, – die natürlich einer Läuterung bedarf, wie wir sie in unsern eigenen sozialistischen Ideen pflanzen. Dann wäre es falsch, sich an den Vertreter der untergehenden Idee zu klammern. Vielmehr muss der Blick nach der neuen, der kommenden Welt gerichtet sein! Die Weltgeschichte geht ihren Lauf, unwandelbar, wie der Lauf der Sterne. Grosse Persönlichkeiten haben in der Geschichte immer nur dann Erfolg gehabt und ihre Grösse erwiesen, wenn sie sich an die Spitze der natürlichen Entwicklung gestellt haben, wo sie die Fahne der neuen Weltanschauung entfalteten und voraustrugen in der Richtung, in der die Entwicklung sowieso ging. Wer aber gegen diese Richtung marschierte, wurde noch stets

von der Entwicklung überwunden, niedergewalzt und zertreten, und neben ihm sind meistens auch alle die gefallen, die mit ihm marschierten.

Denn *gegen* die natürliche Entwicklung kämpfen ist eine Sünde wider den Geist.

Es schien mir unverständlich, dass ein Genius wie Hitler einen solchen grundsätzlichen Fehler machen sollte. Es musste da irgendeine vorgefasste Meinung vorliegen oder eine völlig andersartige Bindung, die mir aber wiederum nicht vorstellbar war. Ich war entschlossen, bei nächster Gelegenheit mit Hitler erneut auf dieses Thema zu sprechen zu kommen.

Wir verabschiedeten uns, und Hitler sagte mir, dass er nun zum Gau gehe, um Streicher dort zu sprechen. Ich brauche nicht mitzukommen. Er wolle ihm sagen, dass die Aufgabe seines «Stürmers» nunmehr sei: das deutsche Volk und die deutsche Jugend abwehrstark zu machen gegen die zersetzenden Einflüsse des Judentums. Die Methoden der Juden könnten dabei geschildert werden, gehässige Angriffe sollten unterlassen werden. Keine Aufreizung zum Judenhass, keine erniedrigenden Angriffe, aber eine klare Hervorhebung der Bedeutung der Erkenntnis jüdischer Art und der jüdischen Gefahr.

Als ich auf meinem Zimmer war, hatte ich die Überzeugung, dass ich wenigstens auf diesem Gebiet einen Erfolg errungen hatte. Aussenpolitisch standen zwei Ansichten gegenüber, deren Annäherung nicht möglich erschien, da die Prämissen verschieden waren. Nur die eine *oder* die andere konnte siegen.

21. Begegnung mit Streicher – Hitler lehnt Auslandsreisen ab Fortsetzung der wirtschaftspolitischen Gespräche

Am Abend kam Hess mit Schreck und dem andern Wagen nach Nürnberg. Der Vertreter von Daimler-Benz, Herr Härlin, hatte alles aufgeboten, um den Wagen, der sich gerade in der Werkstatt befand, in Ordnung zu bringen.

Hess brachte gleichzeitig Nachricht mit, dass mehrere Gauleiter in München angekommen seien, die Hitler über eine Verschärfung der Arbeitslosenfrage Vortrag halten wollten. Ausserdem seien aus Berlin Berichte gekommen, dass die Regierung beabsichtige, die S.A. zu verbieten.

Hitler entschloss sich deshalb, die sowieso gestörte Reise nach Berlin aufzugeben und am nächsten Tag mit dem Wagen nach München zurückzukehren.

Am Abend sassen wir noch mit Streicher zusammen, der sich verabschieden wollte, da er von unserer Abreise gehört hatte. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, ihn etwas näher kennenzulernen.

Er schien mir nicht unsympathisch. Er war ein sturer Kerl, der nun einmal auf seinem Antisemitismus herumritt und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Juden, wie er es nannte, zu entlarven. Wenn man planmässig alle Untaten sammelt, die von Juden begangen wurden, wenn man den Zynismus aufdeckt, mit dem ein Jude häufig handelt und mit dem auch planmässig von einer zweifellos vorhandenen jüdischen Zentrale aus gehandelt wird, wenn man die Tausende und Abertausende von Selbstmorden, die deutsche Menschen begangen haben, weil sie von Juden geschröpft, enteignet und in Zinsknechtschaft genommen worden waren, betrachtet, und dann die reich gewordenen Juden und ihre Weiber sieht, wie sie den gestohlenen Schmuck und die durch den Schweiss und das Blut ihrer Opfer erworbenen Juwelen an ihren schmutzigen Fingern und an ihren feisten Händen tragen, dann kann man die Einstellung Streichers verstehen.

Aber eine solche Einstellung kann und darf nicht ausschlaggebend für die politischen Entschlüsse sein. Nicht Rache, sondern Abstellung und Verhinderung ist die Aufgabe der Führung eines Volkes! Darüber war sich aber nunmehr offenbar auch Streicher klar.

«Ich wollte», sagte er, «diesen Juden, diesem Schmarotzervolk nur die Schafsmaske vom teuflischen Gesicht reissen. Das deutsche Volk muss lernen, sich durch diese Maske nicht mehr täuschen zu lassen. Den Juden erkennen, ist bereits die halbe Abwehr. Deshalb versucht der Jude ja auch immer, zu verhindern, dass er erkannt wird. In der Bibel kommt das schon mehrfach zum Ausdruck. Bei der Flucht aus Sodom und Gomorrha, so steht geschrieben, waren sie des Todes, wenn sie ‚erkannt‘ wurden. Das

Nichterkanntwerden spielt bei ihnen eine grosse Rolle. Ein Beweis für ihr schlechtes Gewissen. Nicht umsonst suchen sie Einheitshüte, Einheitsbrillen, ja selbst Einheitsanzüge einzuführen! Weil ein Judenschädel so tief zwischen den hochgezogenen jüdischen Schultern steckt, wird eingeführt, dass auch die andern diese hässlichen hohen Schultern haben müssen. In allen Röcken und Mänteln und besonders in Damenkleidern und Blusen werden die Schultern planmässig durch Watte und andere Einlagen erhöht. Und dann reden die jüdischen Konfektionäre ihren Kunden ein, das sei Mode, ja es sei schön! Und die dummen Menschen, die Deutschen wie die Franzosen und die Engländer und selbstverständlich erst recht die Amerikaner, glauben das auch pflichtschuldigst und finden es mit der Zeit tatsächlich selber schön. Dabei ahnen sie nicht, dass sie diese krankhafte Verhöhnung ihrer von Gott ihnen geschenkten edlen arischen Figur nur auf sich nehmen müssen, damit der Jude nicht so leicht auf den ersten Blick gleich sogar von hinten erkannt wird!.»

Streicher ist ein Fanatiker. Und in seinem Fanatismus geht er manchmal zu weit. Da das sexuelle Problem beim Juden eine grosse Rolle spielt, sucht Streicher in seinem «Stürmer» auch die Bedeutung dieser Frage zum Ausdruck zu bringen, obwohl sie sich nicht für eine Zeitung eignet, die auch die Jugend in die Hand bekommt. «Aber», so sagte er weiter: «der jedem Schmarotzerwesen eigene Sadismus kommt natürlich nicht nur im langsamen wirtschaftlichen Ausblutenlassen eines Opfers in Frage, sondern auch in der sexuellen Gefügigmachung, von der Abscheulichkeit eines Ritualmordes, der wohl sonst von der Judenschaft im Allgemeinen abgelehnt wird, gar nicht zu sprechen.»

«Wir dürfen jetzt nicht mehr zu weit gehen», warf Hitler da ein. «Es wäre falsch, Einzelfälle hässlicher Art, die von Verbrechenaturen verübt wurden, zu verallgemeinern. Auch besteht die Gefahr, dass mit der Absicht der Aufklärung eine Atmosphäre geschaffen wird, die von Ihnen vielleicht gar nicht gewollt war, die aber im gegebenen Augenblick zu Exzessen führen kann, deren politische Folgen das ganze deutsche Volk zu tragen hat.»

Streicher führte nicht, wie manche andern Gauleiter es nach der Machtergreifung taten, ein Herrenleben. Er vermied sogar jeden Aufwand. Er blieb noch lange in seiner Schullehrer-Wohnung, als längst eine gewisse Repräsentation von ihm hätte gefordert werden müssen. Er machte nichts aus sich und wollte auch nichts aus sich machen. Aber es fehlte ihm doch die ethische Grundlage, um dasjenige Mass halten zu können, das für ihn notwendig und von Hitler auch von ihm gefordert war.

Als er sich verabschiedet hatte, sassen wir noch einige Zeit zusammen, zeitunglesend und ab und zu plaudernd.

Als wir gerade über die richtige Beurteilung der Auslandsverhältnisse sprachen, sagte ich zu Hitler:

«Sie haben so viel gelesen und einen so tiefen Einblick in die Weltgeschichte genommen, dass nun eigentlich unbedingt dazugehört, dass Sie die Welt selbst einmal kennenlernen. Sie kennen nur Ihre engere Heimat, Wien und München und ausserdem die deutschen Städte und Gaue. Aber selbst von den deutschen Menschen kennen Sie doch schon nur einen speziellen Ausschnitt, und das Ausland ist Ihnen fremd.

Wenn ein Soldat einen Angriff ausführen soll oder überhaupt irgendein Unternehmen, dann studiert er wohl die Karte und seinen Gegner, aber das Wertvollste ist dann zuletzt ausserdem noch der persönliche Blick in das Kampfgelände. Vergisst er diesen, dann kann ihm passieren, dass seine Karte Fehler hatte oder seine Orientierung falsch war. Hätte er sich das Gelände angesehen, und wenn es noch so kurz war, dann hätte er vielleicht einen ganz anderen Entschluss gefasst.

Deshalb müssen Sie sich dazu entschliessen, das Ausland kennenzulernen. *Jetzt* geht es noch. Heute können Sie noch als Privatmann reisen und sich anschauen, was S/e sehen wollen. Von Jahr zu Jahr wird das schwieriger. Und sind Sie erst gar irgendwie in der Regierung, dann geht es überhaupt nicht mehr.

Dann müssen Sie sich auf Schilderungen und Darstellungen verlassen, die Ihnen andere geben, Leute, denen vielleicht jede Vorstellungsgabe und tiefere Erkenntnis fehlt. Und Sie selbst sind nicht in der Lage zu beurteilen, ob das stimmen kann, was man Ihnen vorträgt, ja Sie können sich nicht einmal ein Bild davon machen, was einer Ihnen eigentlich sagen möchte.»

«Wagener. Das ist alles gut und schön. Und ich gebe Ihnen völlig recht. Aber Sie hörten ja gerade von Hess, wie gespannt dauernd die Lage ist. Glauben Sie mir: Wenn unsere Gegner wüssten, dass ich z.B. irgendwo in Frankreich bin, dann würden sie meine Abwesenheit benutzen, um zu einem Schlage auszuholen.»

«Aber so gross ist die Welt nicht, dass Sie nicht innerhalb von 24 oder 48 Stunden zurück sein könnten. Und so schnell ist eine demokratische Regierung sowieso nicht von Entschluss.»

«Wohl. Aber ich habe auch das Gefühl, dass ich nicht das Recht habe, eine Vergnügungsreise zu machen, während das Volk, während meine Anhänger arbeitslos und in Not sind.»

«Das hilft nichts, Herr Hitler. Erstens ist das keine Vergnügungsreise, und ausserdem werden die Parteigenossen die Notwendigkeit für Sie, die Nachbarländer und Völker kennenzulernen, durchaus verstehen. Ausserdem braucht es ja nicht unbedingt überall breitgetreten zu werden.»

«Dafür sorgen schon unsere politischen Gegner!»

«Und trotzdem. Der Blick ins Kampfgelände, militärisch gesprochen, ist Ihre Pflicht! Sie darf nicht versäumt werden. Wie wollen Sie aus der Weltgeschichte lernen, ohne die Welt selbst zu kennen?»

Hitler sah das wohl ein. Er wollte auch gern mal hinaus. Es war auch nicht die Befürchtung, dass während seiner Abwesenheit etwas passieren könnte, die ihn abhielt. Diesen Grund schob er nur vor. Sondern es war bei ihm zweifellos ein gewisser Unsicherheitskomplex. Er konnte keine fremden Sprachen sprechen, er liebte keine fremden Hotels oder Gegenden, er mochte überhaupt keine ihm unbekannt fremden Verhältnisse, er scheute sich vor einem Parkett, das er nicht gewohnt war, und er befürchtete wohl, sich bei einer solchen Reise ins Schlepptau eines andern begeben zu müssen, von

dem er während dieser Zeit abhängig war. Das aber empfand er als Zwangslage! Und dagegen bäumte sich sein Inneres auf.

Ich habe es später noch mehrfach versucht, ihn auf Auslandsreisen mitzunehmen, die ich selber machte. Er suchte und fand immer Gründe, weshalb es gerade nicht ging.

Es war schade. Vieles wäre später vielleicht anders geworden, wenn er andere Länder kennengelernt, andere Gewohnheiten und Einstellungen gesehen, die Sprache, die Musik, den Lebensakkord anderer Völker gehört hätte. Und ein Mann wie Hitler hätte auf einer solchen Reise mehr gelernt und in sich aufgenommen, als ein anderer Mensch in jahrelangem Studium.

Es hat nicht sein sollen. Aber dieses Manko in seiner Vorbildung, besonders aber auch dieses unbedingte Schwächemoment in seinem Charakter, darf nicht übersehen werden. Es ist eine der Erklärungen für die unglückliche Wahl seiner späteren aussenpolitischen Berater.

Im Herbst 1930 fand noch einmal eine Besprechung über Wirtschaftsprobleme mit Hitler, Strasser und dem Münchner Gauleiter Adolf Wagner statt, sozusagen eine Fortsetzung meiner im Frühsommer begonnenen Vorträge.

Es folgt eine lange Ausführung über Wagens ökonomische Theorien, die vieles wiederholt, was schon vorher vorgetragen wurde. Neu ist die Empfehlung, dass die Gewinnbeteiligung im Verhältnis zur geleisteten Arbeit erfolgen müsse. Höchstgrenze solle der Lohn eines Monats bilden. Gewinne darüber gingen an die betreffenden Berufsorganisationen. Diese seien dann imstande, die meisten sozialen Aufgaben vom Staat zu übernehmen, was diese bisher strittigen Aufgaben entpolitisieren würde. Um die Währung in Einklang mit dem System der «Besitzchrumpfung» zu bringen, empfiehlt Wager die Einführung einer Art «Schwundgeld», das einen gewissen Prozentsatz seines Wertes jedes Jahr verlieren würde. Durch die moderne Buchhaltung und Banktechnik sei dies ohne Weiteres möglich.

Als ich geendet hatte, dauerte es eine gewisse Zeit, bis Hitler dann das Wort ergriff und ausführte, dass die Ideen und Pläne zwar in einigen Punkten gewagt, aber so verführerisch seien, dass er, da er kein Fachmann sei, stutzig werde, dass man bisher nicht auf solche oder ähnliche Gedanken gekommen sei. Er müsse deshalb darüber natürlich noch andere Leute hören. Aber Aufgabe der neu einzurichtenden wirtschaftspolitischen Abteilung bei der Reichsleitung sei es, zunächst einmal diese Dinge ganz eingehend durchzudenken und zu Papier zu bringen. Er bitte aber erneut, und verpflichte besonders mich persönlich dazu, dass nichts von diesen Gedanken in die Aussenwelt dringe.

«Sind sie richtig und durchführbar, dann braucht sie niemand zu wissen, bevor wir an die Durchführung gehen können. Sind sie falsch oder undurchführbar, dann könnte uns ihr Bekanntwerden unendlichen Schaden zufügen. Denn man würde unsere Ziele als utopisch und uns selbst als Phantasten bezeichnen.

Ausserdem erkenne ich eines immer mehr, ich glaube, ich sagte es Ihnen damals schon: dass man solche Dinge überhaupt nur durchführen kann, wenn man die unbestrittene Macht im Staate hat, wenn keiner dreinreden und die Pläne verwässern kann, und wenn das gesamte Volk hinter einem steht, erfüllt von dem Glauben und der Überzeugung, dass das, was man macht, auch tatsächlich richtig ist und der Gesamtheit des Volkes dient.

Damit erscheint die Erringung der unbestrittenen Macht im Staate die Vorbedingung für die Durchführbarkeit aller Ihrer Pläne, wie auch vieler anderer politischer Aufgaben. In der Vorbereitung dazu, in der Arbeit dafür, im unablässigen Kampf um die Erweiterung unserer Bewegung mit dem Ziel, eines Tages als die stärkste Partei des Deutschen Volkes in den Reichstag einzuziehen, liegt unsere primäre Aufgabe. Seien Sie sich deshalb darüber klar, meine Herren, dass alles richtig ist und mit wachsender Energie betrieben werden muss, was uns diesem Ziele näherbringt, und dass alles unterlassen und verhindert werden muss, was uns den Weg zu diesem Ziel schwerer macht. *Wir müssen* dann, *wir müssen!* den Lohn für unsere Beharrlichkeit und Treue unserer Idee gegenüber finden. Dann werden wir aber auch die richtigen Männer haben, die solche Probleme zu beurteilen und in die Tat umzusetzen verstehen.»

Strasser schaute mich gross an. Beim Rausgehen sagte er zu mir: «Wagener. Waren Sie bei Göring? Ich habe erneute Veranlassung zu glauben, dass sich bei ihm ein feindliches Lager nicht nur gegen Sie, sondern auch gegen Ihre ganze Sozialpolitik bildet.» [...]

22. Das «Braune Haus» – Wagener wird rückwirkend Pg. – Hitler über Demokratie und Führerprinzip

Der Ausbau der Reichsleitung der N.S.D.A.P. nach dem Strasserschen Plane machte eine wesentliche Vergrößerung des Parteihauses erforderlich. In der Schellingstrasse war das nicht möglich. Hitler hatte auch den Wunsch, mit dem Parteihaus in eine etwas repräsentativere Gegend zu ziehen. Denn auswärtige Besucher, nicht nur z.B. der Gesandte Piłsudskis, sondern auch Deutsche, die bei einem Aufenthalt in München das Haus sehen wollten, in dem der bekannte Parteiführer Hitler mit seinen Mitarbeitern sass, konnten höchstens kopfschüttelnd und beschämt zur Seite schauen, wenn sie in der Schellingstrasse an dem schmalen, dreistöckigen Kleinwohnungshaus vorbeigingen, das die Zentrale dieser grossen Bewegung darstellte.

Die schönste und wertvollste Gegend in München war zweifellos die des alten Königsplatzes, der von jedem Fremden aufgesucht wurde, schon um die Propyläen oder die Kunstsammlungen zu besichtigen. Wenn dort in der Gegend ein grösseres Haus käuflich zu erwerben gewesen wäre, so würde das unbedingt zugleich auch eine Propaganda für die Partei bedeuten.

Und wirklich. Durch Vermittlung einer bekannten Münchener Familie gelang es, das Haus Nr. 5 in der Briennrstrasse zu kaufen, ein altes Patrizierhaus, das gleich am Eingang zu dieser Strasse vom Königsplatz aus als zweites Haus links lag. Es hatte einen grossen Garten, in dem Garagen und Unterkünfte für die Beratung und Verwaltung des Hauses gebaut werden konnten, ohne dass es die vordere Fassade und das gesamte Milieu störte. Das Haus selbst war ein Palais aus der Zeit Ludwigs I., das sich vorzüglich für die Zwecke der Arbeit wie der Repräsentation, wie auch eines Heimes einrichten liess¹.

Hitler machte die Pläne für den Umbau selbst. Wie er selber sagte, fühlte er sich zum ersten Mal in seinem Beruf als Architekt selbständig tätig. Ebenso machte er die Entwürfe für die Inneneinrichtung.

Im Parterrestock war zunächst die Ehrenhalle, eine weite Halle, wie sie in den alten Herrensitzen jener Zeit nach dem Vorbild italienischer Palazzis wohl überall zu finden ist und auch gerade in den Renaissance-Bauten der Briennerstrasse üblich war. Rechts ging es zum Obersten Parteigericht, also in die Räume des Major Buch. Die Einrichtung war ernst und geschmackvoll. Sie entsprach der Würde ihres Zweckes und man betrat die stillen und abgeschlossenen Räume unbedingt mit dem Gefühl frommer Scheu.

Links von der Halle ging es zu den Verwaltungsabteilungen, wo Bouhler und Schwarz residierten, der Geschäftsführer und der Schatzmeister der Partei.

Im ersten Stock im Flügel nach dem Königsplatz zu waren die Räume Hitlers. Das Eckzimmer war sein Arbeitszimmer. Davor ein kleinerer Vorraum, und noch davor das Arbeitszimmer von Hess. Im anderen Flügel lagen die Arbeitsräume der neu zu schaffenden Organisationsabteilung I, also Strassers mit einigen Unterabteilungen.

Nach der Gartenfront hin lag, fast die ganze Breite des Hauses einnehmend, der Senatorensaal. An ihm hatte Hitler mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Der ganze Saal war in verschiedenen Hölzern, worunter kaukasisch Nussbaum und Ebenholz eine besondere Rolle spielten, bis zur Decke getäfelt. Auch die Fenster waren in die Holzwand einbezogen und sollten nur zur Lüftung geöffnet werden. Auch die Decke war holzverkleidet und ein riesiger Bronzekronleuchter hing in der Mitte, um den sonst völlig dunklen Saal strahlend zu erleuchten.

Auf der Stirnseite des Saales, dem Eingang gegenüber, und auf den beiden Längsseiten waren im Ganzen 72 kirchenchorähnlich angeordnete Lehnstühle eingebaut, auf den Längsseiten zweireihig gegliedert, mit sattem gelbroten Saffianleder schwer gepolstert.

Der Fussboden des Saales bestand aus einem mit verschiedenen Hölzern kunstvoll eingelegten Parkett mit einem grossen Sonnenmuster in der Mitte, was den feierlichen Eindruck, den der Saal machte, noch verstärkte. [...]

Im zweiten Stock war in der Mitte der Vorderfront ein Besprechungszimmer, das vielleicht 50 Menschen an einem hufeisenförmig aufgestellten breiten Tafeltisch Platz bot. Von da aus ging es in mein Reich, das also über den Räumen Hitlers lag. Erst wollte Hitler einen Einmann-Lift bauen lassen, der sein Arbeitszimmer mit dem meinen verband. Er wollte die Möglichkeit haben, mit mir zusammenkommen zu können, ohne dass es andere sahen. Und ausserdem wollte er auch bei sich Menschen empfangen können, die nicht durch sein Vorzimmer kamen, und wiederum entlassen können, ohne dass sie den nächsten Besuchern in die Hände liefen. «Endlich», sagte er, «will auch ich einmal fliehen können, wenn ich einen nicht sprechen will, der mein Vorzimmer belagert.» Aber architektonische Schwierigkeiten verhinderten den Lift-Einbau.

Für Hierl, der im Allgemeinen bei sich zu Hause arbeiten wollte, war vorgesehen, dass er den Besprechungssaal benutzt, wenn er im Hause ist. Die übrigen Räume waren für die verschiedenen Abteilungen der wirtschafts- und sozialpolitischen Abteilung vorgesehen.

Der Kellerstock des Parteihauses war als Restaurant, als Schenke, ausgebaut. Einfach, mit glatten Holztischen, gemütlich, und für uns, die wir bis dahin meist in jenem kleinen Cafe oder in der Osteria gegessen und abends im «Schellingsalon» gesessen hatten, eine grosse Annehmlichkeit. Wir hatten jetzt ein wirkliches Heim, billig und ungestört, und konnten uns nun auch ab und zu mit Hitler zusammensetzen und uns unterhalten, was sonst nur auf Reisen möglich gewesen war. Da aber jeder Pg. Zutritt zu diesem Partei-Heim hatte, dauerte diese Freude nicht sehr lang.

Ein breiter Anbau, vom Keller zum ersten Stock durchgehend, bis unter den Senatorensaal, und in den Garten hinausgreifend, sollte die Parteikartei aufnehmen: Eine peinliche Arbeit, mühsam und zeitraubend, die jeden Pg. festhielt mit Nummer, eingehender

Lebensbeschreibung und Beurteilung. Ich habe Sinn und Zweck dieser Kartei nie verstanden. Sie war das Hauptwerk des Reichsschatzmeisters Schwarz. Aber da die Lebensbeschreibungen nicht immer richtig, die Beurteilungen aber entsprechend der Einstellung der Menschen, die sie abgaben, häufig falsch waren, erschien mir das Ganze als ein mehr kindliches Spiel, das allerdings sehr kostspielig war. Ich hatte immer die Empfindung, wenn von dieser Kartei gesprochen wurde, dass sie Rudimente jener ersten Parteibildung darstellte, bei der man sich freute, wenn die Mitgliederzahl sich erhöht hatte. Der Gesichtskreis jener alten Pgs. war nicht grösser geworden, nur die Zahl der Karteiblätter. Und sie hatten daran eine kindliche Freude. Der Genius, der eigentlich das Agens dieser Entwicklung war, war ihnen fremd, fremd auch der tiefste Inhalt seiner Ideen, die zu einer Lehre zu formen unsere Aufgabe war. Von ihr blieben sie völlig unberührt. In der breiten Masse des Volkes wurde mehr Nationalsozialismus empfunden, als in den Reihen jener alten Kämpfer, die in dieser Kartei den Beweis ihrer Bedeutung suchten.

Übrigens kam Schwarz, als er mir den Neubau zeigte, auf die Frage zu sprechen, dass ich ja eigentlich noch gar nicht Parteigenosse sei. Das stimmte. Ein S.A.Mann, auch ein S.A.Führer, brauchte nicht Pg. zu sein. Ich hatte aber auch noch nie an diese Frage gedacht. Kein Mensch hatte mich darauf angesprochen, und mir selbst war diese Registrierung bis dahin unbekannt gewesen.

«Ich werde Ihnen eine ganz alte Nummer geben, unter 100. Da ist gerade einer gestorben. Seine Nummer ist frei.»

«Nein», sagte ich. «Ich will am liebsten gar keine Nummer haben, keinesfalls aber die eines Gestorbenen. Sie sollten die Nummern der Toten ehren und mit einem Lorbeerkrantz umgeben, nicht aber an andere verleihen.»

«Aber es ist wichtig, dass die engsten Mitarbeiter Hitlers auch die ältesten Nummern haben», meinte Schwarz.

«Ich halte das für gleichgültig. Wichtiger ist, dass es die besten Köpfe sind. Und da wären alte Nummern vielleicht mit der Zeit belastend.»

Schwarz verstand mich Gott sei Dank nicht. Er schüttelte nur mit dem Kopf und sagte: «Wenn Sie nicht wollen. Aber unsere Nummern sind heute schon über 600'000. Dann bekommen Sie also eine solche.» Aber dann schüttelte er noch einmal mit dem Kopf: «Stabschef, und so eine hohe Nummer. Nein. Das widerspricht den Grundsätzen der Partei.»

«Aber nicht ihrer Aufgabe», fügte ich hinzu.

«Ich werde nachsehen, wann Sie hierhergekommen sind. Ich gebe Ihnen dann wenigstens eine Nummer aus dieser Zeit.»

So schloss Schwarz diese Unterhaltung ab und ich erhielt einige Tage später eine Aufnahmebestätigung in die Partei mit der Nummer 156...².

Da das neue Parteiheim bereits Ende 1930 bezogen werden konnte³, fanden noch mehrere Besprechungen mit Strasser statt, teils mit, teils ohne Hitler, die die Festlegung der Neueinteilung der Parteileitung zum Zweck hatten.

Es blieb im Allgemeinen bei dem Plan, wie er von Strasser schon im Sommer vorgeschlagen war. Strasser sollte Organisationsleiter I werden, also die gesamte Parteiorganisation unter sich haben.

«Ich sehe in der Parteiorganisation einen Mangel, ich möchte sagen, einen Fehler, wenn ich mir das erlauben darf», trug ich bei einer solchen Gelegenheit vor. «In der Partei ist es so, dass die Gauleiter ihre Kreisleiter ernennen, die Kreisleiter ihre Ortsgruppenleiter und Ortsgruppenleiter ihre Blockwarte, oder wie man sie gelegentlich nennt. Und ausserdem ernennt jeder für sich seine Mitarbeiter. Die Parteifunktionäre eines Gaus haben also lückenlos das Gesicht des Gauleiters, und ebenso ist es in den Kreisen und bei den Ortsgruppen. Auch die Nachzucht trägt das gleiche Gesicht.

Wenn unsere Gauleiter alle besondere Grössen wären, Persönlichkeiten, die eine Prüfung und eine Auswahl auf ihren Platz gesetzt hätte, dann würde das vielleicht unschädlich sein. Aber auch nur vielleicht! Kein Mensch ist so vollkommen, dass er nicht einen anderen, ja andere!, neben sich gebrauchen könnte, als Ratgeber, Helfer, und ausführende Organe, die eine eigene Ansicht haben, ihre eigene Einstellung, ihre Erfahrungen, ihre Kenntnisse. Nur so kommt ein Optimum heraus.

Wenn er sich diese Mitarbeiter aber selber aussucht, dann wird er, wenn er nicht ein besonderer Kerl ist, meist solche nehmen, von denen er weiss, dass sie seiner Ansicht sind, ihm keine Schwierigkeiten machen, seine Anweisungen völlig durchführen. Ist ein Gauleiter z.B. verärgert gegen die Lehrer, dann wird er Mitarbeiter bevorzugen, die die gleiche Einstellung haben. Hatte er im Leben einmal Grund, sich über Juristen zu beklagen, dann ist es leicht möglich, dass er bei der Auswahl seiner Umgebung besonders solche bevorzugt, die ebenfalls auf die Juristen schimpfen. Ist er streng katholisch, dann umgibt er sich mit Katholiken, ist er Sozialist, dann nimmt er nur Sozialisten in seinen Stab.

Aber auch das wäre noch nicht das Schlimmste. Ich sehe die grösste Gefahr in der Auswahl der Menschen, die für solche Zwecke zur Verfügung stehen! Wer hat denn Zeit, sich täglich mehrere Stunden der Parteiarbeit zur Verfügung zu stellen? Wer ist denn bereit, seinen Beruf aufzugeben, um sich hauptamtlich nur noch mit Politik zu befassen? Das mögen da und dort einmal einige Idealisten sein, da und dort einmal einer, der der Sache wegen sich unsern Fahnen verschreibt. Aber sonst sind es doch meistens Leute – wir müssen uns darüber klar sein –, die in ihrem eigentlichen Beruf nichts erreicht haben, verbittert sind, oder nichts taugen. Und die Zahl der letzteren ist sicherlich die grösste.

Und solche Männer sind dann natürlich stets bereit, sich den Gedankengängen, den Anschauungen, den Absichten des Gauleiters oder Kreisleiters zu fügen, der sie angestellt hat. Sie leben von den Beiträgen, die sie sammeln, und von den Stiftungen, die in ihrem Bereich gemacht werden, meist von Menschen, die vielleicht durch die grosse Idee der Bewegung begeistert sind, sie unterstützen wollen, aber sich nicht zu ihr bekennen, weil sie sonst ihre Stellung, ihren Lebensunterhalt verlieren.

Und so wird für die kümmerlichen kleinen, aber vielleicht auch grösseren, Parteifunktionäre ihre Parteitätigkeit nicht nur Beruf, sondern Gelderwerb, und zwar häufig ein Gelderwerb sine cura, und ihre Richtschnur ist nicht die hohe Aufgabe unserer Bewegung, sondern das ängstliche und niedrige Bekenntnis: Wes Brot ich ess, des Lied sing ich.»

Hier unterbrach mich Hitler durch eine Handbewegung.

«Ich bin mir über die Schwächen unserer Parteiorganisation klar. Sie sagen ja selbst, dass die Satten, die Saturierten, alle die, die sich in festen Lebensstellungen befinden, nicht bereit sind, ihre reale Existenz aufs Spiel zu setzen. Sie sind bisweilen bereit, mit Geld ihre Unterstützung zu leisten. Aber wer weiss, ob sie nicht die gleichen Sätze auch andern Parteien, selbst den Kommunisten, geben. Also selbst die finanzielle Unterstützung beweist noch nicht die Gesinnung.

Aber wir wollen doch arbeiten, aufbauen! Wir müssen unsere Organisation erweitern, gliedern! Nur eine Entwicklung der Partei in die Breite gibt uns die Möglichkeit, in die Position hineinzuwachsen, in der wir unsere geheimsten Pläne durchführen können. Die Demokratie fordert Masse! Die Zahl gibt den Ausschlag. *Unsere* Aufgabe wird es später sein, die parlamentarische Demokratie, die primitivste aller Regierungsformen eines sich selbst regierenden Volkes, zu veredeln, indem wir dem Volk durch eine Verfassung die Möglichkeit geben, die Besten, die Tüchtigsten, die Aristoi, auf den Schild zu heben.

Darum müssen auch wir zunächst um die Massen werben. Was nützen mir 100 Gelehrte, 1'000 Professoren, was nützen mir die sogenannten Gebildeten, die nicht einmal gebildet genug sind, um die Trivialität des Parlamentarismus zu erkennen.

Und mit der englischen Form, die eigentlich, wie ich nun erkannt habe, auch in Amerika und in allen andern Demokratien westlicher Prägung herrschend ist: die Demokratie nur als eine Scheinorganisation zu benutzen und durch die Loge und ähnliche geheime und öffentliche Bünde, oder sogar nur durch das Geld unmittelbar, diejenigen Persönlichkeiten auf die Kandidatenlisten der Parteien zu bringen, die das ebenfalls geheime oberste Gremium, das die eigentlichen Machtinteressen umfasst, – mit dieser Form kann ich mich nicht befreunden. Denn sie ist eigentlich Volksbetrug. Ich *will* das Volk aber nicht betrügen. Und auf die Dauer liesse es sich auch nicht betrügen, das deutsche jedenfalls nicht! Denn das deutsche Volk ist im Grunde wirklich demokratisch.

Wie sollten wir auf den Gedanken kommen können, ohne Gewalt und ohne Betrug die Regierung in Deutschland in die Hand zu bekommen, wenn nicht aus der Überzeugung heraus, dass das deutsche Volk in seinem demokratischen Willen denen die Regierung überträgt, von denen es sein Heil und eine bessere Zukunft erhofft? Ich brauche keine Loge, ich brauche keine Geheimbünde, die dem Volke vorgaukeln, es wähle *seine* Männer, während sie in Wirklichkeit *ihre* Männer auf die Listen bringen und wählen lassen. Ich würde mich schämen, das Vertrauen zu missbrauchen, das dieses so schwer geschlagene, betrogene, in letzter Hoffnung zu einem emporblickende Volk mir entgegenbringt.

Und deshalb muss ich um die Massen werben. Und was wir zur Zeit tun, ist nichts als Massenwerbung, Werbung des Volkes für das Volk. Und da muss ich alle nehmen,

die sich mir dabei zur Verfügung stellen. Wenn ich dabei manche finde, die gestrandet sind, was hilft's? Sie sind bestimmt mehr als andere bereit und entschlossen, sich eine neue Zukunft aufzubauen, ihr armes Leben mit neuem Inhalt zu erfüllen. Ja, sie sind sogar häufig die besseren Kämpfer, die rückhaltloseren Verfechter unserer Gedanken, die fanatischeren Bannerträger unseres Glaubens.

Wen würden Sie denn lieber sehen in der politischen Organisation als solche Kämpfer?»

Hitler hatte sich warm geredet und schaute mich mit feurigen aber doch fragenden Augen an. Da griff Strasser ein, offenbar um die Debatte, die auf ein ganz anderes Geleis geraten war, als in der Absicht gelegen hatte [sic] und sagte:

«Das wird der schwerste Teil meiner Aufgabe sein, die Gauleiter gleichmässig auszurichten und zu verhindern, dass Unwürdige und Falsche in Stellen von Kreis- und Ortsgruppenleitern kommen.

Es wäre mir schon lieber, ich würde Menschen finden, die etwas sind, etwas darstellen, etwas geleistet haben und die erfüllt vom Glauben an unsere hohen Ziele bereit wären, sich uns zur Verfügung zu stellen. Aber im zivilen Leben sind das Ausnahmen, ganz seltene Ausnahmen.

Das ist anders bei Offizieren! Wenn ich mir die S.A.Führer ansehe! Ein Mann besser als der Andere! Natürlich haben sie ihre Pension und können wenigstens leben, und niemand kann sie ihnen nehmen. Und haben sie einmal gegen Ende des Monats nichts mehr, dann liegen sie krumm, bis sie am Ersten wieder ihr Geld bekommen. Aber es liegt auch an ihrer inneren Einstellung. Sie sind gewohnt, Verantwortung für Menschen zu tragen, sie haben gelernt, nicht sich, sondern das Ganze zu sehen, sie dienten früher dem Kaiser und jetzt dem Volk, und sie sind der Überzeugung, dass sie ihrem Volk am besten dienen, wenn sie mit der neuen Bewegung marschieren.

Aber sie sind unpolitisch, sie sind nur offen und treu und opferbereit. Aber dem Intrigantentum der politischen Übung sind sie nicht gewachsen. Drum können wir sie nicht als Gauleiter oder Kreisleiter verwenden. Sie wollen es auch gar nicht! Sie sind gewohnt, dass sie das Herz auf den Lippen tragen können, und das kann man in der Politik nicht.

Und so bleiben uns nur die, die sich uns bieten.»

«Aber warum versuchen wir nicht», warf ich ein, «auch andere zu werben?» «Wir versuchen es schon [antwortete Strasser], aber ohne Erfolg.»

«So kommen nur solche in die Parteileitung und zur Leitung ihrer Gliederungen, die nichts sind und nichts besitzen!»

«Zur Zeit, ich gebe es zu, ist es so.»

«Und diese Nichtskönner sollen dann politische Führer sein!»

«Sie bekommen ihre genauen Anweisungen, sie verteilen unsere Zeitungen, sie schlagen unsre Plakate an und teilen mit, was in unsern Flugblättern steht.»

Da unterbrach Hitler unsern Disput:

«Sehen Sie. Deswegen bin ich für das Führerprinzip. Sie haben beide recht. Wir sind auf diejenigen angewiesen, die sich anbieten. Und leider sind das nicht immer die Besten. Deshalb dürfen wir sie eben nicht frei reden lassen, was sie wollen. Sie dürfen nur vertreten, was ihnen von oben mitgeteilt wird. Nur einer kann führen. Sie sind nur stark genug, um zu gehorchen.

Wir wären keine Partei, wir wären keine Bewegung, wenn wir erlauben würden, dass jeder sagt, was er denkt. Das hat auch mit Demokratie nichts zu tun. Wer uns nicht folgen will, bleibt weg. Aber Misere *Organe müssen* uns folgen. Wo käme ein Mensch hin, wenn ein Bein nach rückwärtslaufen wollte, während das andere vorwärtsläuft?»

«Aber liegt nicht die Gefahr nahe», fragte ich, «dass diese Leute eben auch von ihren Mitarbeitern, ihren Mitläufern, ja von allen Parteigenossen und zuletzt vom ganzen Volk fordern, dass sie keine eigene Ansicht haben? Je kleiner ein Mensch ist, je enger sein Horizont, und je mehr er selbst gezwungen ist zu gehorchen, umso unnachsichtiger ist er auch gegen andere, besonders dann, wenn er über sie eine gewisse Macht hat. Ich denke da als Beispiel an unsere Unteroffiziere. Im Heere können ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen, da über ihnen ein Offizier steht. Aber wehe, wenn einmal der Unteroffiziersgeist diese Hemmung nicht mehr hätte und im Heere die Herrschaft erringen würde! Das Heer wäre mit einem Schlage kein überlegenes deutsches Heer mehr, sondern eine Phalanx von Hoplitern, die wohl zu siegen und zu sterben fähig ist, aber das Wertvollste aufgegeben hätte, was unser deutsches Heer auszeichnet, das Führerprinzip.»

«Wieso?», rief Hitler da, und ein entrüsteter Vorwurf lag im Klang seiner Frage.

«Weil das Führerprinzip nicht darin besteht, dass der Führer führt, sondern dass *alle* Führer führen, nämlich jeder im Bereich seiner Verantwortlichkeit. Wäre es nicht so, dann wäre ein Puppentheater das anschaulichste Beispiel für das Führerprinzip.»

«Strasser», fragte Hitler da streng, «halten Sie für möglich, dass wir jedem Gauleiter und Kreisleiter die Vollmacht geben, zu führen, wie es ihm passt?»

«Unmöglich! Das wäre die Auflösung der Partei!»

«Und würden Sie zulassen», fragte er mich, «dass ein Sturmführer oder Standartenführer mit seiner S.A. das tut, was ihm gefällt, ohne Ihre Befehle zu beachten?»

«*Ohne* meine Befehle zu beachten, das würde ich ihm nicht erlauben. Aber dass er *im Rahmen* meiner Befehle seinen eigenen Kopf und sein Herz einspannt, das verlange ich von ihm, sonst ist er kein Führer.»

Da Hitler Strasser fragend anschaute, bemerkte dieser:

«Wir können das mit unseren politischen Leitern nicht ebenso machen. Politische Führung ist auch etwas anderes, als die Führung eines immerhin auf einer gewissen Disziplin aufgebauten Verbandes.»

«Richtig!», sagte da Hitler in ruhigem aber bestimmten Ton:

«Politische Führung ist eine Sache, die mehr in das Gebiet der Philosophie gehört, als irgendwo andershin. Die Demokratie hebt einen Mann auf ihren Schild und überträgt

ihm die politische Führung. Wir Nationalsozialisten wollen ihm später einmal die Besten und Tüchtigsten, die Elite aus dem ganzen Volk und allen seinen Berufsständen, als Berater und als Mitarbeiter zur Seite geben, aber ‚führen‘ muss er, nachdem das Volk ihn dazu bestimmt hat. Nur dem Volke ist er verantwortlich und seinem Gewissen, und das ist ihm von Gott gegeben, das ist die göttliche Stimme in ihm. Einen irdischen Gerichtshof will ich noch anerkennen über ihm, einen Volksgerichtshof oder Staatsgerichtshof oder einen Senat. Nicht aber den Reichstag oder sonst ein Parlament. Ihre Aufgabe war, aufgrund der Wahlen des gesamten Volkes dem Manne, der durch die Wahlen zur Führung der politischen Geschäfte des Staates, d.h. also zur Staatsführung bestimmt wurde, im Namen des Volkes das Szepter anzubieten, und wenn er bereit war, es entgegenzunehmen, und wenn es ihm vom Reichspräsidenten, ebenfalls im Namen des Volkes, übergeben worden ist, mit ihm zusammen die Regierungsgeschäfte zu erledigen, also seine Gesetzesentwürfe zu beraten, ihnen zuzustimmen oder sie abzulehnen, oder eigene Vorschläge zu machen. Aber abberufen sollen sie ihn nicht mehr können. Sie sollen nur den Gerichtshof anrufen dürfen gegen ihn. Und eine neue Volkswahl kann neue Verhältnisse schaffen.

Politische Führung dieses Einzigen bedingt aber höchste ethische Verantwortungsfähigkeit, höchste menschliche Tugenden, und höchste Befähigung zur Führung der Regierung und des Volkes.

Deshalb kann und darf er keine Menschen in verantwortlichen Stellen dulden, die gegen seinen Willen handeln. Denn sie handeln gegen den Willen des Volkes. Sie können arbeiten und versuchen, bei den nächsten Wahlen *ihren* Kopf durchzusetzen. Und wenn sie die Mehrheit des Volkes für sich gewinnen, dann erreichen sie ja, was sie wollen. Im Wahlkampf steht eben Partei gegen Partei. Der Stärkere hat den Erfolg! Und er wird auch der Bessere sein!

Wenn aber innerhalb einer Partei sich Gruppen bilden, der oder jener glaubt, Anhänger werben und seine eigenen Wege führen zu können, dann ist eine solche Partei nicht das Instrument, dem das Volk Vertrauen schenken kann. Und einer solchen Partei wird es auch nicht folgen und seine Stimme geben.

Es darf also in unserer Partei keine Richtung, *eine* Stimme, *einen* Führer geben. Der Rest ist Disziplin, Einsicht oder Glaube.»

Einen Augenblick schwiegen wir alle. Dann nahm ich wieder das Wort:

«Ich bekenne, dass Führung einer politischen Partei etwas anderes ist, als die Führung einer Truppe, einer militärischen Truppe sowohl, wie der S.A. Aber gewisse Vergleiche kann man *doch* anstellen.

Ich sagte schon, dass ein grosser Unterschied besteht zwischen einem Heer, dessen Offiziere die Einstellung zur selbständigen und freien Leistung, im Rahmen der ihnen gegebenen Befehle und Anweisungen haben, wozu eine grosse Verantwortungsfreudigkeit gehört, und einem Heer, das vom Geist eines Unteroffizierskorps beherrscht und geführt wird.

Ein ähnlicher Unterschied müsste doch wohl auch in einer Partei bestehen. Wenn die einzelnen Unterführer der Partei getragen sind von der grossen Idee, die ihre Partei erfüllt und zu einer politischen Bewegung macht, und wenn sie die Überzeugung, die sie aus ihrem Wissen und ihrem Glauben schöpfen, auf die zu ihrem Bereich gehörenden Parteigenossen und auf die Öffentlichkeit überhaupt wirken lassen, so werden sie, wie ich glaube, eine grössere Resonanz haben, als unbedeutende Leute, selbst wenn sie Fanatiker sind, die nur herplappern, was sie aus der Presse und aus ihren Führungsbriefen entnommen und verstanden haben.

Deshalb erscheint es mir wünschenswert, ja ich sage, erforderlich, dass wir eine ganz planmässig arbeitende Schule für politische Leiter einrichten, eine Hochschule, wie sie bisher keine Partei und kein Volk besass, – wenn ich die alten griechischen und römischen Rhetorenschulen ausnehme, – in der wir einen Nachwuchs heranbilden, der aufgrund der Auslese, die diese Schule ermöglicht, hoch über dem Niveau der augenblicklichen politischen Leiter der Partei stehen wird.

Und wenn dann eine Personalabteilung der Strasserschen Organisationsabteilung I die Besten dieser politischen Referendare planmässig als Mitarbeiter und Stabsleiter zu den Gauleitern versetzt und als Hilfe der Kreisleiter, um allmählich selber Kreisleiter und später auch Gauleiter zu werden, dann erscheint mir das politische Führerprinzip besser gesichert und bedenkenloser anwendbar, als wenn, wie zur Zeit, die Gauleiter sozusagen als kleine Hitlers in ihren Gauen schalten und walten können, wie es ihnen dünkt.»

«Und wie lange meinen Sie, soll eine solche Schulung dauern?», fragte Hitler.

«Zunächst würde wohl ein Semester genügen, also 5-6 Monate. Wenn sich die Betreffenden dann in der Praxis bewährt haben, müsste noch eine höhere Ausbildung, die vielleicht wieder ein Semester dauert, folgen. Und dann wären Auslandsreisen notwendig. Aber keine Vergnügungsreisen. Sondern die Betreffenden würden Aufgaben bekommen, zu deren Fertigstellung Aufenthalt und Studium im Ausland erforderlich wären, wozu ihnen natürlich die Mittel zur Verfügung gestellt werden müssten. Eine solche Aufgabe könnte sein: die soziale Struktur der Bevölkerung in Argentinien; oder: der Einfluss der amerikanischen Arbeitsmethoden auf die soziale Stellung des Arbeiters; oder: die wirtschaftliche Bedeutung des Hafens von New York für die USA usw.»

«Strasser, [fragte Hitler,] was sagen Sie zu diesen Gedanken?»

«Ich habe das Gefühl, dass eine solche Schulung bereits zu den Ressorts der Staatsführung gehört. Aber die Grundgedanken dafür scheinen mehr beachtlich.»

«Wie will die Partei», unterbrach ich, «Männer für Staatsstellungen verfügbar haben, wenn sie sie nicht vorher ausbildet. Der Parteiapparat ist dabei eine wertvolle Schule der Praxis.»

«Mir scheint», sagte Hitler, «wir kommen jetzt auf ein anderes Gebiet. Auf ihm würden wir, glaube ich, schnell einig sein. Denn ich stimme Ihnen vollkommen bei. Aber zuerst wollten Sie doch neben die Gauleiter eine Art Nebenregierung setzen, Mitarbeiter, die nicht von ihnen, sondern von einer Zentrale aus eingesetzt werden, also doch Männer, die gegebenenfalls bereit und in der Lage sind, ihren Gauleitern ins Handwerk zu pfuschen. Und das lehne ich ab. Das erinnert mich an die Einrichtung des Generalstabes im Heere. Hinter jedem Kommandeur eines höheren Verbandes sitzt ein Chef des Stabes oder ein sonstiger Generalstabsoffizier, der das Recht hat, in seine Führungsbefugnisse einzugreifen. Bei Ludendorff bekam der Generalstab häufig Weisungen, Orientierungen und Befehle, bevor die Befehlshaber davon etwas erfahren hatten. Es führte der Generalstab und nicht die Generalität.

Dieses Prinzip halte ich für falsch und für schädlich. Ich lehne es deshalb auch für die politische Organisation der Partei ab. Eine solche Einrichtung wäre eine Partei *in* der Partei. Wer hat dann zu führen? Der Parteiführer oder der Chef dieses Generalstabes, also wohl der Führer der Organisationsabteilung I? Oder gar noch sein eigener Chef des Stabes!

Wir *dürfen* keine Nebenregierung in der Partei dulden und ich *werde* sie nicht dulden! Mit der Ausbildung von Persönlichkeiten für Staatsaufgaben hat es noch gute Weile. Vielleicht können wir später einmal solche Schulungen ins Auge fassen. Jetzt handelt es sich um Massengewinnung! Dazu brauchen wir Kämpfer! Kluge Verwalter können wir erst brauchen, wenn wir das Neue geschaffen haben, das es dann zu verwalten gilt!»

Solche Unterhaltungen gab es mehrfach, bis Zweck und Aufgabe der einzelnen Abteilungen der neu zu gliedernden Reichsleitung der Partei klargelegt waren. Hitler hörte alle Ansichten und Einwände aufmerksam an und traf stets vollkommen bestimmte Entscheidungen. Er folgte dabei häufig den Ausführungen seiner Mitberater, wobei man sich nicht darüber klar war, ob er vorher selber bereits der gleichen Auffassung gewesen war. Manchmal aber auch war seine Einstellung offenbar die Folge einer intuitiven Erkenntnis, für die rationale Gründe zu finden schwer fiel. Zwar suchte er dann selbst nach logischer Begründung, um seine uns bisweilen als vorgefasste Meinung erscheinende Ansicht zu rechtfertigen.

Ich erinnere mich, wie er einmal bei einer mir nicht mehr gegenwärtigen Angelegenheit eine Äusserung machte, etwa derart, die Lösung des betreffenden Problems müsse die und die sein. Er könne die Gründe dafür nicht angeben, werde sie aber schon finden. Einige Tage später traf er mich irgendwo im braunen Haus und sagte, er habe jetzt den

Grund gefunden, der zu seiner Auffassung geführt habe. Als er ihn mir aber darlegte, kamen wir darauf, dass dieser sogenannte Grund zu ganz anderen Folgerungen führen musste. Da lachte er kopfschüttelnd und erklärte: «Dann ist allerdings der Grund falsch.» An seiner Überzeugung liess er aber nicht rütteln. Und später zeigte sich, dass er recht hatte.

23. Röhm wird Stabschef der S.A. – Hitlers Ansichten über Homosexualität – Seine politische Arznei: «nichts tun».

Je näher der Termin für den Einzug ins neue Parteihaus rückte, und die Umgliederung der Reichsleitung, umso wichtiger wurde die Neubesetzung der Stelle des Stabschefs der S.A.

Nachdem es missglückt war, den General von Falkenhausen für diese Aufgabe zu gewinnen, lehnte es Hitler ab, einen neuen Versuch mit einem aktiven oder früher aktiven General zu machen. Aber ein Offizier müsse es sein, und zwar einer, der gewohnt sei, in Stäben zu arbeiten, und der Führerqualitäten habe. Ausserdem müsse er sein Vertrauen besitzen.

Er kenne nur *einen* Offizier, bei dem diese 3 Forderungen zuträfen: Röhm. Röhm sei im Stabe des General Kdos. in München gewesen, damals, am 9. November 23. Er habe am Abend vorher in Begleitung des kommandierenden Generals von Lossow an den Besprechungen im Bürgerbräukeller teilgenommen und sei Zeuge des Handschlages gewesen, den der General ebenso wie der Polizeikommandeur Oberst Seisser und der bay-erische Ministerpräsident Dr. Kahr mit Ludendorff und Hitler ausgetauscht hatten zur Bekräftigung des Entschlusses, gemeinsam zum Kampf gegen den Kommunismus und gegen die Berliner Regierung anzutreten, die nicht stark genug gewesen sei, um den Kommunismus mit ihren staatlichen Mitteln an der weiteren Unterhöhnung und Unterwühlung Deutschlands zu hindern.

«Alles war klar», erzählte mir Hitler. «Der Aufruf ist bekannt, den wir entworfen hatten. Und niemand dachte daran, dass einer den andern betrügen wollte. Ich glaube auch heute noch, dass weder Kahr, noch Seisser, noch Lossow bei ihrem Handschlag verräterische Gedanken hatten. Röhm hat mir das damals auch bestätigt.

Erst durch den Kardinal Faulhaber, dem die streng religiösen Leute wie Kahr und Seisser den Plan gleich nach ihrem Weggehen vom Bürgerbräukeller, also mitten in der Nacht, meldeten, erfolgte die Umstimmung.

Ich kann dem Kardinal keine Vorwürfe machen. Er verfolgte seit Langem den Plan, die kommunistische Bewegung in Preussen zur Lostrennung Süddeutschlands von Norddeutschland zu benutzen, und was zu den Zeiten der Orgesch¹ noch nicht durchführbar war, konnte vielleicht nunmehr Tatsache werden. Der Entschluss, von München aus unter der militärischen Führung von Ludendorff, zu dem voraussichtlich die gesamte Reichswehr in kürzester Frist übertrat, die Berliner Zentralregierung in die Hand zu nehmen, lief aber den Plänen der katholischen Machthaber direkt entgegen.

Ich mache auch Kahr und Seisser keinen Vorwurf *daraus*, dass sie zu schwach waren, dieser unstreitig seltenen Persönlichkeit Faulhabers gegenüber ihr gegebenes Wort zu halten. Sie waren eben nicht die gefestigten Männer, für die wir sie hielten und für die sie galten und das Wort des Priesters galt ihnen mehr als der eigene freie, mit uns gemeinsam gefasste Entschluss zu einer Tat für Deutschland. Aber ich muss ihnen übelnehmen, und ich verachte sie und klage sie an, dass sie uns keine Mitteilung von ihrem veränderten Beschluss gemacht haben und dass sie mit Maschinengewehren in uns hineinschossen, die wir glaubten, mit ihnen zusammen zu marschieren. Und da dieser Verrat so vielen tapferen deutschen Männern das Leben gekostet hat, sind sie gemeine Verbrecher.

Auch der kommandierende General hatte sich den Verrätern angeschlossen. Aber Hauptmann im Generalstab Röhm verweigerte ihm den Gehorsam. Er erklärte es als eine Schufterei, erst zu gemeinsamem Plane die Hand zu reichen, und dann hinterrücks Maschinengewehre aufzustellen, um den Plan zu vereiteln. Er werde entsprechend der Verabredung das Stabsgelände in der Von-der-Tann-Strasse besetzen und unsern Zug erwarten².

Tatsächlich verbarrikadierte er sich mit seinen Männern im Gebäude und auf der Strasse und hielt auch noch seine Haltung aufrecht, als das Maschinengewehr Seissers an der Feldherrnhalle unsere völlig überraschte Kolonne bereits gesprengt hatte. Röhm erklärte sogar seinem General gegenüber am Telefon, dass er nur auf eine schriftliche Weisung von Ludendorff oder von mir die Waffen strecken werde.

Deshalb habe ich ein unbedingtes Vertrauen zu Röhm.»

Mir waren diese Tatsachen völlig neu gewesen. Man hatte ja in der Presse damals nur das zu lesen bekommen, was die Öffentlichkeit hören sollte, und Zeitungen, die auf der Seite Hitlers standen, gab es noch nicht. Ich brachte deshalb meine uneingeschränkte Hochachtung vor Röhm zum Ausdruck und mein Verständnis, dass Hitler ihm Vertrauen schenke.

«Als Röhm dann seine Festungsstrafe verbüsst hatte und verabschiedet war, ging er ins Ausland, und nahm Anstellung in der bolivianischen Armee. Schnell avancierte er dort zum Chef des Generalstabes und bekleidete diese Stelle auch im Gran Chaco-Krieg gegen Peru, den Bolivien unter der Führung Röhm's gewonnen hat³.

An diesen Röhm habe ich geschrieben, ob er bereit ist, zu mir zu kommen als Stabschef der S.A. Ich liess auch durchblicken, dass der S.A.Stabschef, wenn wir einmal die Regierung übernehmen, die Stellung des Kriegsministers oder Reichswehrministers erhalten werde, während allerdings die militärische Führung in den Händen der Oberbefehlshaber des Heeres und der Marine bleibt.»

«Wann kann wohl Antwort von ihm da sein?», fragte ich.

«Ich schrieb vor 14 Tagen. Ich rechne auf Antwort Ende Oktober.»

An einem der nächsten Tage traf ich zufällig Pfeffer, der von Berlin nach Pasing bei München gekommen war, wo inzwischen seine Familie ein Haus gemietet hatte. Der Umzug war gerade im Gange, als Pfeffer von Hitler verabschiedet worden war. So kam

es, dass nunmehr seine Familie, Frau und 6 Kinder, bei München wohnten, während er nunmehr sein Arbeitsfeld in Berlin gewählt hatte.

Ich erzählte Pfeffer von der Absicht Hitlers, Röhm zum Stabschef zu machen.

Da sagte Pfeffer brummend:

«Als Soldat nicht schlecht. Ein Condottieri. Aber Sie müssen ihm die Hitlerjugend wegnehmen. Ich glaube, er hat zu viel Auge für junge hübsche Bengels.»

«Kennen Sie ihn?»

«Ich glaube, ihn nur einmal gesehen zu haben. Er ist im Gesicht durch Verwundung im Weltkrieg etwas verunstaltet. Er hat die Nase verloren. Man hat sie ihm künstlich durch ein Stück Fleisch aus dem Oberschenkel ersetzt. Aber es ist nicht besonders schön geworden.

Ich habe jedoch viel von ihm gehört. Meist Gutes! Nur, was ich Ihnen schon sagte: seine Neigungen laufen offenbar bisweilen in falscher Richtung. Er schrieb auch einmal ein Buch über seine Freikorpskämpfe in Oberschlesien⁴. Da kann man das auch manchmal zwischen den Zeilen lesen.»

Als ich am andern Tag Hitler traf, erzählte ich ihm, was ich gehört hatte und dass ich es für meine Pflicht halte, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Er bedankte sich mit der Bemerkung, dass er das früher wohl auch einmal gehört habe. Aber das sei doch schon bald 10 Jahre her und man werde doch auch älter. Aber er wolle mit ihm direkt darüber sprechen.

«Diese Neigung mancher Menschen ist ein Problem, das ich mir früher nie erklären konnte. Ihre Od-Strahlentheorie, die Sie mir neulich vortrugen, und die Lektüre der Schrift von Reichenbach⁵ über seine Beobachtungen haben mich da etwas weitergebracht.

Wenn tatsächlich Menschen mit gleichartigen Odstrahlungen sich einander als sympathisch empfinden, dann betrifft das natürlich nicht nur Mann und Frau, sondern auch Frauen unter sich und Männer unter sich. Und wenn wirklich der jüngere gesunde Körper den Drang hat, den Überfluss seiner Odkräfte an Ältere abzugeben, die ihn verwerten können und für ihre eigene Arbeitsleistung brauchen, so ist erklärlich, dass nicht nur jüngere Frauen und Mädchen sich zu einem solchen Manne hingezogen fühlen, sondern auch junge Männer und Knaben. Das hat meines Erachtens mit sexuellen Dingen zunächst gar nichts zu tun. Da aber die Übertragung der Odkräfte bei körperlicher Berührung, Handgeben, Streicheln, gar Küssen stärker und unmittelbarer erfolgt, so ergibt sich aus dem Drang des Odaustausches auch der Wille zu solcher Berührung.

Wenn also dieser Wille bei einem jüngern Menschen zu einem älteren da ist, so müsste das zugleich ein Beweis dafür sein, dass er ihn als würdig für die Odabgabe empfindet. Bei Mann und Frau können allerdings auch rein sexuelle Gründe für eine solche Annäherung, für das Anschmiegen, für die Umarmung sein. Bei einem jüngeren Mann oder gar Knaben zum Älteren jedoch kommt das eigentlich nicht in Frage. Umso verwerflicher erscheint es mir, wenn der Ältere sich dann durch dieses Anschmiegen des Jüngeren zu unzünftigen Handlungen verleiten lässt oder es gar dazu ausnutzt.

Wir haben übrigens in der Geschichte mehrfach Anhaltspunkte, die zeigen, dass gerade besonders hervorragende Persönlichkeiten solchen Neigungen unterworfen sind, ein Moment, das die Theorie des Würdigseins unterstützen könnte, aber die Gefahr aufzeigt, die in dieser Angelegenheit liegt. Wir müssen deshalb den Standpunkt vertreten, dass jede sexuelle Annäherung gleichen Geschlechtes unnatürlich ist, sie widerspricht dem Sinn der Paarung und dem göttlichen Gebot: mehret Euch. Deshalb ist eine solche Betätigung, gleichgültig welcher Art, sobald ein Mensch ins mannbare Alter gekommen ist, zu verbieten und zu bestrafen. Die reine Päderastie erscheint mir ausserdem völlig ungermanisch. Ich empfinde sie als eine Schweinerei niederster Sorte. Päderasten gehören aus der völkischen Gemeinschaft ausgestossen.»

Es war mir überraschend, wie Hitler eine kurze Unterhaltung über die Odstrahlentheorie in sich aufgenommen und verarbeitet hatte. Ich staunte über die klaren Konsequenzen, die er daraus zog, und dachte mir, es kann doch eigentlich nicht so schwer sein, einen Mann, der so zu verwerthen gewohnt ist, was er einmal gehört hat, richtig zu leiten. Allerdings gehört dazu eine klare Zielsetzung und ein planmässiges Studium. Aber wehe, wenn einem solchen Manne falsche Unterlagen gereicht werden, die er für echt nimmt, falsche Nachrichten gegeben werden, die er glaubt, falsche Ratgeber entstehen, denen er vertraut!

Mitte November sagte mir Hitler, dass er ein Kabel von Röhm erhalten habe, dass er zurückkomme und Mitte Dezember in München sein werde.

Inzwischen hatte sich Hitler einen S.A.Adjudanten zugelegt, Brückner⁶. Ich war darüber wenig erfreut.

«Wenn Sie einen S.A.Adjudanten haben wollen, so wäre es doch richtig, mir als dem S.A.Stabschef das zu sagen, damit ich Ihnen einige Männer aussuche und vorstelle. Brückner war doch gar nie in der S.A. Er hat also auch keinen Kontakt mit der S.A.»

«Brückner war am 9. November 23 beim Freikorps Oberland, hat also damals schon auf unserer Seite gestanden», warf Hitler mir entgegen⁷.

Da mir die Verhältnisse Brückners zufällig bekannt waren, fuhr ich fort:

«Aber im Weltkrieg hat er sich als aktiver Offizier nicht bewährt. Er ist wohl der Einzige, der schon bei Kriegsbeginn, ich glaube als Oberleutnant, draussen war und nicht einmal das E. K. besitzt. Und zur Zeit ist er Tennistrainer hier in München, lebt von seiner Frau, die hier Schneiderin ist, getrennt und lässt junge Mädchen im Glauben, dass er Junggeselle sei.»

Hitler sah mich darauf scharf an und brach die Unterhaltung mit den Worten ab:

«Er hat mein Vertrauen.»

«Und trotzdem ist er für Sie der falsche Mann. Er hat keinen Beruf und findet ihn bei Ihnen. Er wird alles tun, um ihn auszubauen und zu erhalten.»

«Das suche ich gerade.»

«Aber er wird Ihnen nie eine Ansicht sagen können, einen Rat geben.»

«Das will ich ja gerade nicht. Ich gebrauche ihn nur als Werkzeug. Und ausserdem will ich einen Menschen in meiner Nähe haben, der allein schon durch seine robuste

Figur und seine Grösse eine gewisse Sicherheit bietet, dass sich keiner an mich heranwagt.»

Den letzteren Grund sah ich ein. Ich hatte selbst einmal miterlebt, wie zwei wenig sympathische Gestalten mitten in der Stadt Leipzig auf das linke Trittbrett unseres Kraftwagens sprangen und mit erhobenen Fäusten und geradezu tierischen Grimassen Hitler zubrüllten: «Hitler verrecke!» Nur weil er rechts vorne sass, konnten sie ihn nicht mit den Fäusten erreichen und durch ein ruckweises Gasgeben hat der Fahrer sie abgeschüttelt.

Röhm war, wie angemeldet, Mitte Dezember in München eingetroffen. Ich selbst bekam ihn nicht zu Gesicht. Er kam weder auf mein Arbeitszimmer, noch traf ich ihn sonstwo. Erst im Februar 1931 kam ich das erste Mal mit ihm zusammen, als er längst meine Nachfolgerschaft angetreten hatte.

Der Grund wurde mir bald klar. Hitler sagte mir bald nach seiner Ankunft:

«Ich habe mit Röhm über die Frage seiner Neigungen gesprochen. Er war erst sehr überrascht, sagte dann aber, dass er vielleicht in jüngeren Jahren in dieser Richtung empfunden habe, dass diese Zeit der Irrungen aber überwunden sei.»

Wie ich Hitler kannte, hatte er bei dieser Besprechung mit Röhm gesagt, dass die Warnung von mir kam. Hitler war darin etwas menschenfremd. Ich habe Ähnliches später nochmals erlebt.

Wagener berichtet im Weiteren, dass er angesichts der Vergangenheit Röhm's Hitler geraten habe, die Hitler-Jugend aus ihrer bisherigen Abhängigkeit zur S.A. zu entlassen. Er habe auf die Bitte Hitlers um den Vorschlag eines geeigneten Jugendführers Oberstleutnant a. D. Kurt von Ulrich genannt, der lange Zeit der «Osaf-Stellvertreter-West» in Kassel gewesen war und 1930 zum «General-Inspekteur der S.A.» befördert wurde. Hitler habe aber Ulrich mit seinen etwa fünfzig Jahren als zu alt für die Stellung eines Jugendführers gehalten. Stattdessen habe Hitler Baldur von Schirach, damals Reichsführer des N.S. Studentenbundes, vorgeschlagen.

Wagener verlegt Hitlers Ernennung Schirachs zum Reichsjugendführer in die Zeit der Übernahme der S.A. durch Röhm, also Anfang 1931, während Schirach in Wirklichkeit erst im Oktober 1931 dieses Amt übernahm⁹. Die Loslösung der Hitler-Jugend von der S.A., die Wagener ebenfalls in der Zeit um Röhm's Amtsübernahme datiert, fand erst im Mai 1932 statt¹⁰.

«Die S.S. ist ja bereits selbständig. Röhm wird also nur noch mit der S.A. zu tun haben», fuhr Hitler fort. «Haben Sie dann noch Bedenken?»

«Nein. Nur auf eines möchte ich Sie hinweisen. Wenn es bekannt wird, dass Röhm Stabschef geworden ist, dann kann es sein, dass böse Zungen zu reden anfangen. Denn genauso wie *ich* den Wink mit seiner unklaren Neigung erhalten habe, wird es auch anderen gehen. Besonders die uns feindliche Presse könnte vielleicht daraus Kapital

schlagen. Wie verhalten Sie sich, wenn eine solche Beschuldigung in einer Zeitung erhoben wird?»

«Das ist natürlich ein schwieriger Fall.»

«An sich ist es in einem solchen Fall ja Sache von Röhm, dagegen vorzugehen, [fügte Wagener dazu]. Aber ob das möglich sein wird?

Der Kaiser war einmal, wenige Jahre vor dem Weltkrieg, in einer ähnlichen Lage, wie die Ihre dann sein wird. Damals wurden von dem Juden Maximilian Harden in der Zeitschrift: «Die Zukunft» Anschuldigungen gleicher Art gegen den Fürsten Eulenburg erhoben, der zum engsten Beraterkreis des Kaisers gehörte. Als der Kaiser es las, hat er Eulenburg aus allen Ämtern entfernt, aus dem Offizierskorps ausgestossen, er nahm ihm Titel und Orden und verlangte von ihm, dass er sich dem Gericht stelle.¹¹

Die Folge war eine ungeheure Herumtratscherei in der Presse und in der Öffentlichkeit, es gab wohl kaum einen Menschen, der die Sache nicht erfuhr. Harden und seine Hintermänner hatten ihr Ziel erreicht. Eulenburg, der wertvollste Mann unter den Freunden des Kaisers, war beseitigt. Aber sie hatten noch mehr erreicht. Von nun ab brauchte «Die Zukunft» oder irgendeine andere Zeitung von jemand, der aus Amt und Würden entfernt werden sollte, nur berichten, er sei auch 175er¹², dann musste der Kaiser oder die Behörde, der der Betreffende unterstand, den Angeschuldigten ebenso austossen, wie Eulenburg. [...] Alles, was im Kreise um den Kaiser wertvoll und in der Lage war, auf den Kaiser einen guten Einfluss auszuüben, wurde zur Strecke gebracht. Bis dann der Kaiser nur noch von Leuten umgeben war, wie Lyncker¹³, Bethmann Hollweg, und dem kranken Generalstabschef v. Moltke, die nicht Mann's genug waren, als die Gewitterwolken des Krieges sich über Europa zusammensogen, die Stimmung des Kaisers und seinen Willen zur unbedingten Wahrung des Friedens zu stärken und ihr zum Siege zu verhelfen.

Wenn Sie also Röhm in die Wüste schicken, sobald solche Anklagen kommen, dann machen Sie den gleichen Fehler wie der Kaiser.»

«Ich bin Ihnen sehr dankbar für diesen Hinweis, [sagte Hitler]. Ich erinnere mich wohl an jene Vorgänge, habe aber ihren inneren Inhalt und ihren Gedankengang nicht gekannt.»

«Aber etwas anderes ist in diesem Fall notwendig: Sie müssen dann im ‚Völkischen Beobachten oder gelegentlich einer Rede ungefähr dasselbe sagen über Ihre Einstellung zu dieser krankhaften oder unnatürlichen Sexualeinstellung, was Sie vorhin gesagt haben. Damit ist wenigstens eines geklärt, nämlich die Auffassung der Partei von diesen Dingen.»

«Das wird die Situation ergeben müssen. Wenn ich das tue, muss man eigentlich von mir erwarten, dass ich dann gegen Röhm vorgehe und ihn austosse. Besser ist sicherlich Ihr erster Rat: nichts tun. In der Politik ist das überhaupt eine Arznei, die eigentlich immer wirkt. Politik ist immer irgendwie Kampf, irgendwie ein Druck, den die eine Seite auszuüben versucht. Drückt man dagegen, so ruft das Verstärkung des angreifenden Drucks hervor. Weicht man aus und bietet man überhaupt keinen Gegendruck, dann

ist der Druck ja kein Druck mehr sondern ein Luftstoss. Aber als solcher kann er nichts umreißen, er hat seinen Zweck verfehlt und wird mit der Zeit aufgegeben.»

«Aber den Röhm müssen Sie sich dann vornehmen und ihm ins Gewissen reden. Sonst empfindet er Ihre Nachsicht als einen Freibrief.»

«Genug jetzt davon.» Hitler reichte mir die Hand und sagte: «Wagener. Wir wollen Freunde bleiben. Sie sind nun zwar bald nicht mehr Stabschef der S.A. Dafür bitte ich Sie aber, sich auch weiterhin *als meinen* Stabschef zu betrachten, auch ohne Titel.»

Ich schlug ein mit den Worten: «Ich danke Ihnen. Sie können damit rechnen, dass ich Ihnen stets meine Ansicht sage und trotzdem mich fügen werde, wenn das Wohl des deutschen Volkes es erfordert.»

Als Termin für die Übernahme der Arbeiten des S.A.Stabschefs durch Röhm wurde der 1.1.31 festgelegt¹⁴.

24. Wageners Agrarprogramm – Hitler: «Denken Sie an Faust!» – Himmlers Einwände

Bei der Gliederung der wirtschaftspolitischen Abteilung und bei der Festlegung ihrer Aufgaben und Ziele erschien mir eine Klarstellung der in der Agrarpolitik einzuschlagenden Richtung und das Einverständnis Hitlers dazu erforderlich. Zeitlich erfolgte diese Besprechung unmittelbar nachdem die Neugliederung der Reichsleitung beschlossen war. An ihr nahmen teil: Hitler, Strasser, Himmler, der als Diplomlandwirt in gewissem Umfang als Fachmann galt, – er besass ja auch einige Kilometer ostwärts von München ein kleines Bauerngut, das er selber bewirtschaftete und von dem er lebte –, Gottfried Feder und Dr. Adolf Wagner, der Gauleiter von München.

Hitler forderte mich zunächst auf, meine Ansichten über die Agrarpolitik, die ich für die Partei vorschlug, darzulegen.

«Der Boden bildet die Ernährungsbasis für ein Volk und damit die Lebensbasis. Als die Erde noch nicht so dicht bevölkert war, – in unserer Gegend also nach der letzten Eiszeitperiode, – nahm sich der Mensch, eine Familie oder ein Stamm, so viel Boden, als er brauchte, um darauf mit seinem Vieh und seiner Nachkommenschaft zu leben. Wuchs der Stamm, so schritt er bekanntlich zur ‚Landnahme‘. Kam man dabei mit einem Nachbarstamm in Kollision, dann gab es eine Fehde, die mit den Waffen ausgetragen wurde. Der Stärkere behauptete das Feld und erweiterte dementsprechend seine Grenzen.

So war es bei allen Stämmen und Völkern, die sesshaft waren, die also Ackerbau und Viehzucht trieben. Anders war es bei den Nomaden. Für sie waren die Weiden, die Prärien, die Heimat. Wie das Wild nicht sesshaft ist, sondern seinen Standort wechselt je nach der Äsung, die es findet, im Frühling da, im Sommer dort, im Herbst wieder woanders, so wechselten auch die Nomaden ihren Standort. Und auf den weiten Flächen, die ihnen zur Verfügung standen, weideten sie ihre Herden da, wo gerade immer das beste Futter stand.

Wenn sich auch bei allen Stämmen allmählich ein ganz bestimmter Turnus eingespielt hatte, auf den jeder andere Rücksicht nahm, so zwangen das Anwachsen eines Stammes und seiner Herde, aber auch ungünstiges Wachstum, oder im Lauf der Jahrzehnte auch klimatische Verschiebungen bisweilen doch zu Änderungen, die nun den ganzen Umtrieb in Unordnung brachten und zu Kämpfen führten. So schoben sich die Nomadenstämme Arabiens, zu denen auch das Volk Israel gehörte, als jene Prärien allmählich ausdorrten und zur Wüste wurden, nach Norden in die sesshaften semitischen Stämme Vorderasiens hinein, womit das harte Wanderschicksal dieses Volkes seinen

Anfang nahm. In Asien riefen ähnliche Vorgänge ganze Völkerverschiebungen hervor, deren Ausstrahlungen wir ja auch in Europa noch mehrfach verspürt haben; ich meine die Züge der Hunnen, der Magyaren und der Tartaren, sowie noch vorher die Bewegungen, die wir landläufig mit der Völkerwanderung bezeichnen.

Auch diese Erscheinungen sind Vorgänge, die dem Begriff der Landnahme bei unsern Vorfahren entsprechen.

Allmählich versteiften sich diese Bewegungen. Die primitive Form dieser Grenzerweiterungen wurde immer unmöglicher, je enger die Siedlungen infolge der Übervölkerung zusammengedrängt wurden, und an die Stelle der Landnahme trat nach innen die Intensivierung der Landwirtschaft und nach aussen die Kolonisation.»

Da warf Strasser dazwischen: «Aber die Kriege hörten damit nicht auf!»

«Nein. Aber sie hatten nicht mehr den Zweck der Landnahme, soweit es sich nicht um Eroberung von Kolonien handelte. Sondern die Kriege des Mittelalters waren fast ausnahmslos Fürstenkriege und keine Volkskriege. Und bei den Fürsten handelte es sich entweder um Erbstreitigkeiten oder um Machtstreitigkeiten.»

«Das ist richtig», bemerkte Hitler. «Erst in neuester Zeit sind Kriege wieder die Folge wirtschaftlicher Interessenkämpfe.»

«Mit der Kolonisation», fuhr ich fort, «mit der Deutschland erst Ende des letzten Jahrhunderts begonnen hat, soweit man die Eroberung des deutschen Ostens nicht als Kolonisation bezeichnet –».

«Das können wir ebensogut auch als Landnahme bezeichnen», unterbrach Hitler. «Der Osten war zwar besiedelt, aber nicht so dicht bevölkert wie der Westen. Man konnte deshalb durch diese Grenzerweiterungen den landwirtschaftlichen Ertrag des deutschen Bodens doch erheblich steigern, fast bis zur Deckung des Bedarfs.»

«Kolonisation im Anschluss an die eigenen Grenzen ist ja tatsächlich eine reine Landnahme», pflichtete ich bei. «Nur wenn es um überseeische Gebiete geht, ist der Ausdruck Kolonisation sprachüblich.

Durch die Kolonisation», sagte ich, «kamen wir mit England in Konflikt. Ausserdem konnten die jungen Kolonialgebiete vorerst nur eine beschränkte Anzahl von Menschen aufnehmen und erst nach Jahrzehnten fühlbare Ernteerfolge zeitigen.»

Im Folgenden brandmarkt Wagener die Steigerung der industriellen Produktion und des Aussenhandels während des Kaiserreiches als einen grossen Fehler. Damit sei der deutschen Landwirtschaft «ein vernichtender Stoss versetzt» worden. Für den Export sei wesentlich mehr produziert worden, als notwendig gewesen wäre. Während des Ersten Weltkrieges gingen mehr als 50 Milliarden Goldmark deutscher Forderungen im Ausland durch Enteignung verloren, was bedeute, dass das Volk durch Regierung und Industrie um diese Summe betrogen worden sei'.

In der Zukunft müsse man mit der Politik der forcierten Industrialisierung und Ausfuhr brechen. Stattdessen müsse die Leistungsfähigkeit der heimischen Landwirtschaft gesteigert werden. Dies sei durch Mechanisierung, Grossbewirtschaftung beim Getreidebau sowie durch Spezialisierung der anderen Agrarbranchen ohne Weiteres möglich.

Sowohl Kleinbauer wie auch Grossgrundbesitzer müssten dort, wo Getreidebau möglich sei, einer gemeinsamen Bewirtschaftung nach modernen Grundsätzen weichen. Besitzrecht im herkömmlichen Sinne sei nebensächlich. Die Grossbewirtschaftung könne auf genossenschaftlicher Grundlage oder durch eine völlig neue Gesellschaftsform geschehen. Ausschlaggebend sei, dass eine solche Umstellung die Getreideernte um 15-20% erhöhen, die Kosten um 25-33% reduzieren könne.

Da sich nur ein Viertel bis ein Drittel der landwirtschaftlichen Gesamtfläche für eine Grossbewirtschaftung eigne, bestehe keine Gefahr einer Beseitigung des Bauernstandes. Die Ausdehnung des Systems der «Besitzwanderung» durch jährliche «Schrumpfung» auf landwirtschaftliche Betriebe oberhalb einer bestimmten Mindestgrösse garantiere sogar die Förderung der tüchtigen Bauern auf Kosten der unfähigen.

Der Abhängigkeit vom Import von Nahrungsmitteln könne man weitgehend entkommen durch die Umsiedlung der verarbeitenden Industrie aufs Land. Wenn industrielle Betriebe in mittleren und kleinen Werken auf dem Land verteilt wären, könnten die Arbeiter Gemüse- und Obstgärten haben und sich Hühner, Ziegen oder Schweine, sogar Milchkühe, halten. Dadurch würden sie in der Lage sein, sich z.T. selbst zu ernähren. Um eine solche Umsiedlung der Industrie aufs Land zu ermöglichen, müsste der Staat den «Egoismus der Gross- und Schwerindustrie» überwinden, indem er anordne, dass die von der Industrie künstlich hoch und ungleich gesetzten Preise für Kohle, Strom und Benzin überall in Deutschland gleichgehalten werden, damit es keine ökonomischen Vorteile mehr dafür gäbe, eine Fabrik in einem der Industriezentren zu behalten.

Hitler unterbrach mich, indem er auf den Tisch schlug und sagte: «Das ist es, was ich immer sagte: Es fehlte von Anfang an eine Führung in der Wirtschaft, eine Planung! Ja, es fehlte sogar die Überlegung dazu, der Wille, darüber nachzudenken. Wie die Hornochsen sind die Wirtschaftsminister und die Regierungen in diese gewaltige Entwicklung hineingetappt, die Deutschland in nur drei Jahrzehnten ein völlig anderes Aussehen und eine völlig andere soziale Struktur gegeben hat. Aber lässt sich das jetzt noch ändern? Wird man sich leisten können, die Industriezentren abzubauen und die Werke aufs Land zu verteilen? Die Neugründungen kann man steuern. Aber bei dem wirtschaftlichen Rückgang der Gegenwart ist mit neuen Unternehmungen kaum zu rechnen. Und wenn man bedenkt, was Sie gerade ausführten für die Gesundung der Landwirtschaft und für Leistungserhöhung der landwirtschaftlichen Produktion, dann möchte man verzweifeln an der verbrecherischen Versäumnis der Vergangenheit und angesichts der Erkenntnis der zwingenden Notwendigkeit für die Zukunft! Ein Gott sollte mit einem gewaltigen Hammer die ganzen Industriezentren zusammenschlagen und die muffigen Wohnviertel in den Grossstädten gleich dazu! Nur dann liesse sich in Ordnung bringen, was gesündigt wurde, nur dann wären wir in der Lage, dem deutschen Volk, den arbeitenden Menschen, der deutschen Jugend die Heimat aufzubauen, die sie brauchen, die sie das Recht haben zu fordern, und die wir die Pflicht haben, ihnen zu geben!»

Und dabei schaute Hitler mit leuchtenden Augen zwischen uns hindurch in einer seltsamen Verklärung, die uns im Augenblick hinderte, Worte zu finden.

«Es wird trotzdem gehen», sagte nach einiger Zeit Adolf Wagner. «Maschinen und Gebäude der Industrie nutzen sich sehr schnell ab. Und wenn erst die Arbeiter auf die Dörfer drängen und die Suche nach geeigneten Niederlassungen beginnt, dann kommt das grosse Rennen aufs Land mit einer Gewalt und Geschwindigkeit, von denen wir uns im Augenblick gar keine Vorstellung machen können.»

«Und das ist gleichzeitig», bemerkte Gottfried Feder, «eine ungeheure Arbeitsbeschaffungswelle! Wenn der Staat dabei durch steuerliche Vergünstigungen hilft, so schwindet die Zahl der Arbeitslosen in kürzester Frist, bis eine neue Export- oder innere Konjunktur den Arbeitslosenmarkt sowieso leeren wird.»

«Und diese Umsiedlung», fügte Strasser hinzu, «wird unterstützt durch die Auflösung der Grosskonzerne, der Mammutwerke und der Trusts, die sich von selber ergeben wird, wenn das Prinzip der Besitzwanderung begonnen wird, das zu den Wagenerischen Plänen gehört. Ich wittere Morgenluft!»

Hitler fuhr fort: «Für die Gesundung eines neuen Bauern- oder sagen wir besser Landstandes habe ich jetzt keine Sorge mehr, und zugleich auch für die Rettung des Industriearbeiters und seine Rückgewinnung für die Volksgemeinschaft. Ich sehe im Geist ein aufblühendes Land vor mir, schöner als es je gewesen ist, und über die hässlichen Stätten der schwarzen Fabrikschornsteine und engen Massenquartiere wird ein kommendes Jahrhundert den Pflug der Vergessenheit und eines neuen Lebens führen.»

Nach einigen Augenblicken des Schweigens nahm ich meinen Vortrag wieder auf.

Wagener berichtet über einen Wortwechsel zwischen ihm und Himmler, der Einwendungen gegen die Spezialisierung der Landwirtschaft sowie vor allem gegen die Beseitigung des Grossgrundbesitzes vorgebracht hatte. Letzterer sei für die Versorgung der Städte unerlässlich, und Experimente mit der Landwirtschaft überhaupt würden zu Chaos, Notstand und Zusammenbruch führen. Dagegen betont Wagener die Notwendigkeit einer rechtzeitigen Anpassung an neue Verhältnisse, auch wenn dadurch schmerzliche Opfer unvermeidlich seien.

«Sie beide haben recht, bedingt recht», griff Hitler ein. «Von der Erkenntnis des Besseren bis zu seiner Durchführung ist ja auch ein weiter Weg. Nichts kann in so bedeutungsvollen Fragen übers Knie gebrochen werden. Aber das soll es ja auch nicht. Schicken wir erst einmal landwirtschaftliche Studienkommissionen nach Kanada, nach Australien, und wo man sonst schon mit neuen Formen der Bewirtschaftung begonnen hat. Auch die Kolchosenwirtschaft wäre interessant zu studieren. Und machen wir dann einmal einen Anfang irgendwo. Das kann ja ruhig 10 Jahre erst einmal dauern. Ich habe keine Bedenken, dass sich ganz von selbst das Bessere durchsetzen wird.

Und wenn wir erst einmal den wandernden Besitz eingeführt haben, dann wird der Schritt zu radikaleren und schnelleren Massnahmen beim Grossgrundbesitz nicht mehr so schwer sein.

Ich habe das Gefühl, dass Ihre Gedanken und Pläne richtig sind. Aber sie eignen sich noch nicht zur öffentlichen Diskussion. Es gilt deshalb für sie dasselbe, was ich schon

wegen des Schrumpfbesitzes sagte: zunächst sind diese Gedanken nur hinter verschlossenen Türen weiter zu beraten und zu klären. Tragen wir erst einmal die Verantwortung im Staate, dann haben wir auch die Menschen und die Möglichkeit für fachgemässe Ausarbeitung und Versuche.»

Im Folgenden denunziert Wagener die landwirtschaftliche Einfuhrpolitik der Republik und behauptet, dass die Verwirklichung seiner Pläne für eine wirtschaftliche Selbstverwaltung der Landwirtschaft in der Zukunft Fehlplanungen verhindern würde.

«Zusammenfassend möchte ich also sagen: Leistungssteigerung, Rücksiedlung der Industrie aufs Land und dadurch Preisverbesserungen für den Landwirt, und eine planmässige Boden- und Landreform sind die Mittel, die notwendig sind, um das deutsche Volk aus eigener Scholle zu ernähren. Ich glaube, dass dies Ziel erreichbar ist, wenn alle Mittel angewendet und bis zur letzten Konsequenz ausgenutzt werden.

Ich brauche nun aber Ihre Zustimmung, Herr Hitler, um meiner Abteilung Landwirtschaft bei der Neugliederung der Reichsleitung klare Aufträge geben zu können.»

Hitler antwortete: «Sie haben bereits gehört, dass ich in weitem Umfang zustimme. Das Ziel, das Sie sich gesteckt haben, ist unbedingt richtig. Ob die Wege, die Sie weisen, immer gegangen werden können, muss das weitere Studium und die Lage, die wir vorfinden werden, zeigen. Aber arbeiten Sie zunächst einmal im vorgetragenen Sinn. Ich werde mir dann später gelegentlich berichten lassen.

Auf zwei Dinge weise ich noch hin. Es muss in Deutschland noch unendlich viel Gelände geben, das noch der Urbarmachung, der Gewinnung für die landwirtschaftliche Nutzung und damit der Erhöhung der deutschen Eigenproduktion harret. Alle Ihre Mittel, die Sie aufzählten, sind konstruktiver Art. Sie sind richtig und notwendig. Aber wirklich schöpferisch wird nur eine Tat sein, die neuen Boden, Neuland, neue Siedlungsmöglichkeiten schafft. Ich habe einmal wo gelesen, dass noch etwa 100 Millionen ha unkultivierter Boden² für eine solche Aufgabe zur Verfügung stehen, abgesehen von Wiesen- und Weideflächen, die umgebrochen werden könnten und die noch einmal das zweifache davon ausmachen. Welche Ungeheuern Möglichkeiten liegen in dieser Tatsache. Das ist eine ganze preussische Provinz! Prüfen Sie diese Frage und machen Sie Vorschläge. Auch die Möglichkeiten, dem Meere Boden abzugewinnen zu können, müssen geprüft werden. Das ist kein Ziel für die nächsten Jahre, sondern für Jahrzehnte, für Generationen.

Denken Sie an Faust! Ein faustischer Wille, eine faustische Erfassung der Natur und ihrer Kräfte, der Möglichkeiten der Technik und des menschlichen Genies, sie müssen die wahren Merkmale einer erwachenden neuen Zeit sein.

Und damit komme ich auf das zweite. Wir geben Millionen aus für alle möglichen Dinge, die der Zivilisation und dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen. Aber das Wichtigste, die Höherentwicklung der Züchtung und des Wachstums dessen, was der

Mensch primär zum Leben braucht, das wird vernachlässigt. Wir wissen wohl die Elemente und die Kräfte, die die Pflanzenwelt erwecken und gedeihen lassen, die die Nährstoffe für die Tiere sind, aber es werden ausser dem künstlichen Dünger und einigen künstlichen Futtermitteln keine grossen Erfindungen gemacht, um der Natur nachzueifern, sie zu übertrumpfen!

Auch da müssen Sie anpacken, Wagener. Ich bin überzeugt, dass wir, wenn wir mit beharrlicher Konsequenz neue Wege verfolgen, um die Wachstumszeit z.B. von Gemüse zu verkürzen, die Menge der Früchte zu verdoppeln und ihre Grösse zu steigern, dass das gelingt! Alle Kräfte der Erde müssen wir in Gewächshäuser sperren! Die Sonne müssen wir vom Himmel herunterholen! Saatzuchten und Vermehrungszuchten müssen kultiviert werden! Die grössten Chemiker und Techniker, Biologen und landwirtschaftlichen Fachleute müssen eingespannt werden, bis sie aus der deutschen Erde den vielfachen Ertrag, von Bäumen und Sträuchern eine mehrfache Ernte und von Gross- und Kleinvieh doppelte Gewichte und Produkte erzeugt haben!

Die Welt, die eine Wende erlebt wie die, in der wir heute stecken, wird noch mehr erleben. Unmögliches wird möglich werden, Wunder werden geschehen! Aber sie werden nur geschehen, wenn sie gewollt und erarbeitet werden. Hier muss das Hauptarbeitsgebiet liegen für die zukünftige Zeit. Was würde die Nachwelt über uns spotten, wenn wir uns mit kümmerlichen Umorganisationen, so grandios sie heute erscheinen mögen, begnügen. Wir müssen die Kräfte finden und nutzen, um die Welt aus den Angeln zu heben! Das, Wagener, ist Ihre Aufgabe.»

Mit kurzem Gruss entfernte sich Hitler, während wir uns erstaunt anschauten. Stras-ser schüttelte den Kopf und sagte: «Wir lachen. Aber wir werden sehen, er behält recht. Mir fällt da ein Vers von Schiller ein, der lautet:

«Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde, was der eine verspricht, hält die andre gewiss!»

Einige Tage später kam Hitler auf mein Zimmer und sagte, dass ihm meine Ausführungen über die falsche Export- und Produktionspolitik der Industrie und die damit im Zusammenhang stehende Vernachlässigung der Landwirtschaft dauernd durch den Kopf gingen.

«Wenn es stimmt, dass vordem Weltkrieg in etwa 3 Jahrzehnten 50 Milliarden deutsche Auslandsguthaben entstanden sind, für die nichts importiert wurde, – und das doch wohl nur, weil man es nicht brauchte, – dann haben wir doch eigentlich in dieser Periode für . . . zig [sic] Milliarden Mark mehr Eisen und Stahl produziert, als nötig war. Wir hätten also vielleicht mit einer Produktion von nur drei Viertel oder vier Fünftel, – das müsste sich ja ausrechnen lassen, – den tatsächlich notwendigen Bedarf decken können.» [...]

«Macht eigentlich», fragte Hitler weiter, «eine Vermehrung z.B. der Eierproduktion oder der Butterproduktion sehr viel aus gegenüber den Erzeugungsmengen von Stahl und Eisen durch die Schwerindustrie und einer Exporterhöhung?»

Ich griff nach den Jahrbüchern des Instituts für Konjunkturforschung, dem Geheimrat

Wagemann vorstand, und die über all diese Fragen genaue Auskunft in Zahlen gaben³. Wir stellten fest, dass in den beiden letzten Jahren, für die die Jahrbücher vorlagen, allein der Eierimport nach Deutschland etwa die gleiche Höhe erreicht hatte, als der Export der gesamten Chemischen Industrie, und dass in den gleichen Zeiträumen die Butterproduktion in Deutschland in Millionen Mark wesentlich höher war, als die gesamte deutsche Eisen- und Stahlherzeugung der gleichen Zeitspanne. Hitler schüttelte erstaunt den Kopf.

«Wir sehen», sagte ich, «diese so eingebildeten und überheblichen Industriemänner im Ruhrgebiet rangieren in ihrer Bedeutung für die deutsche Wirtschaft noch *unter* der Magd, die mit ihrem Melkeimer am Euter der Kuh sitzt. Hier liegt das Verbrechen, das unser Volk immer unfreier und vom Ausland abhängiger gemacht hat. Und der Übereifer, mit dem die deutsche Eisen- und Maschinenindustrie den Exportkrieg gegen das Ausland betrieben hat, – auf Kosten der innerdeutschen Nahrungsmittelproduktion, – trug ausserdem den Keim für den ITe/krieg in sich.»

«Ungeheuerlich – und unverständlich! Das weiss eigentlich kein Mensch. Wo blieben da die Männer der Regierung?»

«In den Aufsichtsräten der grossen Werke», antwortete ich.

«Was haben wir alles in Ordnung zu bringen, wenn wir einmal die Regierung übernehmen! Überall ist der Wurm drin! Überall stinkt es nach Moder. Aber die Dummheit ist offenbar das grösste der Übel.»

«Der wirtschaftliche Selbstverwaltungsaufbau, wie ich ihn vorgeschlagen habe, und die dadurch erst mögliche staatliche Wirtschaftslenkung, sie werden diese Dinge ganz von selbst in Ordnung bringen. Ich bin gespannt, wann der erste Grossindustrielle zu Ihnen kommen wird, um gegen diesen Aufbau und gegen die Planwirtschaft, – wie sie sie nennen, – und letzten Endes gegen mich Sturm zu laufen.»

«Deshalb ist es gut, [erwiderte Hitler], dass wir die Fragen klären, bevor wir mit den Leuten in Auseinandersetzungen kommen. Und ebenso ist es zweckmässig, unsere Pläne geheim zu halten, bis wir in der Regierung sitzen. Sonst hetzen auch noch sie die ganze Meute der verständnislosen Industriearbeitermassen vorher auf uns, und wir kommen nie zur Macht.

Es ist so traurig, dass es so wenig Menschen gibt, die den Blick fürs Ganze haben. Alles sind immer Interessensklüngel, alle legen die Dinge *ZM ihrem* Vorteil und nach *ihren* Gewinnchancen aus. Kann man überhaupt jemand glauben?»

«Wohl! Den Zahlen hier in diesen Büchern, dem gesunden Menschenverstand und den zwingenden Beweisen, die uns die Gottheit durch die Ereignisse gibt. Die Streichung der deutschen Auslandsforderungen nach dem Weltkrieg und die Arbeitslosigkeit jetzt sind so untrügliche Beweise, dass man sich nicht irren kann.»

«Aber Sie sahen ja, dass selbst Himmler Ihre mir völlig einleuchtenden Gedankengänge ablehnt.»

«Vielleicht wird die S.S. neuerdings von Grossgrundbesitzern finanziert? Ich weiss es nicht. Aber, – vielleicht ist es so.»

«Das kann ich'mir nicht denken.»

«Aber die S.S. hat doch neuerdings einen Kreis zahlender Mitglieder oder Freunde eingerichtet⁴. Und ich treffe ab und zu neue S.S.Mitglieder mit guten Namen.»

«Das hat andere Gründe. Lassen wir das. Ich bin darüber unterrichtet. Aber sprechen Sie einmal mit Himmler. Man muss eine einheitliche Linie finden.»

Jetzt wurde mir erst der wahre Zweck des Besuchs Hitlers klar. Himmler musste bei ihm gebohrt haben. Er war anderer Ansicht. Aber er musste dazu seine Beweggründe haben. Dass es einen grossen Kampf kosten würde, gerade auf diesem Gebiet meinen Kopf durchzusetzen, war mir an sich klar. Dass er aber in den eigenen engsten Reihen bereits begann, das hatte ich nicht erwartet.

Die Menschen sehen nicht, dass nichts im menschlichen Leben, im Leben der Völker, oder gar in der Geschichte der Menschheit Bestand hat und ewig bleiben kann, wie es einmal war. Selbst wenn sie sozialistisch zu empfinden glauben, sozialistisch *denken* wollen sie damit noch lange nicht. Der Grossgrundbesitz, der aus den Zeiten der Wanderung der Stämme, der Kolonisation des Ostens oder aus fürstlichen Lebensverhältnissen stammte, ist nun einmal überholt. Früher oder später fällt er der Aufteilung anheim. Je früher es geschieht, umso rücksichtsvoller für den Einzelnen kann es geschehen, umso planmässiger, umso wirtschaftlicher. Je länger man sich dagegenstemmt, umso wahrscheinlicher ist es, dass dann eines Tages radikale Lösungen kommen.

Eines stand fest, und das empfand Hitler damals ebenso klar wie ich: Wenn der Nationalsozialismus diese Frage nicht löst, dann wird es zu gegebener Zeit der Kommunismus machen. Dann aber geschieht es so, wie wir es ja gerade verhindern wollten. –

Am nächsten Tag liess ich Himmler zu mir bitten. Ich sprach ihn auf seine ablehnende Einstellung zu meinen agrarpolitischen Plänen an und fragte nach seinen Gründen. Als Nationalsozialist könne sein Denken doch kaum wesentlich anders sein, als das meine.

«Wagener», sagte er, «das ist es auch nicht. Aber ich bin mir über diese Probleme noch nicht klar. Ich bin gelernter Landwirt und habe bisher für richtig gehalten, was ich gelernt habe. Und wenn ich so einen schwäbischen Bauernhof von 6-800 Morgen ansehe, dann ist das doch eine fabelhafte . . . Dings-. . . Sache», – Himmler hatte die Angewohnheit, wenn er verlegen war, sehr häufig das Wort: «Dings» zu verwenden. Man wusste dann, dass er entweder mit seinen Gedanken woanders war, oder dass der Mund etwas anderes sprach, als die Gedanken dachten. – «Ein abgerundeter, intensiver Wirtschaftsbetrieb. Und der Bauer ist ein Freiherr auf seinem Grund.»

«Zweifellos. Ist es nun wohl unsere Aufgabe, Freiherrn zu züchten?»

«Ich meine das nur . . . Dings. . . nur allegorisch. Und wenn man auf ein grosses Gut kommt, so von zwei- bis dreitausend Morgen! Ja das arbeitet doch schon nach modernsten Bewirtschaftungsmethoden. Nur in einem solchen Grossbetrieb kann doch das Kapital geschaffen werden, das man zum weiteren modernen Ausbau benötigt.»

«Auch das ist richtig. Aber kann es denn unsre Absicht sein, weitere Kapitalisten zu entwickeln? Grossbetriebe können doch auch genossenschaftlich gebildet werden!»

«Aber warum etwas zerstören, was bereits richtig läuft, nur um es dann genauso zu machen, nur auf genossenschaftlicher Basis?»

«Das müssen wir eben vermeiden, dass etwas zerstört wird. Aber glauben Sie denn, dass ein Grossgrundbesitzer, der sein Gut seit 300 Jahren besitzt, als in Deutschland nur vielleicht 50 Menschen auf dem Quadratkilometer sassen, das gleiche Gut in der gleichen Grösse allein behalten kann, wenn in Deutschland nunmehr durchschnittlich 135 Menschen auf einen Quadratkilometer kommen und in manchen Gegenden 250 bis 350? Und da, wo der Grossgrundbesitzer sitzt, wohnen immer noch nur 50 oder 60 Menschen auf dem gleichen Raum.

Nein, Himmler. Dieses Problem ist so klar und so selbstverständlich, – d.h. es müsste es sein, – dass sentimentale Erinnerungen und Empfindungen nichts an ihm ändern können.

Und das Volk in seiner breiten Masse ist sich dessen auch durchaus bewusst. Versetzen Sie sich doch einmal in die Lage eines Landarbeiters, der mit seiner acht- bis zehnköpfigen Familie zum grossen Teil von den Ähren und Kartoffeln lebt, die er nach der Ernte auf den Feldern lesen darf, und der zusieht, wie die hohen Herren bei einer Parforce-Jagd mehr Flurschaden machen, als er mit seinen gesamten Arbeitskollegen zusammen aufsammeln kann. Glauben Sie nicht, dass in diesem Mann der Gedanke aufkommt, dass eine solche Ordnung falsch ist, der Wunsch, dass es seinen Söhnen einmal besser gehen soll wie ihm, der Wille, dafür zu kämpfen und zu arbeiten, dass eine Wandlung kommt, und der Entschluss, sich einer Parteigruppe anzuschliessen, die diesem Kampf sich zu widmen auf ihre Fahnen schreibt?

Und dieser Wille des Volkes wird sich durchsetzen, so oder so. An uns liegt es, diesem so oder so zuvorzukommen und durch eine vernünftige Lösung den wirklichen Verhältnissen ohne Sentimentalität für die Vergangenheit gerecht zu werden.»

«Dass es einmal kommen muss, das glaube ich auch, [bemerkte Himmler], Aber die bisherigen Besitzer werden es heute noch nicht verstehen.»

«Mag sein. Dann müssen wir sie aufklären. Wir haben ja Zeit. Aber selbst wenn sie es verstehen, werden sie es nicht wollen. Niemand sägt sich gerne selber den Ast ab, auf dem er sitzt.»

«Und wenn sie wissen, dass wir dieses Ziel verfolgen, dann werden sie mit allen Mitteln gegen uns sein.»

«Natürlich! Deshalb nennen wir uns ja auch: *nationalsozialistische Arbeiterpartei*. Sonst müssten wir uns ja Konservative Grossgrundbesitzerpartei nennen!»

Da kam Himmler plötzlich mit der Frage: «Kennen Sie das Buch: ‚Blut und Boden‘ von Darre⁵?»

«Nein.»

«Ich werde es Ihnen geben. Darre legt darin dar, wie gerade vom Lande her ein Volk sich immer wieder neu ergänzt. In den Städten sterben die Familien ab, entweder tatsächlich oder als kraftspendende Glieder des Volksganzen. Nur auf dem Lande wird solche schöpferische Kraft immer wieder aus Blut und Boden neu geboren.

Diese Kraftquelle geht verloren, wenn Sie dem Blut den Boden wegnehmen.» «Das tue ich ja gar nicht, [sagte Wagener]. Im Gegenteil! Ich bringe sogar weiteres Blut auf den Boden des Landes zurück.»

«Nur im Eigentum erwächst ein stolzer Eigensinn.»

«Das wird immer so dahingeredet. Wie wenn ein Schiller oder ein Goethe, ein Liszt oder Beethoven, ein Kant oder Schopenhauer, ein Napoleon oder Moltke oder auch ein Liebig oder der Erfinder der Dampfmaschine Söhne von Grossgrundbesitzern oder von Grossbauern gewesen wären! Natürlich ist es das Schönste, was es gibt, wenn man einen eigenen Hof oder ein grösseres Gut hat. Und es ist herrlich für einen jungen Menschen, wenn er auf dem Lande aufgewachsen ist. Aber da ist nicht das Eigentum, sondern das Land das entscheidende.

Machen wir uns doch nichts vor. Grossgrundbesitzer mag es einige Tausend in Deutschland geben, gesunde Grossbauern vielleicht einige Zehntausend. Aber Menschen gibt es 70 Millionen! Nehmen Sie in Anspruch, dass man Ihnen glaubt, wenn Sie behaupten, dass nur von diesen vielleicht fünfzig- bis einhunderttausend Familien die Kraft des deutschen Volkes ausgehe?»

«Wollen Sie sich nicht den Dings . . . Darre einmal kommen lassen? Es wäre wertvoll, wenn Sie einmal mit ihm sprächen. Vielleicht würden Sie ihn sogar als Mitarbeiter in Ihrer landwirtschaftlichen Abteilung brauchen können.»

Jetzt war die Katze aus dem Sack! Ein Flackern lag in den Augen Himmlers. Dieser Herr Darre sollte mir wohl als Mitarbeiter und Sachbearbeiter für die Landwirtschaft aufgehängt werden. Ich kannte ihn nicht. Deshalb mochte ich ihn auch nicht ohne Weiteres ablehnen. War er ein begabter Mann mit klarem Blick, so war ich mir dessen bewusst, dass er meinen Gedanken folgen würde. War er es nicht, so hatte ich für die Ablehnung einen Grund oder konnte ihn jederzeit ersetzen. Darum fragte ich:

«Sie kennen ihn offenbar?»

«Ich habe mit ihm zusammen studiert. Und Hess kennt ihn auch. Er war mit ihm zusammen im Pädagogium in Godesberg.»

Ich wusste, dass dort sehr viele Auslandsdeutsche das Internat besuchten. Deshalb fragte ich gleich direkt:

«Ist er Auslandsdeutscher?»

«Ja. Seine Familie ist württembergisch; sie stammt aus Heilbronn. Der Vater war Landwirt und Gärtner. Er wanderte nach Argentinien aus.»

«Was ist Darre jetzt?»

«Er arbeitete nach dem Diplomexamen erst ein oder zwei Jahre praktisch und kam dann von der Reichsregierung aus zur deutschen Gesandtschaft nach Riga, wo er Sonderaufgaben landwirtschaftlicher Art zu studieren hatte⁶. Jetzt ist er gerade zurückgekommen und sucht Anstellung.»

«Und wie beurteilen Sie ihn?»

«Eine wirklich über dem Durchschnitt stehende Persönlichkeit. Er kennt die Welt etwas mehr, als wenn er nur in Deutschland gewesen wäre, sein Buch beweist seine idealistische Einstellung. Und in landwirtschaftlichen Fragen ist er unbedingt zu Hause. Mit der Bodenreform hat er sich besonders beschäftigt.»

«Gut. Ich möchte ihn gern kennenlernen. Geben Sie mir das Buch. Ich bin in 8 Tagen mit Hitler in Gera, Hotel Monopol. Es ist der Donnerstag. Wenn er Interesse hat, kann

er mich dort zwischen drei und sechs Uhr abends sprechen.»

So lernte ich Darre kennen. Sein Buch gefiel mir recht gut. Er selbst auch. Meinen Gedanken über die Bodenreform kam er mit ähnlichen Gedanken entgegen. Ich engagierte ihn und sagte ihm zu, ihm die Abteilung Landwirtschaft in der wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. zu übertragen. Seine Arbeit sollte er bereits im Herbst 1930 antreten⁷.

25. Wagener gibt den «W.P.D.» heraus – Hitler zwischen «Sozialismus» und Sozial-Darwinismus Gründung der Essener «National-Zeitung» – Otto Dietrich wird Presse-Chef

Einer der Gründe, die Hitler davon überzeugt hatten, dass die Leitung der Wirtschaftspolitik in den Händen von Feder nicht gut aufgehoben war, war der geschlossene Austritt einiger Industrieller aus der Partei im Sommer 1930, darunter auch eine führende Persönlichkeit aus dem Ruhrgebiet.

Damals war irgendwie der Gedanke aufgekommen, dass die Partei in Zukunft jedes höhere Einkommen als 1'000 Mark im Monat abschaffen wolle. Niemand wusste, wo dieser Gedanke zum ersten Mal ausgesprochen worden war. Aber alle Parteiredner und alle Parteizeitungen waren voll von diesem «sozialistischen» Grundsatz.

Auch andere Auffassungen, meist das Gebiet der Wirtschaft betreffend, wie das Filialwesen, das Warenhauswesen, das Konzernwesen und die Interessenzusammenschlüsse, wurden durch Redner und Zeitungen in völlig laienhafter Weise besprochen, und stümperhafte Lösungen wurden propagiert und als Parteiziele proklamiert.

Hitler sagte mir, es müsse etwas geschehen, um Unheil zu verhindern. Meinen Vorschlag der Durchführung einer planmässigen Schulung und Auslese der Gau- und Kreisleiter sowie der Parteiredner und Zeitungsredakteure erklärte er in diesem Augenblick für nicht geeignet, da die Auswirkung zu lange auf sich warten lasse. Es müsse sofort ein Weg gefunden werden, um den Wirtschaftsteilen der Parteizeitungen ein höheres Niveau zu geben.

Ich entschloss mich deshalb, obwohl ich noch nicht die wirtschaftspolitische Führung in der Hand hatte, einen «Wirtschaftspolitischen Pressedienst (W.P.D.)» zu gründen, und Hitler ordnete an, dass alle Parteizeitungen ihn halten und die Artikel des W.P.D. abdrucken müssten¹. Andere wirtschaftliche Auseinandersetzungen grundsätzlicher Art durften in Zukunft nicht mehr in den Zeitungen erscheinen. Auch die Parteiredner erhielten den W.P.D., ebenso sämtliche Gauleitungen.

Zweimal in der Woche gab der W.P.D. eine Artikelserie heraus, 10 bis 12 mittlere Aufsätze, in denen Stellung genommen wurde zu den Wirtschaftsvorgängen des Augenblicks und zu Regierungsmassnahmen. Ferner wurden in ihnen die Fehler des bestehenden Wirtschaftssystems beleuchtet.

Als Geschäftsführer des W.P.D. holte ich mir Hauptmann Wolff², der mein Teilhaber in der Sperrholz- und Furnier-Import- und Handelsfirma gewesen war, die ich aufgab, als ich dem Rufe Hitlers nach München gefolgt war. Er hatte mich schon mehrfach gebeten, ihm zu ermöglichen, dass er wieder mit mir zusammenarbeiten könne. Als Re-

dakteur nahm ich zuerst einen Dr. Ehrke³, den mir allerdings nach wenigen Wochen der Völkische Beobachter weggagierte. Dann gewann ich für diese sehr bedeutsame Aufgabe Herrn Dr. Bernhard Köhler, dem ich nach der Schaffung der wirtschaftspolitischen Abteilung, Ende 1931, die Unterabteilung Arbeitsbeschaffung übertrug und der später mein Nachfolger als Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. wurde. Vorausgreifend erwähne ich, dass *sein* Nachfolger als Redakteur des W.P.D. Anfang 1932 Walther Funk wurde, der später als Reichspressechef und dann als Wirtschaftsminister bekannt geworden ist. Als Mitarbeiter für Fragen der Agrarpolitik hatte ich einen Dr. Luxenburg⁴ gefunden, der besonderer Fachmann im Getreidehandel und im Nahrungsmittel-Import war.

Alle diese Herren waren in festen Stellungen mit gesichertem Einkommen und stellten ihre Mitarbeit freiwillig und ohne Vergütung zur Verfügung.

Damit hatte ich innerhalb von kaum 14 Tagen die gesamte Wirtschaftspresse der N.S.D.A.P. in Händen und gab den Mitarbeitern im W.P.D. laufend die Tendenz an, nach der gearbeitet wurde.

Von besonderer Wichtigkeit erschien mir, dass die Partei wenigstens «ne Zeitung bekam, die politisch wie wirtschaftlich weniger parteimässig eingestellt war, sondern sich vielmehr über das Niveau der Parteizeitungen erhob, zugleich aber trotzdem Trägerin der nationalsozialistischen Ideen war.

Da bis dahin in Deutschland nur zwei grosse Zeitungen bestanden, die als reine Wirtschaftszeitungen im In- und Ausland anerkannt wurden, die Frankfurter Zeitung und die Berliner Börsenzeitung, hielt ich als Verlags- und Herausgabeort der von mir neu geplanten Zeitung das Ruhrgebiet für das Zweckmässigste, und zwar möglichst Essen. [...]

Das Ziel konnte natürlich nicht sein, den beiden erwähnten grossen und internationalen Ansehen besitzenden Wirtschaftszeitungen Konkurrenz zu machen. Aber beide waren rein wirtschaftsliberalistisch eingestellt. Die neue Zeitung sollte sozialistisch eingestellt sein, aber trotzdem positiv zur Wirtschaft, zur freien Wirtschaft und zur Privatwirtschaft, wie es eben den von mir Hitler vorgetragenen Gedankengängen entsprach, ohne die letzten Ideen dabei preiszugeben. Die Zeitung musste deshalb ein absolutes Novum sein. Denn die bisherigen sozialistischen Blätter waren sämtlich reine Parteiorgane der S.P.D. und der K.P.D., in wirtschaftlichen Fragen rein marxistisch und kommunistisch, ohne Verständnis und Gefühl für die inneren und für das Volk lebenswichtigen Zusammenhänge der Wirtschaft und ihrer Notwendigkeiten.

Ich fuhr nach Essen. Es mag im September 1930 gewesen sein. Ich besprach meine Absicht mit dem Gauleiter Terboven⁵. Und ich fand bei ihm freudiges und vollkommenes Verständnis.

Terboven war Bankbeamter gewesen und sehr frühzeitig mit den politischen Gedankengängen Hitlers bekanntgeworden. Er hatte ein ausserordentlich feines sozialistisches Empfinden, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren und törichte und wilden Ideen nachzuträumen. Terboven war über dem Durchschnitt begabt und besass auch etwas von jener Intuition Hitlers, die die Dinge mit andern Augen, als es sonst üblich

ist, sieht und erfasst. In seiner persönlichen Anspruchslosigkeit war er geradezu ein Sonderling. Er wohnte, noch im Jahre 1933, in einer Mansardenstube, lebte nur aus einer Kommode und einem Koffer, und war täglich mit seinen Parteigenossen zusammen, teils in den finstersten Winkeln der Essener Arbeiterviertel. Häufig gab es Schlägereien, bei denen er auch mehrfach verletzt wurde. Aber die Zahl der Arbeiter, sowie auch der Bürger und der Unternehmer, die sich ihm anschlossen, wuchs von Monat zu Monat. Es gab keinen, der in der Lage gewesen wäre, ihm irgendeine üble Nachrede anzuhängen. [...]

Terboven also war sofort bereit, mit mir zusammen die geplante Zeitung zu gründen. Da der Gau Essen noch keine Parteizeitung besass, kam ihm meine Anregung besonders gelegen. Und wir machten uns daran, die vier wichtigsten Fragen zu besprechen, die für unser Vorhaben entscheidend waren: die Finanzierung, die Frage des Drucks, die Redaktion und den Vertrieb.

Da wir beide Laien waren, schlug ich vor, zum besten Fachmann auf dem Gebiet des Zeitungswesens zu gehen, um uns beraten zu lassen. Als solcher erschien uns der Besitzer der Rheinisch Westfälischen Zeitung in Essen, Herr Dr. Reismann-Grone⁶. Diese Zeitung musste zwar unsere Hauptkonkurrenz sein, aber zugleich waren auch wir für sie eine neue, sichere Konkurrenz. Deshalb hielt ich es für zweckmässig, dass wir uns mit Reismann-Grone ins Benehmen setzten.

Ich war mir über die Absonderlichkeit meines Vorgehens klar. Im Allgemeinen wird angenommen, dass Konkurrenten unbedingt feindlich zueinander sein und sich bekämpfen müssten. Ich halte das Gegenteil für richtig. Man ist gewohnt zu glauben, dass Kampf notwendig sei, damit das Gesündere und Kräftigere, in diesem Fall das Bessere, sich durchsetzt. Das sei im Tierreich so und im Pflanzenreich. Und auch beim Menschen und bei der menschlichen Arbeit könne es nicht anders sein.

Ich habe auch mit Hitler häufiger darüber gesprochen. Er war ganz radikal dieser Auffassung. Auch auf die Wirtschaft angewandt, sehe er im Kampf um die Selbstbehauptung und um den grösseren Erfolg die sicherste Gewähr für den Fortschritt und für den allgemeinen Nutzen.

Da kämpften offenbar zwei Seelen in seiner Brust. Er war Sozialist und wollte es sein. Aber seine innere Verbundenheit mit der Natur liess ihn immer wieder den Kampf ums Dasein, das Ringen um die Überwindung des anderen, beobachten und als Naturgesetz erkennen.

«Das ist aber reiner und krasser Liberalismus!», sagte ich ihm gelegentlich einer solchen Aussprache. «So denkt und handelt der Mensch seit zwei Jahrtausenden. Mit dieser Parole überwand er den Absolutismus und schuf das System, das wir heute Demokratie nennen, das den Kampf des Individuums um die wirtschaftliche und geistige Freiheit beendete. Aber eben diese wirtschaftliche Freiheit schuf neue Autokratien, in den Fabriken und Grossunternehmungen, in denen die Arbeiter und Angestellten noch unmittelbarer zu Sklaven wurden, als je vorher unter dem Szepter eines Dynasten.»

«Ich weiss selbst», antwortete er, «dass da ein Schnittpunkt ist der Linien meines natürlichen Empfindens und meiner logischen und geschichtlichen Erkenntnis. In unserem Programm haben wir diese Klippe sogar zum Ausdruck gebracht, indem wir den Grundsatz prägten: ‚Gemeinnutz geht vor Eigennütze Das persönliche Vorwärtsstreben, ja die persönliche Gewinnsucht, ist das Agens, das Welt und Wirtschaft belebt und die grossen Erfindungen und Entdeckungen gezeitigt hat. Wenn wir das ausscheiden, dann erlahmt der Trieb und die Entwicklung stagniert. Aber Stillstand ist Rückschritt.

Darum müssen wir dieses Agents erhalten, pflegen, ja prämiieren! Aber wir müssen das an sich eigennützige Streben in den Dienst der Allgemeinheit, in den Dienst des nationalen Ganzen, ja vielleicht mit der Zeit in den Dienst der ganzen Menschheit stellen.»

«Wenn Sie glauben, [erwiderte Wagener], dass die Menschheit hierzu erzogen werden kann, ohne sehr weitgehende Eingriffe des Staates, dann haben Sie, glaube ich, eine zu gute Meinung vom Menschen. Des Menschen Trachten ist böse, – man müsste sagen: egoistisch von Jugend auf, so heisst es schon irgendwo in der Bibel. Und Christus hat vielleicht als einer der ersten der liberalistischen Einstellung des Menschen die sozialistische gegenübergestellt. Aber seine Lehre, die wir noch bei Paulus und anderen rein und edel vorfinden, ist sehr bald verfälscht, ja umgekrempelt worden, und vom Christentum ist in den Kirchen, die sich heute seines Namens bedienen, nicht mehr viel übriggeblieben.»

«Ich weiss das, Wagener. Ich bin mir darüber ganz klar. Aber es ist viel leichter, einen den Marxschen Ideen oder dem heutigen Kommunismus entsprechenden Sozialismus zu predigen und dafür Propheten zu finden, als für die Synthese der Vernunft, die die gegebenen Eigenschaften des Menschen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen sich zum Ziel macht.

Denn wenn wir unsere Gauleiter und Redner reinen Sozialismus hergebrachter Norm propagieren liessen, dann würden wir nichts anderes machen als die Bolschewiken. Dann brauchten wir sie ja nicht zu bekämpfen. Aber wir wollen ja gerade verhindern, dass dieser destruktive, Kultur und Wirtschaft zerstörende Bolschewismus weiter Fuss fasst und auch unser Leben vernichtet!

Der Kommunismus läuft auf einen Versorgungsstaat hinaus, wobei das Niveau nach unten hin nivelliert wird. *Wir* wollen einen Staat der freien Selbstentwicklung der Persönlichkeit, aber letzten Endes auch nur für die Zwecke der Allgemeinheit, also im Dienste der Gemeinschaft, in dem das Niveau so weit wie möglich nach oben und immer höher und höher gehoben werden soll.

Dieser Staat kann sich jedoch nur im Kampf ums Dasein entwickeln, in einem möglichst freien Konkurrenzkampf, der einzig und allein gebunden ist an die Förderung des gemeinen Nutzens, also des Vorteils für alle, für die Volksgemeinschaft, für die Menschheit.

Sehen Sie, das will mir bei Ihren Plänen für eine Wirtschaftsorganisation, für den wirtschaftlichen Selbstverwaltungsaufbau, nicht so ganz in den Sinn. Es ist zu leicht möglich, dass diese Wirtschaftsräte, diese Vielheit von Meinungen, dieses Chaos von

Interessen, die Entwicklung der Persönlichkeit und ihrer Initiative hemmen, vielleicht sogar ersticken. Zunächst ist dieser Aufbau nötig, solange die Wirtschaft darniederliegt, solange Millionen Menschen keine Arbeit haben, solange eine planmäßige Leitung der Wirtschaft durch den Staat erfolgen muss, um sie überhaupt erst einmal wieder auf volle Touren zu bringen. Aber je mehr wir uns normalen Zeiten nähern, umso mehr müssen die Fesseln und Hemmungen gelockert werden, die das freie Spiel des natürlichen Kampfes behindern. Der Staat soll keine Kinderfrau sein, sondern das Form gewordene ethische Gewissen eines Volkes und jedes Einzelnen.»

Ich habe diese hohe Auffassung Hitlers häufig aus seinem Munde gehört. Ich habe sie aber meist mehr als ein religiöses Bekenntnis empfunden, als dass ich sie als das politische Programm einer Partei gewertet hätte.

Denn immer, wenn man versuchte, seine Nutzenanwendung auf irgendeine wirtschaftliche oder sonstige Lebensfrage zu ziehen, kam man stets nur *entweder* auf die sozialistische *oder* auf die liberalistische Lösung. Der berufsständische politische und wirtschaftliche Selbstverwaltungsaufbau erschien mir stets, und erscheint mir heute noch, als das organischste und sicherste Mittel, die Synthese zwischen beiden Grundrichtungen zu finden, ihre Zusammenarbeit zu leiten und zu überwachen und ihre gegenseitige Ergänzung zu ermöglichen.»

Im Falle unserer Zeitungsgründung machte ich also einen Versuch mit einer mehr sozialistischen Lösung.

Man kann sich das Erstaunen des damals vielleicht 55jährigen Herrn Reismann-Grone vorstellen, als Terboven und ich, die wir ihm beide persönlich völlig unbekannt waren, darlegten, dass wir eine neue Zeitung gründen wollten, die der seinigen wahrscheinlich Konkurrenz machen werde.

«Von diesem Plan habe ich bisher noch gar nichts gehört», sagte er.

«Sie sind auch der erste, der ihn erfährt», antwortete ich.

«Und warum sagen Sie mir das?»

«Weil ich fragen wollte, ob Sie bereit sind, unsere Zeitung zu drucken.»

«Ich? —», rief er überrascht. «Ich – soll meine Konkurrenzzeitung drucken?» «Vielleicht würde dadurch der Begriff ‚Konkurrenz‘ etwas gemildert werden.» «Aber meine Rheinisch-Westfälische Zeitung hat doch eine ganz einwandfreie und klare politische Linie.»

«Die wird unsere Zeitung ebenso haben. Das mildert ausserdem noch die ‚Konkurrenz‘.»

«Aber ich kann doch nicht ein weisses Blatt und ein rotes drucken! Da streikt doch nicht nur mein Empfinden, sondern dagegen lehnen sich auch meine Mitarbeiter, meine Setzer, ja die Maschinen auf!»

«Vielleicht aber wäre umgekehrt die Tatsache, dass Sie die beiden Blätter drucken, ein einigendes Band, das seinen Einfluss auch auf die Leser und – vielleicht – auch auf die Politik ausüben könnte.»

«Der Vorteil wäre einseitig auf Ihrer Seite.»

«Zunächst sicherlich. Für die Zukunft, das wird sich später erst erweisen können.»

«Mit welcher Abonnentenzahl rechnen Sie?»

Terboven antwortete: «Für den Anfang mit dreissig- bis fünfzigtausend. Nach einem Jahr mit einhunderttausend, später mit einer halben Million.»

Reismann-Grone zuckte mit den Mundwinkeln und verbiss ein Lächeln. «Dann wären meine Maschinen zu klein, um den Ansprüchen dienen zu können.»

Ich drückte mein Bedauern aus und fragte, ob wir ihn wenigstens um Rat in einigen Dingen fragen dürften, die unsern Plan betreffen. Er erklärte sich gerne bereit, meine Fragen zu beantworten und meinte, dass er eine solch' seltsame Besprechung geschäftlicher Art noch nie gehabt habe.

Das Ergebnis unserer Verhandlungen war jedenfalls kurz zusammengefasst Folgendes:

Als Druckerei ermieteten wir durch Vermittlung von Reismann-Grone die Druckerei der Bergwerkszeitung in Essen, die gerade frei geworden war, da «Der Mittag» in Düsseldorf vom 1. 10. 30 ab den Druck der Bergwerkszeitung übernahm. Der Mietpreis wurde auf die Kosten der Steuern und der Instandhaltung für Gebäude und Maschinen beschränkt. Die Druckerei war sofort gebrauchsfähig. Die meisten Arbeiter, insbesondere die Setzer, wurden von uns übernommen.

Für die Redaktion unserer Zeitung übernahmen wir den bisherigen 1. Redakteur der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, Grafv. Schwerin⁷, sowie den Schwiegersohn des Herrn Reismann-Grone, Dr. Dietrich⁸, der damals Korrespondent der Leipziger Neuesten Nachrichten in München war. Dr. Dietrich ist der spätere Reichspresse-Chef und dauernde Begleiter des Führers.

Beide Redakteure waren nicht Parteigenossen. Sie hatten, wie Reismann-Grone versicherte, sich mit den Zielen der Bewegung eingehend befasst und sympathisierten mit ihr.

«Machen Sie nicht den Fehler», sagte er, «Männer, die nicht gelernte Redakteure sind, an die Spitze Ihrer neuen Zeitung zu setzen, nur weil sie vielleicht bereits eine Nummer als Parteigenosse haben. Es ist sicherlich viel leichter, einen Kerl, der in seinem Fache etwas leistet, von den nationalsozialistischen Ideen zu überzeugen, als einen Nationalsozialisten, der nichts kann, zum Redakteur zu machen.»

Die Zukunft hat ihm recht gegeben. Anfangs hielten wir Besprechungen, ja Unterricht über nationalsozialistische Ideen mit beiden Redakteuren ab. Aber gerade die Gewandtheit und schnelle Auffassungsgabe, sowie die besondere Fähigkeit der Wiedergabe und weiteren Ausführung der aufgefassten Ideen, die einem guten Redakteur eigen ist, haben in kürzester Zeit erreicht, dass Schwerin sowohl wie Dietrich mehr vom Nationalsozialismus zu schreiben wussten und durch eine klarere nationalsozialistische Brille die Dinge anschauten, als die grosse Masse der Parteimänner.

Als Name für unsere Zeitung wurde der Titel: «Essener National-Zeitung» gewählt.

Die Essener National-Zeitung und die Rheinisch Westfälische trafen die Vereinbarung, dass sie unbeschadet ihrer politischen und wirtschaftspolitischen Einstellung auf gegenseitige Angriffe und auf ein gegenseitiges Abjagen von Annoncen verzichteten.

Damit hatte ich voll erreicht, was ich beabsichtigt hatte, zum Vorteil beider Zeitungsunternehmungen. Die gegenseitige Achtung dieser beiden Zeitungen bewirkte im Ruhrgebiet eine so weitgehende Verständigung auch der politischen und wirtschaftlichen Kreise, dass das Ruhrgebiet bis auf die kommunistischen Teile innerhalb kurzer Zeit reif wurde zum Verständnis und zur Anerkennung des Nationalsozialismus.

Die Finanzierung der Zeitung erfolgte ausser durch eigene Mittel durch einen vermögenden Pg. aus Dortmund, der 70'000 Mark zur Verfügung stellte, ferner durch rückzahlbare aber unverzinsliche Anteilscheine, die von verschiedenen Parteigenossen und Freunden gezeichnet wurden. Ausserdem wurde mit den Besitzern der Druckerei der Bergwerkszeitung vertreten durch Dr. Grauert⁹, Düsseldorf, ein Abkommen getroffen, wonach diese für Instandsetzung und Ausbauzwecke ein einmaliges rückzahlbares Darlehen von 50'000 Mark gewährten, und endlich erklärte sich die Deutsche Bank bereit, wenn nötig einen laufenden Kredit bis zu einer gewissen Höhe einzuräumen.

Am 15. Dezember 1930 erschien die Zeitung zum ersten Mal. Am 1. April 1931 betrug die Auflage bereits 60'000, Anfang 1933 hatte sie 600'000 überschritten. Im Ausland war die Essener Nationalzeitung neben den grossen Blättern wie Frankfurter Zeitung, Deutsche Tageszeitung und wenig anderen die meist gelesene Zeitung. Ich fand sie in Rom und Neapel, in Paris und Brüssel im freien Verkauf. In Österreich war sie als einzige nationalsozialistische Zeitung zugelassen.

Die Auswirkung der Zeitung war ungeheuer. Die deutsche Regierung verbot sie deshalb für einzelne Tage und ganze Wochen, sobald überhaupt auch nur die geringste Äusserung darin enthalten war, die eine Handhabe für ein Verbot geben konnte. Man hoffte, dadurch die Zeitung finanziell zu ruinieren und ausserdem die Abonnenten abzuschrecken, die es natürlich störend empfanden, wenn alle Augenblicke die Zeitungsfrau ausblieb und dadurch die gewohnte Zeitungsstunde für den Leser ausfallen musste, zumal er gezwungen war, dafür eine Ersatzzeitung zu kaufen. Einmal hätte ein Verbot über mehrere Wochen die Zeitung beinahe zum finanziellen Zusammenbruch gebracht. Denn während dieser Zeit blieben nicht nur die Abonnementsbeiträge, sondern auch die Annoncengebühren aus, während die Unkosten zum grössten Teil weiterliefen. Es gelang mir, durch persönlichen Besuch beim Präsidenten der Deutschen Bank, Herrn von Stauss¹⁰, zu erreichen, dass er der Zeitung beisprang, so dass diese Notzeit überwunden werden konnte. Ein andermal wurden aus irgendeinem Grund die Papierlieferungen, selbst die Druckerschwärze gesperrt. Da half Reismann-Grone der Zeitung so lange aus.

Ohne die Vereinbarungen mit Reismann-Grone wäre das kühne Zeitungsunternehmen bestimmt nie geglückt, und der Gau Essen-Ruhr hätte nie die Erfolge gehabt, die ihm tatsächlich beschieden waren.

Der Grundsatz, nicht gegen den vermeintlichen Konkurrenten und politischen Gegner, sondern *mit* ihm zu gehen, hatte sich glänzend bewährt. Auch die Rheinisch-Westfälische Zeitung hat sich besser und länger gehalten als alle anderen Zeitungen ähnlicher Richtung.

Hitler fragte mich im Februar 1931, wer der Redakteur der Zeitung sei, da sie ihm in Ton und Inhalt besonders auffalle. Als ich antwortete, dass zwei Redakteure da seien,

sagte er: «Das können wir uns nicht leisten, dass bei einer unserer Zeitungen zwei gute Kräfte sitzen. Aber ich hatte schon längst die Absicht, mir einmal in meine unmittelbare Umgebung einen Presseemann zu nehmen. Nur so kann ich selbst dauernd über mein eigenes Zeitungslesen hinaus orientiert bleiben und laufend Weisungen an unsere Parteipresse hinausgehen lassen.

Wäre wohl einer der beiden Redakteure dafür geeignet?»

Ich erklärte, dass beide dafür in Frage kämen. Ich schlug ihm aber vor, lieber Dietrich zu sich zu berufen, als Schwerin, da Schwerin für die Zeitung der unentbehrlichere sei.

Auf Hitlers Wunsch liess ich Dietrich nach München kommen und stellte ihn Hitler vor. Hitler und Dietrich einigten sich, dass Dietrich alsbald als Presse-Chef der Partei an die Seite Hitlers trat. Die Zeitung empfand den Verlust schmerzlich, die junge Frau des Dr. Dietrich, die sich gerade über ihre Rückkehr nach Essen unendlich gefreut hatte, war tieftraurig, und ich verbuchte einen neuen Erfolg, einen neuen Mann meines Kreises in die nähere Umgebung Hitlers gebracht zu haben.

26. Göring in Toga und Schnabelpantoffeln Sein Anspruch auf Geld von der Ruhrindustrie

Meine Vorbereitungen zur Gründung der Essener National-Zeitung hatten, für mich völlig überraschend, etwas ganz anderes ausgelöst, was mir den Schlüssel in die Hand gab für das Verhältnis von Hitler zu Göring, das mir wie allen andern bis dahin ein Rätsel gewesen war. Ausserdem riss es mich in ein grauenvolles Dilemma.

Ich bekam, etwa im November 1930, eine Nachricht von Göring, durch die er mich bat, ihn bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin, aber möglichst bald einmal aufzusuchen¹.

Fünf Viertel Jahre war ich bereits in führender Stellung in der Bewegung, und immer noch hatte ich Göring nicht persönlich kennengelernt und mit ihm gesprochen. Ja, ich hatte ihn sogar seit dem Parteitag 1929 in Nürnberg nicht einmal mehr gesehen, obwohl er häufig in München gewesen war.

Es war für mich kein Zweifel, dass Göring irgendwie um mich herumging. Aber ich musste mir auch selbst den gleichen Vorwurf machen ihm gegenüber. Was hatten wir gegeneinander? Selbst die mehrfachen Hinweise Pfeffers und Strassers hatten mich bis dahin nicht bewegen können, Göring aufzusuchen, obwohl ich mir's immer wieder vorgenommen hatte. Aber, dass Hitler vermied, mit mir über Göring überhaupt zu sprechen, dass Göring und auch Hitler nie die Gelegenheit nahmen, uns zusammenzubringen, wenn Göring in München war, das machte mir klar, dass irgendetwas vorlag, das von Hitler mir gegenüber verheimlicht werden sollte, und was Göring veranlasste, mich zu meiden.

Ich fuhr nun einige Tage später nach Berlin, wo ich sowieso zu tun hatte, nachdem ich vorher durch Bormann telefonisch Zeit und Ort unserer Zusammenkunft hatte vereinbaren lassen. Es war verabredet worden, dass ich an einem bestimmten Tage elf Uhr vormittags in die Privatwohnung Görings komme, die in der Badenschen Strasse in Berlin-Schöneberg im vierten Stock lag².

Als ich mit dem Lift oben ankam und klingelte, machte mir ein junger Mann auf und führte mich in einen sehr gemütlich eingerichteten Raum mit vielen Teppichen, bequemen Sitzmöbeln, einer mit Kissen überhäuften Ottomane, die von einem Baldachin überdacht war, der auch noch ein kleines Tischchen überragte, das mit zwei Sesseln und der Ottomane zusammen eine hübsche Sitzgruppe bildete. Zwei Bilder an der Wand schienen Ahnenbilder zu sein, sonst schmückten noch einige Stiche in goldenen Rahmen und eine Landschaft den Raum aus. Ich setzte mich auf einen Stuhl am Fenster, nachdem es offenbar noch etwas dauerte, bis Göring kam.

Da ging die Flügeltür rechts von einem Nebenraum auf, durch die Göring auf mich zuschritt, in einen roten Bademantel gekleidet, mit roten Schnabelpantoffeln an den Füßen, wie sie in den Harems der alten Türkei getragen wurden. In seiner Körperfülle hatte er wirklich etwas von einem Sultan – oder einem Eunuchen.

Ich war etwas verblüfft und musste lachen, – und sagte zu Göring:

«Ich bin offenbar etwas zu früh gekommen. Machen Sie sich ruhig erst fertig.

Ich warte so lange und darf mir vielleicht eine Zigarre anstecken.»

Göring wurde etwas verlegen, aber nur einen kurzen Moment. Dann sagte er:

«Ach, ich bleibe so. Ich trage gern diese Toga.»

Aber diese Toga war, wie ich jetzt erkannte, ein ganz gewöhnlicher Morgenrock, dessen Farbe allerdings für Männer eigentlich unüblich war. Und auf die roten Schnabelpantoffeln schauend, bei denen mir ausser den spitz nach oben gehenden Schnäbeln golddurch wirkte Brokatschnallen auffielen, die fast wie Pompons aussahen, bekam ich das Gefühl, dass ich mich irrte, als ich annahm, Göring sei noch nicht ganz fertig angezogen.

«Darf ich Sie in mein Arbeitszimmer bitten», setzte Göring seine Worte fort und führte mich in den Nebenraum, wo er mir auf einem Sessel Platz anbot, der mit einem anderen vor einem riesigen Diplomatschreibtisch stand, an dem er nun auch selbst mir gegenüber Platz nahm.

Dabei stieg meine Verwunderung immer mehr. Das Zimmer war wiederum ausserordentlich geschmackvoll eingerichtet. Es war im Grund in sattem Cardinalsrot gehalten. Schreibtisch, Stühle und besonders die gesamte Wandverkleidung waren in schwerem Renaissance-Stil aus braungebeiztem Eichenholz, das jenes Rot nur gelegentlich durchleuchten liess. Die Rückseite hinter dem gewaltigen Schreibtischsessel wurde durch eine offene Bücherwand abgeschlossen. Nur unmittelbar hinter dem Stuhl, also in der Mitte der Wand war die Bücherstange unterbrochen, vielleicht 1 M m breit. Dort hing ein riesiges Schwert auf dem roten Cardinalstuch der Wandbekleidung, ein Schwert, wie es auf alten Kirchengemälden im Allgemeinen der Erzengel Gabriel trägt, oder wie es die alten Ritter als Zwei-Fäuste-Schwert bei sich führten.

Auf dem Bord am oberen Ende der Wandbekleidung und des Büchergestells standen 20 bis 30 Photographien bekannter Persönlichkeiten, alle mit Namenssignierung. Da war ein Bild des Kaisers, des Kronprinzen, des Königs von Bayern, des bayerischen Kronprinzen, dann Bilder von Hindenburg, Ludendorff, von dem bekannten Fliegerhelden von Richthofen, dessen Staffel Göring nach seinem Todessturz übernommen hatte, und von anderen Offizieren, endlich ein grosses Bild Mussolinis und Staraces³, sowie des Königs von Italien und des Kronprinzen Umberto.

Auf dem Schreibtisch lag vor dem Schreibtischstuhl ein dickes Buch und ein Behälter offenbar für Schreibutensilien. Den Hauptschmuck bildete eine grosse Photographie von Carin Göring⁴ und eine Standuhr. Rechts und links waren zwei grosse Kirchenleuchter mit dicken Kerzen aufgestellt, über 1 m hoch, die beide brannten, als ich ins Zimmer trat.

Der Schreibtisch und der Platz hinter dem Schreibtisch stand auf einem etwas erhöhten Podest, so dass man, wenn man vor dem Schreibtisch sass, stets hinaufschauen musste und Göring wie von einem Thron etwas von oben heruntersah.

Das Fenster war von einem cardinalsroten Vorhang halb verhängt, so dass das Licht im Raum gedämpft war und eine Stimmung auslöste, die die meisten Menschen bestimmt in ihren Bann zog, aber auch den etwas mehr in der Welt Herumgekommenen zwischen Bewunderung und Kopfschütteln schwanken liess.

Und auf diesem Thron, vom Kerzenschein matt beleuchtet, sass nun Göring in übergewaltiger Körperfülle, in seinen roten Schlafrock gekleidet und mit Schnabelschuh-Pantoffeln.

Ich glaubte, mich im Arbeitszimmer eines Geisteskranken zu befinden.

Göring schlug, nachdem er Platz genommen hatte, das dicke Buch, das die Form einer Lutherbibel hatte, auf und nahm einen etwa 50 cm langen dicken roten Bleistift in die Hand, dessen oberes Ende etwa wie mit einem Krönchen verziert war.

Dann begann er zu sprechen. Es klang, als wenn ein höchster Richter zu einem Delinquenten spricht, dem er gut zureden will. Ich hörte mir das einige Zeit an, nahm dann eine Zigarre aus meinem Etui, stand auf, versuchte sie an einem der hohen Leuchter anzustecken, was aber leider misslang, weil ich nicht hinaufreichte, und setzte mich dann auf die breite Lehne meines Stuhles, so dass ich nun etwas höher wie Göring sass. Er beobachtete wortlos mein Tun, schob mir dann einen schweren messingenen Aschbecher zu, der etwa 30 cm Durchmesser hatte, und forderte mich auf, doch wieder Platz zu nehmen. Als ich aber lächelnd antwortete, dass ich so sitzen bliebe, da ich gewohnt sei, immer etwas höher zu sitzen als die Leute, mit denen ich spräche, stieg eine rote Blutwelle in sein Gesicht und die Augen schossen giftige Blitze zu mir herauf.

Er schrieb mit seinem roten Bleistift etwas in sein Buch und begann dann wieder zu sprechen. Ich merkte aber, dass ich ihn aus dem Konzept gebracht hatte. Denn er war etwas unzusammenhängend und sicherlich auch unüberlegt.

«Ich bin kein Sozialist. Ich bin es nie gewesen und werde es nie sein. Aber ich bin Nationalist, entschlossener, unbeugsamer Nationalist! Deshalb habe ich auch dafür gesorgt, dass wir im Reichstag *dort* sitzen, wo *ich* hingehöre⁵.

Was heisst ‚Arbeiterpartei‘? Sind *Sie* Arbeiter? Wollen Sie mir vormachen, dass Sie als alter Generalstäbler, als Industrieller, als reicher Mann sich mit dem Arbeiter identifizieren? *Ich* tue es jedenfalls nicht.»

Mein Erstaunen wurde immer grösser. Was sollte diese Unterhaltung? Was wollte Göring damit erreichen. Denn es konnte doch nicht reines Gerede sein, was er da von sich gab.

«Das ist ein grosser Irrtum von Hitler», fuhr er fort, «dass er glaubt, sich auf die Arbeiter stützen zu müssen. Wodurch wecke ich bei meinen Reden Beifallsstürme und jubelnde Begeisterung, doch nicht, indem ich sage, dass der Arbeiter 5 Pfennig in der Stunde mehr verdienen soll, sondern indem ich proklamiere, dass wir Deutschland befreien wollen von den Fesseln von Versailles, dass wir es wieder zu einer grossen Macht emporheben wollen, geachtet und beneidet von der Welt! Wenn wir das erreicht haben, dann bekommt der Arbeiter sowieso 5 Pfennig mehr und wohl *noch* mehr, als bisher.

Aber es ist vielleicht ganz gut so, dass Hitler die sozialistische Trommel rührt. *Ich* rühre die nationalistische. Er sammelt die Scharen, die Masse, die ich dann gebrauche.

Glauben Sie, dass der Duce oder der König von Italien einen Arbeiterführer empfangen und ernst nehmen würden? Einen Gewerkschaftssekretär? Aber einen Mann, der die grosse Politik in seine kraftvollen Hände zu nehmen weiss, die Politik eines neuen grossen Deutschlands, die massgebend sein wird und sein muss für die Politik ganz Europas, -den Mann empfangen sie, *mildem* besprechen sie sich, mit ihm sind sie bereit, die Grundlagen für eine neue Gestaltung und Machtverteilung in Europa zu überprüfen.»

Wagener führt weiter aus, dass Göring daraufhin eine italienische Zeitung – nach seiner Erinnerung den ‚Corriere della sera‘ – aus einer Schublade herausgeholt und zuerst auf italienisch daraus vorgelesen, dann den Inhalt frei übersetzt habe. In dem Zeitungsartikel sei Göring anlässlich eines Besuchs in Rom – es handelt sich wahrscheinlich um seine Italienreise vom Mai 1931⁶ – als der kommende Mann in Deutschland geschildert worden, für den die N.S.D.A.P. bloss ein Werkzeug sei. Nach Wageners Darstellung hat diese Zeitung auch darüber berichtet, dass Göring von König Viktor Emanuel III. einen hohen Orden bekommen habe; dies ist wohl einem Gedächtnisfehler Wageners zuzuschreiben, denn vor 1933 verlieh der italienische König keine Orden an Nationalsozialisten. Das italienische Königreich hatte auch unter Mussolinis Führung noch gute Beziehungen zur deutschen Republik, was eine Ordensverleihung an führende Mitglieder einer extremen Oppositionspartei wie der N.S.D.A.P. ausschloss. Da Göring aber schon seit 1924 in italienischen Hofkreisen verkehrte, ist es denkbar, dass er sich Wagener gegenüber seiner guten Beziehungen zum königlichen Hause gerühmt hat⁷.

Dann faltete er die Zeitung wieder zusammen und legte sie behutsam in die Schublade zurück, indem er mit dem Blick auf mich gerichtet sagte: «*Sie* wissen dort, wie Hitler einzuschätzen ist, und – dass da in Deutschland aber noch ein anderer ist!»

Ich war vollkommen perplex. Das also ist der Göring, der auf Hitler solchen Einfluss hat! Das ist ja ein Verbrecher! – oder, – meine Blicke fielen auf die roten Schnäbel seiner Hausschuhe, die ich unter dem Tisch sehen konnte, – oder – dachte ich, ist er reif für's Irrenhaus? Vielleicht, auch der Gedanke schoss mir durch den Kopf, will er mich nur einmal auf die Probe stellen? Aber es war ihm bitterer Ernst, als er den Corriere della sera vorlas. Und auch jetzt blickte er mit stolzer Siegermiene zu mir herüber. Ich suchte abzulenken, indem ich bemerkte:

«Halten Sie es für zweckmässig, dass ein wiedererwachtes Deutschland ausgerechnet seine erste Freundschaft mit *dem* Volk und *dem* König schliesst, die uns im grossen Kriege entgegen früheren Verträgen in den Rücken fielen?»

«Italien wollte nicht gegen *uns* Krieg führen, sondern nur gegen Österreich», warf Göring ein.

«Aber auch Österreich hatte zum Dreibund gehört.»

«Österreich war damals bereits ein toter Mann. Seine Auflösung war nach Franz Josef sowieso fällig.»

«Aber der Dreibund war doch wohl als Treubund gedacht.»

«Die Geschichte geht häufig aber auch über Treubünde hinweg, [antwortete Göring], Wenn ein Mitglied stirbt, geht es nicht mehr um Treue, sondern um die Erbschaft.»

«Dies ist dann eine mitteleuropäische Frage, an deren Lösung Italien teilnehmen konnte, auch wenn es *vorher nicht* die Verträge brach. Und ausserdem war diese Frage niemals *gegen* uns, sondern stets nur *mit* uns zu lösen.»

«Das sieht Italien jetzt auch ein. Darum sucht es den Anschluss an das neue Deutschland.»

«Aber sollte nicht eine Interessenverbindung Deutschlands und Italiens, die mit der Zeit vielleicht auch noch Österreich, das neue, kleine Österreich, ferner die Tschechoslowakei, Ungarn und vielleicht auch Polen umfassen könnte, England auf den Plan rufen?»

«Das ist es ja gerade! England ist unser Feind [erwiderte Göring]. Es hat den Weltkrieg auf dem Gewissen und es wird *wieder* aufbegehren, wenn *wir* erstarken. Wenn wir ihm aber das Mittelmeer streitig machen, indem Italien eine Flotte baut, die stärker ist als das englische Mittelmeergeschwader, und wenn wir durch Italien Malta bedrohen und vielleicht auch einmal durch Spanien Gibraltar und durch Ägypten den Suez-Kanal, dann wollen wir einmal sehen, ob England noch auf dem Ross sitzenbleibt, auf dem es sich immer noch sicher fühlt.»

«Aber Italien hat doch keinerlei Kriegspotential. Es hat keine Kohle, kein Holz, kein Eisen, keine Erze, es hat nichts, was Vorbedingung ist für einen Staat, der eine eigene starke Kriegsflotte bauen und unterhalten will. Und ausserdem ist der Italiener kein Soldat, weder zu Wasser noch zu Lande. Es gibt nicht einmal eine einzige Schlacht in der neueren Geschichte, in der ein italienisches Heer über ein anderes gesiegt hätte.»

«Aber es gibt keinen Krieg, bei dem Italien nicht letzten Endes auf der Seite der Sieger gewesen wäre!»

«Richtig! Wenn es nicht anders ging, dann durch Verrat!»

Göring war einen Augenblick still. Mein Sitz auf der Lehne wurde mir ungemütlich. Ich war deshalb aufgestanden, setzte mich aber nun wieder richtig in meinen Sessel. Da fuhr Göring in Resignation fort:

«Mit wem sollen wir uns denn verbünden? England, Frankreich, Polen, Russland, welches von diesen Ländern kommt für uns in Frage? Nur Italien könnte dazu bereit sein. Denn es hat nicht bekommen, was die andern ihm für seinen Kriegseintritt zugesagt hatten.»

«Gegen uns! Und zur Belohnung dafür wollen Sie ihm jetzt verhelfen.»

Göring war wieder still. Ich hatte den Eindruck, wie wenn er müde würde, wie wenn er plötzlich an Spannkraft verlöre, wie wenn ihn unsere Unterhaltung besonders angestrengt hätte. Dann sagte er ruhig:

«Ich wollte ja eigentlich mit Ihnen über ganz andere Dinge sprechen. Ich schlage vor, dass wir zu unserem Thema übergehen. Haben Sie übrigens Zeit, bei mir zu essen?»

Ich sagte ab, obwohl ich nicht anderweilig verabredet war. Dann musste ich erst einmal längere Zeit mit mir allein sein, um über alles nachzudenken, was ich erlebt hatte. Aber es sollten noch weitere Überraschungen kommen.

«Entschuldigen Sie mich einen Moment», sagte Göring, und ging zur Tür. Ich hatte beinahe das Gefühl, als ob er wankte. Jedenfalls tastete er sich etwas am Tisch entlang, bevor er zur Türklinke griff.

Ich war fünf Minuten allein. Aber ich konnte nicht richtig denken. Was war das, was ich da erlebt hatte! Hatte Pfeffer, hatten Strasser oder Buch wohl schon einmal eine ähnliche Unterredung gehabt? Unmöglich. Das hätten sie gesagt. Das hätten sie auch Hitler erzählt. Und warum sagte Göring das mir? – Ich kam mit meinen Gedanken nicht weiter.

Göring kam wieder herein. Sein Gesicht war wieder verändert. Seine Augen blickten gross und glänzend, als er gegen das Fenster schauend an mir vorüberging und sich nochmals wegen des Hinausgehens entschuldigte. Dabei fiel mir auf, dass seine Pupillen ganz klein waren, winzig klein. Und das gab seinem Blick etwas Stechendes, was mir vorher nicht so sehr aufgefallen war. Erst später wurde ich daran erinnert – zufällig allerdings noch am gleichen Abend, – dass Göring morphiumsüchtig war. Ich vermute deshalb, dass er damals hinausgegangen ist, um sich eine neue Spritze zu geben. Das würde auch zu seinem ganzen Verhalten passen, das mir erst klar wurde, nachdem der zweite Teil unserer Unterhaltung beendet war.

Er begann wieder:

«Ich höre, dass Sie im Ruhrgebiet eine Zeitung gründen wollen.»

Ich nickte.

«Sie sind sich darüber klar, dass Sie dazu Geld brauchen, viel Geld.»

Ich nickte wieder.

«Und Sie denken vielleicht, dass Sie das am einfachsten von den Grossindustriellen des Ruhrgebiets selbst erhalten können.»

«Ich könnte es vielleicht. Aber ich will es nicht haben. *Jeder* Parteigenosse kann sich *ether* durch die Ruhrindustriellen finanzieren lassen, als ich, wenn ich die Absicht habe, die Leitung der Wirtschafts- und Sozialpolitik der Partei zu übernehmen.»

«Sehen Sie, das denke ich auch. Aber Sie haben sich doch bereits 50'000 Mark von den Ruhrleuten geben lassen.»

«Sie meinen den Reparaturvorschuss für die Druckerei der Bergwerkszeitung?»

«Wofür es offiziell war, weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass Sie sie bekommen haben.»

«Und weshalb interessiert Sie das?», fragte ich.

«Ich will offen mit Ihnen sprechen. Ich brauche für meine Reisen, für mein Auftreten, für mich selbst, aber auch für Aufgaben innerhalb der Partei und der Reichstagsfraktion Geld. Jeder Politiker bedarf einer sicheren Finanzierung. Fehlt sie, oder ist sie unsicher, dann leidet die Politik darunter, die politische Arbeit, die Freiheit seines Handelns. Deshalb habe ich mir das Ruhrgebiet, den Bergbau und die Schwerindustrie, als Finanzierungsquelle gesichert. Was an die Gaue Westfalen Nord und Westfalen Süd, an Essen

und Düsseldorf an Geld gegeben wird, kümmert mich nicht. Das sind kleinere Beträge. Aber alle Grossbeträge gehen an mich. So hatte ich es bisher mit den Ruhrleuten vereinbart. Und es verlief reibungslos⁸.

Auch die 50'000 Mark, die Sie für Ihre Zeitung bekommen haben, waren also für mich bestimmt. Sie waren schon bereitgestellt. Ich erwartete bereits ihre Überweisung. Nun blieb sie aus. Können Sie sich denken, in welche Situation Sie mich gebracht haben? Ich baue hier in der Bismarckstrasse ein Haus aus, zwei Stockwerke, als repräsentatives Palazzo für mich, wo ich Empfänge geben und gesellschaftliche Abende abhalten kann. Die Architekten warten auf Geld. Auf die 50'000 Mark! Und die kommen nun nicht.

Ich glaube, die Repräsentation des kommenden neuen Deutschland durch mich ist wichtiger, als eine neue Zeitung! Wenn ich auch zugebe, dass mit einer neuen guten Zeitung im Ruhrgebiet viel erreicht werden kann, auch für mich!

Aber ich finanziere mit dem Geld, das ich vom Ruhrgebiet bekomme, auch Hitler, ihn persönlich und gelegentlich die Partei.»

Da fuhr es mir durch den Kopf! *Da* also liegt die Machtposition Görings Hitler gegenüber verankert! *Daher* die gelegentlichen schnellen Besuche Görings in München und Hitlers in Berlin! *Daher* das Fernhalten von mir? *Daher* die Vermeidung jeder Erwähnung Görings bei der Unterhaltung mit mir. Und daher der Einfluss Görings auf Adolf Hitler!

«Ich sage Ihnen das vertraulich. Das braucht niemand zu wissen. Ich sage auch Hitler nie, wo das Geld herkommt.»

Er schwieg einen Moment. Da ich nichts sagte, begann er wieder:

«Nun werfen Sie meine Pläne und die Finanzierung Hitlers über den Haufen, wenn Sie jetzt anfangen, auch Ihrerseits sich des Ruhrgebiets als Finanzierungsquelle zu bedienen.»

«Das kommt für mich gar nicht in Frage», unterbrach ich ihn. «Diese 50'000 Mark habe auch gar nicht bekommen, sondern sie werden in die Druckerei hineingebaut, die dem Bergbau ja doch selber gehört. Und sie sind nur Darlehen!

Dass die Geldgeber mich als den Empfänger benennen, wie ich das aus Ihren Worten entnehme, ist völlig unrichtig, und ich werde das an Ort und Stelle richtigstellen. Ich *brauche* persönlich keine Finanzierung und ich würde sie auch ablehnen, wenn ich sie brauchte. Ich würde dann eben arbeiten oder Bücher schreiben. Ich bin da anderer Ansicht wie Sie. Ein Politiker, der nicht auf eigenen finanziellen Füßen steht, macht keine freie Politik im Interesse des Volkes, also des Ganzen, sondern er macht die Politik seiner Geldgeber.»

«Welche Partei wird nicht durch irgendwelche Gruppen finanziert? Wo soll eine Partei die Mittel herhaben für ihre Organisation, ihre Arbeit und insbesondere für einen Wahlkampf? Lassen wir die Frage. Es ist nicht jeder in der glücklichen Lage, wie offenbar Sie, dass Sie zum Vergnügen Politik treiben können.»

«Ich *treibe* nicht Politik zum Vergnügen, [antwortete Wagener], sondern aus einem tiefen Pflichtgefühl und aus dem Bewusstsein der Verantwortung, das einen Menschen

überkommen kann, der geradezu durch Zufall – oder aber vielleicht auch durch die Vorsehung – in das politische Leben hineingezogen wurde und der sieht, dass er jetzt nicht mehr herausdarf.»

«So meinte ich es nicht. Aber Sie gehen wieder zu Ihrem Betrieb oder sonstwohin, wenn Sie Ihre politische Laufbahn einmal aufgeben sollten. Die meisten Politiker haben eine solche Möglichkeit nicht. Für sie ist *die Politik* ihr *Beruf* geworden.»

«Dann können sie eben keine politischen Führer sein, sondern sie sind Angestellte von politischen Führern, ausführende Organe. Und der eigentliche politische Führer ist das Mitglied oder der Ausschuss eines Industriellen-Verbandes, der Unterschriftsvollmacht für die politischen Unterstützungsfonds hat.»

Göring machte eine Bewegung, als wenn er das Thema abtun wollte, und sagte in verändertem Ton:

«Ich möchte Sie also bitten, dass wir uns dahingehend einigen, dass das Ruhrgebiet nach wie vor nicht von irgendwelchen anderen Leuten für Finanzierungszwecke benutzt wird, abgesehen von den örtlichen Beiträgen und Stiftungen, sondern dass nach wie vor ich der einzige bin, der von dort für die Partei und für Hitler, sowie für sonstige Zwecke, die letzten Endes aber eben auch wieder politische Zwecke sind, Subventionen erbittet und entgegennimmt. Sollte Ihre Zeitung einmal Geld brauchen, so entspricht es ja auch Ihrer eigenen Einstellung, dass Sie das dann von mir bekommen und nicht unmittelbar von den Männern der Wirtschaft im Ruhrgebiet.»

«Wie ich Ihnen schon sagte, kommt das für mich gar nicht in Frage. Sie werden mich also nie in Ihrem Revier finden.»

«Ich bin Ihnen für Ihre Zusage sehr dankbar», sagte er mit sichtlicher Erleichterung. «Aber noch eine Frage habe ich. Durch wen bekamen Sie denn neulich die 50'000 Mark? Mit wem haben Sie denn darüber verhandelt?»

«Erst mit Herrn v. Loewenstein⁹, dem Generalsekretär des Bergbauvereins, und dann auf dessen Veranlassung mit einem Dr. Grauert¹⁰ in Düsseldorf, dessen genaue Dienststellung mir nicht bekannt ist.»

Göring schrieb sich diesen Namen auf.

«Ich freue mich», wiederholte er noch einmal, «dass wir uns einig sind. Ich werde das auch Hitler berichten, so dass Sie mit ihm nicht weiter darüber zu sprechen brauchen. Auch er möchte und muss auf dem Standpunkt stehen, dass er kein Geld von der Industrie bzw. vom Unternehmertum nimmt. Das ist auch der Grund, weshalb ich seine Finanzierung in den Händen behalte.»

Wir verabschiedeten uns, wobei Göring bat, dass ich mich wieder bei ihm sehen lasse, sobald ich wieder in Berlin bin.

Ich selbst ging mit dem Gefühl aus dem Zimmer und dem Hause, als ob mir jemand mit einem hölzernen Hammer auf den Schädel geschlagen hätte.

27. Hitlers Schwäche gegenüber Intriganten – Sein Verhältnis zu Göring

Hitler: vor dem sozialen Umbau alle Vollmachten haben

Im Folgenden beschreibt Wagener ein zufälliges Treffen am Abend nach seinem Besuch bei Göring mit einem Dr. Fischer. Fischer, der lange Zeit in Schweden gelebt hatte, erzählte über Göring unter anderem, dass seine Mutter eine bayerische Kellnerin gewesen sei und seine erste Frau sich in Schweden wegen seiner Morphiumsüchtigkeit und seines allgemein unsoliden Lebenswandels von ihm habe scheiden lassen. In Schweden sei Göring durch sein persönliches und geschäftliches Leben als Hochstapler bekannt.

Ich habe mehrere Tage gebraucht, bis ich glaubte, einigermaßen Klarheit gefunden zu haben über das, was mir begegnet war.

Was hatte Göring von mir gewollt. Das war *die erste Frage*, die ich zu beantworten suchte. War die Veranlassung einzig und allein die Geldangelegenheit? Für mich war sie nichts, für ihn vielleicht alles! Das war mir klar. Seine ganze Existenz, seine gesamten Pläne, sein Leben überhaupt waren auf Finanzierung von anderer Seite aufgebaut.

Ich hatte darüber schon mehrfach Klagen gehört. Einer meiner Freikorpsführer aus dem Baltikum, der in der Partei begonnen hatte, etwas Gewerkschaftsähnliches aufzuziehen, ganz von sich aus und ohne Verbindung mit der Reichsleitung, Hauptmann von Petersdorff¹, hatte Göring, als er nach dem 9. Nov. 1923 nach Österreich ausgewichen war, auf dessen Bitten seine gesamte Sparkasse von RM 3'500,- zur Verfügung gestellt. Wenn er jetzt Göring, von dem er wusste, dass er über erhebliche Summen verfügte, um Rückgabe bat, blieb er ohne Antwort. Bei persönlichen Besuchen wurde er nicht vorgelassen. – Frau Winifred Wagner klagte mir mehrfach dasselbe Leid. Ihr Mann, Siegfried Wagner, hatte Göring ebenfalls mehrfach Geld geschickt, zusammen fast 10'000,- Mark. Frau Winifred blieb stets ohne Antwort, wenn sie um Rückzahlung bat, da sie mit ihren Festspielen gerade in jenen Jahren auf jeden Pfennig angewiesen war. – Ein dritter Fall, der mir bekannt war, ist der des Major Pabst², bei dem Göring mit Gattin und Thomas³ in den Jahren 1923 und 1924 in Innsbruck Unterkunft und Lebensunterhalt gefunden hatten. Auch Pabst lebte damals, seit dem Kapputsch, dort im Exil und war auf seine geringen eigenen Einkünfte angewiesen.

Niemand bekam sein Geld zurück, auch später nicht, was ich vorausgreifend erwähne. Alle diese Helfer in der Not haben auch nach der Machtergreifung, als Göring Schlösser kaufte und baute, und seiner 3. Frau⁴ Diademe schenkte, trotzdem sie alle

selbst das Geld dringend brauchten, keinen Pfennig von Göring zurückerhalten. In Bayreuth liess er sich lieber nie sehen.

Es war also verständlich, dass mein Auftreten als präsumptiver Leiter der Wirtschaftspolitik der N.S.D.A.P. im Ruhrgebiet drohte, die ganze Existenz Görings zu vernichten. Eine neue Finanzierungsquelle dieses Umfangs stand ihm zunächst nicht zur Verfügung.

Nun witterte Göring offenbar zunächst in mir, dessen Einfluss bei Hitler ihn sowieso schon störte und der ihm nun auch in seinem Finanzrevier in die Quere kam, ebenfalls einen Hochstapler. Zum mindesten vermutete er in mir gleiche Eigenschaften. Er musste also versuchen, entweder mich zu entlarven oder mich einzuschüchtern, indem er mich von seiner eigenen überragenden und berechtigten Persönlichkeit überzeugte. Oder er musste mit mir gemeinsame Sache machen.

Gelang aber nichts von alledem, dann musste er mich irgendwie aus dem Felde schlagen, um nicht selbst vernichtet zu werden.

Das Einschüchtern, das Imponieren, das Vonobenherabkommen, war nun gleich von Anfang an mir gegenüber nicht geglückt. Dabei hat sich Göring, wohl weil die von ihm sonst angewendeten Mittel nichts nützten, so weit vergessen, dass er stärkere Geschütze auffahren liess und sich grosssprecherisch als den kommenden Mann hinstellte und Hitler als seinen Zutreiber. Oder hat er da wirklich sein wahres Herz gezeigt? – Das wollte ich nicht glauben!

So blieb ihm noch der Versuch, mit mir gemeinsame Sache zu machen. Er bot mir an, auch mich zu finanzieren. Auch das schlug fehl, da ich ablehnte, von der Wirtschaft oder von ihm Geld zu nehmen, auch nicht für die Zeitung.

Eigentlich hätte er zufrieden sein können. Denn ich hatte ihm seine Finanzquelle gelassen. Und er musste erkennen, dass er sie sogar auch ohne die Besprechung mit mir behalten hätte. Das hatte er aber vorher nicht wissen können. Nun aber hatte er sich mir gegenüber decouviert. Er hatte sein Innerstes aufgedeckt, seine Hochstapelei, sein untreues Spiel Hitler gegenüber, seinen Betrug an der Bewegung und an der Partei. Das war für ihn gefährlich. Das konnte für ihn eine Existenz- und eine Lebensgefahr werden. Er musste also, wenn er seiner Hochstaplernatur treu blieb, – und da gab es für ihn ja gar keine Wahl –, unter allen Umständen *mich* vernichten, um nicht zu gegebener Zeit selbst vernichtet zu werden.

Das war mir völlig klar geworden, und die Zukunft hat es restlos bestätigt.

Die zweite Frage, die ich mir vorlegte, war die der Stellung Görings zu Hitler. Nach der Schulbildung Görings und nach dem Urteil, das ich von früheren Kameraden von ihm mehrfach gehört hatte, war er geistig nicht so veranlagt, dass er den Deduktionen und Gedankenblitzen des Hitlerschen Genius hätte folgen können oder besser gesagt: wollen. Göring war reiner Materialist. Hochstapler können eigentlich nur Materialisten sein. Und Hitler war Idealist. Eine wirkliche Zusammenarbeit beider, ein Sichverstehen, war einfach unmöglich.

Aber Göring hatte längst erkannt, dass Hitler so menschenfremd war, dass er in jedem andern einzig und allein das Gute sah. Das Schlechte sah er nur, wenn es ihm greifbar

entgegentrat, aber er empfand es auch dann nur als schlecht, wenn es ihn selbst in der Freiheit seiner Gedanken und in der Verfolgung seiner Ziele hemmte oder schädigte. Wurde er auf Schlechtes durch einen andern aufmerksam gemacht, so glaubte er es meistens zunächst nicht, es müsste denn wiederum sein, dass er zugleich darauf hingewiesen wurde, dass es insbesondere seinen Gedanken und seinen Zielen entgegenge- richtet sei. War dies nicht der Fall, so berührte es ihn im Allgemeinen nicht, er entschuldigte es als menschliche Schwäche.

Erschien es ihm wert, festzustellen, ob eine Behauptung seine [sic] Richtigkeit habe, so sprach er im Allgemeinen den Betreffenden einfach darauf an, und zwar unter Nennung desjenigen, von dem die Behauptung stammte. Das hatte ich im Fall Brückner schon persönlich von ihm erlebt, ebenso im Fall Röhm, und viele andere Fälle waren mir erzählt worden.

Man könnte diese Eigenschaft als den Ausdruck eines rechtlichen Sinnes Hitlers deuten. Das war es aber nicht unbedingt. Hitler überlegte vielmehr gar nicht, dass er damit die beiden Betroffenen gegeneinander hetzte und dass der Beschuldigte selbstverständlich die Schuld ablehnt und dafür eigene Anklagen gegen den Angreifer führt. So bleibt zum Schluss derjenige Sieger, der den andern besser schlecht machen oder verleumden kann oder der Hitler besser zu nehmen versteht. Gelang es ihm, den Verdacht zu erwecken, dass der Gegner Hitler geringschätze oder gegen seine Interessen und sein Ansehen arbeite, dann hatte er leichtes Spiel.

Hitler musste schon besondere Gründe haben, wenn er den direkten Weg der Rückfrage nicht wählte. Ein kluger Intrigant, der das wusste, und von vornherein auch die Minen legte, die Hitler an der persönlichen Rückfrage hinderten, konnte deshalb vergiften, auch ohne dass Hitler den andern Teil zu Wort kommen liess. So stellte ich zum Beispiel später fest, dass Göring Hitler gelegentlich mitgeteilt hatte, dass er in der Partei und besonders auch in der Reichsleitung so hohes Vertrauen geniesse, dass ihm alles berichtet werde, was passiere. Für Hitler sei das wichtig zu wissen. Denn er könne sich darauf verlassen, dass Göring alles erführe, was vielleicht auch einmal gegen die Person und die Ziele Hitlers gerichtet sei. Göring werde ihm das dann stets berichten. Nur müsse Hitler solche Mitteilungen unbedingt vertraulich behandeln, da man sonst aufmerksam werde, seine Besprechungen anderswo abhalte als in den Geschäftsräumen, und Görings Nachrichtensystem dadurch gefährdet werde.

Hier liegt zweifellos eine grosse Schwäche Hitlers. Er durchschaute das Intrigantentum nicht, weder das Göringsche noch das anderer Leute. Er war zu sehr in einer kleinen Welt aufgewachsen, war zu lange nur mit seinesgleichen zusammengewesen und hatte seine Zeit zu ausschliesslich nur zum Lernen und Lesen wissenschaftlicher und fachlicher Literatur verwendet, um das Leben in seiner Missgunst, seinen Schwächen, seiner Falschheit und seiner Teuflichkeit auch nur zu ahnen. Er blieb menschenfremd.

Aber dabei war er misstrauisch. Das war wohl Eigenschaft eines anfangs nicht anerkannten Genies. Aber Hitler hatte das ausserdem aus der Geschichte gelernt. Die Ermordung Cäsars interessierte ihn, die Geschichte der Königin Elisabeth von England studierte er mit atemlosem Eifer. Die Mittel, mit denen Napokon seine Macht sicherte,

die Zeiten Peters des Grossen und später der beiden Katharinas, das alles nahm er in sich auf und sah die gleichen Dolche und die gleichen Mittel auch gegen sich gerichtet, – obwohl er es andererseits wieder keinem Menschen zutraute. Das machte ihn gerade unsicher und misstrauisch.

So verfiel er darauf, dass *sr denen* mehr glaubte und sich bei ihnen wohler fühlte, die ihm nur nach dem Munde redeten, die niemals ihren eigenen Kopf hatten und ihn durchsetzen wollten, und die ihn sogar vor anderen warnten und ihm Vorsicht vor andern einredeten. Denn, so glaubte er: sie tun das ja nur um seinetwillen und können ein eigenes persönliches Interesse daran nicht haben.

Als ich ihm einmal sagte: Die besten Köpfe, die grössten Persönlichkeiten, müssen wir versuchen, um uns zu scharen, um an dem Gewaltigen mitzuwirken, das zu erfüllen vielleicht die Vorsehung von uns fordert, da erwiderte er: «Viele Köche verderben den Brei. Diese besten Köpfe, diese grössten Persönlichkeiten haben alle ihre eigene Einstellung zu den Dingen, ihren eigenen Willen und ihre eigenen Ziele. Ich halte es da mit Ptolemäus, ich glaube dem I. oder dem II., der einmal gefragt wurde, wie er es fertiggebracht habe, gegen all die Gegner, mit denen er habe rechnen müssen, sich zu behaupten und mit ihnen fertig zu werden. Er befand sich gerade auf einem Spaziergang und kam an einem Mohnfeld vorüber. Da nahm er seine Gerte oder seinen Reitstock und haute alle Mohnköpfe ab, die über das sonst sehr gleichmässig gewachsene Feld hinausragten. ‚So‘, sagte er dem Frager, ‚so habe ich es gemachte Übrigens habe ich die gleiche Erzählung auch noch einmal über den römischen Ost-Kaiser Septimius Severus irgendwo gefunden.»

Ich musste damals unwillkürlich an den Fall Pfeffer denken, und während ich dies schreibe, an Strasser, an mich selbst, an Röhm. Was musste Göring für ein genialer Betrüger sein, dass er nicht mit der Gerte geknickt worden ist!

Wenn auch diese Art und Denkungsweise Hitlers damals noch nicht in weiteren Kreisen erkannt werden konnte, so suchten doch Hess und Schaub, über die ja der Weg zu Hitler ging, Leute von ihm fernzuhalten, deren Neigung zum Intrigantentum bekannt war. Aber dadurch kam es auch, dass mancher Anständige es unterliess, Hitler darauf anzusprechen, wenn er bei einem andern, der zur Partei gehörte, wirkliche Fehler und Schwächen erkannte, deren Abstellung notwendig gewesen wäre. Umgekehrt konnte ein rücksichtsloser Intrigant erreichen, Hitler weitgehend gegen einen anderen Menschen einzunehmen, ohne dass eine Prüfung der Wahrheit stattfand.

Nun muss ich jedoch wahrheitsgemäss betonen, dass ich bis Ende 1930 ausser jenem Fall, bei dem Göring vor der Machtentwicklung der S.A. warnte und gegen Pfeffer hetzte, nichts Ähnliches erlebt oder auch gehört habe. Da alles vorwärts arbeitete, da alle das gleiche Ziel und das gleiche Interesse erfüllte, entwickelte sich das Intrigantentum nicht und jeder hatte mit sich selbst und seiner Aufgabe zu tun und kümmerte sich wenig um die andern. Erst viel später trat das stärker in Erscheinung, eigentlich erst kurz vor der Machtergreifung und dann besonders nachher.

Erstmalig die denkwürdige Besprechung mit Göring, und was ich am Abend noch über ihn gehört hatte, zwangen mich, mir selbst über diese Fragen klarzuwerden, über

die ich vorher nie nachgedacht hatte und die einem auch damals mitten in der grossen Arbeit für die grossen Ziele in ihrer letzten Konsequenz doch nicht zum Bewusstsein kamen, wie sie mir dadurch klar geworden sind.

Was die Stellung Görings zu Hitler anbelangt, so entnahm ich also damals aus seinen Äusserungen, dass er Hitler als unter sich stehend fühlte, dass er seine sozialistischen Ideen gern sah, um die Massen zur Partei zu bringen, dass er selbst aber einzig und allein nationalistischen Zielen nachstrebte, zu deren Verwirklichung er Hitler und die Partei brauchte. Ob er damals schon die überlegte Absicht hatte und wie er es anstellen wollte, Hitler den ersten Rang abzulaufen, das war mir noch nicht klar, und vielleicht, so dachte ich, ist das auch gar nicht seine Absicht. Es konnte ja auch das krankhafte Getue eines Grössenwahnsinnigen sein. Aber es war gefährlich!

Eines jedoch war sicher. Durch die Finanzierung Hitlers hatte Göring ihm gegenüber eine starke Position, und da Hitler, der sich selbst stets in ärmlichsten Verhältnissen befunden hatte, auf finanzielle Unterstützung angewiesen war und in einem Geldgeber einen Mäzen, im Geld selbst die Grundlage für jede politische Arbeit sah, so fühlte er sich in den Händen Görings, dessen hochstaplerische Intrigantennatur er wohl nicht ahnte, finanziell gesichert und einzigartig geborgen.

Welchen Einfluss die Geldfrage in der Politik spielt, ist ja wohl zur Genüge bekannt. Nicht nur die Loge benutzt, allerdings indirekt, den Weg der Geldstiftung in die Wahlfonds, um ihre Kandidaten auf sichere Plätze der Wahllisten und damit in die Parlamente zu bekommen, sondern auch das Grosskapital tut das seine, um dadurch Einfluss zu gewinnen und zu behalten. Auch die amerikanischen Wahlkämpfe sind doch nur mehr Kapitalschlachten und keine politischen Glaubensauseinandersetzungen mehr.

Je weniger die Männer, die in der Politik arbeiten, in ihrem früheren Leben über eigenes Geld verfügt haben, umso grössere Anziehungskraft hat das Geld für sie, und zwar nicht nur für die Zwecke ihrer Politik, sondern auch für sie selbst. Dazu ist nicht gleich das Hochstaplerium eines Göring notwendig. Das finden wir bei den meisten Parteimännern jeder Stufe und jeder Richtung. Ob man die Zeiten der französischen Revolution liest bis hinein in die napoleonische Kaiserzeit, oder die Geschichte der Weimarer Republik, oder ob man sich den Lebenswandel und die Entwicklung der Mehrzahl der Parteigrössen der N.S.D.A.P. ansieht, das ist immer dasselbe.

Hitler bildet für seine Person und seine persönlichen Ansprüche eine unbedingte Ausnahme. Aber auch er hatte grosse Achtung vor den Menschen, die für seine politischen Zwecke grössere Summen gaben oder aufbrachten, und zwar mehr, als wenn sie sich ihm mit ihrer Arbeit zur Verfügung stellten. Ich denke da an jenen Herrn Keppler, den ich bereits beim Reichsparteitag von Nürnberg in Begleitung des Gauleiters Robert Wagner kennengelernt hatte. Er hatte Hitler ganz am Anfang einmal einen grösseren Betrag gegeben und zwar Mittel, die aus dem Fonds des Industrierwerkes waren, dessen Leitung er hatte. Er galt, wie ich später noch sehr zu meinem persönlichen Kummer feststellte, mit seiner Ansicht mehr als die ältesten aktiven Mitarbeiter.

Den Leiter des traurigen Bettelwerkes, des W.H.W. [Winterhilfswerk⁵], Dr. Goebels, nannte Hitler angesichts des Sammelerfolges in irgendeinem Jahre eine geniale

Persönlichkeit. Unter dem Eindruck der aufkommenden Millionen und mit der Zeit Milliarden sah er gar nicht, dass ein solches Werk der krasseste Ausdruck eines liberalistischen Wirtschaftssystems war und gar nicht zum Sozialismus passte. Denn eben nur das liberalistisch-kapitalistische System muss soziale Aktionen durchführen, da es im Innersten unsozial ist. Ein sozialistischer Staat braucht kein W.H.W.

Dass Göring also über grössere Mittel verfügte, gleichgültig, wo sie herstammten, und dass er sie in den Augen Hitlers neben der Sicherung seines eigenen Lebens ausschliesslich den politischen Zwecken der Bewegung und ausserdem ihm persönlich zur Verfügung stellte, dass musste Göring für Hitler zu einer einzigartigen, geradezu über-idealistischen und unantastbaren Persönlichkeit machen.

Die dritte Frage, die ich mir vorlegte, war die: Welche politische Richtung marschiert Göring?

Seine Betonung, er sei Nationalist, war sicherlich ehrlich. Ein Materialist braucht kein Sozialist zu sein. Aber ein Sozialist muss eigentlich Nationalist sein, er muss es! Denn der Begriff des Sozialismus, des sich auf das Zusammenleben Einstellens, bedingt einen Raum, eine Vielheit von Menschen, eine Nation, d.h. eine Zusammengeborenschaft, innerhalb der dieser Sozialismus herrschen soll.

Wahrer Sozialismus ist also national. Marxismus und Bolschewismus sind Irrwege, die allerdings vielleicht notwendig waren, und die gegangen werden mussten. Denn ihre Gründer und Vorkämpfer mussten der gewaltigen Macht des internationalen Wirtschaftsliberalismus, der die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit mit sich gebracht hatte, ebenfalls eine internationale Macht gegenüberstellen. Sie nannten sie propagandistisch von vornherein die III. Internationale. Ihr Ziel war, diese Herrschaft des Kapitals über die Arbeit zu brechen und an ihre Stelle die Herrschaft des arbeitenden Menschen über das Kapital zu setzen. Ihr Weg aber war die Beseitigung der gesamten bestehenden Ordnung, da sie vom Wirtschaftsliberalismus einfach nicht loslösbar schien. Und diese Beseitigung war offenbar nicht anders zu erreichen als durch die Proklamierung der Herrschaft des Proletariats und durch die Erkämpfung dieser Herrschaft.

Aber dieser Kampf und diese Herrschaft vernichtete notgedrungen nicht nur die bestehende Ordnung, sondern auch die tragenden Personen dieser Ordnung, und endlich damit zugleich die bisherigen Träger der gesamten Kultur derjenigen Gebiete, in denen diese Revolution zur Durchführung kam.

Das war nun die grosse Idee Adolf Hitlers, das erhabene Ziel seiner Bewegung: an die Stelle jenes internationalen Zerstörungswillens den nationalen Aufbauwillen zu setzen mit dem gleichen Ziel: als Grundmauern dieses Aufbaus nicht Individualismus, Liberalismus und Egoismus zu benutzen, sondern den wahren Sozialismus, wie er auch die Grundlage der christlichen Urlehre war.

Als ich hierüber einmal mit dem politischen Redakteur einer sozialistischen Münchener Zeitung sprach, einem früheren Mitschüler von mir vom Gymnasium in Karlsruhe namens Goldschagg⁶, meinte er:

«Wenn man etwas auf neuen Grundmauern aufbauen will, muss man erst alles abreißen, was dasteht, bis auf die Grundmauern, und diese sogar auch mit. Sonst kann

man nicht auf neuen Grundmauern aufbauen! Deshalb bin ich für einen labilen Kompromiss, der durch Kampf aufrechterhalten wird. Das ist auch das, was man landläufig Marxismus nennt. Wir kämpfen deshalb gegen den Kommunismus ebenso wie gegen den Liberalismus. Aber ich gebe zu, dass der Liberalismus bis jetzt immer wieder als der Stärkere die Oberhand behielt, und dass die Kompromisse letzten Endes meist recht einseitig aussahen.

Was Ihr *wollt*, Ihr National-Sozialisten, ist wohl das Ideal, aber Ihr werdet auch sehen, es ist eben nur durchführbar nach radikaler Beseitigung der gesamten Grundmauern. Und da Ihr das ja verhindern bzw. vermeiden wollt, wird es eben nicht erreicht werden, und die grosse Begeisterung, die Ihr erweckt habt durch Eure Ziele, und die auch mich in ihren Bann nimmt, wird irgendwo hinauswollen. Deshalb wird sie, – denke an mich! – aus rein dynamischen Gründen den nationalistischen Weg einschlagen, weil der sozialistische *so* nicht geht.»

Ich habe mit Goldschagg und anderen Sozialisten viel über diese Probleme gesprochen, und ich habe dann auch immer wieder Unterhaltungen mit Hitler über die gleichen Fragen gehabt. Hitler gab zu, dass «der grosse Plan» eine gewisse Unmöglichkeit in sich barg, eben die, die Goldschagg gekennzeichnet hatte.

«Aber», meinte er, «der nationalistische Ausbruch dieser Dynamik ist sowieso erst notwendig, um Herr im eigenen Lande zu sein! Bevor wir die Fesseln von Versailles abgeschüttelt haben, die Kontrollen, die Besatzungen, die Reparationen und Kontributionen, sowie das Recht unserer Gegner, auch in innerste Angelegenheiten von Deutschland hineinzureden, vorher kann man ja gar nicht anfangen, vom Wirtschaftsliberalismus auf den Sozialismus umzubauen. Was vorher geschieht, ist Stückwerk, Stümperei, – kann es nur sein!

Aber dann kann man umbauen, Grundmauer für Grundmauer, Stock für Stock. Ich müsste nicht Architekt sein, um nicht zu wissen, dass *es doch* möglich ist. Aber man muss *alle* Vollmachten haben, politisch gesprochen: die gesamte politische Macht. Sonst geht es natürlich nicht. Und Kompromisse kann es da nicht geben.» –

Wenn also Göring rein nationalistische Ziele verfolgte, so widersprach er damit für's erste nicht den Gedanken Hitlers. Nur hatte ich den Eindruck, dass Göring in den nationalistischen Zielen den Selbst- und Endzweck sah, während Hitler sie nur als Mittel zum Zweck anerkannte, aber ebenfalls für notwendig hielt. Wenn Göring also für diese erste Etappe auf dem Weg zur Erfüllung der letzten Hoffnungen als Wegbereiter dienen konnte und von Hitler als solcher verwendet wurde, so konnte man seine Abneigung gegen den Sozialismus vorerst in Kauf nehmen.

Aber es lag natürlich gerade in Verbindung mit seiner Finanzierung eine grosse Gefahr in einem späteren Einfluss seiner Person auf die Staatsleitung.

Und das war *die vierte Frage*, über die ich mir Rechenschaft zu geben suchte. Wie wirkt sich die finanzielle Abhängigkeit Görings von der Ruhrindustrie auf die Weiterentwicklung seiner Politik aus?

Zunächst war selbstverständlich, dass er keine andre Politik propagieren konnte, als seine Geldgeber sie wünschten. Bei einer späteren Gelegenheit sagte mir Göring: «Ich

weiss, dass ich leicht in ein Dilemma kommen kann, wenn man mit mir auf wirtschaftliche Fragen zu sprechen kommt. Aber ich umgehe sie, ja ich lehne sie ab. Ich antworte: Bevor die politischen Fragen gelöst sind, ist es zwecklos, über wirtschaftliche Problemstellungen zu sprechen. Wir dürfen unsere Kräfte nicht zersplittern. Alles muss eingesetzt werden für die Befreiung Deutschlands von den politischen Fesseln. Die wirtschaftlichen Fesseln haben dann sowieso keinen Halt mehr.»

Und als ich ihn auf die Gefahr der finanziellen Abhängigmachung vom Ruhrgebiet auch für später ansprach, antwortete er mir:

«Wenn wir erst einmal die Regierung in der Hand haben, dann brauchen wir solche Finanzierungen nicht mehr. Ich werde diese Leute dann ebenso abschütteln, wie Napoleon den Kreis der Bürger abgeschüttelt hat, als er soweit war, dass er sich die Kaiserkrone aufsetzen konnte.»

Ich staunte manchmal, wenn ich Göring reden hörte und wenn ich ihn auftreten sah, wieviel Persönlichkeit in dieser seltsamen Figur lag. Seines Hochstaplerwesens war er sich zweifellos meistens gar nicht mehr bewusst. Er spielte die Rolle, die er sich vorgenommen hatte, so vorzüglich und so vollkommen, dass ein Fremder in ihm gar nicht mehr einen Rollenspieler sah, sondern die berechnete Persönlichkeit für diese Rolle. Selbst der französische Botschafter in Berlin, Francois-Poncet, sagte mir einmal, als er mit Göring zusammengekommen war: «C'est quelqu'un! Er *ist* wer.»

Kein Wunder, dass Hitler in ihm den heroischen Paladin seiner eigenen Person sah, vielleicht den einzigen, an dem hinaufzuschauen er gelegentlich bereit war, ohne in seiner eigenen Eitelkeit verletzt zu sein. –

So lagen die Dinge. Gegen diesen Göring musste ich den Genius Hitler verteidigen, in Schutz nehmen, und zwar wahrscheinlich *gegen* seinen Willen. Ich musste versuchen, ihn aus seinen Fesseln zu befreien. Denn letzten Endes war Göring eben doch nur Hochstapler, allerdings ein ungeheuer zielbewusster, rücksichtsloser, brutaler und damit aber umso gefährlicherer Hochstapler.

Hier beginnt ein dramatischer Kampf, den ich zu führen mich gezwungen sah. Schweigen und die Augen zu verschliessen, war nicht möglich. Oder ich musste meine Arbeit an der Seite Hitlers niederlegen und die Partei verlassen. Aber das erschien mir als feige Desertation. Den Kampf gegen Göring *und* Hitler und die Partei aufzunehmen, wäre Verrat am Volk gewesen und ausserdem zwecklos. Denn die Bewegung war im unaufhaltsamen Fortschreiten. Ihr Sieg war nicht mehr zu verhindern. Die zunehmende Wirtschaftsnot, das immer eklatanter werdende Versagen des Weimarer Parteien-Systems und die schreiende Unfähigkeit der Männer der damaligen Regierungen gaben der Partei einen unbändigen Auftrieb. Und die auch im Ausland beginnende Erkenntnis der geradezu unverständlichen Fehler des Versailler Diktats und seiner Auswirkungen führte dem Nationalsozialismus in wachsendem Umfang Stimmen auch aus bisher ablehnend ihm gegenüberstehenden Kreisen zu, aus allen Berufen und aus allen Parteien.

Ausserdem waren die letzten Ziele und Erkenntnisse Adolf Hitlers viel zu richtig und hoch und ihre Durchführung viel zu dringend, als dass ich meine Mitarbeit dafür hätte versagen dürfen. Denn mit immer frecherer Gebärde, mit immer grösserem Nachdruck

und immer offener stellte sich der bolschewistische Kommunismus bereit, um Deutschland zu erfassen und den Vernichtungsakt am deutschen Volke zu vollenden, den ich im Jahre 1919 aus eigenem Entschluss heraus als Chef des Stabes im Baltikum mit meinen tapferen Freikorps verhindert hatte. Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, nunmehr Mitschuldiger zu werden daran, dass das deutsche Vaterland nun doch dem Schicksal anheimgegeben würde, das ich mit eigenen Augen im Baltikum gesehen hatte und für dessen Abwehr von der Heimat ich Tausenden von treuen Kameraden zugemutet hatte, auszuhalten, zu kämpfen und zu fallen.

So entschloss ich mich auch jetzt, auszuhalten, zu kämpfen, und wenn es sein müsste, zu fallen.

Ich habe den Kampf gegen Göring verloren. Zwar lebe ich noch, obwohl ich am 30. Juni 1934 bereits im Kraftwagen zum Schaffot gebracht wurde. Ein Zufall, eine Auto-panne, vielleicht die Vorsehung, hat mich gerettet. Aber Göring ist das Schicksal des deutschen Volkes geworden.

28. Hitlers Finanzverhältnisse – Hitler verteidigt Göring – Henriette Hoffmann als «Ballerina des Königs» – Annäherung an Italien

Einige Tage später suchte ich den Reichsschatzmeister Schwarz auf, um möglichst unauffällig die Sprache auf die Frage zu bringen, wie Hitler eigentlich finanziert werde.

Erst lehnte er ab, mit mir darüber zu sprechen. Nicht weil er etwas zu verheimlichen habe, sondern weil Hitler auch selbst stets abgelehnt habe, sich mit Schwarz über diese Frage zu unterhalten.

Dann aber wurde er doch etwas mitteilbarer und erzählte, dass Hitler als einzige Geldquelle die Einkünfte aus seinem Buch: «Mein Kampf» habe, worüber aber nur der Eherverlag, und zwar nur Amann¹ persönlich weiter unterrichtet sei.

«Aber das kann doch nicht ausreichen, um Wohnung, Leben, Kraftwagen, Fahrer, Begleiter und dann den dauernden Hotelaufenthalt zu decken», sagte ich.

Schwarz antwortete, dass er selbst den Chef, wie Hitler in München damals noch von den alten Parteileuten immer genannt wurde, schon mehrfach darauf angedeutet und wie er ihm vorgeschlagen habe, dass er sich aus der Parteikasse eine bestimmte monatliche Summe auszahlen lasse.

«Aber er hat das stets geradezu missbilligend abgelehnt. Die Parteibeiträge sollen, so sagte der Chef, für die Parteiorganisation sein, für die Kampfaufgaben der Partei und für das Parteiheim, sowie für sonstige Parteieinrichtungen, und sie sollen die Unkosten für Gehälter und Löhne derjenigen decken, die notwendig sind, um den Parteiapparat zu leiten und in Ordnung zu halten. Er als der Führer der Partei wolle und dürfe keinen Pfennig von den Beiträgen für sich in Anspruch nehmen, die mancher arme, vielleicht sogar arbeitslose Parteigenosse sich vom Munde abgespart habe.

Aber ich nehme an», fuhr Schwarz fort, «dass der Eherverlag an den Chef, wenn er Leitartikel schreibt, was ja doch häufig, teils auch unter anderem Namen, geschieht, Vergütungen bezahlt, wie sie im Zeitungswesen üblich sind.»

«Trotzdem kann das immer noch nicht ausreichen», betonte ich. «Ob man nicht doch einmal versucht, mit Hitler zu sprechen, um einen Sonderfond ‚Chef‘ zu schaffen, der dann ausschliesslich zu seiner Verfügung steht?»

«Das lehnt er bestimmt ab.»

«*Irgendwo* muss er die Mittel ja doch herhaben, die er benötigt. Da ist es doch besser, *Sie* als Reichsschatzmeister organisieren das, als dass sich Hitler von irgendwelchen Finanzleuten Geld geben lässt, von denen er dadurch mit der Zeit abhängig wird.»

«Ich mache in dieser Sache nichts mehr», sagte Schwarz mit bestimmtem Ton.

«Wissen Sie, wie die Gewinne des Völkischen Beobachters verrechnet werden?»

«Da der Völkische Beobachter keine eigene Druckerei hat, sondern aufgrund eines Druckvertrages von einer andern Druckerei hergestellt wird, sind die Reingewinne sehr gering. Der Verlag Eher gehört der Partei. Die Parteibetriebe sind bekanntlich als eine GmbH eingetragen und Bouhler ist der Geschäftsführer². Gewinne werden versteuert nach dem Körperschaftssteuergesetz. Was übrigbleibt, wird für die Erweiterung der Betriebe, für Unterstützung anderer Zeitungen und zur Zeit für den Hauskauf und Ausbau verwendet. Denn auch das Haus ist eine Art Parteibetrieb.

Das Finanzamt ist sehr hinter unsern Büchern her. Zu gern würden sie uns einmal etwas am Zeuge flicken. Aber sie werden keinen Anlass dafür finden. Deshalb will aber auch der Chef nie in den Büchern stehen.»

Ich sah ein, dass ich bei Schwarz kein Glück hatte. Die wahren Gründe für meine Fragen wollte ich ihm nicht sagen. Sie gingen ihn ja auch nichts an.

Nun wandte ich mich an Hitler unmittelbar. Den Anlass gab zufällig Hitler selbst. Göring war kurz nach meinem Besuch in Berlin wieder einmal in München gewesen. Bei mir hatte er sich wieder nicht sehen lassen. Ich hörte es nurzufällig von Schaub.

Ich sass eines Nachmittags mit Hitler in seiner Ecke im Cafe Heck am Residenzgarten, wo er so manchen Nachmittag verbrachte. Da fragte er mich ganz unvermittelt:

«Kennen Sie eigentlich Göring von früher?»

Ich erzählte, dass ich ihn in den Jahren 1908 bis 1910 als Kadetten in Karlsruhe gelegentlich gesehen habe. Aber das könne man nicht «kennen» nennen. Sonst habe ich ihn zum ersten Mal in Nürnberg beim Reichsparteitag zu Gesicht bekommen und vor kurzem einmal in Berlin aufgesucht.

«Das ist *den* Mann habe, ist doch ein wahres Glück», sagte Hitler. «Kennen Sie seine Frau?»

«Nein.»

Etwas zögernd und überlegend fuhr Hitler fort:

«Das ist schon von der Vorsehung so gefügt. Sie muss sehr vermögend sein, Millionen besitzen.»

«Ach», warf ich hin, «das wusste ich gar nicht. Ich dachte immer, sie sei geschieden und erhalte nur Erziehungsgelder für ihren Sohn Thomas, der ja bei Göring auch im Hause ist.»

«Nein. Sie ist Millionärin. Ich habe das Bild des Schlosses gesehen, von dem sie stammt. Sie ist eine Gräfin so und so; den Namen habe ich vergessen.

Das ist ja auch der Grund, weshalb ich Göring gebeten habe, in Berlin sich möglichst viel zu zeigen. Das ist schon ein Unterschied, ob ein Mann, der zu leben gewohnt ist, die Partei repräsentiert, oder Schaub oder so wer. Und ohne das Geld seiner Frau wäre das gar nicht möglich. Auch hat sie Verwandte und Bekannte in den politisch massgebendsten Kreisen des In- und Auslandes. Diese Frau ist für uns besonders wertvoll.»

«Aber er bekommt ja wohl auch gelegentlich Geld aus dem Ruhrgebiet», reizte es mich zu sagen, um das Gespräch allmählich auf den Punkt zu führen, wo ich es haben

wollte.

«Ja, das erzählte er mir auch gerade. Da sehen Sie, welche Stellung Göring bereits bei diesen grössten deutschen Wirtschaftsleuten hat, dass sie bei *ihm* anfragen, ob sie Ihre Essener Zeitung unterstützen sollen. Sie verdanken sozusagen Göring, dass Ihre Zeitung auf die Beine gekommen ist. Und bei der Gelegenheit boten sie auch ihm an, ihm Mittel zur Verfügung zu stellen, wenn die Partei etwas benötigt.»

Ich mag ein dummes Gesicht gemacht haben, als ich das hörte.

Überrascht schaute ich Hitler an.

«Herr Hitler», erwiderte ich, «das ist einfach eine unrichtige Darstellung. Natürlich ist es eine Unterstützung der Essener National-Zeitung, dass wir die Bergwerksdruckerei ermierten konnten und für ihren Ausbau auch noch ein vorschussliches Darlehen bekamen. Aber daran hat doch Göring keinen Anteil! Ihn interessiert der Fall doch, wie er mir selbst gesagt hat, nur, da er diesen Betrag von 50'000 Mark für seine Zwecke bereits erwartet hatte, und dass sie für ihn ausblieben, nachdem sie für die Zeitung zur Verfügung gestellt worden waren.»

Da unterbrach mich Hitler: «Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich mache ja niemand Vorwürfe! Ich finde es ja glänzend, dass die Zeitung Druckerei und Geld bekam.»

Er musste das Wesentliche überhört haben. Dadurch waren wir wieder auf einem falschen Geleis. Ich musste noch deutlicher werden:

«Wie ich von Göring persönlich hörte, lässt er sich von der Ruhrindustrie finanzieren. Es handelt sich also nicht um ein neues Angebot, das er bekam, sondern um eine alte Gewohnheit. Und wenn die Parteikasse, was ich nicht weiss, oder sonst irgendjemand von der Partei Geld von Göring bekommt, dann stammt es doch wahrscheinlich eher aus jenen Mitteln der Ruhrindustrie, als aus den Erziehungsgeldern der Carin Göring!»

«Warum soll Göring nicht auch schon Geld von Ruhrindustriellen erhalten haben? Ich frage keinen Gauleiter, wo er seine Fonds her hat, auch Göring frage ich darüber nicht. Dass seine Frau aber über Millionen verfügt, und dass *er* darüber verfügte, schon zu einer Zeit, als er vom Ruhrgebiet bestimmt noch nichts bekommen konnte, das weiss ich besser.» Und damit nahm er eine Zeitung auf und vertiefte sich hinein. Schaub sah mich aus fast leblosen Augen an.

Es kam zu keiner Unterhaltung mehr an diesem Nachmittag. Wir verabschiedeten uns kurz, und es lag eine absichtliche Kühle im Grusse Hitlers.

Am andern Tag sagte mir Schaub:

«Warum haben Sie denn so ein Thema angeschnitten? Darum habe ich mich noch nie gekümmert. Ich mag den Göring auch nicht. Aber Geld hat er!»

«Schaub», antwortete ich ihm, «wenn er Geld hat, ist immer noch nicht erwiesen, dass es aus seinem Vermögen stammt oder aus dem seiner Frau, oder ob es irgendwie aus anderen Quellen in seine Hand gekommen ist.»

«Muss Sie das kümmern? Mir ist es egal.»

«Aber mir nicht. Denn wenn Hitler von Göring Geld bekommt und es stammt von Ruhrindustriellen, dann würde es mit der Zeit mit unsern nationalsozialistischen Zielen zu Ende sein. Denn: Wes Brot ich ess, des Lied ich sing.»

Schaub schaute mich gross an, wie wenn er mich nicht verstanden hätte. Dann sagte er: «Ich habe noch nie etwas davon gehört, dass der Chef Geld von Göring bekommen hat.» –

Ich kam auch da nicht weiter.

Einige Tage später war ich mit Hitler unterwegs und wir übernachteten, wie üblich, in Nürnberg. Wir waren erst am Nachmittag abgefahren, und wollten am andern Morgen nach Weimar weiter. Nach einer hervorragenden Aufführung der Oper Carmen sassen wir im Deutschen Hof zusammen, essend, zeitunglesend und plaudernd.

Die damals etwa siebzehnjährige Tochter des Photographen Hoffmann war dabei, die die Unterhaltung durch ihre ungezwungenen mädchenhaften Erzählungen belebte.

Hitler hatte sich bereits angewöhnt, gelegentlich dieses sehr intelligente und lebhaftes Mädchel durch den Vater mitnehmen zu lassen, und durch die völlige Ablenkung, die in ihrer Unbekümmertheit und in ihrer sprunghaften Unterhaltungsgabe lag, den nach einem anstrengenden Tag in den Abendstunden eintretenden toten Punkt zu überwinden, der von den meisten Männern sonst mit Alkohol oder Skatklöpfen überwunden wird. Wenn Fräulein Hoffmann dann vielleicht um elf Uhr zu Bett ging, sassen wir wie immer noch ein bis zwei Stunden bei ernsteren Gesprächen zusammen. Die ‚Ballerina des Königs‘ war bereits zu einer Einrichtung geworden.

Ich benutzte die Gelegenheit, das Gespräch wieder auf Göring zu bringen. Diesmal wollte ich es anders anfangen. Ich erzählte, dass ich in einer französischen Zeitschrift eine Abhandlung gelesen habe, in der der Nationalsozialismus als eine Nachahmung des Faschismus bezeichnet [sic] und dass der Besuch Görings bei Mussolini als ein Beweis dafür angesehen werden müsse.

«Die dummen Menschen!», lachte Hitler. «Worin soll die Nachahmung liegen? Meist sagen sie: im faschistischen Gruss. Sie kennen die Geschichte nicht. Sonst müssten sie wissen, dass der faschistische Gruss, d.h. also der alte römische Gruss aus der Kaiserzeit, eigentlich der germanische Gruss war. Die Germanen grüssten so, um zu zeigen, dass sie keine Waffen in der Hand hatten, oder dass sie sie nicht benutzen wollten, dass sie also als Freunde kämen. Tacitus beschreibt das ja sehr eingehend und fügt hinzu, dass die Zahl der Germanen in den Legionen schon zur Zeit des Varus so gross war, dass die römische Front mit germanischem Kriegeschrei angegriffen habe.

Also wir machen nichts nach, sondern wir kehren zu den alten Gebräuchen zurück. Das militärische Handanlegen an die Mütze ist ja auch nur eine Abwandlung dieses germanischen Grusses. Die militärische Disziplin der erst Ende des Mittelalters aufkommenen Soldateska, die neben der Kriegsausrüstung auch eine Friedensuniform benötigte, erforderte eine Regelung des Grussverfahrens. Da war das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung eine einfachere Lösung als vorzuschreiben, in welchem Winkel und in welcher Richtung und mit welcher Ellenbogenbeugung der alte Gruss ausgeführt werden sollte. Wir nehmen also die Hand nur eben wieder von der Mütze weg!

Und was machen wir sonst nach? Die S.A. soll den Schwarzhemden entsprechen. Wir hatten in Deutschland Bürgerwehren, Freiwilligenverbände und sonstige Hilfsorganisationen schon lange, ehe die Schwarzhemden in Italien organisiert wurden. Ich erinnere an das Freikorps Oberland, an die technische Nothilfe, an den Stahlhelm usw. Die S.A.

ist eine Fortsetzung dieser verschiedenen deutschen Organisationen, aber keine Nachahmung der Schwarzhemden-Truppen.

Was sollen wir sonst nachgemacht haben?»

«Das ist natürlich Unsinn», sagte ich. «Das mag Mussolini sich einbilden oder sonstwer. Aber wenn dann Göring als Vertreter unserer Bewegung in Italien erscheint, so liegt es nahe, dass die Welt annimmt, dass wir dort unser Vorbild sehen.»

«Und wenn einer von uns nach England fährt, ist dann vielleicht dort unser Vorbild? Es darf uns nicht kümmern, was die Welt zunächst sagt. Ausserdem: je mehr sie sich mit uns beschäftigt, umso grössere Propaganda macht das für uns, auch im eigenen Lande. Das schlimmste, was einem Menschen, einer Partei, einem Volk passieren kann, ist, dass es totgeschwiegen wird, dass man nirgends und nie von ihm spricht oder liest.

Das ist ja das Seltsame! Unsere politischen Gegner im In- und Ausland sind unsere besten Propagandisten. Und selbst wenn von uns Fehler gemacht werden, dann machen die andern den Fehler, dass sie nicht ausschliesslich auf unserem Fehler herumreiten, sondern ihn benutzen, um alles in den Schmutz zu ziehen, was sie an uns bekämpfen wollen. Aber dadurch rufen sie die Ablehnung aller derjenigen hervor, die zwar diesen Fehler auch verdammen, aber sich das Positive, das Richtige, das Hoch-Ideale nicht schlechtmachen lassen wollen, was sie selber erfüllt und begeistert.

Wenn diese Dreimalklugen, die sich bei ihrer Kritik pharisäermässig in die Brust werfen und in selbstüberheblicher Heuchelei mit einem abgeschmackten Augenaufschlag gegen den Himmel verkünden: ‚Wir danken Gott, dass wir nicht sind, wie jene!‘, wenn sie wüssten wie furchtbar dumm sie sind und wie sie dadurch gerade *unsere* Arbeit machen, sie würden sich in den Boden schämen. Aber sie sind ebenso dumm, dass sie es gar nicht merken. Gott erhalte sie uns! Ohne sie würden wir nie zur Macht kommen.»

«Kein Zweifel [sagte Wagener], dass die Besuche Görings bei Mussolini und dem König von uns reden machen. Aber sie machen auch von ihm reden.»

«Sind Sie eifersüchtig?»

«Ich? Um Gotteswillen! Wie könnte ich eifersüchtig sein, dass jemand ausgerechnet zu *dem* Volk und zu *dem* König fährt, der Deutschland im grossen Krieg verraten hat?»

«Göring fährt nicht zu diesem König, sondern zu Mussolini! Mussolini ist an jenem Verrat unbeteiligt. Er verurteilt ihn. Vielleicht ist er der Mann, der ihn wieder gutzumachen bereit ist.»

Ich überlegte einen Augenblick. Denn ich war immer noch auf dem falschen Wege. Dann fragte ich unvermittelt:

«Ist Göring eigentlich in Ihrem Auftrag gefahren?»

«Er meldete mir vorher, dass er führe. Er hatte eine Einladung von Mussolini.»

Das sagte Hitler etwas resigniert.

«Seltsam, dass Mussolini an Göring solches Interesse hat. Wenn er mit unserer Bewegung Fühlung aufnehmen wollte, dann hätte er doch eigentlich Sie einladen müssen.»

«Das wäre ihm vielleicht zu offiziell gewesen. Er wollte wohl, dass diese Zusammenkunft geheim blieb.»

«Dann ist erstaunlich, dass gerade die italienischen Blätter solches Aufsehen von dem Besuch Görings machten. Das Geheimhalten kann ja wohl nicht beabsichtigt gewesen

sein.»

Hitler schwieg. Deshalb fuhr ich fort.

«Und wenn der König seine oder des italienischen Volkes Sympathie für die national-sozialistische Bewegung durch eine Ordensverleihung zum Ausdruck bringen wollte, dann waren doch wieder *Sie* der erste, der dafür in Frage kommt...»

Hitler unterbrach mich:

«Ich hätte den Orden abgelehnt!»

«Das nehme ich auch an. Man nimmt keinen Orden von einem Menschen, der das deutsche Volk verraten hat!»

Hitler war wieder still. Ich merkte, dass da etwas in ihm vorging, das ihn daran hinderte, mir die Antwort zu geben, die er für richtig gehalten hätte. Deshalb fragte ich weiter:

«Ich bin also nicht eifersüchtig, sondern anderer Ansicht. Und ich bin überzeugt, Herr Hitler, Sie sind es auch.

Aber was *will* Göring bei Mussolini und dem König?»

«Es wäre unklug gewesen, eine Einladung abzulehnen», sagte Hitler ruhig.

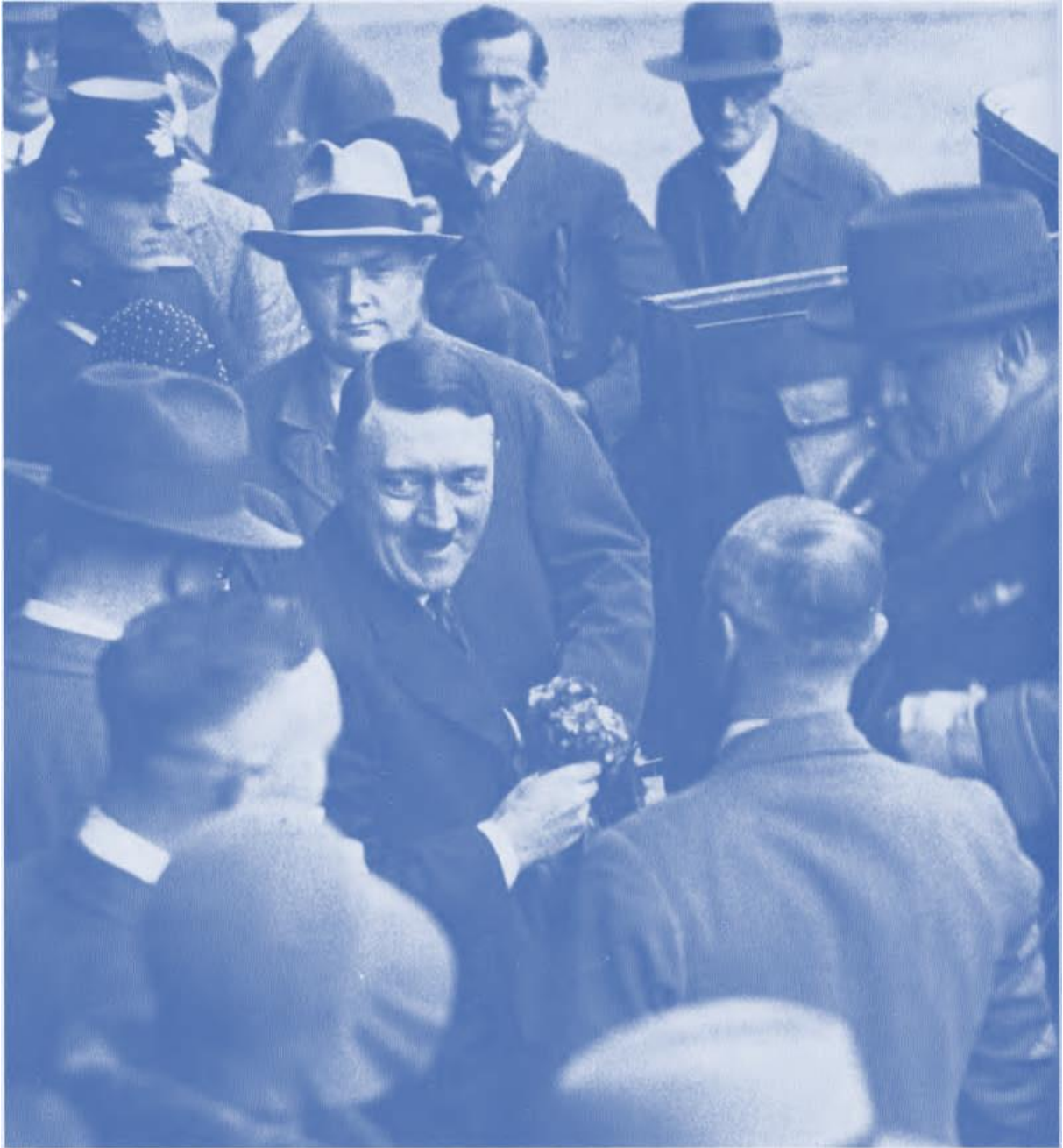
«Es wäre wohl auch nicht möglich gewesen. Denn diese Einladung an Göring kann doch eigentlich nur eine bestellte Sache gewesen sein.»

«Wieso bestellt?»

«Wie konnte Mussolini sonst gerade auf Göring kommen? Er arbeitet nicht in der Reichsleitung, hat kein besonderes Arbeitsgebiet in der Partei. Er ist nur Reichstags-



[1] Otto Wagener, Stabschef der S.A. 1929-30, Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. 1931-32, Leiter des Wirtschaftspolitischen Amtes der N.S.D.A.P. und Reichskommissar für die Wirtschaft 1933.



[2] Wagener (mit hellem Hut) verlässt mit Hitler das Leipziger Reichsgerichtsgebäude im September 1930 nach ihrer Vernehmung im Hochverratsprozess gegen die «Ulmer Leutnants», drei Reichswehroffiziere, die wegen nationalsozialistischer Umtriebe unter der Truppe angeklagt und verurteilt wurden (vgl. Kapitel 9).



[3] Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, zählte Wagener (links) noch zum inneren Führungskreis der N.S.D.A.P. Die anderen auf diesem Bild vom 30. Januar 1933 sind v.l. Kube, Kerrl, Frick (sitzend), Goebbels, Hitler, Röhm, Göring, Darré, Himmler und Hess.

[4] Wagener (links) führt eine Abordnung beim Reichskanzler Hitler ein, 1933.



Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

Reichsleitung

Wirtschaftspolitische Abteilung:
München, Brienerstr. 45
Telefon-Nummern: 56065 - 56067
Verlagsnummer München 23310



Kampfbüro d. Partei: „Hitler-Clubhaus“
Hofstraße, im Innenhof, München 1, 1115
Telefon-Nummer 20647
Geschäftsleitung: Erdingstraße 39
Telefon-Nummer 20801 Verlagsnummer 11310

Wirtschaftspolitische Abteilung: München, den 27. April 31.
Dr. W.A./Ho.

E i n l a d u n g .

Am 18. Mai 1931 findet im Kleinen Beratungszimmer des Braunen Hauses (München, Brienerstr. 45) in Anwesenheit des Führers Adolf Hitler eine Beratung über

„ Die Umgestaltung der sozialen Gesetzgebung, insbesondere der sozialen Versicherungen im nationalsozialistischen Staat

statt. Beginn 10 Uhr vormittags. Dauer mit Mittagspause etwa bis 4 Uhr nachmittags.

Besondere Referate haben übernommen :

Dr. med. W. Baeumer, Muhlhausen i. Thür.
Dr. ver.pol. A. von Renteln, München
Ministerialrat W. Konopatz, Berlin
Dr. jur. Reiter, München,

Im Anschluss an die Referate findet eine Aussprache statt. Ich erlaube mir, Sie zu dieser Beratung höflichst einzuladen.

Der Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung:

Um Antwort wird gebeten-
Diese Einladung gilt als Ausweis.

Dr. Wagener

Handwritten notes in cursive script, including the name 'Wagener' and other illegible text.

Bitteformulare fallen bei allen politischen Versammlungen weg.

[5 und 6] Als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. lud Wagener zu einer Reihe von wirtschaftspolitischen Besprechungen ein, an denen Adolf Hitler teilnahm (vgl. Kapitel 13 ff.).

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

Reichsleitung

München, Brienerstraße 45
Telefon-Nummer 56065 - 56067



Postfach-Nr. 10
München Nummer 23310

Organisations-Abt. II
Wirtschaftspolitische Abteilung:

Dr. W.A./Ho.

München, den 3. Juni 31.

Am Mittwoch, den 10. 6. 11 Uhr vormittags findet im Kleinen Versammlungszimmer des Braunen Hauses in Anwesenheit des Führers Adolf Hitler eine Aussprache über Handelspolitik statt. Das Referat übernimmt Herr H.L. Cordemann mit dem Thema: „ Aufgaben der nationalsozialistischen Außenhandels. " Ich erlaube mir höflich, Sie zu dieser Beratung einzuladen. Dauer voraussichtlich drei Stunden.

Mit Hitler - Heil !

Dr. Wagener

Bitteformulare fallen bei allen politischen Versammlungen weg.

Nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung und Berufsständischer Aufbau

Zwei Reden

des Leiters der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung

Dr. Otto Wagener

Wirtschaftspolitische Brosch. Nr. 10. D. D.
Bd. 109, Heftreihe 14

[7] Kurz bevor er Ende Juni 1933 bei Hitler in Ungnade fiel und seiner Staats- und Parteiämter enthoben wurde, veröffentlichte Wagener zwei seiner Reden über wirtschaftspolitische Themen in dieser Broschüre.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Reichsleitung

Reichsgeschäftsstelle
München, Brienerstraße 45
Telefonamt München 11, Präfix 40 11
Telefon-Nummern 46041, 46042 u. 46043
Postfachkonto München 23510



Ramstadtstraße 4 Partei, Reichlicher Postbote
Geschäftsstelle der Zeitung, Brienerstraße 11
Telefon-Nummer 20441
Schreibleitung, Schellingstraße 10
Telefon-Nummer 20441 Postfachkonto 11140

Reichsorganisationsleiter II.
Wirtschaftspolitische Abteilung.

München, den 24. Mai 1932.

Dr. Wa/ES/K.

Rundschreiben Nr. 18.

Die Nationalsozialistische Korrespondenz, die von der Presse-Abteilung der Reichsleitung der NSDAP München ausgegeben wird, hat einen bestimmten Raum für wirtschaftspolitische Artikel zur Verfügung gestellt.

Ich bitte meine Mitarbeiter sowie die Mitarbeiter aller wirtschaftspolitischen Abteilung der Gaue, Artikel, die für den wirtschaftspolitischen Teil der Parteikorrespondenz in Frage kommen, an die Presse-Abteilung der Wirtschaftspolitischen Abteilung bei der Reichsleitung z.Hd. des Pg. Hans Fritz S o h n s, München, Braunes Haus, Brienerstrasse 45, einzusenden, der sie nach Prüfung an die Parteikorrespondenz weitergibt.

Direkte Einsendungen an die Parteikorrespondenz verzögern die Veröffentlichung der Artikel, da sie von dort zunächst meiner Presse-Abteilung zur Prüfung vorgelegt werden. Auch wenn Parteigenossen Artikel wirtschaftspolitischer Art an den „Völkischen Beobachter“ geben wollen, bitte ich, sie über die Presse-Abteilung der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung zu leiten.

Es bleibt den Referenten der Wirtschaftspolitischen Abteilung bei den Gaue selbstverständlich überlassen, ihren eigenen Gauzeitungen Artikel wirtschaftspolitischer Art unmittelbar zur Verfügung zu stellen.

Mit Hitler Heil !

H. Wagner

Verteiler:	
Bauftragte	11
Wirtschaftspol. Referenten	44
Gauliter	44
sämtl. nat. soz. Zeitungen	70
Dr. v. Renteln	1
Dr. Lorenz	1
Pg. Seidel	1
Pg. Köhler	1
Pg. Tholens	1
Pg. Sohrs	1
O II	1
NS-Korrespondenz Dr. Dietrich	
Dr. Buchner VB	1
Hauptm. Weis VB	1
Reserve	41
	<u>220</u>

Offizieller Ausdruck ist nur bei allen parteiamtlichen Schreiben zu sein

[8] Wagner baute als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung eine umfangreiche Organisation innerhalb der N.S.D.A.P. auf, die die Wirtschaftspolitik der Partei

bestimmen und koordinieren sollte. Aus seinem Büro im Braunes Haus ergingen zahlreiche Rundschreiben dieser Art an verschiedene Dienststellen der Partei.



[9] Die Wirkung des Nürnberger Parteitags vom August 1929, dem er als geladener Gast beiwohnte, trug zu Wageners Entschluss bei, das Amt des Stabschefs der S.A. anzutreten. Hier Hitler und der damalige Oberste S.A.-Führer Pfeffer beim Vorbeimarsch der S.A. auf

dem alten Marktplatz (vgl. Kapitel 1-3).

[10] Beim Reichsparteitag 1929 sass Wagener auf der Ehrentribüne neben Frau Winifred Wagner, der Schwiegertochter des Komponisten. Sie war schon vorher mit Hit-

ler befreundet, der hier ihre Hand küsst (vgl. Kapitel 1 u. 3).

[11] Als Wagener im September 1929 Stabschef der S.A. wurde, hatte die Reichsleitung der N.S.D.A.P. ihre Geschäftsräume

in einem bescheidenen Gebäude in der Münchener Schellingstrasse. Auf diesem Bild aus dem Sommer 1929 v. 1. Reichsschatzmeister Schwarz, der Oberste S.A.-Führer Pfeffer und Reichsgeschäftsführer Bouhler in einem der Räume (vgl. Kapitel 5).

[12] Als Stabschef der S.A. war Wagener am wirtschaftlichen Ausbau der S.A. beteiligt, zu dem auch der Vertrieb einer Zigarettenmarke gehörte (vgl. Kapitel 6).



[13] Hilfe bei der Organisation des Nationalsozialistischen Automobilkorps im Jahre 1930 bekam Wagener vom Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha (links im Bild), der damals nicht Parteigenosse war, dann aber im Jahre 1933

Nationalsozialist und Reichsbeauftragter für das Kraftfahrwesen wurde (vgl. Kapitel 6). Rechts im Bild: Robert Wagner, der badische Gauleiter, ein Bekannter Wagens aus dem Ersten Weltkrieg, dem er auf dem Reichsparteitag 1929 wieder begegnete (vgl. Kapitel 1 und 3).



[14] Wachsende Spannungen zwischen S.A. und Partei führten im August 1930 zum Bruch zwischen Hitler und dem Obersten S.A.-Führer Pfeffer, der zurücktrat. Hitler übernahm die Oberste S.A.-Führung selbst, Wagener war als Stabschef jedoch ihr de-facto-Chef, bis Ernst Röhm im Januar 1931 zum Stabschef ernannt wurde (vgl. Kapitel 9, 11 u. 23).



[15] In seinem neuen Amt als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. verbündete sich Wagener im Jahre 1931 mit dem damaligen Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser, hier im hellen Mantel links von Goebbels (vgl. Kapitel 15).

[16] Über Hitlers Gebrauch von Anregungsmitteln, darunter „Kola Dallmann“, machte sich Gregor Strasser als ehemaliger Apotheker Gedanken (vgl. Kapitel 52).

[17] In der ‚Kampfzeit‘ war Hitler stets umgeben von wortkargen Chauffeuren und «Adjutanten», die als Leibwächter und auch als Diener fungierten und von Hitlers damaligem Auslandsprespresprecher, Ernst Hanfstaengl, als ‚Chauffeureska‘ bezeichnet wurden. Hier Hitlers Lieblingschauffeur jener Jahre, Julius Schreck, der ausnahmsweise nicht fuhr, als Hitler und Wagener in einen Autounfall verwickelt wurden (vgl. Kapitel 19).



[18] Zur ‚Chauffeureska‘ zählte auch Hitlers ständiger Begleiter Julius Schaub, hier rechts neben Hitler mit dem Blumenstrauss bei der Beisetzung eines «Gefallenen der Bewegung» im Herbst 1932. Wenn Wagener erreichen wollte, dass Hitler etwas las, gab er es Schaub, der es auf Hitlers Nachttisch legte (vgl. Kapitel 20).



[19, 20, 21 und 22] Immer noch ungeklärt ist das Verhältnis Hitlers zu seiner jungen Nichte Geli Raubal, die bis zu ihrem Selbstmord im September 1931 in seiner Münchener Wohnung lebte. Wagener berichtet über die Wirkung ihres Todes auf Hitler in Kapitel 44.

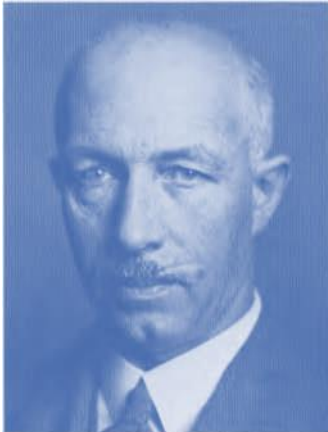
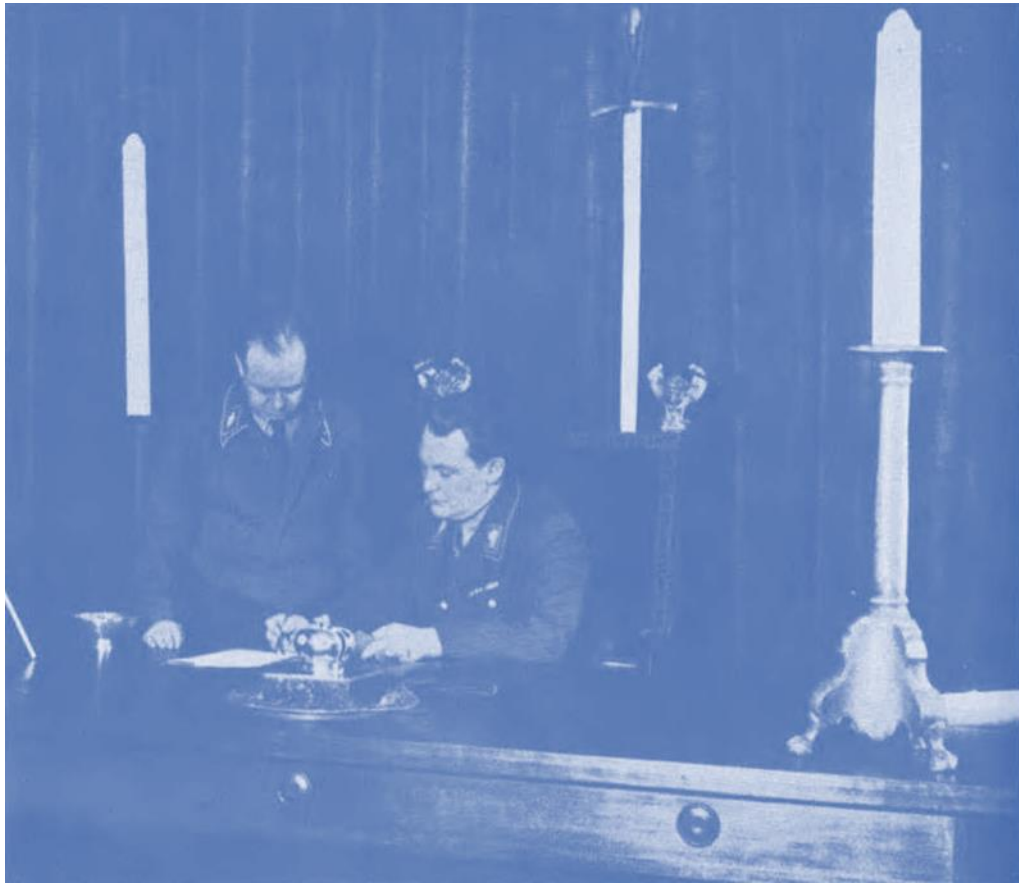




[23] Magda Ouandt (hier rechts neben Hitler), die Ende 1931 Goebbels' Frau wurde, machte nach Wagens Darstellung bei ihrer ersten Begegnung einen ausserordentlich starken Eindruck auf den ‚Führer‘.

[24] Harald Ouandt (rechts neben Goebbels bei dessen Hochzeit mit Magda Ouandt im Dezember 1931, dahinter Hitler), später Grossindustrieller in der Bundesrepublik, stellte sich nach Wagens Darstellung seinem ‚Führer‘ im Berliner Hotel Kaiserhof in Hitlerjungen-

Uniform vor und rief bei Hitler Überlegungen über die Wichtigkeit des Tragens von Uniformen hervor (vgl. Kapitel 47). Wagener behauptete, er habe eine wichtige Rolle beim Zustandekommen dieser Hochzeit gespielt (vgl. Kapitel 50).



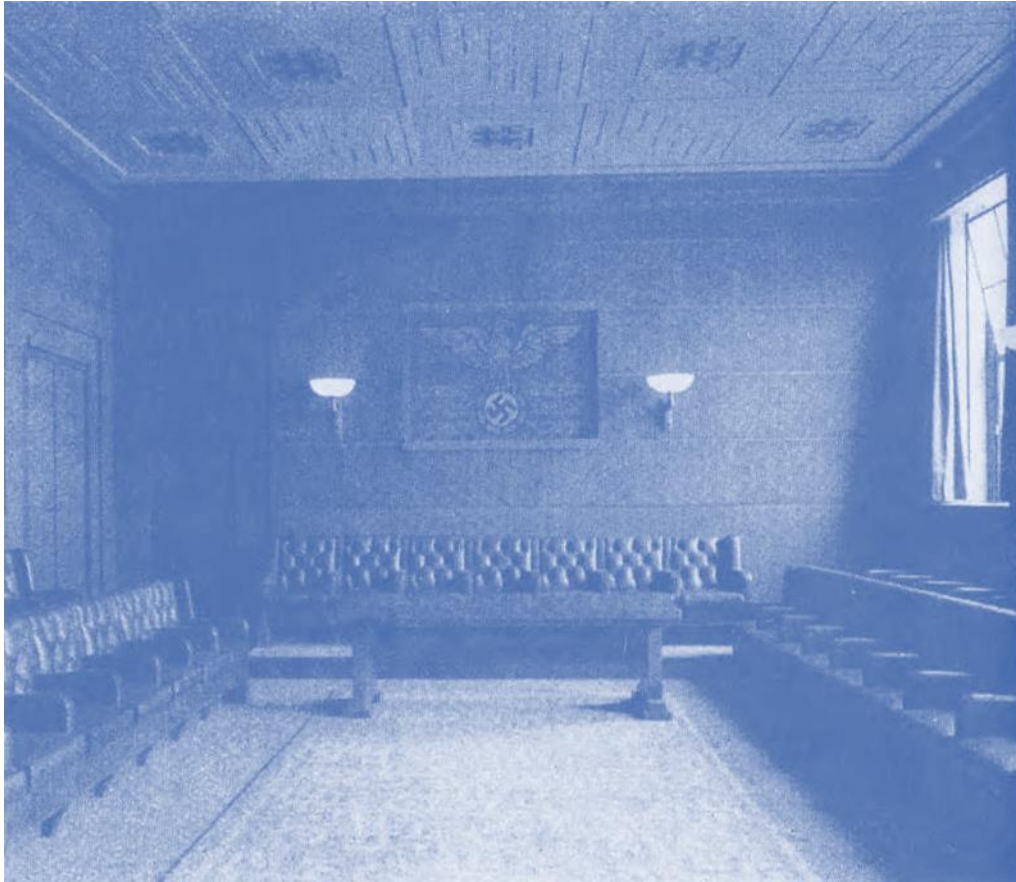
[25] Wagener betrachtete Hermann Göring, der einen eigentümlichen Geschmack bei Kleidern und Möbeln hatte, als seinen Hauptgegenspieler in der N.S.D.A.P. (vgl. Kapitel 26). (oben)

[26] Einer der Rivalen für den massgebenden Einfluss auf die wirtschaftspolitische Zielsetzung war Gottfried Feder, ursprünglich ‚Wirtschaftstheoretiker‘ der Partei. Spielte eine grosse Rolle bei Wagners Verlust an Einfluss auf diesem Gebiet (vgl. Kapitel 29 u. 62).

[27] Walther Funk (hier im Gespräch mit Hitler im Jahre 1931) begann seine Laufbahn in der Partei als Wagners Untergebener, überspielte ihn jedoch bald und wurde zur selbständigen Macht im Beraterkreis um Hitler (vgl. Kapitel 46, 50 u. 52).



[28] Im Münchener »Braunes Haus«, dem Hauptquartier der N.S.D.A.P., war Wagners Wirtschaftspolitische Abteilung im zweiten Stock untergebracht. Wagner berichtet, daß sein Arbeitszimmer direkt über dem Hitlers lag, der die beiden Räume durch einen Einmann-Lift verbinden wollte. Diese Idee wurde jedoch durch architektonische Schwierigkeiten vereitelt (vgl. Kapitel 22).



[29] Weil Hitler sich nie dazu entschliessen konnte, den vorgesehenen Parteisenat zu konstituieren, wurde der von Wagener beschriebene Senatorensaal im ‚Braunen Haus‘ selten erwähnt oder abgebildet (vgl. Kapitel 22 u. 53).



[30] Emil Georg von Stauss, prominenter Berliner Bankier und Mitglied des Reichstags der Deutschen Volkspartei, der zum Beraterkreis von Wagners Wirtschaftspolitischer Abteilung gehörte, lernte Hitler nach Wagners Schilderung unter eigentümlichen Umständen kennen und wurde zum geheimen Anhänger der N.S.D.A.P (vgl. Kapitel 59).



[31] In Gesprächen mit dem oberfränkischen Gauleiter Schemm (links im Bild) breitete Hitler nach Wagners Darstellung seine Gedanken über Familie, Erziehung und Bildung aus (vgl. Kapitel 54, 55 u. 56).

Das Wirtschafts- Programm der N.S.D.A.P

Rednermaterial
Als Manuskript gedruckt.

Von

Dr. h. c. Otto Wagener

Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung
der Reichsleitung der N.S.D.A.P.

Zusammengestellt nach zwei öffentlichen
Versammlungsvorträgen 10.11./32.

Nur für den Dienstgebrauch!



Verlag Frz. Eher Nachf., GmbH, München 2, NO

[32] Wageners Verlust an Einfluß auf die Wirtschaftspolitik der N.S.D.A.P. läßt sich an dem Überdruck auf dem Titelblatt seiner Broschüre vom Jahre 1932 ablesen. Auf Verlangen von Gottfried Feder und mit Zustimmung Hitlers wurde diese Broschüre nie

veröffentlicht, was zum Entschluß Wageners beitrug, im September 1932 aus seinem Amt als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung auszuscheiden und als Hitlers Vertreter in der Hauptstadt nach Berlin zu übersiedeln (vgl. Kapitel 62).

abgeordneter. Aber das sind andere auch. Es muss also schon jemand da sein, der Mussolini gerade auf Göring aufmerksam gemacht hat *und* vielleicht auf seinen Wunsch, von Mussolini empfangen zu werden.»

«Und wer sollte das sein?», fragte Hitler.

«Das frage ich mich eben auch. Ich weiss nur, dass Göring häufiger mit dem jungen Geschäftsführer der italienischen Handelskammer in Berlin zusammen ist, der wegen seiner hübschen, noch jüngeren Frau im Diplomatischen Korps sehr gern gesehen sein soll. Er fährt alle drei bis vier Monate nach Italien und muss Mussolini stets persönlich über die Lage in Deutschland unterrichten.

Ich könnte mir denken, dass er dabei auch von Göring erzählt und einflücht, dass Göring zufällig demnächst nach Rom führe und sicherlich gerne bereit wäre, wenn er von Mussolini dazu eingeladen würde, auch im Palazzo Venezia einen Besuch zu machen.

So ungefähr kommt bei Diplomaten eine Einladung zustande.»

Da sagte Hitler ganz trocken:

«Und was finden Sie dabei?»

«Ich finde dabei, dass eine solche diplomatische Aktion nur nach Rücksprache mit Ihnen oder im Auftrag von Ihnen stattfinden darf. Wenn das nicht geschieht, liegen *eigene* Ziele und Absichten vor, und wenn auch vielleicht nur die Absicht, von sich reden zu machen. Diese Absicht ist ja auch gründlich erreicht worden.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Dass Göring mit einem Schlage in Deutschland und im Ausland der bekannteste Mann der N.S.D.A.P. geworden ist. Vorher kannte ihn niemand.»

«Wagener. Ich glaube doch, dass da eine persönliche Empfindsamkeit aus Ihnen spricht.»

«Das mag wohl sein. Aber es liegen keine persönlichen Motive zu Grunde, keine Eifersucht, keine Missgunst, kein gekränkter Ehrgeiz.

Sondern ich sehe drei Dinge voraus, die auch Ihnen und der Partei, und damit auch dem deutschen Volk nicht gleichgültig sein können:

Erstens: Göring ist nicht im Geringsten der Mann, der in der Lage wäre, die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei zu vertreten;

Zweitens: Durch weiteren Ausbau solcher diplomatischen Reisen Görings wird er beim deutschen Volk und im Ausland zum mindesten der zweite Mann der Partei, eine Stellung, die er nie gehabt hat und auch nie haben darf;

Und drittens: Durch die Göringschen Besuche in Rom, die ohne Ihr Wollen und gegen deutsches Empfinden stattgefunden haben, wird eine Annäherung von Deutschland und Italien angebahnt, die nur, und zwar ausschliesslich nur nachteilige Folgen für Deutschland haben kann.»

Da warf Hitler auf [sic] und fragte:

«Was haben Sie gegen Göring?»

«Ich würde vielleicht nichts gegen ihn haben, wenn ich nicht das Gefühl hätte, dass Sie viel *für* ihn haben.»

«Das Letztere gebe ich Ihnen offen zu. Aber Ihre Logik ist mir unklar.»

«Wenn er auf Sie ohne Einfluss wäre, könnte er mir vielleicht gleichgültig sein. Aber da er von Ihnen anerkannt wird, erhebe ich gegen ihn Einwendungen. Zunächst frage ich mich, welche Gründe Sie dafür haben mögen, ihm so grosses Vertrauen zu schenken.»

Diese indirekte Frage war Hitler offenbar unangenehm. Er wurde etwas frostiger und sagte:

«Das sind weniger Gründe als Empfindungen!»

«Es gibt Menschen, die ein besonderes Talent haben, Empfindungen der Sympathie, der Anerkennung, selbst der Bewunderung hervorzurufen durch ihre Art, wie sie sich beteten und weniger durch die Art, wie sie sind. Sie sind ähnlich wie Hochstaplernaturen veranlagt.»

Entrüstet sagte Hitler:

«Nennen Sie jeden Menschen, der in der Politik eine Rolle spielt oder spielen will, einen Hochstapler? Kein Politiker ist in seinen Beruf hineingeboren worden. Die Zeiten der Monarchie sind vorbei, des Gottesgnadentums, der Bestimmung durch den Standort der Wiege eines Menschen. Diese verkalkte Institution mittelalterlicher Feudalherrschaft hat der gesunden Demokratie Platz gemacht, der Auswahl der Besten aus der breiten Masse des Volkes!»

Ich wehrte ebenso entrüstet ab und betonte:

«Davon kann keine Rede sein. Würde ich nicht der gleichen Auffassung sein, wie Sie, dass ein Volk sich selbst zu regieren hat und seine Führer selber wählen soll, dann sässe ich nicht hier bei Ihnen. Aber bis Deutschland an diese demokratische Institution gewöhnt ist, kann es leicht vorkommen, dass die Falschen nach oben kommen! In der Verfassung von Weimar fehlen noch die Paragraphen, die eine Auswahl der Tüchtigsten zur Mitarbeit im Staate vorsehen. Und dadurch ist dem Hochstaplerium doch sehr weitgehend Tür und Tor geöffnet.»

«Das Volk hat ein sehr gesundes demokratisches Empfinden [erwiderte Hitler]. Manche Enttäuschungen wären dem Volk vielleicht erspart geblieben, wenn es seine führenden Männer immer selber gewählt hätte.

Natürlich ist es durch die jahrhundertelange Gewohnheit, sich regieren zu lassen, des Gedankens, ich möchte sagen, der natürlichen Pflicht, seine Staatsmänner selber zu küren, entwöhnt worden. Seit der römischen Besatzungsherrschaft in Germanien und Gallien war der gesunde altgermanische Gedanke der Demokratie verlorengegangen, unterdrückt worden.

Das sicherste Mittel, um einem Volk das demokratische Fühlen und Wollen abzugewöhnen, ist zu allen Zeiten eine Zwangsherrschaft gewesen. Es schreit dann wohl nach Freiheit, aber es will einen Führer haben, der ihm diese Freiheit erobert! Es schreit also nicht nach Demokratie, sondern nach Führertum.

Denn dem demokratischen Wollen muss die Zwangsherrschaft immer feindlich sein. Wir haben es ja im besetzten Rheinland, in der Pfalz, im Saargebiet gesehen! Wäre dort

nach demokratischen Grundsätzen verfahren worden, dann hätten die Besatzungsbehörden und die Besatzungstruppen sich alles mögliche gefallen lassen müssen. Das wollen sie aber nicht, und es widerspräche auch ihrer Absicht. Damit unterdrücken sie aber auch die Demokratie. Demokratie und Feindbesatzung lassen sich in einem Lande nicht vereinigen. Feindbesatzung ruft Abwehr, Hass, Auflehnung und, wie gesagt, den Wunsch nach einer starken Persönlichkeit hervor, die die Feindbesatzung zum Teufel jagt! Aber keine Demokratie! Demokratie unter einer Feindbesatzung kann nur diejenigen Kreaturen aufrufen, die bereit sind, als Spulwürmer um den After des Feindes herumzukriechen, um eine Möglichkeit des Hineinschlüpfens zu erspähen. Aber dann kommen sie doch nur in seinen Kot und werden mit ihm wieder ausgestossen.

Sehen Sie sich diese stets Bereiten, die Schieber und die Separatisten an! Sie treten als die Vertreter des Volkes auf, in Wirklichkeit verraten sie es aber.

So sind wir in den besetzten Gebieten sehr erheblich in unserem demokratischen Denken zurückgeworfen worden, und, die sich Demokraten nennen sind helotische Kreaturen, die gerade durch die Aufgabe ihrer demokratischen Rechte die Gunst der feindlichen Despotie zu erhaschen suchen. Die wahren Demokraten sind aber die andern, die deshalb auch vom Feind bekämpft und verfolgt werden.

Aber, wie ich sagte, das Volk hat ein sehr gesundes, natürliches und richtiges Empfinden dafür, welches seine Führer sein können und welches seine Verführer sind. Es wird über die falschen Führer hinwegschreiten und den richtigen folgen, sobald die Zwangsherrschaft aufhört. Und je länger sie dauert und je härter sie war, umso stärker und gewaltiger wird der Aufbruch, der dem demokratischen Willen des Volkes zum Siege verhilft. –

Auch ich bin ein Mann des Volkesh Ich empfinde ebenso natürlich und damit richtig wie das Volk. Deswegen irre ich mich in Göring nicht. Ich brauche auch nur zu sehen, wie sie ihm zujubeln, wenn er einmal wo auftritt und spricht.

Sie meinen, er sei nicht der Mann, der die nationalsozialistische Arbeiterpartei vertreten könne? Ich bin umgekehrt der Meinung, dass er einer der geeignetsten ist, die wir herausstellen können.

Sie meinen, Göring dürfe die zweite Stelle in der Partei nicht haben? Ich meine, er wird die Stelle haben, auf die das Votum des Volkes ihn beruft.

Und was die Politik der Annäherung mit Italien anbelangt, so bedeutet eine Annäherung noch keine Freundschaft, ein Besuch Görings in Rom noch keine Entente, eine Ordensverleihung des Königs noch kein Bündnis.

Ich bin selbst in Österreich geboren und gross geworden, so dass ich schon mit der Muttermilch und in der Schule eine starke Abneigung gegen die Makkaronifresser in mich aufgenommen habe. Und ich sehe vorerst auch nur Reibungspunkte zwischen Italien und uns, wo immer die Aussenpolitik der beiden Länder sich berührt: die österreichische Frage, die Tiroler Frage, die Triester Frage.

Aber genau so, wie wir mit Polen einen Weg der friedlichen Erledigung der durch das Verbrechen von Versailles geschaffenen Differenzen suchen müssen und, wie ich seit der Gesandtschaft Piłsudskis glaube, auch finden werden, so müssen wir sie auch

mit Italien suchen. Und die Berichte Görings über seine Besuche lassen mich auch da einen Erfolg erhoffen.

Lassen wir also die Frage Göring. Ich werde mich durch persönliche Animositäten nicht von meiner Linie abbringen lassen.»

Damit brach Hitler das Gespräch ab und begab sich auf sein Zimmer.

Ich sah, dass ich auf dem Wege einer reinen Unterhaltung nicht gegen Göring aufkam. Er hatte seine Stellung schon zu sehr gefestigt. Ich musste noch andere Wege suchen. Und alles, was Hitler mir geantwortet hatte, war, wie immer, so klar, so richtig, so unumstösslich, dass ich nichts dagegen sagen konnte. Aber es traf nicht den Kernpunkt der Sache, sondern ging an ihm vorbei.

Ich beschloss, möglichst bald erneut zu Göring zu gehen, um ihn noch weiter kennenzulernen. Dass auf meiner Seite kein Irrtum über seine Person vorlag, das erschien mir unbedingt sicher. Ich musste vielleicht warten, bis er sich Hitler gegenüber eine Blöße gab. Ausserdem zog ich Strasser, Buch und auch Pfeffer, der sich meistens in Berlin aufhielt, ins Vertrauen. Aber auch die andern sahen vorerst keinen Weg, die Stellung Görings erfolgreich anzugreifen, und wollten sich dieser schwierigen Aufgabe nicht unterziehen.

29. Wageners erste Niederlage – Strasser: «Hier regieren Kinder» – Ein Burgfriede mit Feder

Nach der Darstellung seiner Hochzeit am 31. Dezember 1930 und seiner Hochzeitsreise wendet sich Wagener wieder den Ereignissen in der N.S.D.A.P zu.

Als ich Ende Januar 1931 nach München zurückkam, war die neue Einteilung der Reichsleitung schon im Gange. Strasser hatte seine Organisationsabteilung I übernommen, d.h. die eigentliche Parteiorganisation, ohne S.A., S.S. und Hitler-Jugend. Röhm war Stabschef der S.A., Himmler Reichsführer S.S. und Schirach Hitler-Jugend-Führer¹. Hierl hatte die Organisationsabteilung II in Händen, die aber zunächst nur die Wirtschaft umfasste. Auf diesem Gebiet war also noch nichts geschehen. Nur etwas hatte sich ereignet, was meiner Auffassung jedoch vollkommen widersprach: Die Abt. Landwirtschaft, also der wichtigste Teil der Wirtschaft, war von der wirtschaftspolitischen Abteilung losgelöst und selbständig gemacht worden.

Hitler schob es auf Hierl, und Hierl schob es auf Hitler, dass diese Teilung durchgeführt worden war. Als Gründe wurden angegeben: dass die Org. Abt. II ja sonst gar nicht nötig sei, wenn sie nur die eine, die Wirtschaftsabteilung habe; ferner dass Feder die Trennung von Landwirtschaft und gewerblicher Wirtschaft, wie er es nannte, für zweckmässig gehalten habe; endlich, dass die Landwirtschaft, bzw. das Landvolk nicht nur wirtschaftliche, sondern in erster Linie bevölkerungspolitische und rassische Aufgaben habe, die eine Unterstellung der Abteilung unter die wirtschaftspolitische Abteilung nicht dulde.

Strasser sagte mir: «Nehmen Sie das in Kauf. Die Gründe liegen tiefer. Die gesamte Wirtschaftspolitik, und später die ganze Wirtschaft, in einer Hand, gar mit dem Titel Wirtschaftskanzler, ist für Hitler eine zu starke Machtkonzentration, besonders aber auch für Göring. Jedenfalls hat er eifrig dagegen gearbeitet. Einen Wirtschaftskanzler kann man nicht mehr so leicht zu Fall bringen. Er steht auf mehreren Beinen. Der Leiter der gewerblichen Wirtschaft aber kann ersetzt werden, ohne die Leitung der Landwirtschaft, das Bankwesen, das Rohstoffwesen und was es alles ist, zu erschüttern. Auch Feder hat die Trennung befürwortet. So bleibt *ihm* die Hoffnung auf den Wirtschaftskanzler.»

«Aber so etwas entscheidet man doch nicht, solange ich fort bin?», fragte ich Strasser empört.

«Man darf hier nie weg. Hier regieren Kinder, und die bösen Buben gelten bei Kindern mehr als die braven.»

«Das ist ein unfaires Spiel. Es geht mir nicht um das grössere oder kleinere Arbeits-

gebiet oder gar um den Wirtschaftskanzler, sondern es geht mir um die Sache. Man kann doch nicht die Landwirtschaft von der Wirtschaft trennen. Diesen Unsinn haben die bisherigen deutschen und auch andere Regierungen gemacht. Deshalb funktioniert die Ernährungswirtschaft auch nicht, sobald Notzeiten entstehen. Und die Landwirtschaft bleibt immer Stiefkind! Nun war gerade die Möglichkeit, das alles in Ordnung zu bringen. Und da verfällt man auf den gleichen Unsinn wie früher.

Ich werde Hitler sagen, dass ich weggehe. Ich scheidet aus. Er soll sich einen anderen Wirtschaftsmann suchen.»

«Das hat doch keinen Sinn, Wagener», redete Strasser mir zu: «Sie werden sich mit Darre schon vertragen. Und was später wird, das wird sich zeigen.»

«Das ist doch nur ein Anfang! Darre wird als Freund von Himmler die alte grossagrarisches Politik weiterführen. Meine sozialistischen Pläne für die Bodenreform und die Umstellung der gesamten Landwirtschaft auf genossenschaftliche Grossbetriebe und spezialisierte Kleinbetriebe fallen ins Wasser. Und für Industrie, Handwerk und Handel ist der sozialwirtschaftliche Umbau nicht möglich, wenn er nicht bei der Landwirtschaft begonnen wird. Die Zusammenfassung der freien Wirtschaftsberufe als fünfter Wirtschaftsstand ist ausserdem völlig illusorisch, da diese Berufe sowohl für die Landwirtschaft wie für die übrige Wirtschaft arbeiten und automatisch auf diese beiden Wirtschaftshälften aufgeteilt werden müssten.»

«Ich verstehe Sie schon, Wagener, und ich bin auch ganz Ihrer Auffassung. Aber das wird sich schon einrenken. Wir müssen *die Gegner* bekämpfen und nicht um *die Fragen* streiten, derentwegen sie unsre Gegner sind. Und der Hauptgegner ist Göring. Aber unterschätzen Sie auch Feder nicht. Dass Hitler ihm die Wirtschaftspolitik weggenommen hat, was er bis zuletzt noch nicht wahrhaben wollte, hat ihn zum Erzfeind von Ihnen, als seinem Nebenbuhler gemacht.»

«Ja sind wir denn eine Arena von wilden Tieren, die alle gegeneinander kämpfen, oder sind wir eine Partei, die feste Ziele und klare Richtlinien hat?»

«Das sind wir beides nicht», antwortete Strasser. «Sondern wir sind eine Bewegung, die zwar die äussere Form einer Partei angenommen hat, da sie sonst keine Möglichkeit hätte, im Reichstag zu Wort zu kommen. Aber in dieser Bewegung sind viele Männer, oder wenigstens mehrere, die etwas wollen und auch wissen, was sie wollen. Sie wollen jedoch Verschiedenes.»

Den Sozialismus haben die wenigsten begriffen. Aber seinetwegen haben wir grosse Teile des Volkes für uns. Das Wort ‚national‘ verstehen die meisten falsch. Sie trennen es vom Sozialismus, während es doch nur eine besondere Definition des Sozialismus bedeutet, gegenüber dem ‚internationalen‘ Sozialismus.

Aber wo das Wort ‚national‘ als Idee selbständig gemacht wird, wie z.B. von Göring, – aber auch von vielen anderen, – da wird es gleichbedeutend mit Nationalismus, und es entwickelt sich daraus leicht Chauvinismus oder gar Imperialismus. Denn für diese Kadetten hat ja doch Nationalismus keine andere Bedeutung, und sie sehen in der Offi-

ziersuniform und in den Achselstücken die einzige und privilegierte Bestätigung einer nationalen Gesinnung.

Wagener, Sie *dürfen* nicht weg! Denn hier steht Sozialismus letzten Endes doch eigentlich gegen Liberalismus, der nur das Gewand des Nationalismus trägt. Die Zukunft steht gegen die Vergangenheit! Russland steht gegen die westlichen kapitalistischen Wirtschaftsstaaten! Bei uns in Deutschland, das zwischen diesen beiden Fronten liegt, ja in unserer Bewegung, wird dieser Kampf ausgetragen! Siegen die Sozialisten, dann ist die friedliche Umwandlung der Welt vom Liberalismus zum Sozialismus gesichert. Siegen die andern, die Nationalisten, wie sie sich nennen, -fälschlich natürlich, denn *wir* sind letzten Endes die eigentlichen Nationalen!, – dann wird sich auf unserm Boden einmal der Kampf zwischen Ost und West abspielen. Sieger wird dann trotzdem der Sozialismus bleiben, das Kommende, nicht das Gewesene. Aber der Sieger wird auf einem Trümmerhaufen stehen.

Sie können deshalb nicht fahnenflüchtig werden, *Sie können* nicht weg, Wagener! Sie *dürfen* es nicht.»

«Aber wo steht Hitler? Der Parteiführer?», fragte ich.

«Alle Ideen, Wagener, gerade die, die ich eben darlegte, haben wir von ihm. Ohne ihn hätten wir sie nicht, oder wir wären noch nicht so weit. Zum mindesten hätten wir ohne ihn aber nicht unsere Bewegung, sondern wir hätten vielleicht bereits Bolschewismus.

Aber Sie kennen Hitler ja. Er ist Künstler. Seine Ideen kommen irgendwie aus dem Jenseits. Sie sind ihm selbst nicht greifbar. Er entwickelt sie vor uns. Er redet sie an uns hin. Aber er könnte sie selber nie verwirklichen. Er vergisst sie sogar manchmal wieder. Wenn er sie in architektonischen Formen ausdrücken dürfte, dann könnte er sie gestalten; wenn er Dichter wäre, würden sie aus seinen Werken strahlen, und wenn er Komponist wäre, würden sie in Symphonien auf uns einwirken. Aber er ist Politiker. Und das ist falsch. Er erzählt ja selbst in seinem ‚Kampf‘, wie er den ‚Entschluss‘ fasste, Politiker zu werden. Aber das ist keine Sache eines Entschlusses allein. Er hätte sich entschliessen müssen, Politiker zu suchen, die seine ingeniösen Ideen in die Wirklichkeit übersetzen und durchführen oder für das deutsche Volk nutzbringend anwenden können. Denn ein Politiker muss Realpolitiker sein. Er sagte es häufig und weist es aus der Geschichte nach. Aber er ist kein Realpolitiker, er kann es gar nicht sein, eben weil er Künstler ist.

Deshalb müssen andere in der Partei die Realpolitik machen. Und diese anderen sind eben in zwei Lager geteilt.

Aber da ich als Organisationsleiter I die Partei in Händen habe, und da ich die Fraktion im Reichstag führe, habe ich keinen Zweifel, dass *wir* siegen werden.

Aber wir müssen zusammenhalten!

Sind wir einig?» Und damit streckte er mir seine männliche, feste Hand hin und schaute mich aus seinen hellen, treuen Augen an, so dass ich seine Hand ergreifen musste.

So nahm ich meine erste Niederlage hin.

Ich dachte an Pfeffer zurück, der mir einmal gesagt hatte, dass Hitler möglichst immer zwei Menschen nebeneinander an entscheidenden Stellen haben will und es überhaupt liebt, dass seine Mitarbeiter gegenseitig aufeinander aufpassen. Dadurch können sie ihm nie gefährlich werden. Hier schien mir das wieder bestätigt. Richtung Göring gegen Richtung Strasser und Wagener, Feder gegen Wagener, Hierl gegen Wagener, Darre gegen Wagener. Das ‚divide et impera‘ war wohl schon eine alte Lehre despotischer Herrscher. Aber ihre Anwendung im täglichen Leben, dachte ich, ihre Erhebung zum Arbeitsgrundsatz überhaupt, gehe denn doch zu weit.

Oder ist das eben staatsmännische Kunst? Notwendige Vorsicht eines politischen Führers? Liegt die falsche Auffassung nicht vielleicht bei mir? Erweckt mein eigenes Auftreten, meine Sprache, meine feste Einstellung zu den Dingen möglicherweise den Verdacht, dass ich gar nicht der Idealist bin, der ich selber tatsächlich glaubte zu sein, sondern dass ich eigene politische Pläne hätte? Als Ausdruck diktatorischer Ziele und als Beweis eines diktatorischen Willens Hitlers habe ich diese Momente damals nicht empfunden.

Es war etwa Mitte Februar 1931, als ich an Gottfried Feder schrieb, ich bäte ihn, mir Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben.

Fast 1½ Jahre war ich bereits in der Reichsleitung der Partei und ich war auch schon mehrfach gelegentlich grösserer Zusammenkünfte, wie Gauleiter-Tagungen usw., sowie einmal bei jener Besprechung über Agrarpolitik, mit ihm in Fühlung gekommen. Aber eine Aussprache hatte nie stattgefunden.

Einen Teil der Schuld hatte ich wohl selbst. Er war der Mann, der bis dahin der massgebende Wirtschaftspolitiker der N.S.D.A.P. war, wenigstens als solcher galt. Durch das Studium seiner Schriften, seiner Zeitungsartikel und seiner Reden hatte ich aber erkannt, dass er wohl über wirtschaftliche Zusammenhänge ein klares Urteil hatte, dass ihm auch gewisse Einzelheiten geläufig waren, dass er aber alles vom rein technischen Standpunkt aus betrachtete, dass seine Lösungsversuche stets mechanischer Art waren, und dass ihm eigentliche wirtschaftspolitische Gedanken und sozialpolitische Erkenntnisse fern lagen.

Das Seltsamste erschien mir seine Einstellung zur Verstaatlichungsfrage. Er wollte durch Verstaatlichung des «Verteilergewerbes», wie er es nannte, also des gesamten Handels, den Zwischenhandel ausschalten und dadurch, wie er glaubte, Preissenkungen um V» bis Vs erreichen.

Was mir besonders aufgefallen war, war seine Eitelkeit, über die auch sonst niemand in der Reichsleitung im Zweifel war. Da sich niemand im Kreis um Hitler befand, der sich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigt hatte, ausser dem Münchener Gauleiter Dr. Adolf Wagner, war Feder gewohnt, recht zu haben und recht zu behalten, wenn ein wirtschaftliches Problem zur Erörterung kam.

Dadurch hatte er sich angewöhnt, in etwas überheblicher Weise einen Frager abzutun, der durch seine Fragen einen gewissen Zweifel gegen die Richtigkeit irgendwelcher Ausführungen Feders vermuten liess.

Mit Wirtschaftsführern, Industriellen, Handelsleuten und Bankiers vermied Feder grundsätzlich jede Aussprache. Er hielt sie auch für kleine Geschäftemacher, denen jeder Begriff für das Grosse abgeht.

Nur einen Freund hatte er, mit dem er aber auch wirklich eng verbunden war, den Ingenieur Dr. Lawaczeck², der ein besonderer Fachmann auf dem Gebiet des elektrischen Grosskraftwesens war. Mit ihm war Feder fast stets zusammen, und ihre gemeinsame Arbeit beschränkte sich ausschliesslich auf Grossplanungen auf diesem Gebiet. Denn auch Feder war von Beruf Ingenieur und hatte, solange er praktisch tätig war, ebenfalls gerade auf diesem Gebiet gearbeitet.

Dadurch, dass *er* der eigentliche Verfasser des Parteiprogrammes war und von Hitler in «Mein Kampf» als der Programmierer der Partei³ bezeichnet worden ist, war er den meisten Parteimitgliedern zum mindesten dem Namen nach bekannt und erhob auch Anspruch darauf, dass er als der Vater der Parteiideologie berechtigt sei, alle Fragen, auf welchem Gebiet sie auch lagen, ex officio beantworten zu dürfen.

Aber Feder war doch nicht so bedeutend, dass Hitler in ihm eine Gefahr sah. Er liess ihn seine Wege gehen, zog ihn nur selten zu irgendwelchen Besprechungen heran, und nahm ihm eben letzten Endes die Wirtschaftspolitik weg, als er gesehen hatte, dass das Unternehmertum in Deutschland sich der Partei fernhielt oder ihr sogar den Rücken kehrte, da eine klare einheitliche Linie auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik fehlte.

Ich selbst wollte mich zunächst von all diesen Fragen fernhalten, um nicht mit Feder in Konflikt zu kommen, bevor ich selber von Amts wegen sprechen konnte. Strasser sagte mir einmal, dass Hitler sich das ganz anders gedacht habe. Er habe angenommen, dass ich möglichst bald versuchen werde, mich mit Feder über die Probleme der Wirtschaftspolitik zu unterhalten, und dass ich mich mit ihm dadurch in die Haare kriegen würde. Aus dieser Spannung und diesem Streit heraus hätte er dann seine Entscheidungen gefällt und bald dem einen, bald dem andern recht gegeben. Ungern habe er sich durch meine Zurückhaltung dazu gezwungen gesehen, nun selber eine klare Entscheidung zu treffen. –

Feder sagte auf meine Anfrage seinen Besuch auf meinem Arbeitszimmer im Braunen Haus zu. Zur vereinbarten Stunde kam er und hatte Lawaczeck gleich mitgebracht.

Wir setzten uns um denselben runden Tisch, um den wir früher in der Schellingstrasse so häufig im Zimmer Hitlers gesessen hatten. Er war mir jetzt im neuen Haus mit den Sesseln als Sitzgruppe für meinen Arbeitsraum gegeben worden.

Durch einige höfliche Worte brachte ich zum Ausdruck, dass ich in Feder den Schöpfer vieler Gedankengänge auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Neugestaltung Deutschlands sähe und dass es deshalb mein selbstverständlicher Wunsch sei, in meiner Arbeit stets mit ihm zusammenzugehen, und, wo wir einmal verschiedener Ansicht seien, eine Einigung zu erzielen, ohne dass es nach aussen hin in Erscheinung träte.

«Auf keinen Fall darf die Parteigenossenschaft den Eindruck gewinnen, dass es zwei verschiedene Richtungen in der Wirtschaftspolitik der Partei gebe, oder gar dass wir beide uns bekämpften. Deshalb werde ich auch bemüht sein, wenn bisher propagierte Ideen und Pläne einer Änderung bedürfen, dies nicht abrupt zum Ausdruck zu bringen,

sondern die neue Auffassung möglichst aus der alten abzuleiten oder eine von aussen kommende neue Lage als Veranlassung für unsere andere Einstellung zu benutzen.

Am liebsten wäre es mir, wenn in solchen Fällen Sie die Initiative ergreifen würden, um neue Ideen zu begründen. Dann kann nie der Verdacht aufkommen, dass wir uns bekriegen oder dass ich umstürze, was Sie aufgebaut haben.»

Ich merkte, wie Feder, der in einer gewissen Kampf Stimmung gekommen war, den Ausdruck seines Gesichts und seiner Augen verwandelte und offenbar mit wohlgefälligem Einverständnis meinen letzten Worten gefolgt war. Während Lawaczek, der mich bis dahin mit etwas unfreundlichem Blick betrachtet hatte, nunmehr erstaunt und wartend zu Feder hinüberschaute.

«Ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen, Herr Wagener, die mir ein ganz anderes Bild von Ihnen gegeben haben, als ich es mir gemacht hatte. Unter diesen Umständen glaube auch ich, dass wir gemeinsam der Wirtschaftspolitik der N.S.D.A.P. die Gestalt geben können, die sie braucht.»

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

«Da ich zu den ersten Reichstagsabgeordneten der Partei gehöre und im Reichstag in allen Wirtschafts- und wirtschaftspolitischen Ausschüssen sitze, zu denen wir Vertreter zu stellen haben, erfahre ich natürlich ungeheuer viel, was für uns von Bedeutung ist, und bin andererseits in der Lage, unsere Einstellung zu allen schwebenden Fragen dort zum Vortrag zu bringen. Im Interesse des Ansehens der Partei ist es deshalb auch notwendig, dass/cA im Parlament und damit auch in der Öffentlichkeit als der Experte der Partei in allen Wirtschaftsfragen gelte, und dass die wirtschaftspolitische Abteilung hier mehr das Büro ist, in dem diese Fragen ihre technische und politische Prüfung und Klärung finden.»

Ich musste innerlich lachen, wie Feder es verstand, aus einer gegebenen Tatsache heraus mich und meine Abteilung von vornherein und, wie wenn es so sein müsste, an die zweite Stelle zu setzen und uns sozusagen einfach zu seinem «Büro» zu machen. Feder war ein sehr guter Dialektiker, der aber etwas zu gerade auf sein Ziel losging. Ich antwortete deshalb:

«Ich begrüße es und beglückwünsche mich dazu, dass unsere aus einem ehrlichen Willen heraus kommende Einigkeit es ermöglicht, dass die wirtschaftspolitische Abteilung der Parteileitung in Ihnen, als dem von der Gesamtheit der Partei dazu gewählten Reichstagsabgeordneten das berufene Hörrohr und Sprachrohr zugleich im Plenum des Reichstags wie in den parlamentarischen Ausschüssen besitzt, mit dem wir engstes Einvernehmen und engsten Konnex zu halten bemüht sein werden im Interesse der gemeinsamen Arbeit und der hohen Ziele der Partei.

Dadurch wird auch ermöglicht, dass der ,Wirtschaftspolitische Pressedienst, der nunmehr ein Organ der wirtschaftspolitischen Abteilung geworden ist, und der täglich durch über 60 Zeitungen mit einer Gesamtauflage von über 2 Millionen die wirtschaftspolitischen Gedanken der Abteilung der ganzen Parteigenossenschaft und zugleich der breiten Masse des deutschen Volkes vor Augen führt und zu Gehör bringt, mehr als

bisher die parlamentarischen Machenschaften kennzeichnet und zu ihnen Stellung nehmen kann. Sie werden dadurch den Boden für Ihre eigenen Ausführungen im Reichstag und in den Ausschüssen schon immer vorbereitet finden.»

Feder presste fast unmerklich die Lippen etwas aufeinander, sagte dann aber nach kurzer Überlegung:

«Auch für mich ist es natürlich eine Bereicherung, wenn ich den W.P.D. (Wirtschaftspolitischer Pressedienst) als ein Organ betrachten darf, das meine Wirtschaftspolitik unterstützt und ihr die Wege ebnet, indem sie ihr die gesamte Presse zur Verfügung stellt, – über die ich selbstverständlich schon bisher stets verfügen konnte. Nur ermöglicht es die Organisation des W.P.D. schneller und umfassender, durch unsere Zeitungen das Wort an die grosse Masse zu richten.»

Dieser Angriff war abgeschlagen.

Ich sprach dann erst einige Worte mit Lawaczek über seine bisherige Tätigkeit. Er habe in Schweden und in Rumänien aufgrund eigener Entwürfe die Bauleitung bei grösseren Talsperren und Kraftzentralen gehabt und habe zur Zeit für Bayern eine Planung ausgearbeitet, um die Wasserkräfte der Zuflüsse zur Donau zur Stromgewinnung auszunutzen, die ausreichen würde, um alle mit Kohle betriebenen Kraftzentralen zu ersetzen und ausserdem die gesamten Eisenbahnen und die gesamte Industrie Bayerns zu elektrifizieren.

Die Quelle dieser neuen Welle habe Feder hauptsächlich in der Erschliessung von hydroelektrischer Energie durch die Errichtung eines grossangelegten Netzes von Stauanlagen an deutschen Flüssen sowie durch den Bau von Hunderten, vielleicht Tausenden von Wasserkraftwerken gesehen. Damit würden zahlreiche neue Arbeitsplätze geschaffen. Den Wasserstoff könne man ohne wesentliche Veränderung als Leucht- und Heizgas verwenden. Die dadurch eingesparte Kohle könne dann in Benzin verwandelt werden, was Deutschland weitgehend energieunabhängig machen und einen starken Auftrieb zur Motorisierung geben würde. Bisher sei die Motorisierung Deutschlands durch den Widerstand der Ruhrkohleindustrie aufgehalten worden, die aus Angst vor Konkurrenz für die Eisenbahn auf einer hohen Abgabe bestanden habe. Das alles würde sich aber im nationalsozialistischen Staat ändern, und aus einer neuen Welle der Motorisierung, hervorgerufen durch Autokonstruktion und Strassenbau, würden wiederum zusätzliche Arbeitsplätze erwachsen. Wagener berichtet, dass er am Ende des Gesprächs von Feders Ideen und Plänen positiv beeindruckt gewesen sei und das Gefühl gehabt habe, dass er mit Feder zusammenarbeiten könne, « wenn kein Dritter dazwischenkommt und den Burgfrieden stört».

30. Hitler über Christus und «Sozialismus», Intellekt, Wissen und Können

Es war eine ungeheure Arbeit, die Wirtschaftspolitische Abteilung auf die Beine zu stellen. Sollte sie doch der Apparat sein, der später einmal bei der Übernahme der Regierung möglichst so, wie er war, in das Ministerium hineingenommen würde. Es handelte sich also darum, bei der Auswahl der Mitarbeiter auf dieses Ziel von vornherein Rücksicht zu nehmen.

Ich hatte keinen Zweifel darüber, dass für die «nationalsozialistische Arbeiter-Partei» die Schaffung einer unbedingt klaren Zielrichtung und die Festlegung unzweifelhafter Richtlinien auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik eine *conditio sine qua non* war. Und ich fand auch bei Hitler, wenn ich mit ihm über solche Fragen sprach, stets volles Einverständnis und Unterstützung.

Er war allerdings, wie ich längst schon erkannt hatte, kein Mann, der der Wirtschaft irgendein Primat, gleichgültig auf welchem Gebiet es war, zubilligte.

«Sozialismus ist ein politisches Problem. Und Politik ist keine Angelegenheit der Wirtschaft», sagte er mir einmal bei einer solchen Aussprache. «Sozialismus ist eine Frage der Lebenshaltung, der ethischen Einstellung zum Leben, und zwar nicht nur zum Leben der eigenen Person, sondern zum Leben aller, die in einem gemeinsamen völkischen oder staatlichen Lebensraum zusammenwohnen. Sozialismus ist eine Weltanschauung!

Aber diese Weltanschauung ist eigentlich nicht neu. Ich wundere mich immer, wenn ich die Evangelien des Neuen Testaments und auch die Offenbarungen mancher Propheten lese und mich dabei in die damalige Epoche der römischen und der spät-hellenistischen, sowie der orientalischen Welt hineinversetze, was man alles aus dieser so klaren und in ihrer Begebenheit so einzigartigen, ins Religiöse gesteigerten Lehre dieser gottbegnadeten Männer, besonders Jesu Christi gemacht hat. *Sie* haben diese neue Weltanschauung, die wir jetzt Sozialismus nennen, geschaffen, aus der Taufe gehoben, gelehrt und gelebt! Aber die Gemeinschaften, die sich dann christliche Kirchen nannten, haben sie nicht verstanden! Oder taten sie es, dann haben sie Christus verleugnet und verraten! Denn sie haben die heilige Idee des christlichen Sozialismus ins Gegenteil verkehrt! Sie haben sie getötet, wie die Juden damals Christus ans Kreuz geschlagen haben; sie haben sie begraben, wie der Leichnam Christi begraben worden ist. Aber sie liessen Christus auferstehen, um glauben zu machen, auch seine Lehre sei wieder aufstanden!

Da liegt das ungeheuerliche Verbrechen dieser Gegner des christlichen Sozialismus! In niederster Heuchelei tragen sie das Kreuz voraus, das Instrument jener Mordtat, die

sie in Gedanken selber dauernd wiederholen, als ein neues heiliges Zeichen der christlichen Erkenntnis, – und lassen die Menschheit vor ihm niederknien. Sie geben sogar vor, die Lehre Christi zu predigen. Aber ihr Leben und ihr Tun ist ein dauernder Faustschlag gegen diese Lehre und ihren Schöpfer und eine Verleumdung Gottes!

Wir erst graben diese Lehre wieder aus! Durch uns erst feiert diese Lehre ihre Auferstehung! Maria und Magdalena standen am leeren Grab. Denn sie suchten den Toten! Wir aber wollen die Schätze des lebendigen Christus heben!

Hier liegt das Wesentliche unserer Aufgabe: wir müssen unserem deutschen Volk die Erkenntnis jener Lehre wiederbringen! Denn wozu hat jene Fälschung des ursprünglichen Gedankens der christlichen Liebe, der Schicksalsgemeinschaft vor Gott und des Sozialismus geführt? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, die Verfolgung der wirklichen Christen, der niederträchtige Massenmord der Inquisition und der Hexenverbrennung, die bewaffneten Feldzüge gegen die Völker des freien und wahren christlichen Glaubens, die Zerstörung ihrer Städte und Dörfer, das Wegschleppen ihres Viehs und ihres Eigentums, die Vernichtung ihrer blühenden Wirtschaft, und die Aburteilung ihrer Führer vor Tribunalen, die in ihrer verkrampften Heuchelei nur als Gotteslästerungen bezeichnet werden können. – Das ist das wahre Gesicht jener scheinheiligen Kirchen, die sich zwischen Gott und die Menschen hineingeschoben haben, aus egoistischen Trieben, persönlicher Geltungs- und Gewinnsucht, und aus dem Willen der Erhaltung des selbstherrlichen Eigensinns gegen die tiefe Erkenntnis Christi von der Notwendigkeit einer sozialistischen Gemeinschaft der Menschen und der Völker. Wir müssen das ganze Fühlen, das Denken, das Handeln, ja den Glauben des Volkes abkehren vom antichristlichen, selbstgefälligen Individualismus der Vergangenheit, vom Egoismus und vom dummen Pharisäertum persönlicher Überheblichkeit, und wir müssen besonders die Jugend erziehen im Geiste jener Worte Christi, die wir wieder neu auszulegen haben: liebet Euch untereinander, nehmt Rücksicht auf Eure Mitmenschen, denkt daran, dass nicht jeder einzelne von Euch allein ein Geschöpf Gottes ist, sondern Ihr seid allesamt Brüder! Mit Abscheu und Verachtung wird sich diese Jugend von jenen Heuchlern trennen, die Christus im Munde führen, aber den Teufel im Herzen, die Almosen geben, um selber ungestört prassen zu können, die sich auf das Vaterland berufen, um den eigenen Geldbeutel durch die Arbeit der andern zu füllen, die Frieden predigen und zum Kriege schüren!

Wenn man sehen will, weshalb ein Krieg geführt worden ist, dann braucht man immer nur einen Blick auf die Massnahmen zu werfen, die der Sieger nach der Niederwerfung seines Widersachers trifft, und denen er mit meist heuchlerischer Gebärde die Bezeichnung ‚Friedensvertrag‘ gibt! Dabei erkennen wir auch sein Christentum!

Nehmen wir den Weltkrieg: Ablieferung der deutschen Handelsflotte, Völlinanspruchnahme der deutschen Wirtschaft für Reparationen, und Versklavung des deutschen Volkes durch Frondienstleistungen auf Jahrzehnte hinaus! Wir sehen: Ausschaltung, Vernichtung der rein wirtschaftlichen Konkurrenz war Zweck des Krieges! Und dazu der heuchlerische Begleitgesang: die Schuld am Kriege hat einzig und allein

Deutschland und der deutsche Militarismus! – Dabei kann wohl jeder einzelne Deutsche vor Gott treten und bekennen: ich fühle mich frei von jeder Schuld.

Nehmen wir dagegen den Krieg 1866: Austritt Österreichs aus dem deutschen Reichsverband, – sonst nichts! Da, sehen wir, ging es nicht um wirtschaftliche Konkurrenz, nicht um Versklavung eines Volkes! Sondern es ging nur um das Ausscheiden des österreichischen Kaiserhauses aus dem Reich, dessen Leben und Einheit durch dieses Kaiserhaus behindert wurde.

Oder nehmen wir den 70er Krieg: Rückgabe von Elsass-Lothringen, das dem Reich während seiner Schwächezeit geraubt worden war, Zahlung von 5 Milliarden Franken, die Frankreich binnen Jahresfrist auf den Tisch legen konnte, – sonst nichts! Es ging nicht um wirtschaftliche Schädigung, um Versklavung des französischen Volkes. Sondern es ging einzig und allein um die Ausschaltung des Gegners, der die Neugründung des einheitlichen deutschen Reiches verhindern wollte.

Deshalb brauchte 1866 und 1870 auch nicht geheuchelt zu werden! Die Friedensverträge waren wirkliche Friedensverträge, und eine Schuldfrage stand nicht zur Debatte.

Das sind jene Christen, die es zu entlarven gilt, die unsre Jugend erkennen muss, um für alle Zeiten stark zu werden gegen welsche Lüge und gegen jene Perfidie, die den giftigen Dolch unter dem Mantel trägt, der mit den Emblemen der christlichen Kirchen übersät ist.

Sehen Sie, Wagener: Unsere Aufgabe ist keine wirtschaftliche. Natürlich muss auch die Wirtschaft und ihre Ethik den Bedingungen dieses Sozialismus angepasst werden. Ich bejahe alle Ihre Pläne. Aber sie sind nicht das Primäre. Das Volk zu erfüllen von dem wiedergeborenen Glauben, und der Weltanschauung dessen, der schon einmal ein Heiland war in der Völker tiefster Not, *das* ist das Primäre! Und da die Alten meist unlösbar mit ihren wirtschaftlichen Interessen und egoistischem Krämergeist verfilzt sind, können wir uns in der Hauptsache nur auf die Jugend stützen. Sie ist es, die für ihr Volk und für die Menschheit das wahre Himmelreich wieder erobern wird!»

Diese Gedankengänge Hitlers kehrten häufig wieder, wenn wirtschaftliche Probleme besprochen wurden, die ihm wohl richtig und wertvoll, aber nicht entscheidend schienen. Deshalb war für die Auswahl und Erziehung meiner Mitarbeiter von vornherein nicht nur die fachliche und intellektuelle Eignung massgebend, sondern es musste auch eine Prüfung und Feststellung ihrer ethischen und charakterlichen Einstellung erfolgen.

«Intellekt!» sagte Hitler, als wir über die Schwierigkeiten meiner Auswahl sprachen. «Was ist das eigentlich! Wenn man's mit Ernst betrachtet, dann ist es die Verkümmernung des natürlichen Instinktes.

Intellekt hat mit menschlicher Klugheit und mit Wissen, oder gar Können, nichts zu tun. Das verwechseln die meisten. Natürlich kann man einem Wort einfach eine andere Auslegung geben. Wie auch Sachen und Gegenstände häufig eine andere Bedeutung bekommen. Wer denkt daran, wenn er von den Achselstücken eines Soldaten, eines Offiziers, spricht, dass es sich dabei anfangs um einen aus Eisen oder Stahl gefertigten Schulerschutz gegen feindliche Säbelhiebe handelte? Oder die Litzen am Kragen und

an den Ärmelpatten, dass das früher die Verzierung der Knopflöcher war? Ich glaube, die wenigsten Generale wissen, dass ihre goldene Stickerei am Kragen eine so prosaische Herkunft hat. Oder wenn wir an Pferde- und Kuhställen auf dem Lande den Drudenfuss, das Pentagramm, finden, meist in der Mitte über der Tür. Die Bauern sagen, es sei ein Schutz gegen Krankheiten und Seuchen. Wer weiss noch, dass das das alchemistische Zeichen für eine Quecksilberlösung war, die man schon im alten Ägypten, 3'000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, gegen den Aussatz und gegen syphilitische Krankheiten, aber auch gegen die Brustseuche bei Tieren verschrieb. Auch heute wird wieder, wie damals, das Salvarsan sowohl gegen Syphilis wie gegen Brustseuche verwendet.

So kann man auch dem Wort ‚Intellekt‘ eine andere Bedeutung geben, die sich von dem entfernt, was es eigentlich von Anfang hiess.

Da höre ich häufig, dass man sich entrüstet, wenn wir die ‚Intellektuellen‘ höhnen. Daran sehen wir gerade: sie haben so wenig Intellekt, dass sie gar nicht merken, dass es nur Hohn ist. Denn was sich so im Allgemeinen ‚Intellektuell‘ nennt, ist meist ein Kreis kranker Hirne, die sich in dialektisch überspitzten Formen Brocken ihres zusammenhangslos und rein synthetisch angesammelten Wissens entgegenwerfen. Besonders stark ist das Judentum dabei vertreten. Es hat eine eigentümliche Befähigung dazu und zugleich die Kühnheit, andern Menschen solch ‚unverdautes Wirrsal als höchste Weisheit vorzusetzen.

Nehmen Sie ein Buch zur Hand. Nach 2, 3 Seiten können Sie bestimmt sagen, ob es von einem intellektuellen Juden geschrieben ist oder von einem ernst zu nehmenden Schriftsteller. Der Jude kann sich nicht enthalten, seinen vermeintlichen Intellekt spielen zu lassen. Manchmal klingt es ganz geistreich, manchmal *ist* es sogar geistreich. Doch es ist nie schöpferisch, sondern stets destruktiv. Auf Kosten anderer geistreich sein, das ist das so beliebte Spiel der Intellektuellen. Sie können gar nicht anders, als dass sie suchen, ‚das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehens

Nein! Wissen und Können bedingt andere Unterlagen, als diesen geistreichelnden Intellekt. Es bedingt zu allererst einen gesunden Körper! Er ist die Vorbedingung, dass ein gesunder Geist in ihm entwickelt werden kann. Die griechische Kultur, die griechische Philosophie wäre nicht denkbar, wenn ihr nicht eine besondere Pflege des Körpers und sogar seiner Ebenmässigkeit und Schönheit zugrunde gelegen hätte. Krepierlinge *haben* keine hohe Kultur, *siesind* nicht schöpferisch erhaben in ihrem Denken und in ihrem Tun.

Schon lachen diese lächerlichen Fante, und weisen mir nach, dass körperlich Entstellte und auch Schwächlinge und Kranke manchmal grosse Denker gewesen seien. Natürlich kommt das vor. Und doch mache ich mich anheischig, einem Hinkelbein auch geistig seinen Pferdefuss nachzuweisen. Shakespeare lässt das seinen Richard III. so schön selber aussprechen: weil er so verunstaltet ist und die andern hinter ihm herrufen, ist er ‚gewillt, ein Bösewicht zu werdens Und wenn es vorkommt, dass eine blinde Henne einmal ein Korn findet, heisst das noch nicht, dass blinde Hennen besser fressen und Eier legen können, als die gesunden.

Nehmen Sie also nur körperlich Gesunde in Ihren Stab.

Und das zweite ist, dass ein Mensch, der Neues, Schöpferisches leisten soll, in Harmonie aufgewachsen sein muss. Wo Kinder in ihrer Jugend zusehen müssen, wie sich ihre Eltern immerfort zanken, beschimpfen und gar betrügen, da kann auch der junge Mensch nicht mit der inneren Harmonie aufwachsen, die er benötigt, um den Ausgleich der bösen und der guten Triebe, die in jedem Wesen schlummern, herbeizuführen. Auch er ist vorbelastet. Auch er wird ein Hinkebein sein, sein ganzes Leben lang. Auch er ist leicht bereit, ein Bösewicht zu werden.

Nehmen Sie also auch keinen in verantwortliche Stellung, von dem man weiss, dass die Eltern nicht in glücklicher Ehe lebten oder gar geschieden waren.

Das dritte ist, dass ein Mensch rassisch einwandfrei sein muss. Entweder soll er Germane sein, oder Romane, oder Chinese, oder Jude, oder Indianer oder Neger usw. Vor allen haben ich gleiche Achtung. Mit allen können wir arbeiten oder rechnen. Jeder hat seine festen Eigenarten. Und je nachdem, was man will, ist dieser oder jener für die betreffende Arbeit vorzuziehen. Das ist bei den Menschen nicht anders als bei den Pferden oder bei den Hunden. Wenn man die richtige Rasse für eine bestimmte Aufgabe eingesetzt hat, dann kann man sich darauf verlassen, dass die Aufgabe gelöst wird.

Wenn man aber Rassen-Mischungen nimmt, gleichgültig welcher Art, dann kann man nie wissen, welche Rasseneigentümlichkeit gerade die Oberhand hat, wenn es wichtig wird und wenn gar Entscheidungen zu fällen sind. In der Arbeit eines Bastards erkennen Sie stets die beiden Rassen, deren Blut er in sich trägt. Wenn Sie ihm eine verantwortliche und leitende Stellung übertragen, dann werden Sie finden, dass der unbewusste Kampf, den sein zwiespältiges Blut in ihm selber führt, auch in seiner ganzen Leistling zum Ausdruck kommt, in seinen Beurteilungen und in seinen Beschlüssen. In Lenin haben wir das beste Beispiel hierfür. Der Vater war ein slawischer Studiendirektor westeuropäischer Bildung. Die Mutter war Tartarin asiatischen Sinnes. Die gesamte bolschewistische Revolution kommt einem vor wie der Kampf im Blute Lenins: der Kampf zwischen dem asiatischen Vernichtungswillen und dem Kulturwillen Europas.

Übertragen Sie also keinen rassischen Mischlingen, auch nicht zwischen Ost und West, führende Aufgaben.

Diese 3 Dinge sind die Unterlagen, auf denen sich ein wirkliches Wissen und Können aufbauen kann. Sind diese Unterlagen da, dann kann ein kluger Mensch, der was gelernt und den Willen hat, etwas zu leisten, zu schöpferischer Arbeit sich entwickeln. Fehlen sie, so kann er klug sein, wissend und belesen, dann bleibt sein Können doch stets Stückwerk, und im höchsten Fall kann er eine Leuchte werden in einem unproduktiven, aber umso überheblicheren, intellektuellen Club.» – [...]

31. Hitler über Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsunterbrechung und Zwangssterilisation – «Lebensunfähige Kinder» – Tod der Individualität durch die Industrialisierung und Wiedergeburt durch «unseren Sozialismus»

Nachdem Wagener den organisatorischen Aufbau und die personelle Zusammensetzung der Wirtschaftspolitischen Abteilung¹ beschrieben hat, fasst er die Ergebnisse der Beratungen über die zukünftige Wirtschaftsordnung eines nationalsozialistischen Deutschlands zusammen. Dabei wiederholt er seine oben dargestellten Pläne für eine «Sozialwirtschaft» und einen «berufsständischen Aufbau». Folgende Punkte werden hinzugefügt: Wo dies erforderlich sei, könne eine allmähliche Überführung von Betrieben in die öffentliche Hand dadurch erzielt werden, dass der jährliche Schrumpfungsanteil («Kapitalabgabe») eines Betriebes vom Staat behalten bzw. an Gemeinden oder Länder weiterverkauft würde. Durch den Verkauf dieses Schrumpfungsanteils an Individuen, die in dem betroffenen Betrieb arbeiteten, sei es ausserdem möglich, «Konzerne» (worunter Wagener den Besitz einer Reihe von Betrieben durch eine Firma versteht) allmählich aufzulösen und Gross- bzw. Mammutbetriebe durch Mittel- und Kleinbetriebe zu ersetzen. Die Übergangsperiode würde im Falle von industriellen Betrieben zehn bis zwanzig Jahre dauern, in der Landwirtschaft länger. Die jährliche «Kapitalabgabe» im Rahmen der «Schrumpfung» (sowie eine entsprechend errechnete Abgabe an den Staat seitens derjenigen kleinen Unternehmen, die von der «Besitzwanderung» nicht betroffen werden sollten) würde «grundsätzlich» sämtliche andere Steuern ersetzen. Nur bestimmte Arten von Verbrauchssteuern und Einfuhrzöllen sollten in normalen Zeiten noch vom Staat erhoben werden. Infolge der sich daraus ergebenden Senkung der Steuerlasten sei zu erwarten, dass Produktionskosten um 15-30%, Verkaufspreise um die Hälfte sinken, während das Realeinkommen und die Gesamtkaufkraft entsprechend steigen würden. Die Arbeitslosigkeit wäre «für alle Zeiten» beseitigt und der Lebensstandard des Volkes «unvorstellbar» verbessert. Die wirtschaftliche Selbstverwaltung sei dazu in der Lage, die «Exportmanie» zu überwinden, vor allem mittels einer Bedarfs- und Verbrauchlenkung durch Beeinflussung der Massenmedien. Dazu sollten die beruflichen und wirtschaftlichen Organe der Selbstverwaltung die Aufgabe der sozialen Hilfe und Betreuung übernehmen. Man müsse damit brechen, die soziale Fürsorge auf «das Kranke, das Faule, das Unfähige, das Degenerierte» zu beschränken. Das bisherige Fürsorgesystem sei auf die bürgerlichen Parteien zurückzuführen, die es aufgrund der Menschlichkeit und christlichen Nächstenliebe gerechtfertigt hatten.

«In Wirklichkeit denken sie gar nicht so», sagte Hitler einmal. «Aber sie besitzen nicht mehr die Ehrlichkeit und den Mut, sie bringen nicht mehr die natürliche Kraft auf,

die Konsequenzen aus der Erkenntnis der Wahrheit zu ziehen. Ihre «Bildung» lässt nicht mehr zu, die Forderungen der Natur zu erkennen und ihnen zu entsprechen. Und da lassen sie lieber ein ganzes Volk degenerieren und zum Teufel gehen, als dass sie den Entschluss aufbrächten, nur das Gesunde und Kraftvolle zu pflegen und das Kranke und Schwache dem Armenhaus zu überlassen. Mit heuchlerischem Augenaufschlag sprechen sie von gottgewollter Wohltätigkeit, und treiben gleichwohl Gotteslästerung, indem sie aus ihrem goldgefüllten Beutel ein Paar blecherne Silberlinge herauskramen und sie unter Veröffentlichung in den Zeitungen den Unglücklichen vor die Füße werfen.

Natürlich entspricht es nicht dem Mensch-Sein, wie das Tier zu handeln. Wir können das Kranke und Schwache nicht einfach ausschaiten, aussetzen, wie es das Wild tut, umbringen, wie es die Bienen mit den Drohnen machen. Was erst in die menschliche Gesellschaft eingetreten ist, muss irgendwie in den Dienst dieser Gesellschaft gestellt und versorgt werden. Aber die Vorsehung hat uns die Mittel finden lassen, um zu verhindern oder wenigstens zu beschränken, dass Krankes und Schwaches überhaupt erst in die menschliche Gesellschaft eintritt.

Nachdem uns die Erbgesetze bekannt sind, ist es möglich, in grossem Umfang zu verhindern, dass Ungesundes und Schwerbelastetes geboren wird. Ich habe mit Interesse die Gesetze einiger amerikanischer Staaten studiert über die Verhinderung der Fortpflanzung von Menschen, deren Nachzucht aller Voraussicht nach wertlos oder volkschädlich wäre. Wohl werden dabei manchmal Fehler vorkommen. Aber die Möglichkeit von Übertreibung und Irrtümern ist noch kein Beweis für die Unrichtigkeit dieser Gesetze. Sie ermahnt nur zu möglichster Gewissenhaftigkeit. Aber wenn ich sehe, welche Mittel erfunden worden sind, und dauernd benutzt werden, um die Empfängnis zu verhindern oder sogar, um das keimende Leben zu töten und abzutreiben, dann erscheint es mir als der Ausbund der Heuchelei und der inneren Unwahrheit, wenn gerade diese Menschen, – und sie sind es in der Hauptsache, – die Unfruchtbarmachung körperlich und moralisch schwer Belasteter und reiner Verbrechernaturen als eine Versündigung gegen Gott bezeichnen. Ich verachte diese Scheinheiligkeit in der Welt und alle die, die sie im Gesicht und im Munde tragen.

Die Ärzte, die ich neulich versammelt hatte und über diese Fragen zu Rate zog zu meiner eigenen inneren Festigung und Unterrichtung, sagten mir ausserdem, dass ein Kind, wenn es zur Welt kommt, eigentlich noch gar nicht ausgetragen sei. Wenn man die Tragezeit bei einem Karnickel, einem Hund, einem Pferd, einer Kuh, einem Schwein usw. mit der des Menschen vergleicht, dann ist klar, dass die Tragezeit der menschlichen Frucht viel grösser sein müsste. Man sieht ja auch, dass das Tier, wenn es zur Welt kommt, sofort auf den Beinen stehen und saufen kann und zum Gesäuge der Mutter eilt. Das menschliche Kind dagegen ist noch völlig hilflos, es ist unfähig zu gehen und zu kriechen oder nach der Brust der Mutter zu suchen. Die Degeneration des menschlichen Körpers ist eben bereits so gross, dass das Kind im Mutterleibe gar nicht mehr ausgetra-

gen werden kann, weil es sonst zu gross würde und nicht mehr herauskönnte. Wenn ein Kind geboren wird, ist es also eigentlich noch gar nicht ‚zur Welt gekommen‘. Es dauert noch einige Monate, bis es tatsächlich so weit ist, dass es sich selbständig bewegen und auch andere Eindrücke in sich aufnehmen oder äussern kann, als nur das Gefühl des Hungers, das die reine Äusserung des Lebenswillens ist, wie er auch bereits im Fötus steckt und nur andere Formen annimmt, nachdem die Nabelschnur durchgeschnitten und die bisherige Art der Nahrungszuführung unterbrochen wurde.

Wenn das aber so ist, dann tritt das Kind eigentlich erst einige Monate *nach* seiner Geburt in die menschliche Gesellschaft ein. Es taucht also die Frage auf, ob es den Grundsätzen der Menschlichkeit und eines göttlichen Gesetzes zuwider läuft, wenn man ein neugeborenes Kind, das offensichtlich lebensunfähig den Mutterleib verlässt, nicht aufzieht, sondern ihm das Schicksal gibt, das es wahrscheinlich ganz von selbst gehabt hätte, wenn die menschliche Tragezeit dem natürlichen Erfordernis entsprechend länger gedauert hätte.

Natürlich kann man den Entschluss dazu nicht den Eltern überlassen. Das würde dem Verbrechertum Tür und Tor öffnen. Das dürfte nur durch eine ärztliche Kommission beurteilt werden, die mit tiefstem sittlichem Ernst die Frage prüft. Ohne Einwilligung der Mutter ist die Beseitigung des Kindes aber auf keinen Fall möglich. Das Kind gehört der Mutter, nicht dem Staat. Aber eine gesunde und lebenskräftige Mutter wird gerade aus dem Gefühl der mütterlichen Pflicht, die die Natur, die die Gottheit ihr übertrug, gegebenenfalls diesen harten und schweren Entschluss fassen, besonders, wenn sie schon einige gesunde Kinder besitzt und noch weitere bekommen kann. Denn Gott und die Natur können nicht wollen, dass die Mütter kranke, verunstaltete und für das Leben unbrauchbare Menschen zur Welt bringen! Nicht umsonst haben manche alten Kulturvölker diesen Akt mit priesterlichen Opferhandlungen und Gottesdiensten begleitet.»

Diese Gedankengänge Hitlers sind so häufig nicht verstanden und als unchristlich und heidnisch abgelehnt worden. Und doch liegt in ihnen ein tiefes, religiöses Verantwortungsgefühl, an dem ein Staatsmann oder ein Schöpfer einer neuen, sozialistischen Weltanschauung nicht vorübergehen kann.

«Und wenn», so fuhr Hitler fort, «ein Körper nicht mehr den Willen und die Kraft aufbringt, gesund zu bleiben oder zu werden, so läuft er Gefahr, und *muss* dann oder wann irgendeiner vielleicht an sich geringfügigen Infektion zum Opfer fallen oder seiner Schwäche selbst nur erliegen. Auch ein Volk ist ein Körper. Auch ein Volk muss den Willen zum Leben und zur Gesunderhaltung haben und die Kraft zur Überwindung des Krankseins und des infektiösen Siechtums aufbringen. Und ein Volk muss diesen Willen *bewusst* haben, völlig klar und zielsicher! Nur dann wird es von der Vorsehung für würdig erachtet werden, durchzuhalten und sich durchzusetzen.» [...]

Die Zusammenarbeit mit Hitler bei der Festlegung unserer wirtschafts- und sozialpolitischen Ziele war ungemein anregend. Er gab nie bindende Anordnungen über irgendeine Angelegenheit. Sondern man musste sich aus der Unterhaltung mit ihm und aus seinen gelegentlichen Ausführungen, wie ich sie gerade erwähnt habe, Anweisungen

für unsere wirtschaftspolitische und sozialpolitische Arbeit entnehmen. Er hatte eben eine ganz andere Art zu arbeiten, als es in den meisten Berufen üblich ist. Trotzdem müsste es schon ein Idiot sein, der auf eine solche Unterhaltung hin, z.B. sagen würde, Hitler habe angeordnet, dass Kinder umgebracht werden, und nur ein Verbrecher kann seine klaren Gedankengänge als Freibrief auslegen, Morde auszuführen.

Ich erinnere mich nicht, dass Hitler auch nur in irgendeinem Fall Anordnungen gegeben hat, die dem wahren christlichen Empfinden und der Menschlichkeit widersprochen hätten. Vielleicht könnte man sagen, dass er eben etwas mehr mit der Dummheit seiner Zuhörer hätte rechnen müssen, die solche philosophischen oder bevölkerungspolitischen oder religiösen Erwägungen von ihm als Befehl auffassen und nun drauf los handeln, anstatt sie ihrerseits zu verarbeiten, auszuwerten, und nach eigenem Wissen und Gewissen in die Tat umzusetzen.

Hitler hatte die Eigenart, was immer wieder bedacht werden muss, nichts schriftlich zu entwerfen, niederzulegen oder zu unterschreiben, was nicht wirklich sein eigener letzter Entschluss oder später, was Gesetz war. Sein Schreibtisch war stets leer. Gelegentlich malte er mit Blei- und Farbstiften, solange ein anderer sprach. Aber nie habe ich ihn schreiben sehen. Er entwarf, indem er sprach. Er durchdachte, indem er redete. Er verfolgte eine ihm gegebene Anregung oder eine aufgetauchte Frage mit Worten, die manchmal Vorträge, Reden wurden. Und trotzdem waren es nur Überlegungen, die er laut anstellte, und bei denen er es deshalb nicht liebte, unterbrochen zu werden.

«Lassen Sie mich doch zu Ende *denken*«, sagte er, als ich ihn einmal unterbrechen wollte. «Ich *bin* ja ganz Ihrer Ansicht, aber ich *denke* einmal die Gegenseite durch.»

Dabei *redete* er aber auf mich so ein, dass ich glaubte, er sei wirklich der Ansicht, die er darlegte. Wenn da jemand mit ihm zusammenarbeiten muss, der diese Eigenschaft von ihm nicht kennt, können grösste Missverständnisse entstehen. Und wenn einer gar übereifrig ist und sofort handelt, wenn er einer solchen Deduktion Hitlers beigewohnt hat, dann kann er im Glauben, die Absicht Hitlers durchzuführen, vielleicht sogar genau das Gegenteil tun. Wie häufig sagte mir jemand, jetzt wisse er gar nicht mehr, was Hitler wolle. Einmal habe er so gesagt, ein andermal so.

Ich vergesse nie, wie Feder einmal mit überlegenem Lächeln zu mir kam und erklärte, dass Hitler meine sozialistischen Gedankengänge und Päne völlig verwerfe. Er sei ausgesprochener Anhänger des Individualismus und des Wirtschaftsliberalismus. Als ich dem widersprach, sagte Feder, dass er gerade bei Hitler gewesen sei und dass Hitler ihm in halbstündiger Rede die Richtigkeit der individualistischen Grundsätze auseinandergesetzt habe.

Ich ging sofort zu Hitler hinunter, – es war noch im Braunen Haus in der Briener Strasse, – als er mir auch schon zurief: «Gut, dass Sie kommen. Ich habe gerade mit Feder das Für und Wider des Individualismus erwogen. Ich bin da zu einem ganz seltsamen Ergebnis gekommen.

Der Individualismus, dessen Ablösung durch den Sozialismus im Gange ist und für

dessen Beseitigung und Ersetzung wir Hand anzulegen entschlossen sind, wird eigentlich bereits durch die Industrialisierung zu Grabe getragen. Ja, er ist es bereits. Denn durch die ganze industrielle Entwicklung mit allen ihren Folgeerscheinungen, dem Verbandswesen, dem Konzernwesen, dem Trustwesen und den Monopolen sind eigentlich nur noch ganz wenig Menschen übriggeblieben, die wähnen können, ihr individuelles Leben zu leben. Aber auch das ist noch ein Irrtum. Denn auch sie sind Sklaven ihrer wirtschaftlichen Machtbetriebe. Und alle anderen sind sowieso nur noch arbeitende Glieder im allgemeinen Grossbetrieb. Die Menschen arbeiten von früh bis spät in dauernder Treitmühle. Und wenn sie abends todmüde ins Bett fallen, haben sie letzten Endes nur dafür gearbeitet, dass sie ihr primitives Sklavenleben erhalten können, vielleicht einmal etwas besser ausgestaltet. Aber einen andern Inhalt hat ihr Leben trotzdem nicht.

Vom Individualismus ist also eigentlich nur noch die Gesetzgebung übrig geblieben, das bürgerliche Recht, und ausserdem der Paragraphenplunder der demokratischen Verfassung, der allgemeine Menschenrechte und Grundrechte erwähnt und garantiert, die wirtschaftlich schon gar nicht mehr da sind.

Durch die Industrialisierung ist das Individuum völlig unfrei geworden, hörig, und zwar dem Kapital und der Maschine. Und der Staat ist nicht die Selbstverwaltungsorganisation des freien Individuums, das sich Bürger nennt, sondern die Spitzenorganisation der aus der Industrialisierung sich ergebenden Arbeitsmühle, in der jede Selbständigkeit und Individualität restlos zermahlen wird. Beim bolschewistischen Staat mit seinem Staatskapitalismus tritt dies am krassesten in Erscheinung.

Wenn wir aber unsre Sozialwirtschaft durchführen, so wie wir sie schon mehrfach besprochen haben, dann kommen wir zur Befreiung des Individuums von der Herrschaft des Kapitals und all seiner Institutionen. Zunächst ergreift die Arbeit nunmehr Besitz am Kapital. Aber das ethisch Bedeutsamste ist Folgendes: Wenn die Kaufkraft des Lohnes grösser wird, wie Sie sagen, sich vielleicht sogar verdoppelt, dann wird sich das zunächst so auswirken, dass mehr produziert werden muss, da mehr gefragt ist. Aber dann kommt die grosse Epoche der allmählichen persönlichen Sättigung mit dem Erfolg, dass der Mensch immer noch genügend verdient, wenn er nicht mehr 8 Stunden am Tag arbeitet, sondern nur 7 oder 6.

Und dieser Augenblick ist die Wiedergeburt der Individualität, der Möglichkeit, sich ausserhalb der Stunden, die dem materiellen Broterwerb dienen, selbst zu leben und sich Liebhabereien, kulturellen Dingen, der Kunst, der Wissenschaft, dem Leben überhaupt und der Familie zu widmen.

Insofern führt uns also der Sozialismus, *unser* Sozialismus wieder zur Individualität zurück und damit zum stärksten Antrieb für eine persönliche, völkische und überhaupt allgemein menschliche Höherentwicklung.»

Als ich Hitler sagte, dass diese Auffassung ganz zweifellos geeignet sei, uns in der planmässigen Weiterarbeit an unseren sozialwirtschaftlichen Aufgaben zu bestärken, antwortete er:

«Ganz zweifellos. Je mehr man sich mit den Konsequenzen aus unseren Gedanken und Plänen befasst, umso mehr kommt man zur Überzeugung, dass sie richtig und die tatsächliche Lösung der so schwierig erscheinenden Probleme des Sozialismus sind. Was Marxismus, Leninismus und Stalinismus nicht erreicht haben, werden wir zu erfüllen in der Lage sein. Und unsre Synthese ist kein Kompromiss, – einen solchen würde ich ablehnen –, sondern sie ist die radikale Beseitigung aller falschen Ergebnisse der Industrialisierung und des ungezügelter wirtschaftlichen Liberalismus und die Rückführung dieser Entwicklung in den Dienst der Menschheit und des Individuums.»

Als ich zu Feder zurückkam, sagte ich ihm, dass er Hitler offenbar falsch verstanden habe und erzählte ihm die Ausführungen, die Hitler mir gemacht habe. Feder wollte es nicht glauben und begab sich nochmals zu Hitler. Nach seiner Rückkehr gab er seinen Irrtum zu, bemerkte aber, dass Hitler zuerst mit ihm tatsächlich alle Vor- und Nachteile des Individualismus durchgesprochen habe und dabei auf das Überwiegen der Vorteile gekommen sei. Allerdings sei seine jetzige Konzeption eine unbestreitbare Erkenntnis, die mir und meinen Gedanken recht gebe und dabei als Endergebnis das Individuum zur Möglichkeit der freien Entwicklung aller ethisch richtigen und positiven Seiten des Individualismus zurückführe.

32. Hitlers Denkweise

Einsteins Theorien als Bestätigung der Macht der Intuition

Die Eingebung als Werkzeug der Vorsehung

Wagener berichtet weiter, wie er während einer gemeinsamen Reise eines Abends im Hotel Elephant in Weimar Hitler auf die Gefahr des Missverstehens seiner Gewohnheit, über wichtige Dinge «unterhaltungsmässig» zu sprechen, hingewiesen habe. Darauf habe Hitler geantwortet:

«Sie mögen recht haben. Aber das ist nun einmal so. Ich ertappe mich sogar selbst bisweilen darauf [sic], dass nicht *ich* spreche, sondern dass es aus mir spricht. Dabei kommt es mir dann häufig so vor, wie wenn in der menschlichen Logik ein Fehler wäre, oder als wenn sie Grenzen hätte, deren sie sich aber nicht bewusst ist. Es kommen mir bisweilen Gedanken, Auffassungen, Anschauungen, die ich nirgends gelesen, nirgends gehört und nie vorher gedacht hatte, die ich auch logisch nicht begründen kann und die mir sogar gar nicht logisch begründbar erscheinen. Aber sie stellen sich später dann meistens doch als richtig heraus.

Ich habe da neulich einen Privatvortrag über die Relativitätstheorie von Einstein angehört. Ich habe nicht alles verstanden. Es wäre auch seltsam, wenn man einem Laien in einem einstündigen Vortrag verständlich machen könnte, was Gelehrte jahrzehntelang überdacht und durchgearbeitet haben, bis es dann einem besonderen Kopf gelang, Klarheit in das Wirrsal dieser Probleme zu bringen. Aber eines habe ich in mich aufgenommen: dass nämlich die Hauptbedeutung der Einsteinschen Theorie in der Erkenntnis, nein, im Nachweis liegt, dass unsre menschliche Denkmaschine Grenzen hat, über die hinaus jedoch andere Mittel, in diesem Fall die höhere Mathematik, zu denken bzw. zu rechnen erlauben, wobei exakte Ergebnisse erzielt werden, die wieder im menschlichen Bewusstseinskreis liegen und zum Teil sogar schon vorher als Tatsachen erkannt und bekannt waren, zu denen aber keine logischen Brücken führten.

Früher hätte wohl die Wissenschaft die Möglichkeit des Vorhandenseins logisch nicht nachweisbarer Dinge abgelehnt und sie auf das Gebiet der Mystik oder des religiösen Glaubens verwiesen. Als aber die Existenz solcher Dinge unzweifelhaft erwiesen war, sah sich die Wissenschaft vor einem Rätsel. Da fand Einstein mit unerhörter Denk- und Rechenarbeit in andern Dimensionen, als sie für den dreidimensionalen Menschen schlechthin vorstellbar und in der Wissenschaft für solche Zwecke üblich waren, die Methode, den Nachweis und den Beweis für das zu führen, was bis dahin unergründlich schien.

So verdanke ich Einstein, so, wie es mir vorgetragen wurde und wie ich es aufgefasst habe, den wissenschaftlichen Nachweis, dass es Dinge gibt, die von den Sinnen des

Menschen wohl erkannt, aber nicht verstanden und begründet werden können, die aber trotzdem wahr sind und die Grundlage eines neuen Denkens, vielleicht sogar eines neuen Weltbildes sein können.

Ich werde mich also in Zukunft zu trösten wissen, wenn mir einmal Erkenntnisse zum Bewusstsein kommen, für die mir eine logische Brücke fehlt. Und ich werde trotzdem den Mut haben, darauf aufzubauen.»

Ich warf ein, dass darin doch recht grosse Gefahren lägen. Besonders wenn jemand die Verantwortung für andere, für eine grosse Bewegung, vielleicht einmal für ein ganzes Volk tragen müsse, dann könnten doch grosse Entscheidungen nicht nur auf reinen Intuitionen aufgebaut werden. Denn die menschlichen Sinne seien so unvollkommen, so dass ihre Erkenntnisse, solange sie nicht erwiesen seien, trügerisch sein könnten.

«Aber ich erhalte ja solche Erkenntnisse», fuhr Hitler mit leuchtenden Augen fort, «gar nicht durch die menschlichen Sinne! Wenn es solche Erkenntnisse wären, müssten sie ja logisch nachweisbar sein. Und wenn sie es nicht sind, dann wären sie bestimmt irrig. Sondern es kommt mir in solchen Fällen eher so vor, als ob ich sie aus jener überdimensionalen Welt nähme, in die Einstein zwar mit seiner Mathematik, aber eben auch nicht mit seinen Augen oder mit seinem Bewusstseinsvermögen hineinschaut.»

«Aber merken Sie denn immer, ob eine solche Erkenntnis aus dem Jenseits oder durch Vermittlung der menschlichen Sinne aus dem Diesseits kommt?»

«Merken tu ich es wohl immer, zweifellos. Aber ich gebe mir nicht immer Rechenschaft darüber. Deshalb gehe ich auch manchmal an solchen transzendentalen Eingebungen achtlos vorbei. Im Allgemeinen habe ich in solchen Augenblicken ein Gefühl wie ein inneres Vibrieren, wie wenn ich von einem unsichtbaren Kontakt berührt würde. Habe ich den Moment erfasst, dann war es eigentlich immer richtig, was ich aus diesem Gefühl heraus sagte oder tat. Habe ich ihn versäumt, dann zeigte sich nachher fast stets, dass es richtig gewesen wäre, der inneren Stimme zu gehorchen.»

«Ich glaube», unterbrach ich Hitler, «das geht Ihnen nicht allein so. Mehr oder weniger haben das alle Menschen. Manche sagen, sie haben einen guten Tag oder einen lichten Moment. Der Kaufmann hat eine glückliche Hand. Der Spieler behauptet, er habe es irgendwo gespürt und wagt einen grossen Einsatz. Das Sprichwort lautet: der erste Gedanke ist immer der beste. Aber man hält ihn meistens nicht fest...»

«... und dann kommt die verfluchte Logik», setzte Hitler meinen Satz fort, «und das menschliche Nachdenken! Und dann erarbeitet man sich eine Ansicht oder Meinung, die herrlich bewiesen und begründet wird, und lässt sich von anderen beeinflussen, denen jener göttliche Funke fehlt, – und inzwischen geht die Chance vorüber und man schlägt sich vor den Kopf und sagt: ‚Hättest Du doch Deiner ersten Eingebung gefolgt!‘»

«Tatsächlich! So ist es meistens. Aber trotzdem kann man daraus keine Regel machen. Wenn's einen nur selber angeht, ja. Das hat man eben mit sich allein abzumachen. Aber wenn es sich um verantwortliche Entscheidungen handelt ...»

«Gerade dann ist eine solche Eingebung von der grössten Bedeutung. Natürlich spielen die realen Umstände dabei die grundlegende Rolle. Aber glauben Sie, dass der Entschluss eines Alexander, die Schlacht bei Issus mit verkehrter Front anzunehmen und ausgerechnet die stärkste Frontstelle der Perser in der Mitte anzugreifen und zu durchbrechen, eine Schreibtischarbeit war? Ein Friedrich d. Gr., ein Napoleon, glauben Sie nicht, dass sie häufig nach Eingebungen gehandelt haben? Ich habe sogar die Überzeugung, dass das Geheimnis gerade der grössten Erfolge in der Weltgeschichte war, dass sie sich nicht auf menschliche Logik, sondern auf Eingebungen des Augenblicks stützten.»

«Gerade bei Napoleon sehen wir, dass Eingebungen irreführen können. Denn ein Mensch, der sich daran gewöhnt, sich bei seinen Handlungen und Entscheidungen in erster Linie auf Eingebungen zu stützen, muss eigentlich den Boden unter den Füßen verlieren. Bei Napoleon ist das ganz genau zu verfolgen.»

«Wer weist nach, dass es nicht umgekehrt war? Waren es nicht vielleicht sogar wohlwogene Entschlüsse, war es nicht die logische Konsequenz, die ihn veranlasst hat, erst Preussen und dann auch Russland niederzuwerfen, um das geschlossene Europa gegen seinen Feind England führen zu können? Gerade der Russlandfeldzug war wohl *keine* Eingebung. Er war ein auf logischen Folgerungen aufgebautes Menschenwerk, in dem aber ein Rechenfehler steckte: die Ausserachtlassung des strategisch gleichwertigen Gnieisenaus. Hätte Gneisenau nicht den Zaren beschworen und davon überzeugt, dass er durch eine gigantische Ausweichbewegung Napoleon ins Innere Russlands und in den russischen Winter hineinziehe, wo er aus Mangel an Nachschubmöglichkeit zu Grunde gehen musste, dann hätten die russischen Heere an der Grenze gestanden und wären von Napoleon genau so geschlagen worden, wie die Preussen bei Jena und Auerstädt.

Sie werden mich nicht irre machen. Bei allen Erfindungen und Entdeckungen spielt die von irgendwohergekommene Intuition eine grosse Rolle. Und ebenso ist es bei der Politik, bei der Staatskunst und bei der Feldherrnkunst. Ein Feldherr, der nicht wagt, die Überzeugung von seinem eigenen Glück mit in die Waagschale seiner Entschliessungen zu werfen, bleibt ein Kunktator oder ein Stümper und wird nie seine Heere und sein Volk zu weltgeschichtlichen Siegen führen.»

«Ich will auch gar nicht versuchen, Sie irre zu machen, Herr Hitler. Ich bin im Gegenteil von der Richtigkeit Ihrer Ausführungen vollkommen überzeugt. Aber ich bin mir der Gefahr bewusst, die für jeden stark intuitiven Menschen darin besteht, dass er sich mit der Zeit, und besonders, wenn eine Reihe grosser Erfolge eingetreten sind, daran gewöhnt, sich auf seine Eingebungen und vielleicht *nur* auf sie, zu verlassen. Denn Bestand hat auf der Welt eigentlich nur immer *das* gehabt, was erarbeitet worden ist, ehrlich erkämpft, der Natur und der Welt abgerungen.»

«Zweifellos! Aber gehen Sie den Dingen nach, dann werden Sie finden, dass am Anfang doch fast immer erst eine Intuition, eine Eingebung, die Idee stand! Meist ist es dem, der sie aufbrachte, der begann, sie in die Tat umzusetzen, nicht vergönnt gewesen,

ihren Sieg zu erleben. Und häufig lag die grösste Bedeutung eines intuitiven Entschlusses, wie die Nachwelt erst festzustellen und zu erkennen in der Lage ist, gar nicht auf dem Gebiet oder in der Linie der Kampfführung des Erfinders. Aus den Siegen Alexanders des Grossen blieb kein griechisch-persisches Weltreich übrig. Aber die griechische Kultur hat den ganzen mittleren Orient erobert und befruchtet, und um die bedeutendste Gründung, die Stadt Alexandria herum entwickelte sich das Reich der Ptolomäer als die letzte grosse, ja die bedeutendste Sammelstätte der antiken Kunst und Wissenschaft, die dazu bestimmt war, die ungeheuren Werte und Gedanken dieser Kultur auf die Nachwelt und damit auch auf uns überzuleiten. Alexander erscheint uns heute deshalb als das Werkzeug Gottes, das die Vernichtung der griechisch-ägäischen Kultur durch das wilde Asiatentum, das bereits unter Xerxes einmal bis zum Peloponnes vorgedrungen war, verhindern und die ungestüme persische Kraft durch eine Verbindung, eine Verheiratung mit dem griechischen Geist und der westlichen Zivilisation brechen sollte.» Ich wollte unterbrechen und auf die Parallele der Jetztzeit hinweisen, aber Hitler winkte mir ab und fuhr ohne Pause fort:

«Auch Karl V. hat anderes gewollt, als was gekommen ist, oder Luther, oder auch Robespierre, oder Napoleon. Wären diese Männer ihren Intuitionen nicht gefolgt, so wäre vielleicht eine Entwicklung gekommen, die für die Menschheit viel katastrophaler gewesen wäre. Aber das ist das Gebiet der Vorsehung, in die uns der Einblick verwehrt ist. Wir können und dürfen uns alle nur als Mittel der Vorsehung betrachten, der eine mehr, der andere weniger. Und niemand hat das Recht, sich dem Auftrag, der ihm gestellt ist, zu entziehen.»

Und plötzlich ging ein helles Leuchten durch die Augen Hitlers und er fuhr, in die Weite blickend, fort: «Auch ich bin vielleicht nur dazu bestimmt, mit der Fackel der Erkenntnis vor Euch herzuführen. Ihr müsst hinter mir das Werk vollbringen. *Ich* muss meiner Eingebung und meinem Auftrag folgen. *Ihr* aber könnt hinter mir die Dinge sehen und erkennen, wie sie sind. Die Fackel wirft nur manchmal ihr flackerndes Licht auf meinen Weg voraus. Aber, die hinter mir gehen, marschieren im Licht. Darum gehören wir zusammen, Ihr und ich! Ich, der durch das Dunkel Führende, und Ihr, die Ihr sehend vollenden sollt!»

Hitler schwieg, und auch ich musste schweigen. Ich kam aber damals gar nicht auf den Gedanken, diese Äusserung als eine in die Zukunft deutende «Eingebung» oder «hellseherische Vorahnung» aufzufassen. Und Hitler selbst zu allerletzt hat sie wohl so gedeutet. Ausgerechnet während der Unterhaltung über diesen Gegenstand trat, wie sich später zeigte, der Fall ein, dass man an einer Intuition achtlos vorübergeht! Deshalb sagte ich, als er mich nach einiger Zeit ansah:

«Solange *wir* zusammen sind, die wir uns kennen, habe ich keine Befürchtungen. Aber ob *Fremde* Ihnen folgen oder Sie überhaupt verstehen können, das ist meine grosse Sorge.»

Darauf sagte er kurz entschlossen:

«Darum müsst Ihr die Fremden mir vom Leibe halten.»

33. Hitler vergleicht die Zeisswerke mit England «England braucht einen Degen auf dem Festland»

Diese Unterhaltung liess mich lange nicht schlafen, zumal ich mir erst Notizen machte, die mich erst recht beschäftigten.

Ich habe im Gegensatz zur Arbeitsweise Hitlers gefunden, dass man überhaupt erst, wenn man versucht, etwas schriftlich zu Papier zu bringen, sich zwingt, diese Angelegenheit richtig durchzudenken. Und geht man dann zur Ruhe, dann kommen einem im Halbschlaf und manchmal sogar mitten in der Nacht Einfälle, die gelegentlich wirkliche Erleuchtungen, man könnte sagen, eingebungsähnliche Erkenntnisse sind. Wenn man sie dann aber nicht sofort aufnotiert, dann entfallen sie einem wieder, und mancher wertvolle Gedanke geht dabei verloren. Menschen, die Verantwortung zu tragen haben, sollten deshalb stets Papier und Blei zur Hand haben und bereit sein, ihre Einfälle immer sofort niederzulegen.

So fand ich denn auch am andern Morgen auf meinem Nachttisch eine Notiz: «Erkenntnis der zwangsläufigen Entwicklung zum Sozialismus ist Eingebung, Gemeinschaft mit England ist logisch erdacht.» Ich steckte den Zettel ein, um daran zu denken, dass ich Hitler darauf ansprach.

Nach dem Frühstück hatten wir eine Besprechung mit einem Industriellen, der uns über das Statut und die Erfahrungen der Zeisswerke Vortrag halten wollte. Es wurde immer gesagt, die Zeisswerke seien ein Musterbeispiel für einen sozialistischen Betrieb. Deshalb hatten wir uns darüber unterrichten wollen.

Aber, was uns berichtet wurde, ergab doch ein ganz anderes und für uns sehr interessantes Bild.

Der letzte Einzelbesitzer der Zeisswerke, Herr Abbe', war überzeugter Sozialist und grosser Idealist. Er hat nach seinem Testament sein gesamtes Werk seiner Arbeiter- und Beamenschaft vermacht. Dabei hatte er ein Statut festgelegt, wonach die Betriebs- und Geschäftsleitung von einem Kuratorium überwacht werden sollte, das absolute Vollmachten hatte. Die Richtlinien, die dafür festgelegt waren, forderten eine Verwaltung im Gesamtinteresse der neuen Besitzer unter Berücksichtigung der Erhaltung und Erweiterung des Unternehmens. Das Kuratorium sollte nicht absetzbar sein und sich durch eigene Wahl ergänzen. Abbe hatte offenbar verhindern wollen, dass gelegentlich durch eine Abstimmung der Sinn seines Testamentes eine Änderung erhielt und vielleicht seine ganze Gründung vernichtet wurde.

So blieb die Leitung in fester Hand und stellte eigentlich eine Oligarchie dar, einen «Führerstaat» mit sozialistischer Tendenz. Alle Arbeiter und Angestellte waren Werksinhaber wie auch die Männer des Kuratoriums. Alle hatten das gleiche Interesse: näm-

lich das Werk zu erhalten als Lebens- und Kraftquelle für alle Beteiligten, und dabei möglichst grosse Gewinne zu machen.

Das gesamte Streben des Unternehmens war also von innen her gesehen sozialistisch, von aussen gesehen jedoch liberalistisch wie jedes andere Privatunternehmen rein kapitalistischer Art. Deshalb wurden bei der Geschäftsführung auch alle Mittel des liberalistischen und kapitalistischen Wirtschaftsdenkens angewendet. Die Konkurrenz wurde bekämpft, mehrere Werke wurden aufgekauft. Ein Fabrikunternehmen, das als Konkurrenz in Erscheinung trat, wurde erworben, aber nur um es stillzulegen und seine Patente zu besitzen. Dabei wurden 1'000 Arbeiter einfach auf die Strasse gesetzt. Andere Grosskonkurrenzen, wie Goerz², Hensoldt³ wurden durch wirtschaftlichen Kampf gezwungen, sich Zeiss anzuschliessen, wobei zum Teil nicht nur Machtmittel des Kapitals, sondern auch Mittel verwendet wurden, die dem wirtschaftlichen Anstand, der Moral und der christlichen Ethik Hohn sprachen.

Aber der Zeisskonzern gedieh und wuchs zum Vorteil aller Beteiligten, die immer fester und überzeugter zusammenhielten, und in ihrem Werk das Musterbeispiel eines sozialistischen Unternehmens sahen. Sie hatten nur Interesse an der Entwicklung und am Erfolg «ihrer Zeisswerke», sie waren Teilhaber an Besitz und Erfolg und hatten mitzureden. Sie bildeten also eigentlich eine eigene sozialistische Demokratie.

«Er beschrieb uns England!» sagte Hitler, als der Vortragende weg war. «Was er vom Zeissarbeiter sagte, könnte wörtlich vom englischen Volke gesagt werden! Das Kuratorium ist die Regierung bzw. die Logenorganisation, die dahintersteht.

Da tun die Engländer immer so um ihre Demokratie. Aber wenn man ihre Geschichte nachliest, dann findet man, dass sie ihr Empire durchaus nicht mit demokratischen Mitteln aufgebaut haben. Das ist genau dasselbe, wie bei den Zeisswerken. Die Zeissarbeiter nehmen den Sozialismus nur für *sich* in Anspruch. Nach aussen hin sind sie Wirtschaftsliberalisten. Und die Engländer nehmen die Demokratie ebenso nur für sich in Anspruch und nennen sich, wie Zeiss, das Musterbeispiel der Demokratie. Aber nach aussen sind sie Imperialisten grössten Ausmasses.»

Diese Erkenntnis Hitlers passte mir glänzend in meine Absichten. Deshalb sagte ich:

«Und wenn ein Goerz oder Hensoldt daneben aufkommt, wird er mit den entsprechenden Machtmitteln matt gesetzt, oder aufgekauft, was man auch erobert nennen könnte, und stillgelegt oder dem eigenen Konzern dienstbar gemacht!»

«Sollte man sich diese englische Demokratie», antwortete Hitler, entgegen meiner Erwartung, «nicht zum Muster nehmen? Das ist es ja gerade, was mir an England so imponiert und was wir von ihm lernen müssen. Genau wie ein Zeissarbeiter stolz darauf ist, Zeissarbeiter zu sein, ist ein Engländer stolz darauf, Engländer zu sein! Weil ihre persönlichen Interessen, bis zu den rein realen, genau dieselben sind, wie die des Gesamtunternehmens! Jeder wirtschaftliche Erfolg der Zeisswerke dient dem Zeissarbeiter, jeder politische Erfolg Englands dient dem Engländer, – wobei ich mir darüber klar bin, dass in diesem ausgesprochen wirtschaftsliberalistischen Staatswesen die Grossen,

und zwar in erster Linie die im Kuratorium vereinten Logenführer, mehr von den Erfolgen haben wie die Kleinen. Wenn Konkurrenten der Zeisswerke aufgekauft und eingegliedert werden, hebt sich der Stolz des Zeissarbeiters, und seine wirtschaftliche Basis wird gebessert. Wenn Konkurrenten Englands unterworfen und ins Schlepptau genommen bzw. in Fesseln gelegt werden, dann hebt sich der Stolz des Engländers und seine nationalwirtschaftliche Basis.

Das ist es, was ich auch für Deutschland erträume! Nur dürfen wir uns nicht mehr mit einem nationaldemokratischen Staat abgeben, sondern wir müssen bereits den nationalsozialistischen schaffen, also verbesserte Zeissstatuten.»

«Ich glaube», unterbrach ich Hitler, «man arbeitet hier mit den Worten: «Demokratie» und «Sozialismus» als mit Gegensätzen. Die eigentliche Kampffront ist aber: «Wirtschaftsliberalismus» und ‚Sozialismus‘. Das Wort «Demokratie» umfasst einen Staatsbegriff, der sowohl liberalistisch wie sozialistisch aufgebaut sein kann. Der Gegensatz dazu wäre «Autokratie», «Diktatur», oder «Despotie». Nachdem die Monarchien in Deutschland gefallen sind, die noch einen Rest von Autokratie in sich trugen, haben wir nunmehr die Demokratie, den Volksstaat, der sich selbst regiert, bzw. in dem das Volk sich selbst regiert. Und dieser Volksstaat kann entweder wirtschaftsliberalistisch oder wirtschaftssozialistisch sein.»

«Aber die Zeisswerke und England haben eben darüber noch ein Kuratorium, bei den Zeisswerken öffentlich, aber unabsetzbar, in England geheim, und gerade deshalb ebenfalls unabsetzbar. Denn der englische Wähler aus dem Volk weiss nicht, dass die Loge Einfluss auf die Auswahl seiner Wahlkandidaten und damit auf die Zusammensetzung und Art seiner Regierung hat.

Meinetwegen nennen Sie's in England: «nationalliberalistische Demokratie» und für uns: «nationalsozialistische Demokratie». Aber drüber oder drin muss eben noch das Kuratorium stehen! In England ist es, wie gesagt, die Loge, in Amerika sind es bereits nur noch die Plutokraten in der Loge, in Russland ist es die kommunistische Partei, und bei uns müsste es die nationalsozialistische Partei sein bzw. deren Senat.

Im Übrigen finde ich's furchtbar, immer nur Worte zu gebrauchen, die mit ‚is mus« enden: Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus, Marxismus, Nationalismus usw. Ich habe einen grossen Horror vor den ‚... ismen«: Man will damit im Allgemeinen eine Steigerung der Intensität ausdrücken, manchmal vielleicht nur etwas Charakteristisches, meistens allerdings etwas Ausschliessliches. – Aber häufig sind es auch nur «Sophismen»!» fügte Hitler lächelnd ein. «Es wird viel Missbrauch mit solchen Ausdrücken getrieben. Ich erinnere nur an den «Heroismus» eines Volkes und an den ‚Idealismus‘ eines Menschen, oder an den Industrialismus dieses Jahrhunderts. Die Kirche verwendet die schreckliche Wortkonstruktion ‚Katechismus‘! Der törichtste Ausdruck, den es unter den ... ismen gibt und der eigentlich erst im Weltkrieg von unsern Gegnern erfunden worden ist, ist der ‚Militarismus‘.

Kein Mensch kann sagen, was das Wort eigentlich heissen soll. Wenn man es so definiert, dass es die stete Bereitschaft eines Staates bedeutet, seinen Machtwillen, wenn

es nicht anders geht, durch kriegerische Handlungen durchzusetzen, dann ist England der Typ eines militaristischen Staates. Der Machtwille ist das Entscheidende. Wenn der Machtwille fehlt und wenn ein Staat nur bereit ist, sich gegen Angriffe zu verteidigen, dann kann man nicht gut von Militarismus sprechen, sondern höchstens von einer dauernden militärischen Bereitschaft.

Wenn z.B. die deutschen Länder diese Bereitschaft nicht besessen hätten, dann wären die Hunnen, die Magyaren, die Tartaren und die Türken, und auf der anderen Seite die Mauren, nie aus West- und Mitteleuropa hinausgeworfen worden. Die Festlandsvölker Europas, besonders das fast immer zuerst bedrohte Deutschland, mussten schon dauernd bereit sein, ihre Freiheit, ihren Boden, ja ihr Leben zu verteidigen. Damit sind sie aber keine Militaristen, sondern arme geplagte Völker, die leider immer auf ihrer Hut sein mussten.

Grossbritannien und die skandinavischen Länder, sowie überhaupt die mehr von den Brennpunkten entfernt liegenden Gebiete hatten das sehr einfach. *Wir* haben für sie die Arbeit geleistet, ja wir haben sie leisten müssen in unserem eigenen Interesse. Ein Engländer, der die Weltgeschichte ohne Voreingenommenheit liest, *müsste* das ja doch einschön! Darauf stütze ich auch meine Überzeugung, dass wir in Zukunft mit den Engländern zusammengehen können.»

«Hier denken Sie mit menschlicher Logik, Herr Hitler. Hier wäre vielleicht etwas mehr Intuition am Platze! Wenn ich Ihren Vergleich mit den Zeisswerken noch einmal aufnehme, dann ist für England Deutschland z.B. die Fa. Hensoldt. Wenn diese durch die Tartaren oder Türken vernichtet wird, so ist das doch für England – in Klammern: Zeisswerke – herrlich! Dann braucht England das nicht erst selber zu tun! Genau so wie das Direktorium von Zeiss die Konkurrenz, wenn auch nicht mit Waffengewalt, so doch mit wirtschaftlichen und sonstigen Machtmitteln niederknüppelt oder sich freut, wenn diese Arbeit von andern gemacht wird, so wird England die Staaten und Völker, die ihm als Konkurrenten erscheinen, bekämpfen und niederknüppeln, oder sich freuen, wenn das durch andere geschieht!

Dass Deutschland wegen seiner in der Weltgeschichte immer wieder in Erscheinung getretenen Bedrohung dauernd relativ stark militärisch gerüstet sein muss, ist England ein Dorn im Auge. Denn dadurch ist die Konkurrenz Deutschland immer nur sehr schwer zu beseitigen, also gefährlich, und ausserdem stellt Deutschland stets eine Macht dar, die eventuell auch andere Staaten in ihren Bann zieht. Denn die lange Erziehung des deutschen Volkes zur steten Einsatzbereitschaft mit den Waffen bringt unwillkürlich eine gewisse soldatische Art und Haltung des Volkes mit sich, eine innere militärische Grundeinstellung mit allen ihren Folgeerscheinungen, dabei auch ein besonderes Ehrgefühl und den Willen, diese Ehre gegebenenfalls sogar mit der Waffe zu verteidigen! Darin liegt denn auch der Hauptunterschied zwischen dem englischen Denken und Handeln und dem deutschen. In England regiert ein Kuratorium wie bei den Zeisswerken und wägt rein kaufmännisch und berechnend ab. In Deutschland können moralische, ethische und selbst die Ehre betreffende Momente zu politischen Entschlüssen führen.»

«Richtig!» rief Hitler. «Völlig richtig! Das ist eben die Stärke der englischen Politik! Wir müssen ebenso nüchtern werden wie die Engländer! Ebenso nüchtern wie das Kuratorium der Zeisswerke! Dadurch nutzen wir dem deutschen Volke am meisten. Wir *waren* eben bisher gar keine Militaristen und wir sind es auch nicht, sondern wir scheinen es nur zu sein! *Mit England* ist militaristisch, bis in die Knochen! Der Machtwille ist da. Und die Einsatzbereitschaft ist da. Sobald irgendwo in der Welt etwas los ist, was England nicht passt, dann demonstriert die englische Flotte und jagt sogar mitten im Frieden ihre Granaten in die unbotmässige Stadt. Das ist der wahre Militarismus! Und ist es notwendig, ein unbotmässiges Land niederzuwerfen, so setzt England Kräfte an Land und fordert seine Freunde auf, mit ihm für Freiheit und Frieden, für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, und gegen die Aggressoren und Militaristen, die die Nachbarn nicht in Ruhe lassen, ins Feld zu ziehen. Und dann kämpft es aber auch rücksichtslos und zielbewusst bis zum letzten Soldaten seiner Freunde.

Das eben müssen wir von England lernen! Wir Deutschen wollen immer vermeiden, den Ausländer zu beleidigen. Frieden, Frieden, Frieden war der Ruf und das Gebet des Kaisers Wilhelms II. Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land, das ist das Sprichwort des Volkes. Mit Frieden und mit dem Hut in der Hand hätte England nicht die Welt erobert!

Wenn wir Ruhe und Frieden haben wollen, müssen wir ja Zähne zeigen! Wie England müssen wir es machen. Und am besten wäre es, mit England zusammen.»

«Aber Herr Hitler», warf ich, wie immer, auch jetzt wieder ein: «das *geht* doch gar nicht! Dann müssten wir schon ein *Dominium* von Grossbritannien werden. Wie Hensoldt oder Goerz eine Filiale von Zeiss wurden! England duldet doch eben keinen Starcken neben sich, zum mindesten nicht auf dem europäischen Festland!»

«Wagener. Hier scheiden sich unsre Wege. Hier sind wir verschiedener Ansicht. England siehtssMc/i die Gefahr, die in Russland liegt. England *braucht* einen Degen auf dem Festland. Somit haben wir gleiche Interessen, ja, wir sind sogar von einander abhängig. Werden *wir* vom Bolschewismus überrannt, dann fällt auch England. Aber zusammen sind wir stark genug, um der internationalen Gefahr des Bolschewismus zu begegnen.

Ich will und muss das deutsche Volk vor der Not des Bolschewismus bewahren. Das geht nur *mit* England!»

Damit brach Hitler das Gespräch ab. –

Es ist eigentümlich, dass dieser sonst so klar sehende Genius hier völlig blind war. Es gelang mir auch später nie, ihn von dem Gedanken abzubringen, *mit* England gehen zu können und dabei selbst stark zu sein. Ich sprach ihn einmal auf seine Ausführungen in «Mein Kampf» über diesen Punkt an. Dort glaubte er, dass er erst dann damit rechnen könne, mit England einen Bündnisvertrag zu schliessen, wenn Deutschland «bündnisfähig» sei, worunter er sich innere Ordnung, wirtschaftliche Macht und militärische Stärke vorstellte. Dass gerade diese drei Dinge zusammen die offene Feindschaft Eng-

lands hervorrufen mussten, die Einkreisung und den Einsatz aller Mittel der Freunde Englands zur Niederwerfung, das wollte er einfach nicht wahrhaben.

Offenbar schätzte Hitler die englischen Politiker vollkommen falsch ein. Er glaubte, sie hätten «einen weiten Blick», sie würden «die Gefahren des Bolschewismus voraussehen». Aber für sie waren die Gefahren des Bolschewismus nicht akut. Der Bolschewismus kam für sie sogar immer noch eher als Bundesgenosse *gegen* Deutschland in Frage, als als gemeinsamer Feind! Wenn wir mit England Frieden und Freundschaft haben wollten, dann mussten wir Russland die Hand reichen! Dann allerdings hätte England es sich vielleicht etwas kosten lassen, uns zu gewinnen!

Denn mit Russland konnte es in diesem Fall keine Lösung finden, es müsste denn sein um den Preis des Öls von Persien und des Persischen Golfes, oder um den Preis des Bosphorus und der Dardanellen und damit des Mittelmeers. Und beides ist für England der Verzicht auf das Empire.

«Deutschland hat eine europäische Aufgabe», antwortete mir Hitler, als ich ihm diese Gedanken ein andermal wieder vortrug. «Wir können und dürfen Europa nicht an den Bolschewismus verraten. Man kann politisch klug handeln, meinerwegen bis zur Unehrlichkeit, aber man kann nicht den Dolch gegen die eigene Rasse zücken! Man kann sich gegenseitig wirtschaftlich Übervorteilen, meinerwegen bis zum Betrug, aber man darf nicht zum Verräter werden am gemeinsamen Schicksal der europäischen Völker! Man kann Verträge eingehen, meinerwegen bis zur Heuchelei, aber sie müssen immer und alle letzten Endes dem einen grossen Ziel dienen: der Rettung und Erhaltung Europas und seiner Kultur! Ich würde einem deutschen Menschen nicht in die Augen sehen können, wenn ich auch nur ein einziges Mal dieses Ziel ausser Acht liesse!

Und ich denke nicht so, aus einer paneuropäischen Sentimentalität heraus, sondern weil die Zeiten vorüber sind, dass räumlich so eng begrenzte Staaten wie die europäischen, – ausser Russland – ihre eigene, vielleicht sogar den Nachbarn zuwiderlaufende Politik machen könnten. Durch den Weltkrieg haben sich grosse Staatengemeinschaften abgezeichnet, deren Entwicklung auch nicht durch das lächerliche Gebilde des Völkerbundes gehemmt werden wird. Das sind Amerika, Russland, vielleicht China, und – vielleicht – West- und Mitteleuropa mit Afrika. Geht England mit Europa mit, so wird es leben und mit uns zusammen die Führerrolle spielen. Es wird dann sogar seine Domänen behalten können. Geht es nicht mit, dann werden unsre Enkel nicht mehr im Geographie-Unterricht sondern nur noch in der Geschichtsstunde von einem Grossbritannien hören. Aber auch sie werden bereits russische Schulen haben.

Deshalb *wird* es mitgehen. England *wird* sich darüber klar sein, dass die Existenz Deutschlands entscheidend ist für seine eigene Existenz und die des vereinigten Europas. Wird Deutschland vom Bolschewismus zerschlagen, dann ist auch der Rest Europas nur noch ein Aas, das dem russischen Bären hingeworfen bleibt. Deshalb hängt *einerseits* von dem Verrat oder von der europäischen Treue Deutschlands das Leben Europas ab. *Aber andererseits* auch die Zukunft Deutschlands von der Erhaltung Europas. Und zu Europa gehört England. Darnach richtet sich meine politische Einstellung. Dass

wir ausserdem den Weg zu einer sozialistischen Neuordnung der Dinge gehen müssen, darüber habe ich nie einen Zweifel gehabt. Aber sozialistische Experimente macht man besser, wenn erst Ordnung herrscht. Sonst rutschen sie leicht in ein bolschewistisches Fahrwasser.»

Solche Darlegungen waren stets so klar und unangreifbar, dass ich aus ihnen immer wieder die Hoffnung schöpfte, sie würden Tatsache werden können. Aber das brauchte Zeit der Vorbereitung, des sich Verstehens, der Aufklärung und der Beseitigung der Voreingenommenheiten, besonders in England und Frankreich. – Und bis dahin konnte in Russland ebenfalls das Licht der Erkenntnis dämmern. Dazu aber schien mir die zeitgerechte Veröffentlichung unserer sozialwirtschaftlichen Pläne notwendig. Für diese europäischen Gedankengänge gab es nur einen einzigen natürlichen Feind: Amerika! Denn der amerikanische Wirtschafts imperialismus *musste* in der Herstellung einer geschlossenen Ordnung in Europa allein schon wegen seiner wirtschaftlichen Dynamik seinen Todfeind sehen. Es bestand deshalb die Gefahr, dass sich Amerika Englands bediente, um die Lösung der europäischen Frage zu verhindern.

34. Hitler verurteilt «Überindustrialisierung» und «Amerikanisierung» – Mitteleuropäischer Wirtschaftsblock als Kern einer grossen Union Europas – Die Ukraine als unerlässliche Ergänzung – Hitler lässt sich nicht durch Tatsachen «vergewaltigen»

Hagener beschreibt anschliessend ein Gespräch, das er mit zehn Hamburger Reedern, Grosskaufleuten und Bankiers, die er nicht namentlich nennt, im Hotel Atlantik geführt hatte. Auf ihre Hauptfrage – wie man, vor allem die N.S.D.A.P., dem Hamburger Kaufmann helfen könne – habe er u.a. Folgendes vorgetragen. Die Partei denke nicht an den Hamburger Kaufmann, sondern an das deutsche Volk. Der Fehler der Hamburger Kaufmannschaft liege darin, dass sie immer nur an sich selbst gedacht habe. Ausserdem habe sie die grossen Wandlungen und Gelegenheiten des industriellen Zeitalters verschlafen. Daher sei sie jetzt überrundet worden von Grossindustriewerken, die eigene Niederlassungen im Ausland gegründet hätten, sowie von englischen Unternehmern. Als Massnahmen, Hamburg wieder zu beleben, habe er den Ausbau des Passagierdienstes und des Transithandels empfohlen. Als der östlichste Hafen Europas, den die grossen Ozeandampfer anliefen, sei Hamburg in der Lage, ein europäisches New York zu werden.

Durch diese Ausführungen hatte ich die Versammelten offenbar stark beeindruckt und für die Partei gewonnen. Als ich Hitler, der damals auch nach Hamburg mitgekommen war, sich aber absichtlich von der Besprechung ferngehalten hatte, darüber berichtete, sagte er: «Und ich glaube, dass Sie den Leuten damit wirklich etwas Neues gesagt haben, Sie, die Landratte, diesen königlichen Seegreisen! Mit so viel Instinklosigkeit gepaart, schleppt sich die Wirtschaft ab und wird dabei immer mehr ihr eigener Büttel.»

Am Abend sassen wir, nachdem wir die Oper besucht hatten, in unserm alten und bescheidenen Hotel Phoenix, in dem wir immer abstiegen, am Hauptbahnhof gelegen, zusammen, und Hitler kam auf die Eindrücke des Tages zurück:

«Hamburg erscheint mir als ein Musterbeispiel, wie höchstes kulturelles Leben durch den Industrialismus, – ich benutze absichtlich dieses greuliche Wort – erdrosselt und vernichtet werden kann, ja, vernichtet werden muss. Wenn man durch die herrlichen Stadtteile an der Aussenalster fährt, so erkennt man noch das Kleid, das aus einer früheren Zeit stammt und das Hamburg auch heute noch trägt. Aber es bedeckt doch bereits einen recht grossen Bestand an Proletariat. Und das schreitet so fort, wenn wir der Überindustrialisierung und der Amerikanisierung nichts Neues entgegensetzen.

Der Weltkrieg hat mit sich gebracht, dass, soweit der Kapitalismus herrscht, Amerika die Vorherrschaft hat. Und da Amerika an industrieller Überproduktion leidet, wird es diese Vorherrschaft für den Absatz dieser Überproduktion ausnützen. Das geht alle an, Deutschland, wie Frankreich, England wie Südamerika, China und Japan. Nur wo der

Kapitalismus gebrochen, abgeschafft, durch etwas Neues ersetzt ist, hört die Macht Amerikas auf.

Hier liegt unsere grosse Aufgabe und zugleich unsre Chance! Hier ist der Untergrund, in dem wir ankern können. Von da aus kann eine anti-industrialistische Welt aufgebaut werden.»

Da Hitler einen Augenblick verhielt, fragte ich: «Wie könnte diese aussehen?»

Worauf Hitler fortfuhr:

«Dass das Kapital in den Dienst der Arbeit gestellt werden muss, wie Ihre Büros das zur Zeit ausarbeiten, das ist die Vorbedingung. Gleichzeitig muss aber auch die Wirtschaft, und damit in erster Linie die Industrie, in den Dienst des Volkes gestellt werden. Das werden wir durch den wirtschaftlichen Selbstverwaltungsaufbau und die planende Aufsicht des Staates erreichen. Dann haben erst einmal *wir* eine geschlossene Sozialwirtschaft, eine national-sozialistische Wirtschaft. Damit hätten wir bereits England überholt. Denn England hat zwar auch eine Nationalwirtschaft, sogar die älteste. Aber seine Wirtschaft ist nicht sozialistisch, und deshalb durch den Amerikaner angreifbar.

Dann müssen wir mit den Ländern um uns herum wirtschaftliche Interessengemeinschaften bilden, mit Polen, der Tschechei, Österreich, Ungarn, dem Balkan, ferner mit Dänemark und Holland, und vielleicht auch mit Belgien und Luxemburg und mit der Schweiz. So würde ein mitteleuropäischer Wirtschaftsblock entstehen, der diese Staaten allein schon durch die Vorteile, die er allen bietet, immer fester und enger zusammenfügen würde. Hand in Hand damit ginge eine Währungsunion und dann die Zollunion. Mit ihr würden die lächerlichen Zollschranken fallen, die bei uns in Europa jeder Vernunft ins Gesicht schlagen, und die Schaffung eines auch politischen Staatenbundes wäre die Folge. So würde Europa endlich ein starkes kräftiges Herz bekommen, das die Grundsätze unserer Sozialwirtschaft ganz oder teilweise übernehmen würde und zwar umso eher, je erfolgreicher diese Wirtschaftsform sich bei uns auswirkt, und je stärker einerseits der kommunistische Druck aus dem Osten und andererseits der wirtschaftsimperialistische Druck aus Amerika ist.

Wenn wir so weit sind, dann müsste der Augenblick gekommen sein, auch an England und dann wohl auch an die übrigen europäischen Staaten ausser Russland heranzutreten, um nun ganz Mittel-, West- und Südeuropa zu einer grossen Union zusammenzuschliessen.

Ich weiss, dass Sie mir sagen wollen, England wird uns schon vorher in die Arme fallen →.

«Nein!» rief ich. «Wenn wir's so machen, dann nicht! Was wirtschaftlich zusammenwächst, kann auch der Engländer nicht auseinanderreissen! Es ist sogar eine alte englische Erkenntnis: die Flagge folgt dem Handel! In 2 bis 3 Jahrzehnten kann dieses Ziel auf *diesem* Wege mit Sicherheit erreicht werden!»

Als ich 2 bis 3 Jahrzehnte sagte, kniff Hitler die Augen zu und verzog etwas das Gesicht. Dann fuhr er fort:

«Es wird schneller gehen. Es muss schneller gehen. Der Russe lässt uns nicht so lange Zeit.»

«Ich glaube, das ewige Russland AaZ Zeit *undlässt* uns Zeit. Und wenn wir unsre Sozialwirtschaft durchführen, wird sie auch auf Russland überspringen und abfärben.»

«Lassen Sie mich doch einmal meine Gedanken weiterspinnen. Wenn dieses Europa geschaffen ist, dann hat es zwar ganz Afrika, Indien, Australien und das holländische Inselreich mit im Bunde, aber es ist trotzdem noch nicht autark in Bezug auf Lebensmittel. Es sollte noch die Ukraine dazugehören! Nur dann wäre ausserdem auch das östliche Mittelmeer endgültig für Europa gesichert.

Es kann sogar sein, dass wir die Ukraine schon in den ratte/europäischen Bund mit hineinnehmen müssen. Sonst kann Mitteleuropa doch noch ausgehungert werden. Denn Mitteleuropa ist ein Komplex von 140 bis 160 Millionen Menschen höchsten Lebensstandards. Weder die Vereinigten Staaten von Amerika noch Russland bringen mehr Menschen ins Gewicht. Aber der Raum ist zu eng, um die Ernährung sicherzustellen. Deshalb wäre es zweckmässig, auf die Ukraine so früh wie möglich die Hand zu legen. England würde uns dabei gegen Amerika decken und dann, im Bunde mit uns, sich die unbestrittene Seeherrschaft zurückerobern können.

Sie schütteln schon wieder den Kopf, Wagener. England *muss* doch einsehen, dass das sein eigenes Interesse ist. So kurzsichtig *können* doch seine Politiker nicht sein, dass sie lieber als Grossmacht von der Weltbühne abtreten und Amerika und Russland die Zukunft überlassen, als ihre sture und nunmehr überholte Gleichgewichtspolitik aufrechtzuerhalten.»

«Herr Hitler, England *denkt* anders! Wenn wir gegen Russland marschieren sollten, was Gott verhüten möge, dann fällt England uns in den Rücken. Denn es *will* keinen starken Festlandsstaat in Europa, auch nicht in Mitteleuropa. Es kann ihn vielleicht nicht verhindern, wenn er rein wirtschaftlich und friedlich aufgebaut wird. Aber es *wird* ihn verhindern können, sobald die Waffen gezückt werden.

Sie schreiben in ‚Mein Kampf‘ schon von der Notwendigkeit der Raumgewinnung nach Osten. Vorhin entwickelten Sie so ganz in meinem Sinn die wirtschaftliche Zusammenfügung Mitteleuropas. Warum sollte es nicht möglich sein, wirtschaftliche Verträge auch noch weiter nach Osten hin auszudehnen, zumal wenn wir mit unsrer Sozialwirtschaft das grosse Sozialproblem gelöst haben, nach dessen Lösung Sowjetrusland doch auch mit allen Mitteln sucht! Mit Waffen kann man nur zerstören, was die Wirtschaft aufgebaut hat. Waffengänge zu *vermeiden*, wenigstens solche, in die *wir* verwickelt werden, *das* ist unsre Aufgabe und der Weg, gross zu werden! Deshalb bin ich auch, genau wie Sie es mir sagten, als ich Stabschef der S.A. *war*, *gegen* die militärische Aufrüstung.»

«Ich bin in dieser Auffassung unsicher geworden. Sehen Sie. Als Dr. Curtius¹ mit Österreich eine Zollunion abschliessen wollte, da fiel ihm Frankreich in die Arme. Hätte er vorher 30 Divisionen aufgestellt, dann hätte Frankreich sich das überlegt!

Gerade wenn wir unsre Wirtschaftsverträge machen wollen, mit dem Ziel eines engeren Zusammenschlusses, dann laufen wir Gefahr, dass uns Frankreich wiederum in die Arme fällt. Entweder müssen alle andern *auch* abrüsten, wie wir abgerüstet sind, oder wir müssen ebenso aufrüsten, wie sie aufrüstet sind. Diese Tatsache wird mir

immer klarer, je mehr ich mich in diese Fragen hineinarbeite. Und glauben Sie, dass Frankreich freiwillig abrüsten wird, oder Polen, oder die Tschechei?

Also um die Aufrüstung werden wir wohl nicht herumkommen. Nicht weil wir einen Krieg führen wollten, sondern weil die andern uns zur Aufrüstung zwingen, und weil ohne militärische Macht jeder Versuch auch der wirtschaftlichen Vertragspolitik ein Schlag ins Wasser wäre wie bei Curtius.»

Hitler machte eine Pause. Ich musste ihm innerlich beipflichten. Es war wirklich eine Tragik, dass immer wieder in der Weltgeschichte eine deutsche Friedenspolitik nur unter dem Schutz und Schirm einer starken Rüstung möglich war, und dass diese Rüstung dann meist der Anlass zu Kriegen wurde, bei denen im Allgemeinen alle Nachbarn über Deutschland herfielen.

So kam mir immer wieder der Gedanke, dass nur ein Zusammengehen mit Russland die friedliche Entwicklung garantieren könne, und ich entschloss mich, diese Möglichkeiten, wirtschaftlich wie politisch, einmal näher zu studieren.

«Mit Hamburg haben wir begonnen», begann Hitler wieder nach einiger Zeit, «und mit der Grossen Politik haben wir geendet. Und das Ergebnis ist die Erkenntnis, dass es den Sieg des amerikanischen Wirtschaftsimperalismus bedeutet, wenn die Einigung Europas nicht gelingt. Und dann wird es einem weiteren Jahrhundert vorbehalten sein, die Entscheidung zwischen Russland und Amerika zu fällen. Aber dann wird der Sieg auf Seiten Russlands sein, und die Völker Europas marschieren unter dem Roten Banner im Zeichen des Sowjetsterns!»

Cordemann² hatte es übernommen, die *wirtschaftlichen* Verhältnisse und Möglichkeiten Russlands zu studieren und besonders die Austauschmöglichkeit zwischen Mitteleuropa und Sowjetrußland. Wegen der *politischen* Lage Russlands und seiner Einstellung für die Zukunft setzte ich mich mit Pfeffer in Verbindung, der seit etwa Jahresfrist in Berlin wohnte und gerade in dieser Richtung Eindrücke und Nachrichten sammelte. Wegen der *militärischen* Lage verabredete ich mich mit zwei Offizieren, die in Russland zur Dienstleistung in russischen Verbänden kommandiert gewesen waren.

Cordemann konnte seine Arbeiten, so weit er deutsche Quellen benutzte, nur auf verhältnismässig alte Unterlagen stützen. Die Mitteilungen aus Russland selbst waren spärlich und mussten mit Skepsis aufgenommen werden. Nur in amerikanischen Verlautbarungen waren genauere Ziffern zu finden.

Immerhin ergab sich aus einer von Cordemann ausgearbeiteten Gegenüberstellung dessen, was Russland in den Jahren 1925 bis 30 exportiert hatte, und dessen, was importiert worden war, eine ziemlich einwandfreie Beurteilungsmöglichkeit des russischen Aussenhandels. Da Russland seine Importe nur durch Gegenlieferungen bezahlen konnte, oder durch Gold, das in zunehmendem Umfang in Kamtschatka gewonnen wurde, – im Jahre 1930 bereits über eine drittel Milliarde –, war der gesamte russische Aussenhandel ein reines Tauschgeschäft, bei dem Russland allerdings von Deutschland und von Amerika Warenkredite erhalten hatte, die von Seiten Deutschlands 3 Milliarden betragen, während die Höhe der amerikanischen Kredite nicht bekannt war.

Es ergab sich aber aus der Cordemannschen Übersicht, dass alles, was Russland an Maschinen und Fertigwaren importiert hatte, restlos von Deutschland hätte geliefert werden können. Ebenso wären die gewaltigen Bauanlagen für Industriewerke, Grosssiedlungen, Brücken, Stauwerke, Werften und anderes mehr in vollem Umfang durch deutsche Firmen ausführbar gewesen. Wo uns Rohstoffe wie Kupfer, Blei, Mangan, Platin und sonstige Erze für die Fabrikation gefehlt hätten, wären sie von Russland lieferbar gewesen.

Die gleiche Lage ergab sich für den russischen Export. Auch was Russland exportiert hatte, wäre für uns brauchbar gewesen. Bei einem intensiveren Austauschhandel zwischen uns und Russland hätten wir allerdings zum Teil auf andere russische Exportgüter Wert gelegt, die Russland sogar zweifellos noch leichter und lieber abzugeben hätte, als das, was z.B. Amerika von Russland abnahm. Wir hätten in grösserem Umfang Lebensmittel abgenommen, Getreide, Tiere oder Fleisch, Butter und Fette, Tee, Öl, Benzin, Petroleum, Hölzer und Furniere, Sperrholz, Wolle, Felle usw. Manche dieser Güter hätten wir auch als Transitware für andere europäische Länder übernehmen können. Fasste man die gesamte deutsche Einfuhr in diesen Jahren zusammen, so sah man, dass sie bei einer gegenseitigen Verständigung fast in vollem Umfang in [sic] Russland hätte eingeführt werden können. Nur Baumwolle und Kautschuk fehlten.

Welch' eine Möglichkeit lag in einem Wirtschaftsblock: Mitteleuropa – Russland! Die Feststellungen Cordemanns waren so überraschend, dass ich ihn bat, einen Vortrag darüber mit Karten und Statistiken vor Hitler zu halten, zu dem ich auch andere Mitarbeiter in der Reichsleitung der N.S.D.A.P. und einige Wirtschaftler einlud.

Hitler ging nach dem Vortrag aus dem Saal, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich ihn nachher darauf anredete, sagte er:

«Erwarten Sie, dass ich plötzlich das Gegenteil sage von dem, was bisher mein Programm und was sogar Inhalt unserer Propaganda war? Entweder musste ich die Unterlagen und die Ansicht Cordemanns bezweifeln, – dafür fehlen mir aber alle Ziffern und Anhaltspunkte –, oder ich musste weggehn. Sie wollten mich vergewaltigen. Aber ich lasse mich nicht vergewaltigen. Wie weit wir mit Russland weiter Warenaustausch betreiben können, werden wir sehen. Auf keinen Fall mache ich mich von einem Staat, dessen ich politisch nicht sicher bin, wirtschaftlich abhängig. Das wäre Leichtsinns, Frevel, dumm und verantwortungslos.

Im Übrigen ersah ich aus den Karten Cordemanns, dass ein ungeheuer grosser Teil der für uns wichtigen Werte in der Ukraine und im Kaukasusgebiet liegen. Sie kennen meine Gedanken über die Ukraine. Der Vortrag Cordemanns hat sie neu untermauert!»

Ich stand wie ein begossener Pudel da. Ich erkannte zum ersten Mal klar den Unterschied zwischen *meinem* Denken und *dem seinen*. Ich war Sozialist, Genossenschaftsmensch, Christ, auch in Bezug auf das Verhältnis und die Zusammenarbeit der Völker und Menschen über die eigenen Grenzen hinaus, und er war National-sozialist, «Zeissist», Nationalist englischen Musters, der nur/ür sein Volk und *innerhalb* des eigenen Volkes sozialistisch dachte. Nach aussen hin aber war er letzten Endes krasser Wirt-

schaftsliberalist, Egoist und Imperialist. Sein Mitteleuropa gewann unter diesem Gesichtswinkel eine ganz andere Bedeutung, als sie bei der Hamburger Unterhaltung in Erscheinung trat. Dann war allerdings auch die Aufrüstung eine Vorbedingung für solche Pläne. Wer mochte ihn wohl immer wieder zum Gedanken einer solchen Machtpolitik verleiten?

Es ist allerdings schwer zu sagen, welche Auffassung richtig ist. Ich wagte damals nicht, und wage auch heute noch nicht (1936) [sic], die Einstellung Hitlers einfach abzulehnen. Ich muss im Gegenteil eingestehen, dass alle Ereignisse und Erfolge Hitlers in der Aussenpolitik geeignet sind, seine Auffassung als die bessere erscheinen zu lassen und die meine bedenklich zu erschüttern. Auch das Ansehen des nationalsozialistischen Deutschlands im Ausland und die Wiederherstellung der Geltung des deutschen Menschen bei andern Völkern beweisen, dass die Welt Hitler und den von ihm eingeschlagenen Weg anerkennt. Letzten Endes wird es der Entwicklung überlassen werden müssen, zu zeigen, welcher Weg der bessere gewesen wäre, wobei aber auch dann keineswegs unter Beweis gestellt sein würde, dass die Verfolgung *meiner* Gedankengänge zu dem erhofften Ziel hätte führen können.

35. Hitlers aussenpolitisches Bekenntnis – Zusammengehen mit Italien unerlässlich – Den Bolschewismus in seinem Machtzentrum zertrümmern – Ein Europa von Gibraltar bis zum Kaukasus – Die amerikanische Gefahr

Wagener berichtet über ein Treffen mit Pfeffer, der inzwischen nach Berlin gezogen war. Pfeffer habe sich darüber beklagt, dass in Berlin die nationalistischen, antisozialistischen Kräfte in der N.S.D.A.P. stark vertreten seien, vor allem durch Göring. Dieser führe Hitler gelegentlich Wirtschaftsleute zu oder berichte ihm von ihnen und ihrer Abneigung dem Sozialismus und Russland gegenüber. Wie Pfeffer erfahren habe, bekomme Göring Geld von Ruhrindustriellen, von der Lufthansa (die ihm monatlich 1'000 Mark zahle, angeblich für Gutachten) und vom Zigaretten-Magnaten Reemtsma. Diese «Geldleute» seien nach Pfeffer keine Anhänger Görings, sondern gäben aus opportunistischen Gründen Geld an Politiker aller Parteien, einschliesslich der Sozialdemokraten und Kommunisten. Ihre Warnungen gegen jede Verständigung mit Russland und jedes Experiment mit dem Sozialismus wirkten jedoch auf Hitler ein, obwohl nach dem Ermessen Pfeffers Hitler noch festgeblieben zu sein scheine. Falls diese nationalistische Richtung jedoch Hitler für sich gewinnen sollte, sehe Pfeffer in der Konsequenz nur Krieg.

Wagener erzählt dann von Gesprächen mit Deutschen, die für längere Zeit in der Sowjetunion gewesen und zu dem Schluss gekommen seien, dass Deutschland sich auf die Seite des neuen Russlands stellen müsse. Er fasst seine damaligen aussenpolitischen Auffassungen wie folgt zusammen: 1) eine russische Militäraktion sei für die nächsten zehn bis zwanzig Jahre weder geplant noch möglich; 2) ein Zusammengehen mit dem Italien Mussolinis sei falsch, weil es in der Sowjetunion den schon weitverbreiteten Eindruck weiter verstärke, die Nationalsozialisten seien bloss «Faschisten», und weil es auf der anderen Seite auch gegenüber Engländern und Franzosen Probleme aufwerfen würde, da beide sich den imperialistischen Zielen Mussolinis widersetzen würden; 3) um eine ideologische Annäherung mit der Sowjetunion zu ermöglichen, müsse man Pläne für eine «Sozialwirtschaft» in Deutschland in den Vordergrund stellen; 4) jede Rüstung oder militärische Vorbereitung, die die Notwendigkeit der Selbsterhaltung überschreite, müsse unterlassen werden, um England und Frankreich nicht auf den Plan zu rufen und um Russland nicht zu einer Änderung seiner Rüstungspolitik zu veranlassen; 5) durch Wirtschaftsabkommen und wirtschaftliche Zusammenarbeit müssten die mitteleuropäischen Nachbarländer Deutschlands für eine mitteleuropäische Föderation gewonnen werden, die als Brücke zwischen Ost und West dienen sollte, über die eine sozialistische Verständigung ihren Weg nehmen könne; 6) am Ende stehe ein von den Fesseln von Versailles befreites Deutschland, das die Rückgabe seiner Kolonien fordere und zu einer wirtschaftlichen Verständigung und Zusammenarbeit mit der Sow-

jetunion gelangen könne, um die «Geburt einer neuen slawisch-europäischen Grosskultur» zu ermöglichen.

Das waren die Ergebnisse meiner planmässigen Orientierung über die russische Lage. Für den wirtschaftlichen Teil hatte ich bereits eine Abfuhr Hitlers erhalten. Nun ging ich daran, das Thema erneut anzuschneiden und zwar vom politischen und militärischen Gesichtspunkt ausgehend.

Es war wieder auf einer Reise, die über Dresden nach Berlin führte, als ich eines Abends nach der Oper Gelegenheit fand, Hitler die Ergebnisse meiner Studien der Ostlage vorzutragen und meine eigenen Gedanken daran zu knüpfen. Hitler hatte mir aufmerksam zugehört, zumal ich die Notizen zur Hand hatte, die ich für diese Besprechung schon längere Zeit bei mir herumgetragen hatte. Die Fragen waren zu bedeutsam, die Argumente zu wertvoll, als dass man sie im Beisein anderer im Plauderton hätte vorbringen können. An diesem Abend schien mir die Möglichkeit, sowie die Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit Hitlers gegeben, um das Wagnis zu unternehmen. Denn dass es ein Wagnis war, darüber war ich nicht im Zweifel gewesen. Forderte ich doch eigentlich eine Umstellung um 180° und die Abwendung von all den Ratgebern, die Hitler in der antibolschewistischen Richtung beeinflussten. Wenn dies auch nicht wörtlich zum Ausdruck kam, so lag es doch völlig unzweifelhaft im Inhalt meiner Ausführungen.

Hitler antwortete mir dann auch mit genau demselben tiefen Ernst, der meinem Vortrag zugrunde lag, und seine Antwort wuchs sich zu einem aussenpolitischen Bekenntnis aus, das ich für so bedeutsam hielt, dass ich es noch in der Nacht schriftlich niederlegte, da es in seiner Deduktion und Zielsetzung grundsätzlichen Charakter hatte.

Er führte Folgendes aus:

«Ich habe mich nicht auf den Weg der Politik begeben, um einem internationalen Sozialismus den Weg zu ebnen, oder gar um eine neue, sozialistische Religion zu predigen. Ich eigne mich nicht zum Religionsstifter, bin es nicht, und will es nicht sein. Sondern ich bin Politiker. Ich bringe dem deutschen Volk den nationalen Sozialismus, die politische Lehre der Volksgemeinschaft, der Zusammengehörigkeit aller, die zum deutschen Volk gehören und die bereit und willens sind, sich als ein unlösbares, aber auch mitverantwortliches Teilchen der Gesamtheit des Volkes zu fühlen.

Ein Volk im heutigen politischen Sinn ist keine rassische Einheit, keine reinrassische Gemeinschaft mehr. Die grossen Wanderungen der Weltgeschichte, Kriegszüge, Zeiten feindlicher Besatzung, aber auch natürliche Mischungen, die durch die weltwirtschaftlichen Handelsbeziehungen immer zahlreicher werden, haben sich überall dahin ausgewirkt, dass innerhalb der Grenzen eines Staates alle möglichen Rassen und Rassenkreuzungen Zusammenleben.

Trotzdem sind die meisten Staaten, – zu den Ausnahmen gehören in Sonderheit die Vereinigten Staaten von Nordamerika – Gebilde, in denen in gewissen Räumen entweder das alte Stammestum erhalten wurde, oder eine mit der Zeit zu einem Volk zusammengeschlossene Gemeinschaft entstanden ist, die ihren eigenen Stil, ihre eigene Sprache, ihre eigene Anschauung über Ethik und Moral, und ihre eigene Kultur besitzen.

Und es bilden sich fortlaufend unter wirtschaftlichen, politischen und sogar rein geographischen Einflüssen immer weitere solche sich als zusammengehörend fühlenden Menschengruppen, die sich dann mit Recht als ein Volk bezeichnen. So wird auch aus Amerika mit der Zeit ein Volk werden.

Ein solches Volk besitzt nun einen ganz natürlichen Instinkt für das, was ihm dient und nutzt, und für das, was ihm schadet. Und ebenso empfindet es auch völlig instinktiv, welche Menschen zu ihm gehören und welche nicht. In der Natur sehen wir das z.B. bei einer Schafherde, oder bei einem Rudel Hirsche. Wenn fremde Tiere sich in die Gemeinschaft der andern verlaufen, werden sie bekämpft und ausgestossen, und die Natur kennt nichts von dem, was wir Humanität und Sozialismus nennen. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit wird der nicht zur Gemeinschaft Gehörende aus der Herde, ja aus dem Bereich des Rudels verjagt oder gar niedergemacht.

Solche Völker haben ihre eigene, einem anonymen Volksvotum entstammende Führungsschicht und ihren ebenfalls durch das Volk gekürten Führer. Das Anwachsen der Völker, die Unmöglichkeit, dass alle Volksgenossen sich kennen, und die räumlichen Entfernungen zwingen zu einer besonderen Organisation für die Bildung und das Lautwerden des Volksvotums wie der Volksmeinung überhaupt. Denn aus den absoluten Monarchien, die ein Rudiment der vergangenen Zeiten sind, da übersehen oder vielleicht auch absichtlich unterlassen wurde, das Volksvotum weiter zu organisieren, sind wir herausgewachsen. Die Völker sind wissend und verantwortungsbewusst genug geworden, um sich feste Organisationen für die Wahl der Führergruppe und des Führers zu schaffen. Wir nennen sie ‚Verfassung‘. Jedes Volk hat & Verfassung, die es verdient. Sonst hätte es Mittel und Wege gefunden, sie zu ändern.

Unsre Weimarer Verfassung z.B. ist ein juristisches, mechanisches System, dem es am Organischen fehlt. Es rechnet nur mit Menschen, nicht mit einem Volk. Es ist nicht aus dem bewussten Willen des deutschen Volkes geboren, sondern unter dem Druck feindlicher Besatzung und Bedrohung. Juristen und Volksfremde haben es ausgearbeitet und festgelegt, denen ich die gute Absicht nicht abspreche, deren Erzeugnis aber eben nur etwas Mechanisches sein konnte. Unsre Bewegung hat sich zur Aufgabe gemacht, dem deutschen Volk zu ermöglichen, die Weimarer Verfassung so zu ändern, dass sie dem Wesen und Willen des Volkes entspricht. Und dieses Wesen des deutschen Volkes ist im tiefsten Sinn sozialistisch. Volksgemeinschaft ist überhaupt letzten Endes stets Sozialismus.

Nun erwähnten Sie vorhin die Stellung der Juden in Sowjetrußland. Sie nennen die Mitwirkung der Juden bei der bolschewistischen Revolution ‚Geburtshilfe‘. Irren wir uns nicht! Die sozialistischen Bewegungen in aller Welt sind durch die Juden zu Ma-

schinerien des Kampfes geworden *gegen* die organische Entwicklung der Völker! Ihr Einfluss ist nicht staatsbildend, sondern staatszerstörend. Denn sie lieben die sozialistische Idee nicht der Idee wegen, sondern wegen der Möglichkeit, die unzufriedenen Massen mit Hilfe dieser Idee zum Kampf gegen das volkseigene Führertum zu gewinnen. Denn da der Jude auf Grund seiner biblischen Verheissung in allen Völkern nach der Macht strebt, ist das angestammte Führertum jedes Volkes sein Feind! Wenn es aber gelungen ist, es durch eine Revolution zu beseitigen, dann führen die Juden nicht etwa den versprochenen wahren Sozialismus durch, der ihnen ja die Macht wieder aus den Händen ringen würde, sondern sie gründen die Herrschaft des Proletariats oder, wie es in Weimar war, die Herrschaft der Revolutionäre, und sie übernehmen selbst die Sicherung der Errungenschaften der Revolution und die Vertretung des Proletariats.

Der Jude *ist* kein Sozialist! *Schon einmal* hat er den grossen Schöpfer der sozialistischen Erlöser-Idee ans Kreuz geschlagen! Er wird es stets wieder tun, wenn er es kann! Denn er ist Individualist, Wirtschaftsliberalist, Egoist, ja, er ist ein Schmarotzer wesen. In Russland ist es den Juden gelungen, den Befreiungswillen des unterdrückten Slawentums gegen die angeblich artfremden Beherrscher zu führen, aber sie haben sich dann, selbst artfremd, an ihre Stelle gesetzt. Noch sitzen sie dort und ich habe keinen Anhaltspunkt, dass das Slawentum Anstalten macht, sie wieder wegzujagen. Solange das aber nicht der Fall ist, kann ein nationalsozialistisches Deutschland nicht mit Russland paktieren. Ich erkenne vielmehr den Willen des Judentums, von Russland aus auch in den andern Völkern der Welt die Beseitigung der bestehenden Ordnung zu organisieren! Denn die Organisation der Komintern ist rein jüdisch!

Deshalb ist es notwendig, die Völker Europas und der ganzen Welt gegen diesen Keim der Zersetzung stark zu machen. Aber das *kann* nur gelingen, wenn wir dazu die Hilfe Englands haben, das immer noch die stärkste und fest gefügteste Weltmacht der Gegenwart ist. Nur mit ihm zusammen kann ein Europa aufgebaut werden, das aus selbständigen Staaten besteht, die innerlich abwehrbereit und charakterfest, und die frei sind vom Gift der internationalen Zerstörung. Und weiter habe ich das Gefühl und lese es aus der Geschichte: es werden besonders die germanischen, die nordischen Völker, also England, Skandinavien, Dänemark, Deutschland, Holland, Irland, Island, Kanada und wohl auch ein Teil der Vereinigten Staaten von Nordamerika sein, die berufen sind, den jüdisch-bolschewistischen Angriff abzuwehren und dann eine neue Ordnung der Welt zu schaffen.

Ich *bin* kein Anhänger von Oswald Spengler! Ich *glaube* nicht an den Untergang des Abendlandes. Nein, ich halte es für meinen mir von der Vorsehung gestellten Auftrag, dazu beizutragen, dass er verhindert wird. Ich *glaube* nicht an die Geburt einer neuen slawischen Kultur. Unter jüdischer Führung sind noch nie Kulturen geboren, sondern es sind nur welche zerstört worden! Dagegen glaube ich, dass die alte arische Kultur,

die durch die Industrialisierung ins Wanken gekommen ist, unter Führung der nordischen Menschen eine Wiedergeburt erleben wird. Und sie wird sich auf einer sozialistischen Grundlage entwickeln und dann die Welt erobern.

Aber auch ohne die jüdische Führung würde sich das Slawentum nicht zum Träger einer neuen Kultur eignen. Die Slawen sind leidende, aber keine schöpferischen Menschen, Herdentiere, aber keine Persönlichkeiten! Auch ist der ganze Sowjetbund viel zu heterogen zusammengesetzt, als dass er sich auf die Dauer als ein einheitliches Volk zusammenfügen und ausrichten liesse.

Und noch etwas. Die neue Kultur wird den Stempel der Industrialisierung tragen, obwohl Industrialisierung im tiefsten Sinne kulturfeindlich ist. In der Lösung dieses Dilemmas liegt das *grösste* Geheimnis unserer nationalsozialistischen Pläne! Nun sind aber alle grossen Industriestaaten, mit Ausnahme von Japan, das eine besondere Fähigkeit im Nacheifern hat, germanisch oder nordisch, wie Sie's nennen wollen. Wo andere Länder eine Industrie aufbauen wollten, haben sie dazu auf ihre nordischen Bestandteile zurück greifen müssen, oder sie holten solche vom Ausland: Engländer, Deutsche, Amerikaner. Die Fähigkeit der industriellen Organisation ist eben auch rassebedingt. Auch der Jude ist für eine industrielle Betätigung ungeeignet. Er besitzt nur die Aktien, oder er handelt mit ihnen, und er handelt mit den industriellen Erzeugnissen. Aber produzieren kann er nicht, und wo er es unternimmt, da versagt er.

Deshalb finden wir auch gerade in den nordischen Ländern mehr den Willen zur freien wirtschaftlichen Entwicklung, den Sinn für Arbeit, und das Streben nach Leistung und Erfolg. Dort war der Boden für den Wirtschaftsliberalismus vorhanden, der in seiner Konsequenz wieder die Knechtung der Arbeit unter das Kapital nach sich zog. Da las ich neulich, wie einer schrieb: Wie herrlich schön müsse sich leben in Ländern wie Frankreich und Italien und im Orient. Dort herrsche keine Hetze, keine Überindustrialisierung, keine Jagd nach Arbeit und nach Gewinn! Dort herrsche gemächliche Ruhe, Arbeitsfrieden, Sinn für Vergnügungen, Gesang, Kunst, Selbstbesinnung, Familie und Liebe.

Der Liberalismus der Industriestaaten, der Anspruch auf Freiheit und Selbstverfügung über Besitz und Arbeitsstellen von Seiten der Unternehmer, hat sich in das Gegenteil umgekehrt! Die Nutzniesser des Liberalismus sind nur noch die Grossen, die Masse ist zu deren Diener und zu Sklaven herabgesunken. Selbst in den Organisationen und Kammern der Demokratien herrscht nur Geschäftssinn, die Besitzer des privaten Kapitals, die grossen Industriemagnaten, die Trusts, beherrschen den Staat.

Mit der Industrialisierung der Staaten ist ausserdem leider auch eine Typisierung der Menschen und eine Trivialisierung des ganzen Lebens und seines kulturellen Inhalts gekommen: Verplattung der Vergnügungen, Einheitsstile, Einheitsmusik, Einheitskragen, Einheitsbrillen usw. Wenn wir eine kulturelle Wiedergeburt erreichen wollen, dann

müssen wir die Versklavung der breiten Masse der Menschen unter dem Joch der Industrialisierung aufheben.

Hier liegt eine der grundsätzlichen Aufgaben von uns. Nicht international! Was gehen uns die andern an. Diese Aufgabe haben wir nur für Deutschland, nur für unser deutsches Volk! Was die andern machen, kann uns gleichgültig sein. Aber sie werden alle folgen müssen. Wo Demokratie herrscht, wird sich dieser Wille der Volksmehrheit durchsetzen. Wie sollten wir Nationalsozialisten dazu kommen, unsere Ziele durchzuführen, wenn uns die Weimarer Verfassung dazu die Möglichkeit nicht geben würde? Denn eine Revolution, ein Putsch, würde von Reichswehr und Polizei niedergeworfen werden. Nicht der demokratische Gedanke von Weimar ist falsch, sondern die Form des Weimarer Parlamentarismus! Ich habe deshalb keinen Zweifel, dass in allen demokratischen Ländern allmählich, aber mit absoluter Sicherheit, eine sozialistische Neuordnung ihren Weg nehmen wird. Nur in Russland nicht! Dort wird die Herde immer mit der Knute regiert werden.

Ich erkenne Ihren Gedanken über die Befruchtung Russlands durchaus an. Das *wird* auch irgendwann *kommen*. Aber nicht mit dem Ziel und dem Erfolg, dass dort eine neue das Abendland ablösende Kultur erzeugt wird, sondern weil Russland nicht ewig inmitten der industrialisierten Welt mit dem Holzpflug arbeiten und mit Pfeil und Bogen schießen kann.

Das Internationale der kommunistischen Bewegung, die von Russland ausgeht, ist ja auch eigentlich nichts Russisches, oder Slawisches, sondern es ist jüdisch. Und man darf nicht in den Irrtum verfallen, dass da eine russisch-slawische Idee dahinterstehe, die gar auch noch schöpferischen Inhalt hätte. Was zur Zeit von den Kominternleuten betrieben wird, ist rein destruktiv.

Es gibt auch eine konstruktive internationale sozialistische Idee. Aber sie ist eine ganz andere. Wenn nämlich erst die Nationen begonnen haben, innerhalb ihrer eigenen Grenzen eine sozialistische und sozialwirtschaftliche Neuordnung durchzuführen, dann kommt der Augenblick, dass die Gesamtheit der Nationen, also *alle* Völker und Staaten, davon abkommen, unter sich nach liberalistischen Grundsätzen um Macht und Vorherrschaft, Versklavung und Ausnutzung zu kämpfen, also nach imperialistischen Gesichtspunkten zu handeln, sondern dass auch unter ihnen Rücksichtnahme, Gemeinschaftsgeist, eben ‚Sozialismus‘ herrscht. Was im Kleinen erst innerhalb der einzelnen Völker vor sich ging, das wird dann innerhalb der ganzen Völkergemeinschaft der Erde vor sich gehen. Auch die Kleinsten werden Gleichberechtigung haben, auch die Habenichtse werden Anteil nehmen können an den Gütern und am Überschuss des Weltbesitzes der Grossen. Das ist dann *der Sozialismus der Völker!* Aber das ist etwas ganz anderes, als der internationale Sozialismus eines Marx oder Lenin!

Wenn beispielsweise Industrierwerke aus höherer Einsicht sich dazu entschliessen, sich nicht mehr gegenseitig zu bekämpfen, sondern eine Interessengemeinschaft zu bilden, dann bleibt jedes Werk an sich selbständig. Es wird nur nach einem höheren Plan und nach Gesichtspunkten der Vernunft und der Rentabilität produktionsmässig und ab-

satzmässig in die Gesamtheit einrangiert. *Etwas* muss es also von seiner Souveränität abgeben, im Interesse des Ganzen und damit aber auch im eigenen Interesse. Auch in einem Volk ist es so, dass jeder einzelne Bürger etwas von seiner eigenen Souveränität, – was man landläufig ‚persönliche Freiheit‘ nennt – an die gemeinsame Selbstverwaltungsorganisation, den Staat, abgeben muss. Alles Recht geht primär vom Volke aus. Das hat die Weimarer Verfassung ganz klar erfasst. Das Volk, jeder Einzelne, tritt aber so viel als notwendig ist, aber auch nicht mehr, an den von ihm geschaffenen Staat bzw. an die von ihm verfassungsmässig eingesetzte Regierung, ab.

So wird es auch beim Sozialismus der Völker kommen. Jedes Volk bleibt selbständig. Es gibt nur so viel von seiner Souveränität an die Gemeinschaft, an die Selbstverwaltungsorganisation, an den Weltstaat, ab, als notwendig ist, um ihm die Durchführung der im Interesse aller und jedes Einzelnen liegenden Aufgaben zu ermöglichen.

Aber vorher muss erst der nationale Sozialismus kommen. Sonst sind die Völker und ihre Regierungen nicht reif für den Sozialismus der Völker. Man kann nicht im eigenen Lande Liberalist sein und unter den Völkern Sozialismus fordern. Die nationale sozialistische Erziehung und Überzeugung muss vorausgehen. Gelingt es uns aber nicht, diesen Weg zu gehen, dann bekommen wir entweder ein Weltimperium, an dessen Spitze ein einziger Staat steht, der stärkste, der mächtigste, der zum Zwecke der Sicherung und Erhaltung seiner Macht letzten Endes militärische Mittel verwenden muss, oder wir bekommen den internationalen Bolschewismus, der ebenfalls nur eine Gewaltherrschaft sein kann. Nach dem ersteren Ziel strebt zur Zeit offenbar Nordamerika, nach dem letzteren Russland. Beide sind sich darüber vielleicht noch nicht ganz klar. Aber, wie gesagt: Wenn es uns nicht gelingt, dem Sozialismus der Völker den Weg zu bahnen, dann *muss* entweder das eine kommen oder das andere!

Aber ich trage auch hier wieder die Überzeugung in mir und sehe mich selbst als einen Bahnbrecher an, dass die Menschheit diesen Weg finden wird. Denn die Völker und ihre Staaten sind von der Natur gegebene, gottgewollte Begriffe, sie sind Menschengruppen, die alle von diesem Gott geschaffen sind und deshalb unter sich gleichberechtigt, nur je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen für die Gesamtheit bewertet, nebeneinanderstehen. Die internationalen Kräfte, die am Werk sind, um die Geschlossenheit der Volkskörper, der Staaten, der Nationen, zu durchbrechen, aufzulösen, zu unterhöhlen, sind deshalb naturwidrig und der göttlichen Ordnung feindlich. Dazu gehören in erster Linie das Judentum, sodann aber auch die katholische Kirche, die international eingestellten Gewerkschaften, der internationale Kommunismus, die grossen internationalen Trusts, und anderes mehr. Solche Organisationen können zeitweise stärker sein als die Staaten! Und das ist ihre Gefahr! Nicht nur für den einzelnen Staat, sondern eben auch für die Möglichkeit der Schaffung der grossen sozialistischen Völkergemeinschaft.

Wenn wir also das Ziel einer solchen Völkergemeinschaft verfolgen, – und es *muss*, wie gesagt, verfolgt werden und *wird* das letzte Ziel der menschlichen Politik auf Erden sein, – dann müssen wir die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Völker, selbst der kleinsten, erst wieder herstellen und die grossen internationalen Organisationen auf ihr rein sachliches Arbeitsgebiet zurückdrängen und jede Einflussmöglichkeit von ihnen auf die Staatsführungen und Staatsorganisationen ausschalten. Dies ist eine weitere grundsätzliche Erkenntnis.

Auch der machtpolitische Gedanke, kleinere Völker ewig zu unterdrücken, zu annektieren, sie zu besetzen, ihre Staaten aufzulösen, sie ihrer Selbstverwaltung, ihrer gottgewollten Souveränität zu entkleiden, ist ein nutzloses und törichtes Unterfangen, eine Sünde wider die Natur. Selbst nachdem Polen jahrhundertlang nicht mehr als Staat bestand, trug es immer noch den Willen der Staatsbildung in sich. Ja man kann sagen, dass die Unterwerfung eines Volkes, die zwangsweise Eingliederung in falsche Grenzen, oder eine militärische Besetzung des betreffenden Landes den Freiheitswillen und den Befreiungsdrang dieses Volkes nur noch steigern! Gallien, Britannien, Germanien, wurden erst festgeschlossene Staaten durch die jahrhundertlange römische Militärdespotie. Russland wurde geeinigt durch die Mongolen- und Tartarenherrschaft, in Frankreich erwachte ein nationales Bewusstsein durch die englische Besetzung Nordfrankreichs. Preussen wurde erst Preussen durch die napoleonische Besetzung! Vorher waren es Einzelländer, die nur durch die Krone zusammengehalten wurden. Ein Volk kann man nur beseitigen, indem man die Menschen tötet, so wie es die Amerikaner mit den Indianern gemacht haben, oder die Spanier mit den eingeborenen Völkern Süd- und Mittelamerikas.

Selbst wenn man die Angehörigen eines Volkes aus einem Lande vertreibt oder in die ganze Welt zerstreut, dann hört das Volk nicht auf zu leben. Es bleibt in ihm, auch noch nach Generationen, die Sehnsucht nach der Scholle, von der es vertrieben wurde, oder die Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung. Obwohl Wilson diese Tatsache erkannt und zum Inhalt seiner 14 Punkte gemacht hatte, beugte er sich nachher der verblendeten Hasspsychose der andern und der weltfremden Idiotie jener engstirnigen Staatsmänner.

Hier gibt uns auch das jüdische Volk anschauliche Beispiele. Die Juden, die vor Jahrhunderten aus dem Rheinland vertrieben und in Polen angesiedelt worden waren, haben noch heute den Drang zur Rückwanderung nach Deutschland. Bis heute haben die Ostjuden ihre deutsche Sprache sich bewahrt, das Jiddische, und alle Ostjuden, die nach dem Westen wandern, gehen zunächst stets in Länder, in denen deutsch gesprochen wird. Ein anderes Beispiel ist die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung in Palästina. Wenn dafür auch noch höhere, politische Gesichtspunkte ausschlaggebend sind, so könnte die jüdische Politik doch diesen Plan nach fast zweitausendjähriger Enteignung nicht mit Aussicht auf Erfolg gefasst haben, wenn jene schlummernde Sehnsucht nicht wäre.

Und wie häufig erleben wir, dass deutsche Auwanderer ihren Lebensabend in ihrer

Heimat verbringen wollen. Oder dass sie versuchen, ihre Heimat zu sich hinaus zu holen, durch Pflege der Sprache, des Gesangs, der Sitten und der altgewohnten Gebräuche. Sie nennen ihre Siedlungen nach den Heimatorten, sie feiern ihre Kirchweih wie zu Hause, die Münchner haben ihr Oktoberfest, die Dresdner ihre Vogelwiese, die Berliner ihre Fahrt in die Baumblüte, und alle haben ihren deutschen Weihnachtsbaum.

Die Nutzenanwendung aus dieser Erkenntnis ist eine weitere grosse Aufgabe der Zukunft. Hier liegen die Wurzeln der wahren Religion, der Bindung zur Gottheit! Da beugen diese armen Kreaturen ihre Knie und ringen die betenden Hände vor geschnittenen Holzfiguren, und die grossen Heuchler machen ihnen weis, dass dann ihre Seelen einige Tage kürzer im Fegefeuer der Hölle schmoren werden. Aber die wahre Bindung zu Gott, das erhabene Gefühl, ein göttliches Geschöpf zu sein, das wird ihnen ausgetrieben und verboten! *Hier* sehe ich jenes *Aoyo*[^] (logos) des Evangelisten Johannes, das Luther leider übersetzt hat mit ‚Wort‘. Goethe versuchte es richtigzustellen mit den kritischen Zeilen: ‚Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, ich muss es anders Übersetzern, und er sagte: ‚Am Anfang war die Tat.‘ Ich aber sage: ‚Am Anfang war der *Trieb*! Und der *Trieb* bestand seit aller Ewigkeit! Und der *Trieb* war eine Schöpfung Gottes und Gott selbst war dieser *Trieb*.‘ Und der *Trieb* ward den Lebewesen gegeben und steckt auch in uns. Und beim Menschen ist er sich zum Bewusstsein gekommen, aber wir gehen an ihm vorüber, wie Christus es schon beklagte. Der Friede auf Erden, den Christus bringen wollte, ist jener Sozialismus der Völker! Er ist die neue grosse Religion und wird kommen, weil er göttlich ist! Und er harret des Messias!« –

Hitler hielt einen Augenblick inne und sagte dann ruhig:

«Aber *ich bin* nicht der Messias. Er wird nach mir kommen. *Ich* habe nur den Willen, dem deutschen Volk die Grundlage für die wahre Volksgemeinschaft zu schaffen. Und das ist eine politische Aufgabe, die wohl das Weltanschauliche, wie auch das Wirtschaftliche, in sich schliesst.

Es *kann* nicht anders sein, und alles in mir weist mich darauf hin, dass das deutsche Volk damit eine göttliche Sendung hat! Wie manche grossen Propheten haben das schon vorausgesagt! Goethe schrieb einmal in tiefer Bekümmernis: ‚Das deutsche Volk wird erst dann seine Weltsendung erfüllen, wenn es durch das Schwert Gottes dazu gezwungen wird!‘ Ich hoffe, dass der Weltkrieg dieses Schwert Gottes gewesen ist! Sollte uns die Vorsehung noch eine weitere Ermahnung durch das Schwert Gottes vorbehalten, dann würde das eine fürchterliche Prüfung geben!«

Wiederum machte Hitler eine kurze Pause. Dann richtete er sich auf und erklärte lauter wie vorher:

«Ich kann es mir nicht denken, dass die Kulturvölker der Welt so verblendet sein werden, sich zu zerfleischen, um dem Bolschewismus den Weg zu ebnen. Das Gegenteil ist notwendig: Zusammenschluss, gruppenweise zu Staatenbünden, zu Völkerfamilien, vielleicht sogar da und dort zu Bundesstaaten.

Deshalb denke ich auch anders wie Sie über das Italien Mussolinis. Es hat den internationalen Bolschewismus und Kommunismus in seinen Grenzen niedergerungen. Es

ist dabei, eine Volksgemeinschaft zu schaffen. Es arbeitet mit allen Mitteln an der inneren Kräftigung des eigenen Volkstums. Ich kenne Italien nicht persönlich. Aber was ich von dort höre und was ich in Bildern sehe, ist für die Volkwerdung Italiens gross und bedeutend! Wie hat Italien sich doch bereits unter Mussolini geändert! Seine imperialistischen Ziele sind falsch, wenn sie nicht in den Grenzen der bestehenden Verträge bleiben. Aber die italienische Mentalität braucht auch aussenpolitische Erfolge. Und Italien hat noch einiges wettzumachen, was die Entente vom Weltkrieg her gesündigt hat. Die Torheit jener Staatsmänner, die stümperhafte Kurzsichtigkeit ihrer Ziele, die verbohrt Kleinheit ihres Gesichtskreises, sie sind schuld daran, dass die Welt nicht zu Ruhe kommt.

Umso mehr ist es wichtig, dass *wir* an dem Zusammenschluss arbeiten. Und da sage ich Ihnen immer wieder: ohne England ist er nicht möglich! *England* hat *die Macht* dazu. *Wir* bringen nur *die /dee* und den Willen mit. Ich kann mir nicht denken, dass England sich nicht dazu entschliesst, von dem durch die Weltentwicklung überholten Podest der Überheblichkeit und des Imperialismus herunterzusteigen und einer Gemeinschaft der Völker die Hand zu reichen. *So* kann England doch nicht an den Erscheinungen der Gegenwart vorbeisehen! *So* kann es doch nicht die Sendung der arischen Rasse in der Welt mit Füßen treten! Es *muss* doch die Gefahr des internationalen Kommunismus erkennen, auch wenn sein Inselreich vielleicht erst als letztes seine Beute werden würde. Und *es muss* doch merken, dass der Welt, und damit auch ihm selbst, ein neuer grosser Gegner erwachsen ist, jenseits des Atlantik: Amerika. Denn infolge der Überindustrialisierung, die besonders im Weltkrieg ihren letzten Aufschwung nahm, ist Amerika einfach gezwungen, eine weltimperialistische Politik zu treiben. Zunächst erhofft Roosevelt nur die ‚prosperity‘. Wenn er sie aber nicht auf friedlichem Wege herbeiführen kann, – und das wird er nicht können, – dann kann sie nur durch einen Krieg erzwungen werden, einen Krieg, der die Wirtschaftskonkurrenz Europas und möglichst auch Japans für immer ausschaltet, und der Amerika die grossen Weltmärkte der Zukunft sichert: Südamerika und China, vielleicht auch Russland.

Jetzt gehört England eben mit zu Europa, auch wenn es das bisher nicht wahr haben wollte. Seine Front ist gegen Russland und gegen Amerika. Auf den Ölfeldern Persiens hat dieser Kampf bereits begonnen, in Indien und im Fernen Osten wird er weitergehen. Und zum Schluss wird er das ganze Empire erfassen!

Was Sie vorhin von den russischen Rüstungen erzählten, ist nur dazu geeignet, zu erkennen, dass es umso leichter sein wird, die Weltgefahr des russischen Bolschewismus zu beseitigen, je früher man sich dazu entschliessen kann, ihn in seinem Machtzentrum zu zertrümmern. Und ausserdem braucht Europa, um im Entscheidungskampf mit Amerika bestehen zu können, das Getreide, das Fleisch, das Holz, die Kohle, das Eisen und das Öl Russlands. Das ist Englands Interesse wie das unsere, es ist das Interesse eines Vereinigten Europas! England und Deutschland sind gleich bedroht. Aber sie sind zugleich auch das Rückgrat des Abendlandes, der alten Welt, der Kulturquelle der Menschheit. Und ein Europa, das von Gibraltar bis zum Kaukasus reicht, umfasst

zugleich alle Interessengebiete der dazu gehörenden Länder in den andern Erdteilen, besonders ganz Afrika, Indien, die malayischen Inseln, Australien und Neuseeland. Und bei einer solchen Machtkonzentration wird auch Kanada verbleiben, das sonst zu Amerika fallen muss, und die arabische Völkerfamilie wird den Kreis dieser Vereinigten Staaten der alten Welt vollenden.

Dies ist der Preis, den wir England bieten! Der Friede der Welt wäre für alle Ewigkeit gesichert. Denn keine irdische Macht könnte mehr Unfrieden in diese Gemeinschaft tragen, und kein Heer und keine Flotte der Welt wäre in der Lage, diese Macht zu erschüttern.

Es kann nicht sein, dass England das nicht erkennt und versteht. Ich bin jedenfalls gewillt, auch auf die Gefahr hin, England nicht zu überzeugen, diesen Weg zu gehen, und werde nicht Europa an den Bolschewismus und das Judentum verraten.»

Diese letzten Worte sprach Hitler mit erhobener Stimme. Es war eine letzte und zweifellos endgültige Absage an die von mir vorgeschlagene Politik. Aber diese Absage war zugleich so eindrucksvoll und überzeugend, dass ich mich nach langem innerem Kampfe entschloss, mich ihr zu beugen. Nur *zwei* Ziele blieben bei mir fest: nach Osten hin durch Wirtschaftsverhandlungen und Verträge den Weg zu ebnen, der eine Auseinandersetzung mit den Waffen vermied und unnötig machte, und die möglichst baldige Durchführung einer sozialwirtschaftlichen Neuordnung, die vielleicht auch Russland zur Nachahmung und Aufgabe seiner bolschewistischen Ideologie veranlassen konnte.

Die Ausführungen Hitlers, die für mich das klarste aussenpolitische Programm darstellten, das ich je aus seinem Munde gehört hatte, bildeten deshalb nunmehr für die Zukunft die Richtlinien für die Weiterarbeit meiner Abteilung, und sie wurden die Grundlage aller politischen Besprechungen, die ich späterhin zu führen hatte.

Man kann nicht an der Spitze einer Bewegung mit zwei verschiedenen politischen Programmen arbeiten. Entweder musste ich aus der Reichsleitung der Partei ausscheiden und damit zugleich aus der Partei, oder ich musste im Sinn des Programms Adolf Hitlers auf meinem Gebiet mitarbeiten. Ein Mittelding gab es nicht. Ich wählte damals den letzteren Weg und muss bekennen, dass ich allmählich unter dem Eindruck des unbeugsamen Willens dieser Persönlichkeit und der Beharrlichkeit seiner Bemühungen, mich zu überzeugen, tatsächlich ebenfalls zu der Auffassung kam, dass es möglich sein müsse, England für die Gesamtheit dieser Gedankengänge zu gewinnen. [...]

36. Hitlers Verschwiegenheit und Scheu vor Entscheidungen – Seine suggestive Kraft – Goebbels, Göring und Himmler als Verfälscher seiner Absichten – Seine Wutausbrüche – Wie er auf einen groben Scherz reagiert

Obwohl mein Arbeitsgebiet weder auf dem der Innen- noch auf dem der Aussenpolitik lag, musste ich als Leiter der wirtschafts- und sozialpolitischen Abteilung doch dauernd über diese Gebiete unterrichtet bleiben. Deshalb zog mich Hitler auch häufiger zu Besprechungen heran, die nicht unbedingt etwas mit der Wirtschaft zu tun hatten. Das entsprach nicht ganz seiner sonstigen Gewohnheit. Denn Hitler stand auf dem Standpunkt, dass Gedanken und Pläne, besonders tatsächliche Absichten und Entschlüsse, unbedingt im Herzen des Betreffenden oder des engsten Kreises bewahrt werden müssen, bei dem sie geboren und ausgearbeitet wurden und von dem aus die Durchführung angeordnet werden musste. Auch diejenigen, denen die Ausführung später einmal übertragen wurde, sollten erst dann unterrichtet werden, wenn sie es tatsächlich erfahren mussten, und es sollte ihnen auch nur so viel mitgeteilt werden, als unbedingt für die Durchführung der betreffenden Aufgabe notwendig war.

Deshalb besprach er aussenpolitische Dinge nur mit dem, den er für diese Aufgabe in Aussicht genommen hatte, Innenpolitik nur mit seinem Innenpolitiker, Wirtschaftspolitik nur mit mir. Zog er andere zu Rate, so unterhielt er sich mit ihnen nur über einzelne Ausschnitte des betreffenden Gebietes. Dabei konnte es sein, dass er auch auf Gedankengänge einging, die er selber gar nicht bejahte. Aber nur so glaubte er wirklich auch gegenteilige Meinungen zu hören.

Man kann über diese Auffassung verschiedener Ansicht sein. Da die Umgebung Hitlers zum grossen Teil aus sehr primitiven Menschen bestand, und auch die Gauleiter meist Männer sehr bescheidenen Niveaus waren, wurde über alles, was Hitler äusserte, stets sehr schnell und sehr viel gequatscht. Dabei wurde manches stärker aufgetragen, anderes wieder weggelassen, und vielleicht das meiste, da es nicht verstanden worden war, völlig falsch weiterkolportiert und erläutert. Hitler *konnte* also diesen Leuten seine innersten Absichten und Ziele gar nicht anvertrauen. Umso grösser wurde deshalb aber die Sucht, Worte und Äusserungen von ihm aufzuschneiden, um sie, vielleicht aus Eitelkeit und eigenem Geltungsbedürfnis, dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit weiter zu erzählen. Was haben wir auf diesem Gebiet alles erlebt! Da aber Hitler seine Gedankenentwürfe nicht am Schreibtisch machte, sondern in der Unterhaltung, in Besprechungen und in vortragsähnlichen Darlegungen, kam es immer wieder vor, dass bei solchen Gelegenheiten doch einmal der oder jener anwesend war, für dessen Ohr diese Äusserungen nicht bestimmt waren. Die schlechten Erfahrungen, die er dabei gemacht hatte, veranlassten ihn, sich immer mehr daran zu gewöhnen, in grösserem Kreis entwe-

der zu schweigen oder nur eine ganz allgemeine Unterhaltung zu pflegen, bei der er eher das Gegenteil seiner tatsächlichen Absichten durchblicken liess, als diese selbst. Wirklich ernste Menschen kamen deshalb bisweilen zu der Ansicht, er sei nicht ehrlich.

Ausser dieser Folgeerscheinung barg diese Art aber auch noch die Gefahr in sich, dass tatsächlich wertvolle und aktive Menschen, die Hitlerschen Gedankengänge, von denen sie ja nur Teilausschnitte erfuhren, für abwegig hielten, für unwirklich oder gar für falsch, und dass sie entweder mit ihm nicht zusammenarbeiten konnten oder von ihm abrückten. Persönlichkeiten lassen sich nicht mit Teilgedanken abpeisen oder gar irreführen. Das kann man sich nur bei beschränkten Menschen, bei einseitigen Dummköpfen und bei reinen Dienernaturen leisten.

So ergab sich ganz von selbst, dass sich wirkliche Persönlichkeiten in der Umgebung Hitlers nicht lange hielten und dass er sich immer mehr von einfältigen Menschen, gedankenlosem Geschmeiss und von Schmeichlern umgeben sah, die ihre Eitelkeit einzig und allein darin befriedigt sahen, im Schatten des Titanen zu wandeln und möglichst häufig auf Photographien zusammen mit Hitler abgebildet zu sein, die der unvermeidliche und sehr geschäftstüchtige Photograph Hoffmann am laufenden Band herstellte.

Hitler, dem leider Menschenkenntnis nicht mit in die Wiege gelegt worden war, – eine verhängnisvolle Unterlassung der Vorsehung, – kam dadurch immer mehr zu der Auffassung, dass die Menschen doch im Grunde furchtbar dumm seien und dass er selbst mit Abstand aus der Masse hervorrage.

«Ich hätte nie gedacht», sagte er einmal zu mir, «dass das Durchschnittsniveau des Wissens und Könnens der Menschen so niedrig ist!»

Worauf ich ihm antwortete: «Das liegt nur an Ihnen. Sie kennen ja nur den Kreis, der Sie umgibt, und kluge Menschen und Persönlichkeiten halten Sie ja oder stossen Sie sogar von sich ab.»

«Wieso?» fragte Hitler erstaunt.

«Weil Ihre Arbeitsweise keine grossen Persönlichkeiten duldet! Wer was gelernt hat und was leisten kann, fordert ein festes Arbeitsgebiet mit Vertrauen und Selbständigkeit. Das Arbeitsgebiet geben Sie einem schon, aber das Gefühl des Vertrauens kann nicht aufkommen, wenn der Betreffende in Bezug auf Ihre letzten Absichten und Pläne im Dunkeln tappt, und Selbständigkeit bedingt einen klaren Auftrag, die Festlegung eines bestimmten Zieles und meistens auch noch die Klärung der Grenzen. Wenn das fehlt, kommt jede Arbeit ins Schwimmen, wird unbefriedigend und bewirkt, dass entweder das Interesse des Arbeitenden erlahmt, oder dass er sich irgendwo anders lohnendere Arbeit sucht.»

«Ich kann meinen Mitarbeitern nicht meine letzten Gedanken offenbaren, denn sie liegen ja nicht einmal für mich selber fest. Ich bin auch gar nicht so sehr für das Festlegen. Alles ist zu neu, alles erst im Entstehen, alles in der Entwicklung. Da finden sich schwer Persönlichkeiten, die so selbstlos sind, zu arbeiten, ohne zu wissen, ob das, was sie erarbeitet haben, überhaupt einmal durchgeführt werden kann, zu grübeln, zu entde-

cken und zu erfinden, ohne erwarten zu können, dass ihre Leistungen einmal Anerkennung und Anwendung finden, auf ihren bisherigen Beruf, auf ihr gesichertes hohes Einkommen zu verzichten, um in München zu darben und wie ein gehetztes Wild in ganz Deutschland herumzufahren, ohne mehr dafür zu gewinnen als die innere Befriedigung eines altruistischen Märtyrers.»

Ich musste Hitler recht geben. Zwar war es mir gelungen, für meine wirtschaftspolitische Abteilung Männer von immerhin einem gewissen Format zu finden. Aber wie lange ich sie würde halten können, wenn die Aufgaben, die ich gestellt hatte, einmal erledigt waren, das war nicht vorauszusehen. Da ich mit Strasser, der den politischen Sektor bearbeitete, in laufendem Gedankenaustausch stand, und da Hitler sich mir selber wesentlich mehr erschloss, wie er es ändern gegenüber tat, empfand ich persönlich nicht jene Hemmungen, die andere empfinden mussten, und konnte auch auf meinem Arbeitsgebiet klare Richtungen und Ziele geben.

In den Jahren 1931 und 32 begleitete ich Hitler auf der Mehrzahl seiner sehr häufigen Reisen. Das war eine schwere Belastung meiner jungen Ehe, zumal meine Frau nie wusste, wo wir waren und wann sie mich zurückerwarten konnte. Im Jahre 1931, dem ersten Jahr nach der Hochzeit, verbrachte ich nur 42 Tage in München. Die ganze übrige Zeit war ich mit Hitler, meist im Auto, unterwegs. Aber es musste sein im Interesse des Ganzen, der Bewegung, ja der sozialistischen Idee und der nationalen Sammlung und Erhebung des deutschen Volkes nach dem Zusammenbruch und der Schmach von 1918/19. Nie dachten wir damals irgendwie an uns. Hitler lebte dieses Leben vor, und wir lebten es ebenso. «Deutschland» war unser einziger Gedanke, das deutsche Volk und die deutsche Zukunft.

Auf diesen Reisen boten die langen Abende immer die beste Möglichkeit für Aussprachen, und es gab wohl kein Gebiet des Wissens und des praktischen Lebens, der Politik und der Staatsführung, das nicht mehrfach Gegenstand der abendlichen Unterhaltung war. Oft lud Hitler irgendwelche Wissenschaftler, Gelehrte, Ärzte oder Künstler dazu ein, mit denen wir, teils planmässig, teils zufällig im Lauf des Tages zusammengekommen waren.

Man kann Hitler und die Zusammenarbeit mit ihm, und damit aber auch die Missverständnisse und Fehler, die sich nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch ihn immer wieder zeigten, nur verstehen, wenn man ihn durch solche Unterhaltungen kennt.

Er hat auf allen Gebieten nicht nur ein ungeheures Wissen, sondern er las jedes neue Buch, fast jede Zeitung, und verschlang die Zeilen mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit. Dabei hatte er die Gabe, das Wesentliche herauszupicken und sofort einzurangieren in das Reservoir seiner eigenen Kenntnisse. Seine grösste Fähigkeit war aber wohl, dass er sich über ein Thema, das ihm gerade lag oder durch einen äusseren Anlass in den Bereich der Besprechung gezogen wurde, in einer geradezu bewunderungswürdigen Übersichtlichkeit und Klarheit äussern und aussprechen konnte, wie es andere meist nur nach Vorbereitung und in Form eines wohl überdachten Vortrags zur Entwicklung zu bringen vermögen.

Vielleicht war gerade diese besondere Befähigung mit der Grund, dass Hitler eigentlich nie Anordnungen gab. Er wollte, wie gesagt, keine Entscheidungen fällen. Er vermied es, ja er unterliess es, zu sagen: ich will das so und so haben. Sondern er legte seine meist mehr philosophisch und allgemein gehaltenen Gedankengänge dem betreffenden Mitarbeiter gegenüber oder in einem bestimmten Kreise dar und erklärte, man müsse das so und so auffassen, von dem und dem Gesichtspunkt aus betrachten, nach den und den Grundsätzen entscheiden, und dabei auf das und das achten. Dann war es eben Aufgabe des Einzelnen, auf seinem Gebiet seine Anordnungen so zu treffen und zu arbeiten, dass die von Hitler dargelegte allgemeine Richtung, das sich aus diesen Unterhaltungen mit der Zeit kristallisierende grosse Ziel, angestrebt und mit der Zeit erreicht wurde. Hitler sagte gelegentlich: «Wenn alle so arbeiten könnten, wenn alle mit fester, bewusster Beharrlichkeit einem gemeinsamen, weitgesteckten Ziel zustreben würden, dann müsste einmal das höchste Ziel erreicht werden. Dass Fehler gemacht werden, ist menschlich. Es ist schade. Aber es wird überwunden werden, wenn immer wieder ein gemeinsames Ziel als Richtschnur aufgenommen wird.»

Wenn Menschen mit Hitler arbeiten müssen, seien es Minister oder sonstige Mitarbeiter, ohne ihn und seine Art zu kennen, dann kommt es natürlich leicht vor, dass sie entweder mit seinen Ausführungen nichts anzufangen wissen oder irgendein Teilstück, das ihnen gerade entweder in ihren Kram passte oder das sie gerade begriffen haben oder begriffen zu haben glaubten, als Weisung oder Anordnung auffassten und nun stur durchführten, teilweise vielleicht ohne innerlich von der Notwendigkeit oder Richtigkeit überzeugt zu sein. Am schlimmsten müsste es werden, wenn Offiziere mit ihm zu arbeiten gezwungen sind, besonders, wenn er, wie es später kam, als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht ihr Vorgesetzter ist. Denn der Offizier ist Gehorsam gewöhnt, und je grösser die Bereitschaft zur Disziplin ist, je geringer die Übung im selbständigen Suchen und Ausfüllen einer bestimmten Aufgabe, umso mehr wartet der Offizier auf einen Befehl. Hitler ist aber nicht bereit, zu befehlen und auch nicht zu befehlen gewohnt. So können dann Dinge als Befehl aufgefasst werden, die Ideen waren, deren kritische Bearbeitung und Ausführung eigentlich erst Aufgabe der verantwortlichen Männer gewesen wäre.

Dabei hatte Hitler eine Schwäche, die aber gerade in dieser Art zu arbeiten begründet lag. Wenn irgendetwas auf Grund solcher Unterhaltungen und allgemeiner Äusserungen von ihm ausgeführt wurde, dann nahm er für sich in Anspruch, dass es sein Erfolg war. Dabei hatte er zweifellos in gewissem Umfang recht. Denn ihm lag ja bei seiner Besprechung der Gedanke zu Grunde, es müsse so und so gemacht werden. Ging etwas schief, was in seinem Sinne ausgeführt worden war, dann nahm er deshalb auch die Verantwortung auf sich. War es aber nicht in seinem Sinne ausgeführt, dann schob er rücksichtslos dem Ausführenden die Verantwortung zu und zog auch, je nach der Wichtigkeit und Bedeutung der Angelegenheit, besonders wenn das öffentliche Wohl oder auch nur die öffentliche Meinung dadurch zu Schaden kam, die Konsequenzen daraus. Der Betreffende wurde auf einen andern Posten gesetzt, entlassen oder gar zur Rechenschaft gezogen, und zwar, wenn das Staatswohl oder die Person Hitler dabei berührt war, in aller

Öffentlichkeit. Er wurde eben als der Schuldige für den entstandenen Nachteil gebranntmarkt. Leider machte Hitler späterhin Ausnahmen in dieser konsequenten Haltung, wenn alte Mitarbeiter solche Fehler machten. Ich komme zur gegebenen Zeit darauf zu sprechen.

Nun es war aber doch sehr leicht, aus laufenden Unterhaltungen Hitlers falsche Schlüsse zu ziehen, besonders für Personen, die die Arbeitsart Hitlers und seine ganze weltanschauliche Einstellung nicht kannten, und angesichts der Tatsache, dass er manchmal planmässig bemüht war, Unklarheiten bestehen zu lassen.

Endlich lag nun aber noch in der Art seiner Rede etwas stark Faszinierendes, vielleicht für manchen sogar etwas Suggestives, was bei beeinflussbaren Menschen deren eigenen Denkapparat während des Zuhörens ausschaltete und sie nachher unter einem Vorstellungszwang handeln liess, über den sie sich vielleicht gar keine Rechenschaft zu geben mehr in der Lage waren.

Wie stark diese suggestive Kraft war, konnte ich einmal beobachten, als Hitler bei einem S.A.Sportfest erschien und die einzelnen Kämpfe mit dem Interesse und dem Willen verfolgte, Höchstleistungen zu sehen.

Es ist fast unbegreiflich, dass Männer, die sonst vielleicht nur durchschnittliche Leistungen zu vollbringen gewohnt waren, von dem Augenblick an, in dem Hitler das Stadion betreten hatte und mit allgemeinem Jubel begrüsst worden war, unter dem Banne seiner Persönlichkeit im 100 m Lauf Zeiten, im Speerwurf Wurfweiten, im Stafettenlauf, im Schwimmen und selbst im Schiessen Leistungen erreichten, die an die höchsten internationalen Rekorde heran kamen und sie teilweise sogar überschritten. Und er selbst sass während einer solchen Ausscheidung vorgebeugt und sichtbar geistig und körperlich konzentriert auf seinem Stuhl und sank, wenn der Kampf zu Ende war, jedesmal wie ermattet für einige Augenblicke in sich zusammen. [...]

Bei seinen Reden in grossen Versammlungen, die er stets frei und ohne Vorarbeiten in unserm Sinn hielt, nahm er stets 3 bis 4 Pfund an Gewicht ab. Seine einzige Vorbereitung bestand meist in einer etwa viertelstündigen geistigen Konzentration auf das beabsichtigte Thema, wobei er gelegentlich eine oder zwei Kola Dallmann-Tabletten¹ nahm.

Kein Wunder, dass Hitler gewohnt war, grössere Erfolge, zu denen er irgendwie in Verbindung stand, zu einem gewissen Teil sich selbst zuzuschreiben.

«Währenddem ich arbeite», dabei meinte er Reden, Besprechungen, Aufmärsche, aber auch beispielsweise die Anwesenheit bei einer sportlichen Veranstaltung oder einer Truppenvorführung, «nehme ich neue Kraft aus den leuchtenden Augen, dem Beifall und der Begeisterung meiner Zuhörer, der Anwesenden, der ganzen Masse, und konzentriere sie in mir für den *einen* Zweck, zu dem ich gerade anwesend bin oder den ich verfolge.»

So kommt es, dass manche mit Recht sagen, es läge etwas Unheimliches, Dynamisches, in seiner Persönlichkeit. Gelegentlich wird es auch etwas despotisch Vergewaltig-

gendes genannt. Aber so können nur Menschen empfinden, die Hitler nicht näher kennen, und die nur aus den äusseren Erscheinungen auf ihn zu schliessen versuchen. Unbedingt falsch und irrig ist es aber, wenn man es etwas Diabolisches zu nennen versucht. Zum Diabolischen gehört eine Absicht, und zwar eine teuflische Gesinnung oder ein teuflisches Wollen. Beides lag Hitler vollkommen fern. Aber da er meistens in einer anderen Gedankenwelt lebte als wir es sonst gewohnt sind, konnten seine Schlüsse, seine Äusserungen, ja auch seine Anweisungen, wenn er sich zu solchen gezwungen sah, in der Hand derer, die sie auszuführen hatten, zu Konsequenzen führen, die von ihm weder beabsichtigt noch vorausgesehen waren.

Wir werden später sehen, dass abgesehen von einigen Gauleitern und anderen unbedeutenden Persönlichkeiten, wie Ribbentrop, Funk, Frank², Bormann usw., in der Hauptsache drei Männer aus ihrem eigenen diabolischen Charakter heraus die furchtbare Schuld auf sich luden, Gedanken und Gespräche sowie auch Massnahmen Adolf Hitlers völlig unnatürlich umgewandelt oder ausgelegt und insgeheim zu unmoralischen und gesetzwidrigen, ja zu verbrecherischen Handlungen, zum Teil sogar im eigenen Interesse, ausnutzten. Diese drei Männer sind Göring, Himmler und Goebbels. Göring, dessen krankhaftes Hochstapeltum sich zu einem mit Verfolgungskomplexen begleiteten Grössenwahn auswuchs, der ihn zum Betrüger und zum hundertfachen Mörder werden liess; Himmler, der in seiner negroiden Bastardgesinnung und nur rein mechanischen Denkfähigkeit den Auftrag der Sicherung des Regimes und der Person des Führers als Freibrief für Anordnungen und Massnahmen auslegte, die jedem Rechtsbegriff zuwider waren und ans Unmenschliche grenzten, ja zum Schluss sogar in unvorstellbaren Massenmorden endeten; und Goebbels, der insgeheim als Agitator wühlte und intrigantenhaft den Führer falsch zu beeinflussen verstand, der ausserdem die bewusste Lüge und Verleumdung zum legalen Mittel der Propaganda und der Volksbetörung machte und dadurch erreichte, dass die Unzulänglichkeiten und Fehler des Regimes und seiner Männer vor der Öffentlichkeit durch den Dunst von Worten und Ziffern verschleiert wurden. Da diese drei Grossverbrecher, wie wir sehen werden, als die einzigen Vertreter der Partei im Regime vom 30. Januar 1933 übriggeblieben waren, konnte Hitler sich ihrer nicht so leicht entledigen, sondern war eigentlich ihr unbewusster Gefangener geworden, und sah sich ihnen als einer geschlossenen Front gegenüber, in der sie sich

immer wieder gegenseitig deckten.

In den Jahren 1931 und 32 war diese Entwicklung aber noch in keiner Weise voraussehen, und die Rolle, die diese drei Männer spielen sollten, war nicht einmal zu ahnen. Um aber dem Aussenstehenden die gesamte Entwicklung der Dinge begreifbar zu machen, muss ich hier schon auf die geheimen Gründe und Triebfedern hinweisen. Damals hofften Strasser und ich jedenfalls immer noch, Göring mehr in den Hintergrund drängen zu können. Himmler trat nur als Reichsführer der S.S. und sonst kaum in Erscheinung. Und Goebbels war Gauleiter von Berlin, wo er zweifellos grosse Erfolge errungen hatte, ohne aber mehr hervorzutreten als irgendein anderer Gauleiter. Ausserdem unterstand er Gregor Strasser als dem Leiter der Organisationsabteilung I, also der eigentlichen Parteiorganisation. Nur als Volksredner war er als Phänomen anerkannt.

So kam es, dass Strasser und ich mit unsern immer zahlreicher werdenden Mitarbeitern unbeirrt unsern Weg, der uns vorgezeichnet war, weitergingen und dass wir uns immer wieder die Hand reichten und uns versprachen, alle Kraft einzusetzen, um mit Hitler und für die N.S.D.A.P. alle Vorbereitungen zu vollenden zur Erfüllung der Aufgaben, die der Partei nach Erreichen der notwendigen Stärke im Reichstag pflichtmässig zufallen würden. Gleichzeitig nahmen wir natürlich auch an der aktiven Mitarbeit zur Erreichung dieses politischen Zieles teil.

Ich erwähnte, dass Hitler Fehler, für die er sich, wenn auch nur indirekt, mitverantwortlich fühlte, zu decken oder wenigstens nicht zu beachten bereit war, und dass er nur dann Konsequenzen zog, wenn solche Fehler oder die sich daraus ergebenden Fehlentwicklungengegen seine Anweisungen oder Äusserungen erfolgten. Zwar wurde in einem solchen Fall das innere Verhältnis zwischen ihm und dem Betreffenden nicht beeinträchtigt, da er in den Fehlern nur das Missgeschick des irrenden Menschenverstandes und seiner Unzulänglichkeit sah. Aber der Wunsch, nicht gegen seine Intensionen zu verstossen, und die sich allmählich immer mehr festsetzende Identifizierung seiner Gedanken mit dem Wohl des deutschen Volkes, brachten es mit sich, dass sich allmählich eine Scheu seiner Mitarbeiter vor selbständigen Entschlüssen entwickelte, die Verantwortungsfreudigkeit, das wertvollste Aktivum in der Zusammenarbeit mit anderen, verkümmerte und erstickte, und jeder suchte für sein Handeln irgendwie unmittelbar oder mittelbar Deckung durch ein Wort Hitlers oder möglichst sogar durch seine Unterschrift.

Er selbst empfand dies als einen weiteren Beweis für die Kleinheit der Menschen und seine eigene Überlegenheit. Er glaubte mit der Zeit, dass er wirklich alles selber machen müsse und dass es ohne ihn überhaupt keine Entschlussmöglichkeit gäbe. Wenn dann auch noch seine Trabanten und Schmeichler jede Gelegenheit benutzten, wo Fehler gemacht wurden, Misserfolge eintraten, darauf hinzuweisen, dass das wieder einmal ein selbständiger Entschluss eines andern gewesen sei und dass seine Meinung, also die des

Führers, eben nicht erfragt worden war, dann bestärkte das in ihm, selbst wenn er es nicht beachtete, den Glauben, dass tatsächlich *nur er* alles richtig machen könne und dass er über die menschlichen Schwächen erhaben sei.

Gerade dieses ihm von den andern allmählich erst anerzogene überhebliche Selbstgefühl, das früher nicht vorhanden, jedenfalls noch nicht in dieser Form in Erscheinung getreten war, brachte es mit sich, dass er eine Missachtung seiner Person oder den Versuch, im Beisein anderer ihn auf einen von ihm selbst begangenen Irrtum oder Fehler hinzuweisen, als ein Vergehen ansah, das nicht schwer genug geahndet werden konnte. Das Schlimmste war natürlich eine Handlung oder die Vorbereitung zu einer Aktion, die seinen Gedanken und Absichten bewusst zuwiderlief, oder gar eine Organisation und Verabredung mit andern, die darauf hinausliefen, seine Pläne zu sabotieren oder ihn gegen seinen Willen zu irgendetwas zu zwingen. In solchen Fällen konnte er in eine Empörung und Wut geraten, wobei ihm die Zornesader auf der Stirn von der Nasenwurzel bis in den Haarwuchs hinein geradezu furchterregend blau anschwell und seine Stimme sich überschlug, dass man glauben konnte, Angst um sein Leben haben zu müssen, – aber auch um das eigene –, und dass man aus Achtung vor diesem sonst so aussergewöhnlichen Mann vermied, einen solchen Ausbruch herbeizuführen, oder ihn schweigend über sich ergehen liess. Wie leicht hatten es deshalb andererseits intrigantenhafte Kreaturen, ihn gegen einen andern aufzubringen und ihn dadurch mit der Zeit seines Einflusses und seiner Stellung zu entkleiden.

Diese Anfälle waren jedoch selten und es ist eigenartig, dass Hitler selbst sie fürchtete, zumal er nachher stets sichtbar zusammenbrach und Mittel nehmen musste, um sich wieder zu beruhigen. Häufig wurde diese Eigenschaft als Ausdruck eines despotischen Willens bezeichnet. Bei einer Persönlichkeit wie Hitler musste das auch gelegentlich so erscheinen. Aber in Wirklichkeit ist es wohl mehr die Äusserung eines krankhaften Zwangsgefühls, das irgendwie mit Drüsenfehlern zusammenhängt, wodurch die Hemmungen der Erziehung, des Anstandes und bei Hitler ausserdem der eigenen sonst grenzenlosen Gutmütigkeit ausgeschaltet sind. Diese recht störenden Vorfälle sind meines Erachtens deshalb nicht als Charakterzug, sondern als biologische Mangelerscheinungen zu werten.

Ein Charakterzug war es jedoch zweifellos, dass Hitler für die Achtung vor seiner Person ein sehr ausgeprägtes Empfinden hatte. Das liesse sich wohl in gewissem Umfang begründen durch Komplexe, die sich aus Herkunft und Vergangenheit ergeben konnten, oder andererseits durch eine bei künstlerischen Naturen nicht seltene primadonnenhafte Eitelkeit. Aber ich habe immer das Gefühl gehabt, dass doch mehr dahintersteckte, und dass Hitler eben in seinem ganzen Wesen für eine besondere Aufgabe geboren war, die die Achtung vor seiner Person bedingte. Ein Vorfall aus dem Jahre 1930 beleuchtet das sehr anschaulich.

Als wir einmal, Hitler mit einem neuen 200 PS Kompressor-Mercedes, und Pfeffer und ich mit unserm alten 35-60-120er Wagen, von Nürnberg nach München zurückfahren wollten, sagte Pfeffer, dass man bei den Strassenbiegungen und Ortschaften die 200

PS gar nicht ausnutzen könne. Hitler meinte, dass die Reserve, die in diesen 200 PS läge, trotzdem erlaube, eine wesentlich höhere Durchschnittsgeschwindigkeit zu erzielen als mit einem schwächeren Wagen. Pfeffer bestritt das. So kam es dazu, dass Hitler uns 15 Minuten Vorsprung gab und versicherte, dass er uns bis Ingolstadt eingeholt haben werde.

Wir fuhren zunächst, was der Wagen hergab. Aber wir waren uns darüber klar, dass Hitler doch noch schneller sein würde. Und wirklich sahen wir schon nach einer Stunde dann und wann einmal hinter uns eine Staubfahne, die auf die Annäherung des grossen Wagens schliessen liess. Ich glaube, es war bei Eichstätt, als wir erkennen mussten, dass wir bald eingeholt sein würden. Da kamen wir auf den Gedanken, in Eichstätt um eine Kirche herum eine Volte zu fahren und Hitler an uns vorbeizulassen, ohne dass er es merkte. Es gelang. Und als wir dann aus Eichstätt heraus über die Altmühl-Brücke fuhren, da sahen wir ihn schon jenseits wie ein Pfeil die Talstrasse entlangeilen und im Walde verschwinden. Und wir malten uns aus, wie er nun immer weiter hinter uns herzuja-gen versuchen und das letzte aus dem Wagen herausholen würde, um uns wirklich einzuholen.

Als wir in München wieder zusammenkamen und Pfeffer in seiner trockenen Art unsere Täuschung erzählte, schnappte Hitler augenblicklich ein. Er sprach nicht mehr und stand nach dem Essen sofort auf, um sich fast ohne Gruss zu entfernen.

Dabei kam mir in Erinnerung, was ich als Fähnrichsvater vor über 20 Jahren meinen jungen Fähnrichen und Leutnants in meinem Regiment immer beigebracht hatte: dass man sich Scherze, – wir nannten es damals «anfrotzeln» –, nur mit Gleichartigen und Gleichgestellten leisten dürfe. Denn sowohl ein Vorgesetzter wie ein Untergebener ist meist beleidigt, wenn man sich Scherze mit ihm erlaubt; er fühlt sich entweder zu gering eingeschätzt oder gar missachtet. Hitler fühlte sich also nicht «gleichgestellt». Und ich fragte mich damals noch weshalb. Heute ist mir klar, dass er damals bereits die Berufung des «Führers» in sich trug, so, wie sich diese Stellung später wirklich entwickelte. Aber Minderwertigkeitskomplexe waren es bestimmt nicht!

Wenn man ihn auf eine Irrige Ansicht, einen Denkfehler, oder einen Widerspruch gegen grundsätzliche Auffassungen seines eigenen Programms, oder des Rechts, der Moral und der Ethik aufmerksam machen wollte, so musste man vermeiden, dies im Beisein von Fremden zu tun. Nur die gewohnte Umgebung, Hess, Schaub, Sepp Dietrich³ usw., störte dabei weniger, wenn Hitler auch bei ihrer Anwesenheit nicht liebte, in einer Art angesprochen zu werden, die als eine Belehrung oder gar Zurechtweisung hätte erscheinen können. Es war ihm angenehmer, wenn man in Fällen, die einen Aufschub nicht zweckmässig erscheinen liessen, ihn bat, dass man ihm eine «wichtige Mitteilung» unter vier Augen machen dürfe.

Wenn man ihn allein und unter vier Augen auf Irrtümer, Fehler oder auch auf die Möglichkeit einer andern Ansicht ansprach, dann ging er eigentlich stets auf diese Gedanken ein und nahm es auch willig auf, wenn man ihm etwas sagte, was ihn vor anderen in höchste Empörung versetzt hätte.

Als Hitler einmal im Jahr 1932 in einer Rede in Nürnberg den greisen Reichspräsidenten angegriffen hatte, – der Reichspräsident hatte Hitler, obwohl die Partei aus einer neuen Reichstagswahl als die stärkste Partei hervorgegangen war, nicht, wie es der demokratischen Grundidee und der parlamentarischen Ordnung entsprochen hätte, mit der Bildung der Reichsregierung beauftragt, sondern ihm zugemutet, sich mit dem Posten des Vizekanzlers abfinden zu lassen, – und als er dabei Redewendungen benutzte, die den alten Herrn zu beleidigen und lächerlich zu machen in der Lage sein konnten, fuhr ich von Berlin, wo ich den Vorgang bereits mit entsprechenden Kommentaren in den Zeitungen gelesen hatte, sofort nach München und hinauf zum Berghof bei Berchtesgaden, wohin Hitler bereits zurückgekehrt war, um ihm zu sagen, dass solche Ausführungen falsch seien und ihn selber nur in Misskredit bringen könnten. Ich traf Hitler in der Wohnstube des damals noch kleinen Wochenendhauses, wo er sich gerade mit seiner Umgebung zum Frühstück setzen wollte.

Bei meinem Eintreten schickte er von selbst alle Anwesenden, auch seine Schwester, die ihm dort das Haus führte, weg, wie wenn er aus meinem Gesicht gelesen hätte, dass ich ihm etwas unter vier Augen sagen wollte. Als ich ihm dann kurz berichtete, weshalb ich komme, und mit den Worten schloss: «Man soll dem Volk nicht seine Götter nehmen, besonders aber darf man sie nicht beleidigen!», da gab er mir beide Hände und antwortete: «Wagener. Ich danke Ihnen. Es ist mir selber auch schon zum Bewusstsein gekommen. Sie haben Recht. Man soll dem Volk nicht seine Götter nehmen.» Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: «Ich werde es nicht wieder tun.» Und dann liess er nach einem kurzen Druck meine Hände los und sagte: «Gehen Sie jetzt aber.»

So hatte mein Besuch nur 3 Minuten gedauert. Aber 3 bis 4 Wochen lang vermied er es, mit mir zusammenzutreffen. Aber als ich vor der Garnisonskirche zu Potsdam im März 1933 sah, wie Hitler jene auf so vielen Bildern festgehaltene tiefe Verbeugung vor Hindenburg, dem getreuen Ekkehard des deutschen Volkes, machte, als er ihm die Hand gab, die einzige Verbeugung, die Hitler vielleicht je gemacht hat, da dachte ich unwillkürlich an meine Ermahnung zurück.

Hitler *war* lenkbar. Hitler *war bereit*, anzunehmen. Aber man kann mit einem so aussergewöhnlichen Menschen nicht so verkehren, wie wir es landläufig gewohnt sind. Und man musste ihn kennen, seine Stärken, seine Schwächen, seine ingeniosen Fähigkeiten und seine menschlichen Eigenarten.

So lernte ich Hitler in den Jahren 1931 und 32 in München, unterwegs, und besonders bei den Abenden in den Hotels und Quartieren, wo wir häufig allein zusammensassen, während Schaub und Schreck, sowie Sepp Dietrich und Hoffmann, die fast immer unsere Begleiter waren, irgendwo andere Unterhaltung und Abwechslung suchten, so kennen, wie ihn kaum jemand sonst gekannt hat, ja, ich glaube sagen zu dürfen, wie ihn sonst niemand kennenlernen konnte. Es war ein Verbrechen, das jene begingen, die dafür die Verantwortung tragen, dass man am 30. Januar 1933 Hitler *allein* herausholte aus dem Kreis derer, die jahrelang mit ihm zusammen gearbeitet, gekämpft und sich mit ihm zusammengefunden hatten, und dass man ihn zu einem Kabinett zwang, das fast

nur aus politischen Gegnern bestand und in dem niemand sass, der bereit war oder der die Notwendigkeit erkannt hatte, und auch dazu in der Lage gewesen wäre, als Katalysator zwischen den widerstrebenden, sich misstrauenden und sich nicht verstehenden und ewig fremd bleibenden Männern der Reichsregierung zu dienen und zu wirken. [...]

37. Hitlers Gründe für die Regierungsbeteiligung in Thüringen – «Wirkliche Sozialisten» koalieren nur mit den bürgerlichen Parteien Hitlers Erfolg in Weimar

Es war im Jahre 1931 an einem Sonntag Vormittag, als Hitler bei mir in der Wohnung anrief, um zu fragen, ob ich da sei und ob er gleich mal zu mir kommen könne.¹

Zwanzig Minuten später war er da. Als wir uns gesetzt hatten, begann er:

«Sie wissen, dass unsre politischen Gegner alles anstrengen, um einen Grund für das Verbot und die Auflösung der Partei zu finden. Es scheint, dass die Kommunisten sonst mit einem Generalstreik und mit Unruhen gedroht haben.

Nun gibt es nur *ein* sicheres Mittel, um die Auflösung der Partei unmöglich zu machen: wenn wir irgendwo in Deutschland, also in der Reichsregierung oder in einer Landesregierung, einen Ministerposten besetzt haben und damit in eine Regierung eingetreten sind. So weit würde selbst Brüning² die primitivsten Grundsätze der Demokratie wohl achten müssen.

Sauckel³ rief mich nun eben an, dass in Thüringen der Posten des Innenministers neu besetzt werden müsse und dass die bisherige Regierung ohne uns eigentlich eine Minderheitsregierung sei. Er halte für möglich, dass die bürgerlichen Parteien dazu gebracht werden könnten, die Regierung auf eine festere Basis zu stellen, indem sie die N.S.D. A.P. in die Regierung aufnähmen und uns den Innenminister anböten.

Das wäre natürlich eine wunderbare Gelegenheit, im Sinne der Demokratie ‚legal‘ zu werden, obwohl wir uns eigentlich seit dem 9. Nov. 1923 noch nie eine Illegalität haben zu Schulden kommen lassen.

Nun betreten wir damit zum ersten Mal ein Parkett, auf dem ich nicht bewandert bin. Ich befürchte zwar nicht, dass ich ausrutsche, aber ich möchte mir auch nicht die Blöße geben, einen Misserfolg ernten zu müssen.

Ich habe nun die Bitte, dass Sie nach Weimar fahren, mit den Parteien und sonst in Frage kommenden Persönlichkeiten verhandeln und mir dann, wenn eine einigermaßen sichere Aussicht für das Gelingen des Planes besteht, telegrafieren, um mich kommen zu lassen. In diesem Fall müssten Sie die für mich noch notwendigen Besprechungen vorbereiten und am liebsten würde ich abends vor einem auserlesenen Kreis von vielleicht 250 bis 300 Menschen, Herren und Damen, in einem geeigneten Saal sprechen.

Die Frauen dürfen wir dabei nicht vergessen! Die Männer gehen von so einem Vortrag weg ins Bierhaus an den Stammtisch oder sonst wohin, und dann wird alles, was man gesagt hat, zerredet. Die Besserwisser werden laut, die ewig Bedenklichen, die ‚Wenn’s‘ und die ‚Aber‘ rücken in den Vordergrund, und zum Schluss ist alles verne-

belt und zerrissen, was anfangs die Leute bereits in seinen Bann genommen und begeistert hat. Wenn aber die Frauen dabei sind, dann müssen die Männer mit nach Haus, und dann redet die Frau noch mit ihrem Mann. Die Frauen haben einen viel klareren Instinkt und bleiben viel fester bei der Stange als die Männer, die gewohnt sind zu erwägen und kritisch zu betrachten und sich durch ihre dumme Logik von den einfachsten und natürlichsten Erkenntnissen und Eindrücken wieder abziehen lassen.»

Ich sagte natürlich gerne zu, diese Aufgabe zu übernehmen, und fragte, wen Hitler als Minister in Aussicht genommen habe. Hitler nannte Frick.⁴ «Er ist früher Verwaltungsmann gewesen, versteht sich auf das Polizeiwesen, ist ruhig, klar und bestimmt und wird sicherlich keine taktischen Fehler machen. Und darauf kommt es mir fürs erste an.»

Als ich fragte, ob es nicht richtig sei, möglichst den Mann dorthin zu setzen, der später einmal in der Reichsregierung als Innenminister arbeiten solle, also Strasser, antwortete er:

«Das ist wohl richtig. Es wäre eine gewisse Vorbereitung. Aber Strasser ist vielleicht schon eine zu starke Persönlichkeit für Thüringen und ich kann ihn auch bei der Parteileitung nicht entbehren.»

Es blieb deshalb bei Frick und ich muss zugeben, dass sich später erwiesen hat, dass Hitler Recht hatte.

«Wann werden Sie abfahren?» fragte Hitler.

«Morgen früh.»

«Können Sie nicht heute schon fahren, oder wenigstens mit dem Nachtschnellzug? Es darf keine Stunde verloren gehen.»

«Gut. Dann fahre ich mit dem Nachtschnellzug.»

«Schaub wird Ihnen gleich einen Schlafwagenplatz besorgen. Sie hören dann noch von ihm. Muss ich Ihnen sonst noch was sagen?»

«Ich wüsste nicht.»

«Dann gute Fahrt. Und Auf Wiedersehen in Weimar.»

Eine Stunde später brachte mir Schaub die Schlafwagenkarte. Meine Frau brachte mich am Abend an die Bahn, und als ich eine halbe Stunde nach der Abfahrt allein in meinem Abteil sass, da dachte ich eigentlich erst so richtig über meinen Auftrag nach und fragte mich, ob wohl schon häufiger so entscheidend wichtige Wege so wenig Vororientierung notwendig hatten, wie mein jetziges Vorhaben. Aber jedes weitere Wort Hitlers wäre überflüssig gewesen. So sehr war ich in seinen Gedanken aufgegangen, und so sicher wusste auch er, dass er sich auf mich verlassen konnte.

In Weimar holte mich der Gauleiter Sauckel früh morgens an der Bahn ab und brachte mich ins Hotel zum Elefanten, wo wir besprachen, welche Besuche ich zu machen hatte. [...]

Er hatte mich schon angemeldet bei den Vorsitzenden der Deutschen Volkspartei, der Deutschnationalen, des Landbundes oder wie dort damals diese Partei der bäuerlichen

Bevölkerung hiess, und ferner der Demokraten. Dann besprach ich mich mit dem Vorsitzenden des Thüringischen Industriellenverbandes⁵, mit dem Präsidenten der Reichsbahndirektion Erfurt, dem Direktor der Reichsbankfiliale Weimar und mit den Herren des im Amte befindlichen Ministeriums.

Am Abend sass ich mit Sauckel und seinen engsten Mitarbeitern zusammen, die zum grössten Teil auch Mitglieder des Thüringischen Landtages waren, und wir unterhielten uns über die Ergebnisse des Tages, die den Plan Hitlers bereits sehr aussichtsreich erscheinen liessen.

Ich fragte: «Wie kommt es eigentlich, dass wir als Sozialisten nicht mit den andern sozialistischen Parteien zusammengehen, sondern uns nun mit den bürgerlichen Gruppen zusammenschliessen? Wenn wir das hier erst einmal gemacht haben, dann wird das auch die Gruppierung der Zukunft sein. Und das ist doch eigentlich nicht richtig!»

Sauckel meinte: «Die Sozialdemokraten sehen uns als ihre ausgesprochensten Gegner an. Ihre Führer bekämpfen uns mit allen politischen Mitteln und mit persönlichem Hass, wie er eigentlich unbegreiflich sein müsste. [...]

Und dass wir mit den Kommunisten nicht praktieren können, das ist ja doch wohl auch für uns selbst feststehend.»

Ich musste zugeben, dass wohl keine Möglichkeit bestand, ein Zusammengehen mit sozialistischen Gruppen anderer Richtung ins Auge zu fassen. Und da wir einen Ministerposten brauchten, um «legal» zu werden, blieb uns gar nichts anderes übrig, als diese Koalition einzugehen.

«Was das Bürgertum anbelangt», so mischte sich der Parteigenosse [Name fehlt] in das Gespräch, Kaminfegermeister von Beruf und ebenfalls Landtagsabgeordneter, «so ist es ein Irrtum, wenn man glaubt, es lehne den Sozialismus ab. Im Gegenteil! Der deutsche Mensch ist eigentlich überhaupt von Grund auf sozialistisch. Warum ist Deutschland immer die stärkste Stütze für die christliche Religion mit ihrer ganzen Lebenseinstellung und Haltung gewesen und sogar das Rückgrat der katholischen Kirche? Weil die Nächstenliebe, die Sorge für die andern, der Gemeinschaftsgeist eine eigentlich germanische und besonders eine deutsche Eigenschaft ist, die man in Frankreich und Italien, wo ich als Geselle drei Jahre gearbeitet habe, nicht in diesem Umfang kennt. Dass gerade in Deutschland die Religionskriege am heftigsten entbrannt sind, beweist, wie ernst es der Deutsche mit diesem christlichen Sozialismus, der freien Bereitschaft, auch für die andern da zu sein, genommen hat gegenüber der Romanisierung des Christentums, der Vereinzelung der Menschen und der Beseitigung der Freiheit des Denkens und der gegenseitigen Verantwortung durch dogmatische Formen, die gestatten, mit schmutziger Münze die Sünden auszutilgen, die dem Nächsten gegenüber begangen wurden.

Das Bürgertum begrüsst deshalb, besonders hier in Thüringen, die neue sozialistische Bewegung, die die gegenseitige Verantwortung der deutschen Menschen wieder in den Mittelpunkt der staatsbürgerlichen Pflichten stellt und damit christliches Denken wieder mit politischem Glauben vereinigt.

Es wäre deshalb falsch, das Bürgertum vor den Kopf zu stossen, indem wir mit jenen zusammengehen, die die Missgunst zum Mittel der Agitation und den Kampf zum Inhalt des politischen und wirtschaftlichen Lebens machen. Die wahren Sozialisten, die bekommen wir schon, auch wenn sie heute noch in der Kommune stecken. Und die Führer dieser staats- und volksfeindlichen Irrlehren wollen wir ja doch gar nicht! Wir müssen sie sogar uns vom Leibe halten. Unsere Verbindung mit den bürgerlichen Parteien bedeutet bereits die Volksgemeinschaft. Die ausgeschlackten Reste der falschen sozialistischen Parteien werden zur Seite geschoben und in einer einzigen menschlichen Generation aussterben, da sie keine Existenzmöglichkeit und Berechtigung mehr besitzen.»

Ich war über diesen Kaminfegermeister höchst erstaunt und von seinen Ausführungen begeistert. Welch' eine natürliche Klarheit steckte doch im Herzen so einfacher Menschen! Und das Problem, das mich lange beschäftigt hatte, wurde durch seine Darlegungen für mich für immer gelöst. *Wir* waren die wirklichen Sozialisten Deutschlands. Sozialdemokraten und Kommunisten massten sich diese Bezeichnung nur zu Unrecht an. Der deutsche sozialistische Gedanke wurde durch *uns* vertreten, nicht durch die andern Parteien, die sogenannten Linksparteien. Der organische Lauf der Dinge musste also sein, dass nicht wir mit ihnen uns zusammentun, um dadurch ihre falschen Ideen zu retten und zu erhalten, sondern dass sie absterben mussten, zu Grunde gehen, und damit auch die Irrlehren ihrer internationalen und destruktiven Gedankengänge. Aber es wurde mir weiter klar, dass diese Tatsache für uns grosse Verpflichtungen in sich schloss. Wir hatten nur dann das Recht, so zu denken, wenn wir unsern nationalen Sozialismus wirklich zum letzten Ziel und Inhalt unserer politischen Arbeit machten.

Ich verabredete mit Sauckel, dass wir am nächsten Nachmittag im Hotel zum Elephanten einen politischen Tee arrangieren wollten, zu dem Sauckel als Gauleiter einzuladen hatte. Dazu sollten nur etwa 20 Herren kommen, die massgebenden Vertreter der Rechtsparteien, des Staates und der Wirtschaft Thüringens. Ich telefonierte mit Hitler, dass er am Nachmittag da sein solle, mit Frick und Hess, und vielleicht auch mit Strasser, damit die Gäste gelegentlich dieses Tees Hitler selbst und seine engsten Mitarbeiter kennenlernen konnten. Am Abend sollte dann eine Versammlung im Saal des Hotels Kaiserin Augusta stattfinden, 300 geladene Gäste, Herren und Damen, wobei Hitler sprechen sollte.⁶

Alles verlief planmässig. Beim Tee sassen wir an 3 runden Tischen verteilt, wobei Hitler an dem einen Tisch mit Sauckel, Frick am zweiten mit Hess und ich am dritten präsierte. Strasser war verreist gewesen und konnte nicht mehr rechtzeitig erreicht werden. Aber schon nach einer halben Stunde bildete der Tisch mit Hitler den Mittelpunkt. Ich wollte erst, dass wir nach und nach die Tische wechselten. Nun hatte aber bereits alles die Front und das Ohr zu Hitler hin genommen und lauschte seinen Ausführungen über die Notwendigkeit einer starken, nicht alle Augenblicke einem Wechsel unterworfenen Regierung in Deutschland, beauftragt und getragen von der grossen Mehrheit des deutschen Volkes und gestützt durch das Vertrauen des Volkes.

Ich musste Hitler zum Aufbruch veranlassen, um den Tee-Nachmittag zu beenden. Sauckel, der einige Herren hinausbegleitet hatte, berichtete, dass die Ministerwahl und damit unser Eintritt in die Regierung gesichert sei.

Am Abend hatte Hitler einen ausgesprochen grossen Tag. Der Erfolg des Nachmittags hatte ihn noch besonders angeregt und die gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörer, die den Abend ausserdem als gesellschaftliches Ereignis ansahen und sehr bald begannen, durch spontanen Beifall den Kontakt mit Hitler herzustellen und immer wieder zu festigen, liess ihn eine Höhe der Überzeugungskraft und Begeisterungsfähigkeit erreichen, wie ich sie nur selten bei ihm erlebt habe.

Am nächsten Tag nahm die Regierung Thüringens Frick als Innenminister auf und stellte vor dem Landtag den Vertrauensantrag. Er wurde mit sämtlichen Stimmen, einzig und allein gegen die Sozialdemokraten und Kommunisten, angenommen.⁷

So wurde das Damoklesschwert des Verbots der Partei und der Parteiauflösung endgültig von uns weggenommen, wir waren eine Regierungspartei geworden. Der erste Schritt ins Reichskabinett war getan. Der Regierungseid Fricks war zugleich eine Verpflichtung der Partei auf die Republik und auf die republikanische Verfassung des deutschen Volkes.

38. Wageners Bemühungen, Geldquellen unter Umgehung Görings zu erschliessen – Hitler in adliger Gesellschaft bei Göring

Im Frühjahr 1931 hatte ich Göring wieder einmal in seiner Wohnung in der Badenschen Strasse aufgesucht. Nachdem es mir nicht gelungen war, Hitler von seinen inneren Bindungen zu Göring frei zu machen, wollte ich versuchen, mit Göring irgendwie selbst ins klare zu kommen. Der Gedanke, ihn seines Einflusses zu entkleiden, indem ich erreichte, dass der Geldzustrom aus dem Ruhrgebiet, der immerfort in die Hände von Göring floss, unmittelbar in die Parteikasse geleitet wurde, oder indem ich einen «Kreis für die Sicherung des Deutschen Wiederaufbaus» schuf, dem alle Geldgeber ihre Mittel zuführen sollten, und der dann von sich aus die finanzielle Unterstützung der Partei bereitzustellen gehabt hätte, erwies sich als nicht durchführbar, wenigstens in Bezug auf das Ruhrgebiet. Terboven, den ich gebeten hatte, dort in diesem Sinne zu sondieren, kam mit dem Ergebnis zu mir:

«Die Leute wollen mit ihrem Geld Sicherungen schaffen, dass die Politik der Partei nicht gegen ihre Interessen verläuft. Deshalb finanzieren sie nicht die Parteikasse oder einen anonymen Kreis, sondern sie geben das Geld einem Mann, von dem sie glauben, dass er in der Partei und besonders dem Parteiführer gegenüber ein gewichtiges Wort zu sprechen hat. Und da sind sie nun einmal auf Göring eingeschworen, der sie immer wieder in dieser Richtung bestärkt, zumal er ja wohl auch tatsächlich mehr wirtschaftsimperialistisch als sozialistisch eingestellt ist. Ausserdem braucht er viel Geld!»

An andern Orten gelang es, solche Kreise ins Leben zu rufen. In München hatte sich um den alten Parteigenossen Pietzsch¹, einen bekannten Industriellen, der später als Präsident des Reichswirtschaftsrates eine Rolle spielte, eine solche Gruppe gebildet, in Norddeutschland hat sich der bekannte Inhaber der Kaffee Hag (Handels-A.G.), Dr. Ludwig Roselius² aus Bremen, der sich auch als Mäzen auf dem Gebiet einer neuen Kunstform und einer dem Boden und den natürlichen Baumitteln angepassten Architektur germanischen Stils einen Namen gemacht hatte, der Bildung eines solchen Kreises angenommen. Dabei waren diese Männer und ihre Kreise nicht einseitig auf die N.S.D.A.P. eingeschworen, sondern es schwebte ihnen wirklich die Schaffung eines Reservoirs von Geldmitteln vor, das von einem von Wissenschaftlern, Künstlern, Wirtschaftlern und Politikern gebildeten Gremium verwaltet wurde und nicht nur einer Partei, sondern auch Erfindern, Forschern, Künstlern, Schriftstellern und sonstigen Persönlichkeiten, die für Deutschland und für das deutsche Volk im Sinne eines Wiederaufbaus Besonderes leisteten, zu Gute kommen sollte und auch kam. Man kann diese Krei-

se in gewissem Umfang als Vorgänger des späteren Winterhilfswerkes ansehen, wobei man allerdings von dessen sozialen Aufgaben absehen muss.

Göring war also nach wie vor in den Augen Hitlers der grosse Mann, der sich und sein gesamtes, teils von Frau Carin herkommen sollendes Vermögen grossmütig und opferbereit ihm, dem kommenden Retter des deutschen Volkes aus tiefster Not und Schmach, selbstlos zur Verfügung stellte. Es war nicht gelungen, Hitler von diesem Irrglauben abzubringen. Im Gegenteil. Er sagte zu mir, als wir wieder einmal über finanzielle Fragen sprachen, ähnlich wie schon einmal früher: «Dass mir die Vorsehung diesen Mann gesandt hat!»

Ich erwiderte: «Ich glaube wohl, dass nicht jeder geeignet wäre, aus der Ruhrindustrie so viel Geldmittel herauszuziehen, wie Göring! Aber das meiste bleibt doch bei ihm selber hängen.» Da meinte er: «Was habt Ihr Offiziere eigentlich untereinander und gegeneinander! Wenn man einen Offizier über einen andern fragt oder reden hört, so wird meistens geschimpft. Jeder verdächtigt den andern. Ich bin bald so weit, dass ich keinem Offizier mehr was glaube, wenn er von einem andern Offizier spricht.»

Ich konnte nur antworten: «Das kommt doch wohl sehr auf den Offizier an.»

«Auf welchen», fragte Hitler lächelnd, «auf den, der spricht, oder auf den, von dem gesprochen wird?»

«Auf beide. Und ausserdem auch auf die Leichtgläubigkeit und Voreingenommenheit desjenigen, zu dem gesprochen wird.» Da brach Hitler das Gespräch ab.

Diesmal war Göring nicht im Schlafrock, sondern im bürgerlichen Civil. Er hatte Gäste: einen Prinzen Wied³ mit der Prinzessin und deren Bruder, einem Grafen zu Solms⁴, der in der Zwickauer Gegend ansässig war. Ausserdem lernte ich Frau Carin und ihren Sohn Thomas kennen.

Der Prinz war ein älterer Herr, ruhig und zurückhaltend, und geistig offenbar nicht besonders rege. Er wurde später, bei der Machtübernahme, auf Görings Veranlassung deutscher Gesandter in Schweden. Für alle Fälle wollte Göring offenbar dort gern einen Bekannten sitzen haben, der ihm verpflichtet war. Denn in Schweden war Göring ja nicht besonders geschätzt. Die Prinzessin war sehr unterhaltend und interessierte sich besonders für Dinge, die es, wie Shakespeare sagte, zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lässt. Trotz diesem mich anfangs etwas seltsam anmutenden Hang, der bei vielen Menschen leicht ins Abergläubische übergehen kann, hatte die Prinzessin ein nüchternes Urteil über diese Dinge.

Als wir von Graphologie sprachen, womit ich mich früher einmal eingehender beschäftigt hatte, sagte sie mit recht, dass die Menschen meistens viel zu oberflächlich seien in ihrer Urteilsbildung über andere. Dabei könne man bestimmt ein ziemlich untrügerisches Bild eines andern Menschen gewinnen, wenn man alle Merkmale des ganzen äusseren Gehabes, des Anzugs, der Haartracht, des Ganges, der Bewegungen und der Rede beachte, wobei man sich natürlich grundsätzlich über die Merkmale und ihre Bedeutung klar sein müsse, und dass dann die si-

cherste Ergänzung und Kontrolle dieses Eindrucks durch die graphologische Überprüfung gewährleistet sei. Darüber hinaus könne das alles durch eine phrenologische Beurteilung des Kopfes und die eingehende Beobachtung der Augen des Betreffenden zu einem endgültig zweifelsfreien Bild ausgestaltet werden.

Ich sah bei dieser Unterhaltung mehrfach auf Göring, der immer versuchte, auf ein anderes Thema zu kommen. Als ich erwähnte, dass ich auch einmal Phrenologie getrieben habe, regte Carin an, dass ich den Kopf Hermanns einmal beurteilen solle. Das verhinderte er, indem er mich fragte, ob ich mich schon zum Essen verabredet habe. Als ich verneinte, lud er mich ein, zum Mittag bei ihnen zu bleiben. [...]

Wagener beschreibt seine Unterhaltung vor dem Mittagessen und zu Tisch mit der Prinzessin Wied, hauptsächlich über die Astrologie als Schlüssel zum menschlichen Charakter.

Durch diese Ausführungen hatte ich stark das Interesse der Prinzessin erregt, die sich offenbar noch eingehender mit mir über solche Dinge unterhalten wollte und ganz unvermittelt Göring fragte:

«Herr Dr. Wagener bleibt doch wohl hier, wenn heute Nachmittag Herr Hitler kommt?»

Göring und Carin waren völlig perplex. Auch ich glaubte nicht richtig zu hören. Aber Göring antwortete nunmehr mit etwas verlegenem Gesicht:

«Selbstverständlich.» Und dann lud er mich ein, noch zu bleiben, da etwa um drei Uhr Hitler käme, um seinen Gästen seine politischen Grundsätze und Ziele einmal persönlich auseinanderzusetzen.

Auch ich mag ein verlegenes Gesicht gemacht haben. Denn es war mir klar, dass meine Anwesenheit Göring in keiner Weise passte. Und auch Hitler hatte mir nichts von dem beabsichtigten Besuch gesagt, obwohl ich ihm am Morgen erzählt hatte, dass ich etwas mit Göring besprechen wolle.

So kam Hitler am Nachmittag in Begleitung von Hess zu Göring, und hielt in diesem etwas seltsamen Kreis einen Vortrag von etwa einer Stunde über die Notwendigkeit der inneren Wiederaufrichtung des deutschen Menschen. Nach diesem Vortrag sprach Göring noch etwa 10 Minuten an seine drei Gäste, wobei er betonte, dass er Wert darauf gelegt habe, dass Adolf Hitler als der Führer der Partei ihnen einmal persönlich seine Gedanken und Ziele auseinandersetze.

Als ich mich dann mit Hitler und Hess zusammen verabschiedete und im Auto sass, um zum Hotel Sans-Souci⁵ zurückzufahren, wo wir damals noch immer für RM 4.30 pro Tag wohnten, fragte ich Hitler, wie es eigentlich zu diesem seltsamen Nachmittag gekommen sei, den ich ganz zufällig miterlebt habe.

Hitler sagte, dass ihm Göring den Prinzen Wied als einen der geistig hochstehendsten Fürsten des alten Deutschland geschildert habe, der für die Partei von besonderer Bedeutung sei. Deshalb habe er sich zu diesem Besuch bereit erklärt. Göring habe ihn aber verpflichtet, die Zusammenkunft im Interesse des Prinzen streng geheim zu halten. Deshalb habe er auch mir nichts davon erzählt.

«Göring hat eben mit den höchsten Kreisen Verbindungen und freundschaftliche Beziehungen. Das macht ihn mir doppelt wertvoll.» fügte Hitler hinzu.

«Aber Herr Hitler», fuhr es mir heraus. «Das war doch ein reines Affentheater! Der Prinz Wied ist doch eine völlig bedeutungslose Figur! Sie müssen doch nicht so auf Göring hereinfallen! Der wollte offenbar Ihnen gegenüber nur mit einer fürstlichen Bekanntschaft protzen...!!»

«Aber Carin ist doch mit dem Prinzen Wied verwandt!» behauptete da Hitler.

«Keine Spur! Die Wieds haben allerdings Beziehungen in Schweden, und da ist es Göring vielleicht wertvoll, sein Ansehen in Schweden auf diesem Wege zu heben.»

«Einen besonderen Eindruck machte der Wied auf mich ja nicht. Aber verwandt sind sie doch. Das hat mir Göring gesagt.»

«Ich werde, wenn Göring mal zu uns kommt, ihn in Ihrem Beisein darauf ansprechen. Ich bin gespannt, was er antworten wird.»

«Ich bitte Sie, das nicht zu tun. Wie sind Sie denn überhaupt heute Nachmittag zu Göring gekommen? Und warum sagten Sie mir das nicht?»

«Von Ihrem Besuch ahnte ich überhaupt nichts. Ich kam heute Vormittag ganz zufällig zu Göring, um mit ihm ganz andere Dinge zu besprechen. Davon hatte ich ja mit Ihnen gesprochen. Da traf ich seine Gäste und wurde zum Mittagessen dabehalten.»

«Seltsam. Und er wollte noch, dass ichs gerade Ihnen nicht erzähle.»

«Pech!» sagte ich da. «Aber es ist wirklich reiner Zufall.» –

Mir hatte der Zufall aber einen tiefen Einblick in die Mittel gewährt, mit denen Göring Hitler zu imponieren suchte und an sich fesselte. Und dass ich nichts davon wissen sollte, war für mich besonders interessant.

Aber, was ich vorhatte, nämlich mit Göring zu einer Aussprache zu kommen, war wieder nicht erreicht worden.

39. Die Beratungen der Wirtschaftspolitischen Abteilung – Vortrag über Geldwesen Hitler über das Ziel des Zionismus – Er wird über Krieg als Verlustgeschäft aufgeklärt

Die Arbeiten der wirtschaftspolitischen Abteilung liefen während dieser Zeit, die ich sehr viel auf Reisen verbrachte, planmässig weiter.

Ich habe mit grosser Freude festgestellt, dass sich meine Grundsätze für die Leitung eines Stabes von Mitarbeitern, die alle mehr oder weniger als Persönlichkeiten zu werten waren, bewährten. Dabei war die Arbeit, die es zu leisten galt, wohl einzigartig, und es wird wohl kaum einmal in der Weltgeschichte ein Stab bestanden haben, der die Aufgabe hatte, alles, was mit einer Umstellung von der liberalistischen Wirtschaft zu einer Sozialwirtschaft zusammenhängt, zu ergründen, durchzudenken, durchzuarbeiten, und in geeigneter Weise zu Papier zu bringen. [...]

Wenn ich da war, fanden sich alle Abteilungsleiter täglich vormittags bei mir zusammen, und in täglichem Wechsel trug immer einer den Stand seiner Arbeit, seine neuen Ideen und die entstandenen Schwierigkeiten vor. Die anderen Abteilungsleiter nahmen dazu Stellung, und meine Aufgabe war es, immer wieder in allen Zweifelsfragen, aber auch bei allen nur möglichen Gelegenheiten, auf das Ziel hinzuweisen: die Synthese zu finden und zu schaffen zwischen dem durch die Entwicklung zum Industrialismus überholten und ins Wanken gekommenen Wirtschaftsliberalismus und der Irrlehre des Marxismus und Kommunismus. Das Privateigentum war nicht abzuschaffen, sondern in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Die Privatinitiative war nicht zu verbieten, sondern im Gegenteil zu beleben, aber der Gemeinschaft zu verpflichten. Die Wirtschaft war nicht kollektiv zu betreiben und parlamentarisch zu verwalten, sondern führungsmässig, aber kontrolliert durch das Parlament der Gefolgschaft und ausgerichtet auf die Devise: richtig ist nur, was dem deutschen Volke und seiner Gemeinschaft dient. Der gemeinsame Nutzen hat also vor dem Eigennutz zu rangieren. Aber der persönliche Nutzen sollte trotzdem ein Agens des wirtschaftlichen Unternehmergeistes und Leistungswillens sein.

Aber das Entscheidende war und blieb immer die Brechung der Macht des toten Kapitals über die lebendige Arbeit, und die Schaffung des Anrechtes der Arbeit auf Erwerb des Kapitals. Nur dadurch kann das Kapital nach und nach und immer wieder erneut in den Dienst der Arbeit gestellt werden.

Im Folgenden berichtet Wagener von einem Vortrag seines Mitarbeiters Adrian von Renteln¹ im Beisein Hitlers über die Goldwährung, anlässlich der Preisgabe des Goldstandards durch England im September 1931. Auf Grund von pseudohistorischen Betrachtungen bezeichnete von Renteln die Goldwährung als Erfindung der Juden: Da die

Juden keine politische Macht gehabt hätten, hätten sie die Macht des Geldes erfunden.

«Hier muss ich darauf hinweisen», unterbrach da Hitler, «dass die jüdische Macht durch die Beherrschung des Geldwesens stets draussen lag bei andern Völkern, nicht innerhalb der Grenzen des eigenen Volkes.

Das ist eine bemerkenswerte Erscheinung. Die Macht, die ein Mensch, oder ein Volk, nach aussen hin bzw. draussen hat, steht meist im umgekehrten Verhältnis zur eigenen inneren Festigung bzw. zur Macht nach innen, es müsste denn sein, dass es sich um eine rein militaristische Macht despotie handelt. Sie scheint mir stärker als die Geldmacht, aber gefährlicher, leichter angreifbar und damit auch zerstörbar.

Das jüdische Volk aber besass so gut wie keine wirkliche Staatsorganisation, seitdem es in die babylonische Gefangenschaft verschleppt war. Nach innen hin bestand keinerlei Machtkonzentration mehr und militärisch war das Judentum stets bedeutungslos. Dagegen draussen bei den andern Völkern, da sehen wir die Juden überall als Händler, Kaufleute und Bankiers und in der Hauptsache eben als Geldverleiher. Und mit dem Geld hatten sie die Geldmacht in der Hand.

Wäre die jüdische Macht von einem starken Mutterstaat ausgegangen, dann hätten die Feinde Judas diesen Staat zerstören und damit die Macht vernichten können. Sie *haben* den Staat ja sogar zerstört, als er noch bestand, sie haben sogar den Tempel geschleift. Aber die Geldmacht, die jeder einzelne Jude im Ausland besass und ausübte, blieb dadurch unberührt. Und so nomadiserte diese Macht weiter. Sie war nun nirgends mehr zu packen, anzugreifen, zu beseitigen. Denn sie hatte kein Lebenszentrum und lag nicht auf dem Gebiet, das mit den Mitteln einer militärischen Herrschergewalt beherrscht wurde.

Es ist deshalb auch klar, dass die jüdische Geldmacht in den einzelnen Ländern immer irgendwann einmal mit der betreffenden Obrigkeitsmacht in Konflikt kommen musste, und dass die Staaten entweder zu dem Mittel griffen, die Juden einzusperren oder sie auszuweisen. Da sie aber niemals gemeinsam handelten, sondern da im Gegenteil stets ein grosser Teil der andern Staaten, meist gerade unter dem Einfluss des Judentums, das für diesen Zweck mit seinen Geldmitteln und deren Einfluss nicht sparte, gegen den einen, der sich zur Ausweisung entschlossen hatte, Stellung nahm, wurde die internationale Macht des Judentums durch solche Teilausweisungen nie beseitigt, sondern meistens sogar gestärkt.

Beseitigen könnte man die Finanzmacht des Judentums nur, wenn man einen grossen Judenstaat schaffen würde, in den sie alle abgeschoben werden müssten. Da das aber nicht durchführbar ist, bevor die Völker der Welt sämtlichst eine feste, geschlossene Union bilden, hat das noch gute Weile.»

«Interessant ist mir bei Ihren Ausführungen besonders», fügte ich hinzu, «dass Sie sagen, dass eigentlich nur eine Militärmacht dem Judentum gefährlich sein könne, aber nur dann, wenn das Judentum in einem geschlossenen Staat zusammen wohnt. Zur Zeit sind aber doch gerade von Seiten des Judentums Bestrebungen im Gang, wieder einen Judenstaat zu schaffen, und ihre grossen Hoffnungen sind auf Palästina gerichtet.»

«Daran sehen Sie schon, dass es den Juden um einen eigentlichen Judenstaat gar nicht zu tun ist. Denn der schlaue Jude würde nicht gerade dorthin seinen Volksstaat legen, wo Wüste ist, und wo es an allen Rohstoffen fehlt, die ein modernes Volk braucht.

Die Wiedergründung des Judenstaates Palästina hat deshalb ganz andere Gründe.

Durch den Weltkrieg ist das Weltjudentum in seiner Macht ganz unvorstellbar gestiegen. Zum Kriegführen brauchte man Geld. Und so war durch den Weltkrieg, der eigentlich alle Völker der Welt irgendwie in Mitleidenschaft gezogen hat, die grösste Chance für das Judentum gekommen, die jemals bestanden hat. Die Gesamtfinanzierung des Weltkrieges, in welchem Staat es auch war, ging fast ausschliesslich durch die Hände der Juden. Lesen Sie die Unterschriften bei den Ausschreibungen der Kriegsanleihen. Nicht nur bei den deutschen, auch bei den englischen, französischen, amerikanischen und wo es immer sei. Da lesen Sie fast nur jüdische Bankfirmen. Sie nahmen das Geld auf in den Völkern, und die braven Bürger kratzten das Letzte zusammen, um es als Kriegsanleihe auf dem Altar des Konsortiums der Judenbanken zu zeichnen. Die Banken gaben den Menschen, die gerade kein bares Geld hatten, auf Sachwertsicherheiten sogar Kredit, um Kriegsanleihen über ihr eigentliches Vermögen hinaus zeichnen zu können. Und dann stellte dieses Bankenconsortium diese gesammelten Beträge dem betreffenden Staat gegen eine hohe Vermittlerprovision zur Verfügung. Hunderte von Milliarden des Volksvermögens sind so durch die Kassen und Bücher der Judenbanken geflossen, und Hunderte von Millionen sind jedesmal dort als Provision hängengeblieben. Dabei war das Geschäft ohne jedes Risiko für die Banken. Von ihren eigenen Mitteln gaben die Banken aber nichts dazu. Sondern sie liehen sie vielmehr, wie gesagt, entweder nur an andere gegen Sicherheiten aus, damit die andern die Dummen seien und das Risiko trügen, oder sie benutzten ihre flüssigen Mittel, um die Finanzierung der Kriegskonjunktur der Wirtschaft durchzuführen, zu der die Anleihegelder zum grössten Teil für die Kriegsaufträge hinflössen. Und diese Finanzbeteiligung war mindestens ebenso einträglich und risikolos wie das Anleihegeschäft.

Am Ende des Krieges waren jedenfalls die Staaten und die Wirtschaft ausnahmslos die grossen Schuldner der Judenbanken geworden oder in deren Besitz. Und die Privatmenschen sassen zum grossen Teil auf ihren Kriegsanleihen, die entweder entwertet oder eingefroren waren. Die Banken aber befriedigten sich durch ihre Sicherheiten. Die Finanzmacht der Juden war also so gefestigt wie noch nie. Die Verheissung des alten Testaments schien in Erfüllung gegangen zu sein: ‚Alle Völker sollen Dir untertan sein, ihre Könige werden Dir dienen usw.‘ Die jüdische Macht in der Welt erschien unangreifbar geworden, endgültig, vollkommen.

Jetzt war nur noch notwendig, diese Macht geistig, politisch und möglichst auch religiös zu untermauern. Dazu war aber eine sichtbare Zentrale des jüdischen Volkes notwendig. Wo sie lag, war an sich völlig gleichgültig. Denn es sollte ja keine eigentliche politische oder wirtschaftliche Macht-Zentrale sein. Denn diese Macht musste auch weiterhin draussen bei den andern Völkern liegen. Aber wir sehen an der Propaganda z.B.

für das auserwählte Gottesvolk Israel das Ziel, das verfolgt wird. Wenn man die schmierigen, schäbigen, schlitzohrigen polnischen und galizischen Juden gesehen hat, wie sie mit ihrem verlausten Kaftan und einem Sack schmutziger Wäsche nach Wien und nach Berlin hineinkommen, dann hat man so den richtigen Geschmack für dieses auserwählte Gottesvolk! Aber das auserwählte Gottesvolk musste Anschluss an seine alte Tradition nehmen. *Es musste* nach Jerusalem. Kein anderer Ort der Welt war ebenso geeignet und bedeutsam. Und gleichzeitig wurde das Christentum, das seine Wurzel ebenfalls in Jerusalem annimmt, dem Ort des Wirkens seines grossen Schöpfers, mit in den Machtbann des neu entdeckten Gottesvolkes gezogen.

Die Gründung des Judenstaates Palästina ist also nicht die Wiedervereinigung des jüdischen Volkes in einem Staat, sondern der Versuch der Schaffung einer jüdischen Weltzentrale, die mit der Zeit durch die internationale Geldmacht die absolute Lenkung der Geschicke aller Völker der Welt in die Hand bekommen soll. Um dann noch jede Möglichkeit einer militärischen Machtentfaltung eines Einzelstaates auszuschalten, ist nur noch die Erweiterung des Völkerbundes zu einer Art Weltstaat notwendig. Und wenn dann gar nur dieser Weltstaat noch eine Militärmacht sozusagen als Weltpolizei besitzen darf, dann hat Juda seine Finanzmacht in der Welt endgültig stabilisiert und durch die einzige internationale Militärmacht garantiert und gesichert, in der die Unterdrückten den Landsknechtdienst für ihre Unterdrücker tun. Das ist der Sinn von Palästina!»

«Diese Finanzmacht würde durch unsere neue Geld- und Besitzwanderungsidee endgültig gebrochen werden. Kein Zweifel, dass das Judentum der Welt alles anstrengen wird, um ihre Durchführung, ja ihr Bekanntwerden, zu verhindern», sagte ich.

«Daraus ergibt sich, was ich immer betont habe, dass diese Idee in keiner Weise zum Gegenstand der Propaganda, ja überhaupt einer Besprechung gemacht werden darf, ausser in Ihrem engsten Arbeitskreis. Durchführbar ist sie sowieso nur, wenn wir die politische Macht in Händen haben. Und auch da werden wir als Gegenspieler ausser den Juden die gesamte Privat-Industrie, besonders die Schwerindustrie, sowie den mittleren und Grossgrundbesitz und natürlich die Banken haben. Und wie das Heer sich dazu verhält, weiss der Teufel.

Stützen können wir uns einzig und allein auf den Mittelstand, die Arbeiterschaft und die Bauernschaft. Das ist zwar die Masse des Volkes. Aber durchführen können wir es nur mit der Intelligenz. Und das sind die anderen. Das ist das Dilemma, vor dem wir stehen. Machen wir es mit der Masse gegen die Intelligenz, dann wird es, ob wir wollen oder nicht, in bolschewistische Formen ausarten. Versuchen wir es mit der Intelligenz, dann wird es boykottiert und sabotiert. Also bleibt uns nur, eine neue Generation heranzuziehen im sozialistischen Gedanken der Verantwortung für die Volksgemeinschaft und im Glauben an die Richtigkeit unserer Wege und Ziele.

Hoffentlich lässt uns das internationale Judentum, das alle Völker der Welt gegen uns zum Kampf führen wird, *eine* Generation Zeit. Sonst werden wir und das deutsche Volk um unsre Hoffnungen und unsre Vorarbeit betrogen, und der Bolschewismus wird seinen Weg gehen, der Europa zu einem Trümmerfeld macht und die Kultur der Welt um

Jahrhunderte zurückwirft. Denn auch seine Führung ist in jüdischer Hand. Wenn es den Juden nicht gelingt, ihre Weltherrschaft auf der Finanzmacht aufzubauen, und durch eine internationale Militärgewalt zu sichern, dann bleibt ihm noch der Weg der Bolschewisierung der Welt, der Beseitigung der natürlichen Führungsschicht der Völker und der Versklavung ihrer Massen. Für die Sicherung *dieser* Herrschaft ist dann gar keine Militärmacht mehr notwendig. Dafür genügt die Inquisition, modern die G.P.U. genannt.»

Hitler schwieg. Wir waren etwas aus dem Konzept gekommen. Aber seine Ausführungen waren wieder so fesselnd und klar gewesen, dass sie uns alle völlig in ihren Bann gezogen hatten. Ich schlug deshalb eine kurze Pause von 5 Minuten vor, damit wir auf unser Thema der Währung zurückfänden. –

Solche Besprechungen im Beisein von Hitler waren eigentlich stets Erlebnisse, selbst für einen, der häufiger mit ihm zusammen war. Aber es war sehr schwer, zu erreichen, dass man beim Thema blieb. Sein Genius eilte jeder Gedankenführung immer wieder voraus, oder er schweifte auf Gebiete ab, die mehr die politischen Folgerungen aus einer Erkenntnis oder Darstellung betrafen, als die beabsichtigte rein sachliche Konsequenz!

Wagener setzt seine Wiedergabe von Rentelns weitschweifigem pseudo-wissenschaftlichen Vortrag über das Geldwesen fort. Wie Wagener selbst, lehnte Renteln eine feste Verzinsung ab und befürwortete stattdessen eine Beteiligung des Geldverleihers an Gewinn und Verlust des Schuldners. Er wandte sich ausserdem gegen gerichtliches Vorgehen eines Gläubigers im Verlustfall.

«Hier bin ich ganz Ihrer Ansicht», unterbrach da Hitler. «Der Staat darf sich nicht überlegen, was er alles organisieren und durch Gesetz regeln kann, sondern was er unbedingt organisieren und regeln *muss*. Der Staat soll möglichst wenig in Erscheinung treten. Die Wirtschaft wird schon selbst den richtigen Weg finden. Und Erziehung der Menschen zu Moral und Gesetzesachtung, aber auch zu einem höheren ethischen Verhältnis zueinander und zur Gemeinschaft, sind die Wege, die ein Staat bei einem so hochentwickelten, Freiheit und Vertrauen verdienenden Volk, wie es das deutsche ist, gehen muss.»

Renteln fuhr fort, indem er darlegte, dass die Erfindung des Wechsels und des Papiergeldes sowie die Entwicklung des ganzen Bank- und Kreditwesens eine unnatürliche «Selbstvermehrung» des Geldes ermöglicht habe, so dass Geld nicht mehr in einem richtigen Verhältnis zu den vorhandenen Gütern stehe. Riesige Profite seien an die Geldverleiher gegangen, und ein massiver «Weltbetrug» sei an den Völkern verübt, aber von der herrschenden Lehre der Nationalökonomie verschleiert worden. Nur die vereinigten Kräfte aller Sozialisten der Welt könnten diesen «Irrwahn» überwinden.

«Das klingt alles so einfach und richtig», sagte Hitler da, «dass man nicht glauben möchte, dass die Welt wirklich da in einem utopischen Irrglauben, in den Fesseln einer geradezu hypnotischen Zwangsvorstellung befangen ist.»

«Es geht uns selbst manchmal so, Herr Hitler», antwortete ich, «dass wir wankend werden, weil es doch eigentlich geradezu unvorstellbar erscheint, dass sich die Menschheit freiwillig einem Betrug hingibt, unter dem sie wie unter einer Geißel leidet.»

«Man kann Marx und selbst Lenin und Stalin erst verstehen, wenn man diese Dinge erkannt hat», meinte Hitler. «Aber sollte es wirklich keinen anderen Ausweg aus dem Labyrinth dieser aus einer anfänglichen jüdischen Grosstat entstandenen Irrealität geben? Ich weiss, Sie glauben, einen Weg gefunden zu haben, der mir auch damals einleuchtete. Aber das Gebiet liegt mir zu fern, um selbst ein Urteil haben zu können.»

«Das ist ja gerade das Schlimme, dass dies Gebiet so gut wie allen Menschen zu fremd ist. Nur dadurch ist die Aufrechterhaltung dieses Weltbetruges möglich.»

«Aber wie kommt es, dass Marx und die Männer des Bolschewismus keinen andern Weg als den der völligen Zerstörung gefunden haben, wo es doch zweifellos auch einen vernünftigeren Weg geben muss?»

«Weil die Menschheit in dieser Hypnose so befangen ist, dass sie die notwendige Änderung nicht zugeben wird, wenn sie nicht mit den radikalsten Mitteln, eben mit denen der Vernichtung, dazu gezwungen wird.»

«Aber Sie glauben, dass *wir* einen andern Weg gehen können?»

«Wenn wir die 100prozentige Macht im Staat haben.»

«Und die Welt?»

«Wird alle Heere und Flotten Europas und Amerikas vereinigen, um uns niederzuwerfen und um diese Todesgefahr für die Weltherrschaft des Geldkapitals, das ist des Judentums, zu beseitigen. Und sie werden jeden töten und alle Bücher und Akten verbrennen, die Zeugen sein könnten der Wahrheit der Erkenntnis.»

Hitler schwieg. Nach einer Weile sagte er:

«Und Sie glauben, dass wir auch in England keine Stütze haben würden?»

«England und Amerika sind die stärksten Interessenten an der Aufrechterhaltung der Hypnose. Der einzige Staat, der bereit sein würde, unsern Gedanken zu folgen, wäre Russland.»

«Mit Russland können wir nicht gehen. Der russische Mensch ist noch nicht so weit. Er ist offenbar ein Mittelding zwischen Kind und Raubtier. Das russische Volk könnte mit unseren Erkenntnissen auch gar nichts anfangen. Wenn wir es schon beim deutschen Volk schwer haben werden, – wie unmöglich wird es dann in Russland sein!»

«Das gebe ich zu. Es wird noch Generationen dauern, bis Russland in der Lage ist, dem Volke eine Selbstverwaltung zu geben, geschweige denn ihm den organischen Aufbau einer Wirtschaft zuzutrauen.»

«Ich freue mich, dass Sie mir da endlich recht geben. Aber nun fahren Sie mal fort, Renteln.»

Wagener beschreibt die Fortsetzung von Rentelns Vortrag über das Geldwesen, worin dieser die Rolle des Geldes in einer Volkswirtschaft mit der Funktion des Blutes im menschlichen Körper verglich. So wie im gesunden Menschen die Blutmenge dem Ausmass des Körpers entsprechen müsse, so müsse das Geld durch Sachwertvermögen gedeckt werden, um ein gesundes Gleichgewicht zu erzielen. Durch die Kreditschöpfung sei aber dieses Gleichgewicht gestört worden. Das Geld sei ein Wesen für sich geworden, statt eine Funktion der Gesamtwirtschaft zu bleiben. Dieser Zustand werde nur

noch gesteigert und verschlimmert durch den modernen Krieg, der den grössten Teil der Kriegsproduktion «verpulvert», so dass die grossen Kriegsanleihen, die durch die Riesenkosten des modernen Krieges unvermeidlich seien, ohne Deckung durch Sachwerte blieben. Das Ergebnis müsse eine Geldentwertung sein, um das Gleichgewicht zwischen Geldmenge und Sachwertvermögen wieder herzustellen. Dies sei eben in England durch Preisgabe des Goldstandards mit dreizehnjähriger Verspätung geschehen.

«Dann sind Sie also der Ansicht», fragte Hitler, «dass ein Krieg wirtschaftlich überhaupt nie gewonnen werden kann?»

«Ein Krieg in den Ausmassen des Weltkrieges nie [antwortete Renteln]. Und da neue Kriege stets mit neuen Waffen, d.h. mit teureren Zerstörungsmitteln geführt werden, wird das Missverhältnis in Zukunft nur noch grösser werden.»

«Wenn der Sieger aber das ganze Land und die Fabriken und die Bodenschätze des Besiegten, oder wenigstens einen grösseren Teil davon für sich enteignet und nimmt, dann muss doch erreicht werden können, Deckung für die Verpflichtungen zu schaffen?»

«In gewissem Umfang: ja. Wenn der Staat nämlich die beschlagnahmten, also dem Besiegten weggenommenen Werte an Privatleute weiterverkauft, dann bekommt er Geld herein, mit dem er seine Verpflichtungen decken kann. Er kann sich sogar in Kriegsanleihen bezahlen lassen. Wenn er aber nicht verkauft, sondern sozusagen verstaatlicht, dann bedeutet das für ihn sogar ein neues finanzielles Engagement. Natürlich kann er die Bevölkerung des besiegten Staates, wie es im Altertum war, als Sklaven oder gegen halben Lohn arbeiten lassen, oder er kann sie sogar als Sklaven verkaufen. Das könnte man durchaus mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken, indem man z.B. Arbeitskräfte des Besiegten, solange sie Kriegsgefangene sind, bei Privatunternehmern arbeiten lässt, die den Lohn aber in der Hauptsache nicht an die Arbeitenden, sondern an die Staatskasse bezahlen und ihnen nur so viel abgeben, dass sie gerade noch weiter arbeiten können.

Das kann man machen. Es ist nicht deutsch, aber es wurde bereits nach dem Weltkrieg von den Kulturnationen zum Teil so gehandhabt. Trotzdem sind das alles aber nur Wassertropfen für das Meer von Verpflichtungen und Verschuldungen, die vorliegen.

Es kommt dazu, dass der Krieg im Lande des Besiegten oder wenigstens in den Gebieten, in denen der Krieg ausgefochten wurde, im Allgemeinen so starke Zerstörungen hervorruft, dass der Wiederbeginn der Rentabilität der Wirtschaft des betreffenden Landes um Jahre hinausgeschoben wird. Behält man das Land, dann ist das deshalb nur eine neue Belastung, die letzten Endes immer nur auf den Geldsäckel oder das Einkommen der eigenen Staatsbürger drückt. Behält man es nicht, dann spart man sich zwar diese Neubelastung. Aber da die internationalen Wirtschaftsbeziehungen sehr stark auf Gegenseitigkeit beruhen, leidet auch der Sieger unter der Unpässlichkeit des Besiegten.

Ein Krieg des Ausmasses wie der Weltkrieg ist also, wirtschaftlich gesehen, stets und in allen Fällen reiner Unsinn, ein reines, katastrophales Verlustgeschäft, ein Rückschlag für jedes beteiligte Volk um Jahrzehnte. Und wenn ein Staat gar aus wirtschaftlichen

Gründen einen Krieg beginnt, also in der Absicht, seine eigene Wirtschaftslage zu verbessern, dann erreicht dieser Staat mit absoluter Sicherheit nur genau das Gegenteil. Ebenso gut hätte er jedem seiner Bürger eine Sondersteuer von 1/3 bis zur Hälfte seines Vermögens auferlegen und das dadurch entstandene ansehnliche Steueraufkommen gelegentlich eines grösseren Feuerwerkes, bei dem ausserdem noch einige 100'000 Menschen ums Leben kommen müssten, vernichten können.»

Da wandte sich Hitler zu mir mit den Worten:

«Stimmt das?» Worauf ich nur erwiderte:

«Ja.»

«Dann wollen wir bei nächster Gelegenheit noch einmal weiter über diesen Punkt sprechen. –

Ich danke Ihnen, Renteln, für Ihre Ausführungen. Den englischen Währungssturz habe ich begriffen. Darauf kam es mir an. Aber ich habe noch eine Frage: Wie wird sich die englische Währungssenkung auswirken?»

«In England gar nicht. Denn dort ist der Ausgleich zwischen gegenseitiger Verschuldung, also Geldvolumen, und Sachwert-Volksvermögen bereits erfolgt. Er war es ja, der England zur Pfundsenkung gezwungen hat. Der Kaufwert des Pfundes war in England selbst bereits um etwa 1/3 gesunken, alles war um 1/3 teurer geworden. Dadurch schnürte sich England natürlich immer mehr den Export ab. Denn alles war nach und nach zu teuer geworden, besonders gegenüber den Preisen der deutschen Waren, wo die Mark auf Goldparität stand und die Preise auch. England musste also das Pfund um 1/3 senken, um dadurch wieder auf normale Preise im Ausland zu kommen.

Ich sage also: intern, in England selbst, wird sich die Pfundsenkung weder in Preisen noch in Löhnen auswirken. Und da der gesamte Sterling-Block die Senkung mitmacht, und England seine Importe zum grössten Teil aus den Ländern des Sterling-Blocks nimmt, werden auch die lebenswichtigen Importwaren nicht teurer werden.

Aber nach aussen hin tritt die Änderung ein, dass England nunmehr wieder leichter exportieren kann. Es wird also wieder als Konkurrent auf dem Weltmarkt auftreten können, was besonders für die deutsche Exportwirtschaft von Bedeutung sein wird. Unser Export wird noch weiter zurückgehen, die Arbeitslosigkeit wird noch grösser werden!»

«Würden Sie nun auch die Mark entwerten?» fragte Hitler mich.

«Nein. Ich würde die von uns geplanten neuen Massnahmen in der Wirtschaft durchführen. Dadurch bliebe gesichert, ja, ein Kinderspiel, so viel zu exportieren, dass wir das einführen können, was wir brauchen. Und mehr exportieren ist nur Herausforderung zum Kriege, und ausserdem Volksbetrug und Volksdiebstahl.»

«Was werden andere tun?»

«Amerika wird England folgen. Ungern. Aber es muss! Da es auf Export angewiesen ist.»

Hitler überlegte etwas. Dann sagte er zu mir:

«Auch darüber möchte ich nochmal mit Ihnen sprechen.»

Und allgemein fügte er hinzu:

«Ich sehe, dass gut gearbeitet wird. Klarheit schaffen ist zunächst unsre Aufgabe. Es ist alles faul, brüchig, veraltet, in der Welt. Nur neue, revolutionäre Gedanken können uns retten! Aber nur die Gedanken dürfen revolutionär sein, nicht die Form ihrer Durchführung.»

Damit verabschiedete sich Hitler. Wir selbst setzten unsre Währungsbesprechung nach einer kurzen Pause fort. [...]

40. Arbeitsbeschaffungspläne – Voraussetzungen: Glaube, Liebe, Hoffnung – Die Finanzierung – Hitler besteht auf Geheimhaltung

Bei der Besprechung über das Arbeitsbeschaffungsprogramm hatte Dr. Bernhard Köhler' das Referat. Hitler und Gregor Strasser waren anwesend. Strasser wollte nachher im Reichstag über diese Frage sprechen. Köhler führte etwa Folgendes aus:

«Ich möchte das wenig schöne Wort ‚Industrialismus‘, verwenden, um mit ihm die Irrlehre zu verbinden, dass eine wirtschaftliche Blüte in erster Linie von der Möglichkeit abhängt, zu exportieren, neue Absatzmärkte zu erobern, die Industrie anderer Länder zu verdrängen und möglichst den Weltmarkt zu beherrschen. Industrialismus ist wirtschaftlicher Imperialismus. Imperialismus ist Gwalt Herrschaft. Gwalt Herrschaft kann entweder mit geistigen Mitteln ausgeübt werden oder mit militärischen. Der Jude übt zum Beispiel Gwalt Herrschaft aus mit der Despotie der Geldwirtschaft, für die er eine geistige Grundlage geschaffen hat, die bis jetzt unangegriffen war. Rom übte Gwalt Herrschaft durch seine Legionen aus, also durch kriegerische Handlungen und Besetzung bzw. Besetzthalten der besiegten Länder.

Deutschland hat vor 1914 durch wirtschaftliche Mehrleistung und Höherleistung eine gewisse Gwalt Herrschaft in der Welt ausgeübt. Sie war also geistigen Ursprungs.

Die andern Industriestaaten der Welt, in erster Linie England und Amerika, sahen keine Möglichkeit, dieser geistigen Überlegenheit mit gleichen Mitteln entgegenzutreten zu können. Deshalb griffen sie zu denen des Militarismus. Der Weltkrieg war also die Folge des Industrialismus, wobei die Wirtschaftserfolge Deutschlands die Veranlassung zum Entschluss der andern war, die deutsche Weltwirtschaftshegemonie durch eine militärische Vernichtung Deutschlands niederzuwerfen. Das Diktat von Versailles ist der klarste Beweis für die Richtigkeit dieser Erkenntnis.

Nun hat Deutschland sofort nach dem Friedensschluss genau wieder mit denselben Maximen des industriellen Imperialismus begonnen, die den Krieg letzten Endes verursacht hatten.»

Hier unterbrach Hitler, indem er sagte:

«Sie haben ganz recht. Die andern sind die Militaristen. Dass Deutschland ihnen die militärische Niederwerfung so schwer gemacht hat, lässt sie nun erstens Deutschland als den typischen militaristischen Staat beschimpfen, und zweitens die Entmilitarisierung Deutschlands für alle Zeiten fordern. – Damit sie es nämlich das nächste Mal leichter haben, die deutsche Wirtschaftskraft zu zerstören, wenn sie ihnen wieder einmal un-

angenehm wird.

Der Kaiser hatte ganz recht, wenn er die deutsche Wirtschaft durch ein starkes Heer und eine starke Flotte sichern zu müssen glaubte.»

«Es ist nur die Frage», antwortete ich, «ob Wirtschaftsimperialisismus überhaupt richtig und ob er notwendig für das Wohlergehen eines Volkes ist.»

«Hier liegt der Kernpunkt auch für das Thema, über das ich heute überhaupt sprechen will», sagte Köhler.

«Dass Deutschland nach dem Weltkrieg sofort wieder in das alte Geleise kam: Exportieren, exportieren!, das war in der Hauptsache allerdings die Schuld unserer Gegner und des Versailler Diktats. Denn da wurden Kriegsentschädigungen und Reparationen gefordert, die einfach eine Produktions- und Exportankurbelung für die deutsche Industrie war, wie sie im freien Wettkampf überhaupt niemals möglich gewesen wäre. Die Gegner, die den Krieg begonnen und geführt hatten, um die deutsche Wirtschaftskonkurrenz ein für allemal aus dem Weltmarkt auszuschalten, zwangen sie in ihrer völligen Verblendung in den Weltmarkt zurück und legten für sie zugleich Dumping-Preise fest, die durch den grossen Entwertungsvorgang der deutschen Währung noch erleichtert wurden, sodass ihre eigene Wirtschaft einfach nicht mehr konkurrenzfähig blieb. Ihren ganzen Krieg hatten sie umsonst geführt. Die deutsche Industrie lief auf vollen Touren, der Weltmarkt stand der deutschen Export-Expansion offener als je zuvor.

Nun erst entschlossen sie sich zu den Massnahmen, die notwendig waren, ihre Fehler wieder gutzumachen. Da sie infolge ihres militärischen Sieges die Macht in Händen hatten, sperrten sie ihre Länder einfach für den deutschen Export ab und hoben auch die Bestimmungen über die Reparationsleistungen in Sachwerten auf.

Dadurch kam in Deutschland nun der Rückschlag. Die Ausfuhr schrumpfte, die Produktion musste eingeschränkt werden, die Hochöfen wurden in immer grösserer Zahl ausgeblasen, und die Überseeschifffahrt kam fast zum Stillstand. Arbeitslosigkeit begann, wirtschaftliche Zusammenbrüche, Not, Hunger und Aussichtslosigkeit löste die von den Gegnern in ihrer Torheit anfangs veranlasste Hochkonjunktur für die deutsche Wirtschaft ab.

In diesem Zustand befinden wir uns heute. Und da zeigt sich die völlige Unnatur des Industrialismus. Wenn man Wirtschaftszeitungen liest, Industrielle hört, Regierungsmassnahmen betrachtet, und selbst wenn man sich mit dem Arbeiter, dem Bürger, dem Mann aus dem Volke unterhält, alles blickt wie verhext über die Grenzen: wie können wir unsern Export wieder in Gang bringen, das ist das A und O jeder Überlegung. Brüning hat diesem Wahn mit seiner 4. Notverordnung die Krone aufgesetzt.² Er hat diese Wahnsinnsverordnung nur erlassen, weil er glaubte, mit 10% niedrigeren Preisen käme der Export wieder in Gang.»

«Das also war des Pudels Kern!» rief da Hitler. «Dahat sich Brüning bei seiner verbrecherischen Gedankenlosigkeit sogar etwas gedacht?»

«Dieser Exportwahn ist eine richtige Krankheit», bemerkte Strasser.

«Und es wird uns nicht leicht sein», fügte ich hinzu, «besonders die Gross- und

Schwerindustrie, sowie aber auch die Hamburger Exporteure, von dieser Krankheit zu heilen.»

Köhler fuhr fort:

«Aber es bleibt uns nur der eine Weg, der zugleich der richtige ist: alles auf den inneren Markt einzustellen, ihn in Ordnung zu bringen, den Binnenbedarf anzukurbeln, und nur so viel zu exportieren, als unbedingt notwendig ist, um die notwendigen Importe zu decken. Wenn wir diesen Grundsatz durchführen und auch für alle Zukunft beachten, dann fällt ausserdem für die andern Völker der Erde, besonders für Amerika, dieser entscheidende Grund weg, gegen uns die Waffen zu erheben. Wir könnten Amerika sogar eher als Verbündeten, statt als Feind haben.

Wenn wir aber zu dem Irrsinn zurückkehren, mit allen Mitteln exportieren zu wollen, dann wird unsern Weltkriegsgegnern mit der Zeit gar nichts übrig bleiben, als das gerade in die Scheide gesteckte Schwert erneut zu ziehen. Dann aber werden sie richtig machen, was sie 1918/19 falsch gemacht haben. Sie werden unsere Exportindustrie restlos zerstören, abtragen und ausräumen, sie werden uns unsere Rohstoffindustrie wegnehmen und selber verwalten, und sie werden unsere Schifffahrt bis auf mittelalterliche Küstensegler vernichten. Damit können wir mit 100%iger Sicherheit rechnen. Denn *das* war die Veranlassung zum Weltkrieg. Sie haben sich durch ihr eigenes Friedensdiktat in ihrem Unverständnis um die Früchte ihres Sieges gebracht. Aber wenn wir ihnen Anlass geben, noch einmal loszuschlagen, dann werden sie es mit rücksichtsloser Brutalität nachholen, was sie versäumt haben.»

Hier wandte sich Hitler an mich mit den Worten:

«Das ist mir noch gar nie so zum Bewusstsein gekommen, dass diese Exportsucht eine ‚Sucht‘ ist, die einen der hauptsächlichen Kriegsgründe bildete.» [...]

«Aber kann Deutschland denn leben, wenn es nicht exportiert?» fragte Hitler.

«Nein [erwiderte Wagener]. Exportieren muss es. Aber es braucht, wie Köhler richtig sagte, nur so viel zu exportieren, dass es damit die nötigen Importe bezahlen kann.»

«Aber mehr wurde doch wohl kaum exportiert?»

Hier wiederholt Wagener, als Antwort auf Hitlers Frage, seine Ausführungen über die deutschen Auslandsforderungen, die infolge des Weltkriegs verloren gingen und die er auf fünfzig Milliarden Mark schätzt. Das Zustandekommen dieser Forderungen im Ausland bezeuge, so habe er argumentiert, dass weit mehr als notwendig exportiert wurde. Wagener fährt fort:

«Der Weltkrieg hat unter diese 50 Milliarden deutsches Auslandsguthaben einen Strich gemacht. Schon brüllen diese Volksverräter wieder: Export, Export!

Ich warne Sie, Herr Hitler, vor den Ruhrindustriellen, vor der Grossindustrie überhaupt und vor den Exportsüchtigen! Sie sind die wahren Feinde Deutschlands und des deutschen Volkes! Und ich warne auch vor denen, die von ihnen gekauft und bezahlt sind!»

Hitler schaute mich einen Augenblick schweigend und erstaunt an. Dann sagte er:

«Ich dachte, Sie waren selbst Industrieller und haben viel exportiert?»

«Jawohl! Daher stammt gerade mein Wissen!» entgegnete ich.

Wieder kam eine kleine Pause. Dann fragte Hitler:

«Ja, kann denn der Binnenmarkt das deutsche Volk beschäftigen?»

Da bat Dr. Köhler fortfahren zu dürfen, da er gerade darauf zu sprechen kommen wolle.

«Während des Krieges ist nichts repariert worden, nichts ersetzt, nichts erneuert. Und vieles ist zu Grunde gegangen. Und nachher kam die Entwertungszeit, in der das Volk seine Ersparnisse, sein Vermögen, soweit es in Geld bestand, verloren hat. Danach konnte erst recht nicht mehr repariert und erneuert werden. Und jetzt herrscht überhaupt eine allgemeine Not, auch bei denen, die noch etwas besitzen. Niemand hat mehr den Mut, etwas zu unternehmen. Jeder zehrt nur von seiner Substanz oder von seinen Spargroschen und rechnet sich aus, wann sie zu Ende sein werden.

Arbeitsmöglichkeit, Bedarf, Aufträge wären also an sich genügend vorhanden. Dazu kämen die jederzeit in Angriff nehmbareren Grossprojekte: Der Bau von Grosselektrizitätswerken an den Flussläufen, die Stauwerke dazu und das Leitungsnetz, der Umbau der Eisenbahn auf elektrischen Antrieb, sowie der Industrie, des Handwerks und des Haushaltes auf elektrische Kraft. Ferner die Motorisierung des Verkehrs, Automobilbau, Autostrassen, Herrichtung des alten Strassennetzes, Lastkraftverkehr, Omnibusverkehr. Endlich der so dringend notwendige Wohnungsbau, nicht nur in den Städten, auch auf dem Lande und in den geplanten Vorortssiedlungen.

Alles das sind Arbeiten, die sofort begonnen werden könnten, jederzeit, also auch ohne dass bereits eine Umstellung der Wirtschaftsform auf unsere nationalsozialistischen Grundsätze erfolgt ist. Ist *sie* erst in Angriff genommen und durchgeführt, dann wird niemals mehr eine Arbeitsnot entstehen.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, weshalb die derzeitigen Regierungen diese Projekte nicht anpacken, so gibt es darauf 3 Antworten:

1.) Es fehlen ihnen die Ideen, die Einsicht, die Liebe zum Volk, und der Wille, etwas zu tun, das ihren bisherigen Interessen zuwiderliefe.

2.) Es fehlt dem Volk an Glauben, an Hoffnung, an Vertrauen, an Mut, etwas zu unternehmen, da es befürchten muss, dass doch alles schief geht.

3.) Es fehlt den Menschen, die an sich Arbeitsaufträge geben könnten, an Geld oder an Kreditfähigkeit, um die Arbeiten durchführen zu können.

Die Probleme liegen also auf einem ganz anderen Gebiet als auf dem industriellen, oder dem des Auslandsexportes oder auf dem des Bedarfs. Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, bilden die ethische Voraussetzung, und die Finanzierungsfrage ist die einzige vorher zu lösende praktische Bedingung. Die ersten drei Dinge zu lösen, ist Aufgabe der Bewegung, der politischen Führung; die Finanzierungsfrage muss von uns gelöst und später vom Staat durchgeführt werden.»

Da fuhr Hitler von seinem Stuhl hoch und sagte mit leuchtenden Augen:

«Ganz richtig! Ich bin völlig Ihrer Ansicht! Da reden die Leute immer und meinen,

dass man wirtschaftliche Lagen nur mit wirtschaftlichen Hilfsmitteln ändern und bessern kann. Nein! Es gibt zwei Arten, wie man eine Not lindern, ja sie vielleicht sogar beseitigen kann: entweder indem man die Not tatsächlich beseitigt, – das aber geht nicht immer, zum mindesten nicht sofort, – oder indem man *das Gefühl für die Not beseitigt! Und das geht*, wenn man es richtig anfängt! Glaube, Liebe und Hoffnung zu erwecken, da haben Sie recht, das ist unsre erste Aufgabe. Sie kann schon gelöst oder wenigstens in Angriff genommen werden, auch ehe wir in der Regierung handeln können. Je grösser der Glaube, je vertrauensvoller die Liebe und je überzeugter die Hoffnung ist, die uns und unsre Bewegung mit dem ganzen deutschen Volk verbindet, umso gewaltiger wird die Bereitschaft und der Wille und die ganze Dynamik sein, mit der wir die Regierung ergreifen werden! Wir brauchen dann nur die richtigen Hilfen zu geben. *Das Gefühl der Überwindung wird dann das Wunder der Beseitigung der Not von selber schaffen!*» [...]

Köhler fuhr etwa wie folgt fort:

«Um die psychologischen und ethischen Vorbedingungen ist mir nicht bange. Der zweite Punkt, die Herstellung des Vertrauens, die Schaffung neuen Mutes und neuer Zuversicht marschirt bereits.

Auch der erste Punkt, die Ideen, die Einsicht, die Liebe zum Volk und der Wille der Führenden, bedarf, wenn wir erst einmal handeln können, keiner Erwähnung. Auf Einzelheiten der Projekte will ich nachher noch kurz zu sprechen kommen.

Das grosse Fragezeichen steht hinter dem dritten Punkt: der Finanzierung. Bei ihr wird die Entscheidung liegen.

Nach den bisherigen Auffassungen der Nationalökonomie ist kein Weg unversucht gelassen worden. Keiner hat zum Ziel geführt. Es fehlt eben einfach an Geld! Es fehlt an flüssigen Mitteln, um Arbeitsaufträge zu gehen. Und nach den bisherigen Auffassungen der Wissenschaft und nach den bis jetzt unumstösslichen Grundsätzen der Finanzwirtschaft und des Geldwesens gibt es keine Möglichkeit, Geld neu zu schaffen, als höchstens durch Auslandskredite.

Erst seitdem ich mich hier in diesem Stabe befinde, habe ich erkannt, dass die bisherige Auffassung der wissenschaftlichen Nationalökonomie eben Unsinn ist, und dass

die unumstösslichen Grundsätze des international anerkannten Geldwesens eben falsch sind!

Ich habe erkannt, dass Geld eben nicht ein Ding an sich ist, sondern eine Funktion des Wirtschaftskörpers, und dass ein Staat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, dafür zu sorgen, dass der Wirtschaftskörper ausreichend mit Geld, und zwar mit gutem Geld, durchblutet wird.»

Im folgenden Abschnitt berichtet Wagener über Köhlers Vorschläge für eine Kombination von privater und staatlicher Ankurbelung der Wirtschaft, hervorgerufen durch Staatskredite für Bauprojekte, die zur Anstellung von Arbeitslosen führen sollten.

Da Köhler eine kurze Atempause machte, stellte Hitler die Frage dazwischen:

«Die Botschaft hör ich wohl! Aber wo kommt nun das Geld her?»

«Das wird kreiert», antwortete Köhler, «neu geschaffen, aus der Luft gegriffen, wenn Sie so wollen, gelogen!»

Hitler schüttelte lächelnd den Kopf und sagte zu mir: «Wenn ich mit ihm allein wäre, würde ich jetzt denken: armer Irrer.»

Worauf ich nur erwidern konnte: «Und doch hat er recht. Es ist nur neu, dass der Staat das macht. Die jüdischen Banken haben das schon immer gemacht, wenn sie ihren Vorteil darin sahen und genügend Sicherheit vorfanden.»

«Das verstehe ich nicht», sagte er kopfschüttelnd weiter. Weshalb ich fortfuhr:

«Denken Sie sich einmal, Herr Hitler, dass ein Flugzeug über Deutschland wegfiegt und ab und zu einen 1'000 Mark-Schein auf die Erde fallen lässt, der von irgendjemand aufgehoben wird. Denken wir uns, an jedem 1'000 Mark-Schein hinge ein Zettel, dass er ein Geschenk von Ihnen sei, – oder von der Reichsregierung, – und dass der Finder ihn sofort verwenden darf, ja verwenden muss, also irgendetwas dafür kaufen muss, was er für sich und die seinen braucht.

Was ist die Folge? Überall, wo ein solcher 1'000 Mark-Schein gefunden und als Kaufkraft verwendet wird, werden 1'000 Mark ausgegeben. Irgendwelche Menschen nehmen diese 1'000 Mark als Erlös für Arbeit oder für Waren ein. Letzten Endes wird irgendwo und irgendwie für etwa 1'000 Mark Arbeit geschaffen. Das heisst: es wird, alles in allem begriffen, ein Arbeitsloser für 6-8 Monate wieder beschäftigt. Da er nun aber diese 1'000 Mark auch wieder ausgibt und nicht im Strumpf stecken lässt, wird noch ein zweiter Arbeitsloser für vielleicht 6 Monate neu beschäftigt, oder ein bisheriger Kurzarbeiter kann voll arbeiten, oder wie Sie's nehmen wollen. Und durch den Bedarf an Waren, der durch die Kauf tätigkeit der neuen Vollbeschäftigten entsteht, wird auch die Produktion dieser Waren neu angeregt. Man kann vielleicht sagen, dass durch jeden abgeworfenen 1'000 Mark-Schein 2 bis 3 Arbeiter für je ein halbes Jahr neu in Vollarbeit kommen.»

Hitler unterbrach mich mit der Frage:

«Aber das hat ja gerade die bisherige Regierung so gemacht. *Sie* zahlt ja à fonds perdu Arbeitslosenunterstützung!»

«Ja und nein! Sie zahlt nämlich an jeden nur so viel, dass er gerade notdürftig seinen Lebensunterhalt fristen kann. Was kann ein Arbeitsloser für seine Unterstützung kaufen? Gerade, was er und seine Familie zum Essen brauchen. Sonst nichts. Er beschäftigt also nur die Landwirtschaft und die Nahrungsmittelindustrie und hält den Importbedarf an Lebensmitteln aufrecht. Würde der Arbeitslose vollen Lohn bekommen, dann würde er auch Kleider kaufen, Geschirr, Schuhe usw. Er würde also die gewerbliche Wirtschaft beschäftigen, also Arbeitslose aus dem Markt ziehen. Hier liegt der Rechenfehler!» [...]

Hitler, der gespannt zugehört hatte, sagte jetzt mit froh leuchtenden Augen:

«Das kommt mir ja so vor, wie wenn diese Übergescheiten vor einer Uhr stehen, die nicht geht, und nicht auf den Gedanken kommen, dass sie nur einfach nicht aufgezo- gen ist!»

«Aber selbst, wenn sie es gemerkt hätten, dann würde ihnen der Schlüssel dazu fehlen!» fügte Renteln hinzu.

«Der Schlüssel, wieso der Schlüssel? Sie verausgaben ja das Geld. Nur eben gedankenlos nach einem falschen Prinzip.»

«Aber den Übergang zu finden, darauf kommt es auch noch an», meinte Renteln.

Ich unterbrach diese Unterhaltung, indem ich auf meine Ausführungen zurückgriff und sagte:

«Es kam mir darauf an zu zeigen, dass der Staat, allein wenn er schon 1'000 Mark- schein mit dem Flugzeug über Deutschland abwerfen würde, die Ankurbelung der Wirtschaft erreichen könnte. Nur mit dem System der Arbeitslosen-Unterstützung ist das *nicht* möglich. Bei diesem System fehlt der Wille der Arbeitsbeschaffung. Es ist nur eine Almosen-Institution an die, die schon keine Arbeit mehr haben.

Wenn wir nun auf die Gedanken des Dr. Köhler zurückkommen, so erkennen wir, dass wir die 1'000 Markscheine, soweit sie nicht der Staat selbst für eigene Aufträge verwendet, denen geben müssen, die Arbeit haben, nur kein Geld, um die Arbeit aus- führen zu lassen.

Wo ich das Geld nun hernehme, das ist eine technische Frage, deren Lösung keine Schwierigkeiten macht. Herr Brüning nimmt es ja auch woher. Aber, da er von Juden und Bankiers beraten ist, leiht er es sich von diesen aus. Genau so gut kann er es aber, wie Köhler sagt, kreieren, aus eigenem Recht neu schaffen, aus der Luft greifen, erlü- gen!

Hier stehen wir eben vor dem Fehler des bisher geltenden Geldsystems. Der Staat *hat* das Recht, Geld neu zu schaffen, nein, er hat sogar die Pflicht! Denn der Wirtschaftskörper *braucht* nun einmal so viel Geld, dass sein Kreislauf möglich ist. Und wenn er es nicht hat, infolge Entwertungszeit und anderer Fehler, die damals gemacht wurden, dann muss er es eben schaffen! Er muss! Und er braucht niemand darum zu fragen, gar niemand! Weder den Reichsbankpräsidenten noch die

Bankgewaltigen des Bank-Viertels in Berlin, noch die Wallstreet, noch den Rat der Weisen von Zion.

Dabei kann diese Geldschöpfung durchaus mit den Mitteln und nach den Gewohnheiten einer ordentlichen Soll- und Haben-Rechnung vor sich gehen. Wir richten z.B. bei der Reichsbank ein Sonderkonto ein für Arbeitsbeschaffungswechsel. Dann brauchen wir nur noch die Stellen festzulegen, die solche Wechsel akzeptieren, ausstellen und zum Diskont einreichen können. So etwas auszuklügeln sind Männer wie Schacht³ oder Jakob Goldschmidt⁴ wunderbar geeignet. Da fühlen sie sich in ihrem Metier.

Und wir können sogar dieses Konto mit der Zeit wieder abdecken, wenn wir wollen und wenn sich ergeben sollte, dass man zu viel neues Geld in den Blutkreislauf hineingeführt hat.

Da hat Kapitän Tholens⁵, der auf diesem Gebiet ein besonderer Fachmann ist, entdeckt und durch die Statistiken des Geheimrat Wagemann vom Institut für Konjunkturforschung nachgewiesen, dass im Jahr 1930 das Gesamt-Steueraufkommen des Staates 19% vom Volkseinkommen war. Das ist etwa 1/5. Wenn der Staat also 1 Milliarde neu geschöpfte Kredite in den Wirtschaftskörper gibt, dann werden jedes Jahr, ganz rund und allgemein gerechnet, 200 Millionen, also eben 1/5 davon, in die Reichskassen zurückfließen, und können – wie gesagt, wenn wir wollen – zur Abdeckung des Kontos für die Arbeitsbeschaffungswechsel verwendet werden. In rund 5 Jahren ist der aus der Luft geschöpfte Kredit wieder eingezogen und aus den Büchern verschwunden. Wobei ich bemerke, dass es sich hier nur um den Teil der Kredite zu handeln braucht, die à fonds perdu, also als Beihilfen, verausgabt wurden. Die andern Kredite können zunächst in den Büchern sowieso weiterlaufen, da ja neue Werte für sie entstanden sind, und dadurch kreditfähige Gläubiger dahinterstehen.

Ich glaube, wir können darauf verzichten, diese rein praktischen und technischen Fragen hier im Einzelnen zu behandeln. Dass die Finanzierungsfrage lösbar ist, und zwar ohne jegliche Schwierigkeit, ist geklärt.

Nun wollte Dr. Köhler wohl noch einiges über das Arbeitsbeschaffungsprogramm selber sagen.»

«Ich habe zu der Finanzierungssache noch eine Frage», sagte Hitler. «Wenn das alles so einfach ist, wie es nach Ihrer Darstellung klingt, dann erscheint es mir immer und immer wieder unverständlich, dass unsre politischen Gegner diese Wege nicht selbst auch entdeckt haben sollten. Warum beschreiten sie sie nicht?»

«Erstens glaube ich nicht», entgegnete ich, «dass sie diese Wege bereits erkannt haben, wenigstens nicht diejenigen, die die Verantwortung im Staate tragen. Zweitens würde die Beschreitung dieser Wege die Abkehr von der bisher geltenden Geld- und Kapitalwirtschaft bedeuten und damit die Entthronung derer, die die Macht des Geldes in der Welt in den Händen haben und deshalb die Wirtschaft der Welt beherrschen. Und drittens sind die Verantwortlichen in der Regierung und ebenso auch die Grossen in den Parteien des Reichstags, sowie ausserdem die meisten Reichstagsabgeordneten von der

Kaste der Geldmagnaten direkt oder indirekt irgendwie bezahlt, sagen wir ruhig geschmiert.» [...]

«Halten Sie für zweckmässig [fragte Hitler], dass wir die Gedanken, die hier vorge-
tragen wurden, veröffentlichen?»

«Nein. Wir würden die Kapitalgewaltigen der ganzen Welt und ihre Regierungen geschlossen gegen uns aufbringen. Schon jetzt wittern manche, dass in unsern Köpfen die Befreiung von der Goldwährung und dem Goldeckungsgedanken spukt, eine Sache, die für uns schon so vollkommen abgetan ist, dass wir nicht einmal mehr davon reden. Aber schon das gibt den Grossen des Ruhrgebietes, der Schwerindustrie, der Bankwelt und besonders auch den Logen Veranlassung, vor uns und unsern Wirtschaftsprinzipien zu warnen.

Wir werden sehen, dass diese Leute fertigbringen, wenn wir einmal als stärkste Partei im Reichstag Anspruch auf die Regierungsbildung haben, uns auf diejenigen Ministerien zu verweisen, die mit Wirtschaft nichts zu tun haben, und besonders den Einfluss gerade der Persönlichkeiten auszuschalten, die unsre sozialwirtschaftlichen Gedanken geboren haben und verwirklichen könnten.»

«Ich bin der gleichen Meinung [bemerkte Hitler], Es gilt also auch für diese Dinge, was ich von unsern Wirtschaftsprojekten und Ideen immer schon sagte: sie dürfen nicht in die Öffentlichkeit dringen.»

Da fragte Strasser: «Was soll aber unsereiner im Reichstag sagen, wenn wir über das Arbeitsbeschaffungsprogramm zu sprechen haben? Ich komme um gewisse Erklärungen nicht herum.»

«Wenn darüber öffentliche Erklärungen abzugeben sind, dann ist es zweckmässig, dass Sie sich vorher mit Wagener darüber besprechen und einigen, was gesagt werden soll und kann. Keinesfalls darf aber das heute erläuterte revolutionäre Geldbewirtschaftungssystem erwähnt werden.»

Wagener legt im Folgenden das Arbeitsbeschaffungsprogramm dar, das Köhler für Hitler und die anderen Teilnehmer an diesem Gespräch vorgetragen hatte. Es bestand aus neun Punkten: Reparatur und Erneuerung von Wohnhäusern sowie Wirtschaftsgebäuden; Schaffung von neuen Häusern für landwirtschaftliche Arbeiter; Neubeschaffung und Ersatz von Maschinen bei Handwerk und Industrie; Ausbau der Verkehrswirtschaft; Ausbau der Energiewirtschaft; Intensivierung der Rohstoffwirtschaft; Organisation und staatliche Planung des Aussenhandels; Rationalisierung der Landwirtschaft; Schaffung von Neu- und Siedlerland durch Entwässerung von Mooren und Sümpfen sowie Urbarmachung von sonstigem Ödland. Alle sollten nach verschiedenen Formeln durch staatliche Subventionen bzw. Darlehen angekurbelt werden.

Hitler stand auf und reichte Köhler und mir die Hand. Strasser sagte lachend:

«Mir schwirrt der Kopf. Sie müssen einmal abends zu mir nach Hause kommen, Köhler. Da werde ich dann Papier und Bleistift haben.»

Hitler verabschiedete sich mit den Worten: «Nun sehe ich der Regierungsübernahme mit Ruhe und Zuversicht entgegen. Wenn die Hoffnungen, die das deutsche Volk in uns

setzt, durch die Tatsachen so, wie ich hier den Eindruck gewonnen habe, erfüllt werden, dann wird die tiefe Not dieses schwerkgeprüften Volkes durch ein Wohlbefinden und ein sicheres Vertrauen abgelöst, das die Grundlage auch für eine innere und die kulturelle Erneuerung bildet. Dann wird es uns gelingen, den Untergang des Abendlandes zu verhindern.»

41. Hitler findet in den Stammeswanderungen einen Schlüssel zur sächsischen Politik Seine Ansichten über Rassentheorien Juden als einziges «reines» Volk

Es war vielleicht ein Vierteljahr nach dem Eintritt in die thüringische Regierung, als Hitler mich zu sich bat, um mir zu sagen, dass vielleicht auch der Eintritt in die sächsische Regierung möglich sei.¹ Gauleiter Mutschmann² habe mitgeteilt, dass voraussichtlich alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Demokraten gewonnen werden könnten. Ausserdem sei allerdings noch die Haltung des Jungdeutschen Ordens unklar, der 3 Sitze im Landtag und sich neuerdings stark an die Demokraten angeschlossen habe.

Hitler bat mich, wie damals für Thüringen, die erforderlichen Besprechungen zu führen.

«Auch in Sachsen würde ich am liebsten das Innenministerium besetzen», sagte er. «Bei der bisherigen Einstellung der Reichsregierung und der staatlichen Behörden gegen uns, ist es immer am besten, wir nehmen das Innenministerium in die Hand. Dann hat man die Polizeigewalt und die Exekutive. In dem Augenblick fallen auch alle anderen Schwierigkeiten weg, die heute immer noch das gesamte Beamtentum hindern, zur Partei beizutreten.»

Es war tatsächlich selbst noch in den Jahren 1931/32 so, dass Beamte gelegentlich entlassen wurden, wenn sie Mitglied der N.S.D.A.P. waren. Auch in der Wirtschaft musste ein Angestellter, besonders wenn er sich in gehobenem Posten befand, seine Mitgliedschaft meistens geheim halten, sofern er nicht zufällig einen Prinzipal hatte, der selber zur Bewegung hinneigte. Nicht die Rücksicht auf die Arbeiterschaft hinderte ihn, seine politische Meinung zu bekennen, sondern das Verbot seines Betriebsherrn. Selbst ein Unternehmer, der auf Bankkredit angewiesen oder von Lieferanten oder bestimmten Abnehmerkreisen abhängig war, konnte sich nicht zur N.S.D.A.P. bekennen, ohne Gefahr zu laufen, dass ihm die Kredite gekündigt bzw. die Lieferungen oder Aufträge entzogen wurden. In der Reichswehr galt der Nationalsozialist bei den älteren Offizieren als verachtenswürdiger Vaterlandsfeind.

Wagner gibt im Weiteren Ausführungen Hitlers über die «Fälschung» des Begriffes «Demokratie» in der Weimarer Republik wieder, die den entsprechenden Teilen von «Mein Kampf» stark ähneln. Wagner behauptet, Hitler habe schon zur Zeit Brüning's damit gerechnet, dass nur noch Papen und Schleicher als Reichskanzler des zunehmend autoritär werdenden Präsidialsystems in Frage kommen könnten. Um einen Militärputsch zu vereiteln, halte Hitler es für erforderlich, die Innenministerien so vieler Länder wie möglich mit Nationalsozialisten zu besetzen, damit die N.S.D.A.P. die Polizei in

die Hand bekomme. Daher wolle er Wagener nach Dresden schicken, um Verhandlungen zum Eintritt in die sächsische Regierung zustande zu bringen.

Auf dem Weg nach Dresden fuhr Hitler mit mir zusammen im Auto über Nürnberg, Bayreuth nach Bad Berneck, wo wir im schönen Hotel Bube übernachteten. Am Abend sassen wir zusammen, und Hitler brachte das Gespräch auf die Regierungsfrage in Sachsen. Dabei kamen wir auch auf die Person des Gauleiters Mutschmann zu sprechen:

«Ich würde es für bedenklich halten, Mutschmann in Sachsen als Innenminister ins Auge zu fassen», sagte ich. «Er ist weder eine Persönlichkeit, noch klug, noch gewandt. Höchstens ist er rechthaberisch.»

«Da haben Sie recht. Als Minister kommt er nicht in Frage. Das hatte ich auch gar nicht beabsichtigt. Sondern diesmal wollte ich Strasser dafür verwenden.

Sehen Sie, an der Person von Mutschmann erkennen wir einerseits die ungeheure Stammes- und sogar Rassenmischung in Deutschland, und andererseits die Wichtigkeit der richtigen Auswahl von Männern als Parteileiter in den einzelnen Gauen.

Sachsen war bis zum 12. Jahrhundert von allen möglichen Volksstämmen besiedelt, von denen ich im Osten nur die Wenden, also einen Slawenstamm, und im Westen und Südwesten die Erzgebirgler und Vogtländer erwähnen will. Dies sind beide germanische Urstämme, die wir mit den Bewohnern des Bayerischen Waldes auf eine Stufe stellen können, sowie mit den Eingeborenen an den Nordhängen der Alpen, auf der schwäbischen Alb oder im oberen Schwarzwald. Diese Menschen waren früher die unbeschränkten Herren ihres Landes, lebten in ihren Sippen- und Stammesgemeinschaften, und wählten sich ihre Führer nach demokratischen Grundsätzen. Irgendwelche Expansions- oder Herrschaftsgelüste hatten sie nicht.

Da kamen von irgendwoher fremde germanische Stämme, teils selbst verdrängt aus ihrer eigenen Heimat, teils auf Zügen zur ‚Landnahme‘, wie sie es nannten, teils im Rahmen grösserer Völkerwanderungen, deren Ursache wir hier nicht untersuchen wollen.

So kamen Thüringer und Sachsen nach Osten marschiert ebenso wie ein Jahrtausend vorher Alemannen und Schwaben nach Süden in den Raum zwischen Rhein und oberer Donau eingedrungen waren, und Franken und Bayern in die fruchtbaren Flächen des Maingebietes und in das grosse Becken der bayerischen Donau und ihrer Nebenflüsse. Ob das genau so vor sich ging, zeitlich, räumlich und stammesmässig, wie ich das eben skizziere, spielt keine Rolle. Fest steht nur, dass die Eindringlinge eine höhere Kultur hatten als die Eingeborenen, und dass sie bessere Waffen und einen stärkeren Herrenwillen besaßen.

Sie nahmen sich überall diejenigen Flächen, die landwirtschaftlich wertvoll waren, und teilten sie auf und besiedelten sie, und drängten die Eingeborenen in die unfruchtbareren Hänge der angrenzenden Gebirge und Waldgebiete zurück oder zwangen sie, bei ihnen als Leibeigene Dienst zu tun.

So kommt es, dass diese verdrängten, unfrei gewordenen, teils unterworfenen teils unterdrückten früheren Besitzer des Landes einen inneren Hass im Herzen trugen gegen

jene Eindringlinge, der sich erstaunlicherweise auch heute noch überall da, wo eine Vermischung nicht stattgefunden hat, mehr oder weniger krass zeigt. [...]

Die sächsische Besiedlung durch höher entwickelte Germanenstämme begann erst im 12. Jahrhundert. Man kann die Epochen genau verfolgen, wenn man sich nur die Mühe macht, die Jahreszahlen zu vergleichen, die in die Steinportale der grösseren Burgen und Schlösser in Sachsen als die Erbauungsjahre eingemeisselt sind. [...]

Wir haben es also in Sachsen mit 2 Gruppen von Bewohnern zu tun: mit den verärgerten, geschädigten und zum Teil enteigneten Eingeborenen, und mit den Eroberern, den Eindringlingen und später Zugewanderten. Die erste Gruppe hat Heimatgefühl, Heimatstolz, Schollenbewusstsein, und ein eigenes Brauchtum, und empfindet eine innere Ablehnung gegen die andern. Die ‚Eindringlinge‘ wiederum mögen die Eingeborenen nicht, weil sie argwöhnisch sind, hinterhältig, unoffen und böswillig. Und das alles nur, weil sie ihre Geschichte nicht kennen und sie deshalb nicht verstehen.

Nur so konnte es kommen, dass in diesem friedlichen, arbeitsamen Sachsen der Kommunistenführer Max Hölz³, der vom eigentlichen Kommunismus bestimmt keine Ahnung hatte, die Eingeborenen im Erzgebirgsraum zum offenen Kampf gegen die Eindringlinge führen konnte, die jetzt als Gutsbesitzer, Schlossherren und als Industrielle überall sitzen, und die eigentlich berechtigten Bewohner des Landes in ihren Betrieben gegen niedrige Hungerlöhne arbeiten liessen, wie die Parole lautete. Die Hölz'sche Revolte war kein Kampf des Kommunismus gegen den Kapitalismus, sondern ein Rachezug der Eingeborenen gegen die späteren Eroberer, die sich jetzt als Herrschicht fühlten.

Bis vor kurzem hat Sachsen die grösste Zahl von Kommunisten und Unabhängigen Sozialdemokraten gehabt. Alles die Eingeborenen. Von ihnen sind nur diejenigen in das Lager der Einwanderer übergegangen, die es in der Wirtschaft oder im Beamtenberuf zu etwas gebracht haben.

Wenn wir nun in Sachsen Frieden und Ordnung wiederherstellen wollen und anstreben, dieses Kriegsbeil zwischen Urbevölkerung und Neubevölkerung für alle Zeiten zu begraben, – aus welchem Lager müssen wir da den Gauleiter nehmen? Es ist wohl kein Zweifel: aus dem der Eingeborenen! Würde ein Vertreter der andern Gauleiter unserer Bewegung sein, dann stände die Masse des Volkes von Vornherein *gegen* die Bewegung. Denn die Eingeborenen fühlen sich auch bei unsrer Bewegung als die Unterdrückten. Und wir würden eine Kluft vertiefen, die wir als Sozialisten beseitigen müssen. Wenn wir sie aber zur Freiheit und Gleichberechtigung zurückführen, dann werden sie unsere treuesten Anhänger sein. Deshalb muss ein Eingeborener Gauleiter sein: Mutschmann, selber ein Vogtländer.

Die Zugewanderten sind harmlos. Sie wissen von den Dingen nichts und machen sich keine Gedanken darüber. Sie fühlen sich entweder berechtigt auf ihrem Besitz, oder gesichert in ihrem wirtschaftlichen Profit. Wenn wir sie nicht angreifen, dann werden sie nichts gegen uns haben. Da sie aber in Angst vor den Eingeborenen leben, die ihnen nur

als linksradikale Kommunisten erscheinen, und wenn sie sehen, dass wir diese Menschen zu uns herüber- und friedlich umerziehen, dann werden sie uns sogar als ihre Retter begrüßen.

Deshalb musste ich und konnte ich Mutschmann zum Gauleiter in Sachsen machen. Der Erfolg blieb nicht aus. In wenigen Jahren war die N.S.D.A.P. die stärkste Partei in Sachsen. Und wir nehmen unsere Wählerschaft in erster Linie aus den Reihen der Kommunisten, Sozialdemokraten und besonders der bisherigen Nichtwähler, die in einem Zwiespalt lebten, da sie eigentlich zu den einen gehörten, es aber nicht mit den andern verderben wollten. –

Und heute erleben wir nun, dass uns die Rechtsparteien in die Regierung aufnehmen wollen. Aber da müssen wir vorsichtig sein. Als Gauleiter ist Mutschmann richtig und gut. Als Innenminister ist er aber nicht geeignet. Aber keinesfalls kann ich einen aus dem andern Lager nehmen, also einen der Eroberer, der Eindringlinge, der Zugewanderten. Das würden die Eingeborenen als einen Vertrauensbruch empfinden, als einen Verrat, als die Offenbarung einer Täuschung, und die Partei würde in Sachsen den Boden verlieren.

Darum muss ich einen ganz Fremden nehmen, allerdings keinen Preussen, sondern einen Süddeutschen, und jedenfalls einen, der für sie und in der Partei noch mehr gilt als Mutschmann, in dem die sächsischen Parteigenossen also noch in verstärktem Umfang einen Führer in ihre Freiheit sehen, und den auch Mutschmann als ‚berufen‘ anerkennt. Und da kommt nur Strasser in Frage.»

Diese Ausführungen Hitlers liessen wieder einmal einen tiefen Blick in das unendlich durchdachte, fein empfundene, dem deutschen Volk und seiner Aufgabe gegenüber verantwortungsbewusste Innenleben Adolf Hitlers zu. Welch' ein tiefgründiges Wissen, ein klares Erfassen der Zusammenhänge, ein edles, erhabenes und völlig selbstloses Wollen lag solchen Entschlüssen zu Grunde! Welche Gedanken zu einem solch an sich einfach erscheinenden Ministervorschlag herangezogen wurden, welche Erwägungen dabei mitspielten, davon hat sich damals wohl kaum ein Mensch, auch kein Parteigenosse, etwas träumen lassen. [...]

Wie häufig ist mir später gerade die Fortsetzung unserer Unterhaltung in Berneck in Erinnerung gekommen, bei der wir die Rassenfrage berührten.

Ich hatte darüber gesprochen, dass solche Bevölkerungsprobleme wie in Sachsen doch eigentlich die überstarke Propagierung der Rassentheorien als bedenklich, ja als gefährlich und schädlich erscheinen lassen.

«Diese Rassentheorien sind ja auch so, wie sie meist ausgelegt und angewendet werden, ganz falsch», antwortete Hitler. «Zunächst werden ganz primitive biologische Fortpflanzungs- und Vererbungstheorien mit Rassentheorien einfach bunt durcheinandergemengt, durch den geistigen Wolf dieser allem auf den Grund gehen Wollenden gedreht, und dann als ein völlig unvergorener Brei mit der Maske der wissenschaftlichen Erkenntnis gepredigt oder gar dem Papier übergeben, aus dem sich jeder herauspicken

kann, was er will. Kein Wunder, dass die wirklich Einsichtigen sich besonders den Unsinn herauspicken, um den ganzen Rassenquatsch ad absurdum zu führen.

Über Rassenfragen sollte nur reden, wer vorher Gobineau⁴ und Chamberlain⁵ gelesen hat. Wer dazu Zeit und Verständnis nicht aufbringt, beweist, dass er nicht das Recht hat, sich an Debatten über diese tief ernstesten, für die Wissenschaft in dieser Form völlig neuen und die Weltgeschichte in ganz anderm Licht zeigenden Problem zu beteiligen. Was heutzutage häufig über diese Dinge verzapft wird, kommt mir manchmal vor wie die Freud'schen Geschmacklosigkeiten und Zersetzungskünste, die an sich auch auf sehr richtigen, einfachen und bisher von der Wissenschaft nicht erkannten Feststellungen der Psychiatrie fussen. Vielleicht ist sogar Freud nichts anderes als der destruktive und meist auf dem Gebiet der Sexualpsychologie verzerrende Darsteller der körperlichen und seelischen Unklarheit, die aus rassischen Vermischungen entstanden ist.

Dass es bei den Menschen verschiedene Rassen gibt, ebenso wie bei Pflanzen und Tieren, ist selbstverständlich. *Wo* man mit dem terminus technicus ‚Rasse‘ als Unterscheidungsbezeichnung beginnen soll, mag die Wissenschaft irgendwann endgültig festlegen. Aber erst, wenn sie diese Fragen zu Ende durchforscht und durchdacht und auf allen Gebieten der praktischen und der Geisteswissenschaften erklärt und erwiesen hat. Bis dahin können vielleicht noch Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen.

Zur Zeit ist man gewöhnt, ausser der weissen, der gelben und der schwarzen Rasse, die wissenschaftlich keinesfalls als eine berechnete und begründete Rasseneinteilung angesehen werden darf, z.B. in der weissen Rasse die Semiten und die Arier als ‚Rassen‘ zu bezeichnen. Zu den Semiten rechnet man die Araber, die Israeliten, die Ägypter, vielleicht auch die Perser, und wohl noch einige andere Völkerstämme. Zu den Ariern gehören die Germanen, die Romanen, die Slawen, und ebenfalls noch manche andere, wie z.B. die Kelten.

Diese Untergruppen ist man gewohnt, mit ‚Völkern‘ zu bezeichnen. Besser vielleicht wäre der Ausdruck: Völkerfamilien. Denn in den Jahrtausenden haben sich diese Völker längst weiter vermehrt und geteilt. Sie können aber wohl auf Grund ihrer Uralagen immer noch als Familien bezeichnet werden.

So bilden unter anderem Italiener, Spanier, Südfranzosen eine romanische Völkerfamilie, Dänen, Schweden, Deutsche, und Angelsachsen eine germanische Familie, Ukrainer, Weissrussen, Bulgaren, Jugoslawen und andere die slawische Völkerfamilie.

Aber ganz so einfach und klar geschieden, wie ich das so dahinrede, ist es auch wieder nicht. Denn durch die Völkerwanderungen, durch die römische Militärdespotie, durch die grossen Erobererzüge, wie sie die Hunnen, die Magyaren, die Tataren und die Türken machten, durch dynastische Massnahmen des Mittelalters und durch wirtschaftliche Interessenverflechtungen der Neuzeit sind Verschiebungen und Vermischungen eingetreten, die im Allgemeinen ‚reine‘ Rassen kaum noch erhalten haben. Zum mindesten sind innerhalb der Völkerfamilien und innerhalb der grossen Rassen, also der arischen, der semitischen usw., starke Wechselwirkungen, auch auf dem biologischen Gebiet eingetreten.

Von besonderem Interesse ist dabei die Verfolgung der Entwicklung der Juden. Sie sind ein Stamm des Volkes Israel. Nach dem alten Testament waren es 12 Stämme. Alle andern sind von der Weltbühne verschwunden, nur der Stamm Juda hat sich erhalten. Und wir können sagen, dass er sich sogar in grossem Umfang rein erhalten hat. Natürlich gab er Glieder von sich durch Vermischung mit andern Völkern und Rassen ab. Sie sind dort unter- bzw. in den andern aufgegangen. Aber der Kern des Stammes Juda, den man heute mit Recht als ‚das jüdische Volk‘ bezeichnet, ist als vielleicht einziges Volk unsrer Historik und unsres Mittelmeer-Raumes rein erhalten geblieben.

Wie war das möglich, womit hängt das zusammen, und welche Vor- oder Nachteile hatte es?

Wenn man diesen Fragen nachgehen will, verläuft man sich leicht in Einzelheiten und gerät auf Irrwege. Allein schon, wenn man das alte Testament liest, verliert man sich schnell ins Ungewisse, ganz abgesehen davon, dass es schwer für unsereinen zu lesen ist, da es geschrieben ist in einem Stil und in einer Sprache, die uns fremdartig anmuten und da es getragen wird von einem materialistischen Ethos, der nicht unser Ethos ist.

Aber das eine erscheint mir das Wesentliche: Dadurch, dass die Juden eine eigene Religion hatten, sozusagen einen eigenen Gott, dass sie eine geschlossene Glaubensgemeinschaft bildeten und ihre eigenen Sitten und Gesetze befolgten, erhielten sie ihre Rasseneigentümlichkeiten, ihre Ethik, ihre Weltanschauung, und was das wichtigste ist, ihr Blut, ihre Sippen, ihre Familien völlig rein und unverfälscht.

Nicht die politische Volksgemeinschaft hat ihnen ermöglicht, sich rassistisch immun zu erhalten, sondern die Religionsgemeinschaft. Und die Stärke ihrer Religion ist, dass sie nicht nur ihre Religion ist, sondern auch ihr Gesetz. Ihr Gott ist ihr Herr und Führer, die ihnen gegebene Verheissung ist ihr Glaube, der sie alle umfasst und sie wie in einer einzigen, geraden und unwandelbaren Richtung leben und streben lässt. Aber ihre Verheissung ist gar keine religiöse Angelegenheit, sondern sie ist eine politische Verheissung, eine vollkommen weltliche Zielsetzung, die Voraussage einer rein irdischen Machtergreifung, hinter der nichts mehr kommt und steht, weder etwas Ewiges, noch etwas Göttliches, noch etwas Erhabenes, das über diese materielle Machtergreifung hinausginge, sich über die Ziele des eigenen Volksstammes hinaus erheben und die Menschheit höher führen oder höher entwickeln könnte. Nein, sie lautet nur: alle Völker werden Dir untertan sein, ihre Könige werden Dir dienen! Sie ist krassester Materialismus und despotischster Imperialismus, der den gesamten Sadismus des schmarotzerischen Nomadentums in sich trägt.

Hier liegt die Aufklärung, wie es möglich war und wie es zusammenhängt, dass sich dieser Volksstamm rassenrein erhalten konnte. Er hat durch Moses und die Männer, die die Mosaische Gesetzgebung aufgezeichnet und überliefert haben, eine zur Religion erhobene Lebens- und Lebensführungsvorschrift erhalten, die völlig auf das Wesen seiner Rasse zugeschnitten war und einfach und klar, ohne Dogmen und zweifelhafte Glaubensregeln, nüchtern und rein realistisch das enthalten, was der Zukunft und der Selbst-

behauptung der Kinder Israels diene. Alles ist auf das Wohl des eigenen Volkes abgestellt, nichts auf die Rücksicht auf andere. Alles ist aus dem triebhaften Instinkt des ursprünglichen Nomadenstammes geboren, der mit seinen Herden, seinem ‚Kapital‘, auf den Prärien des weiten Arabiens schmarotzerte, und der inzwischen durch die fortschreitende Versteppung und Verwüstung jener Flächen gezwungen war, eine andere Form des ‚Kapitalismus‘ zu erfinden, die des Geldkapitalismus, mit dem sie nun, weiter schmarotzernd, die gesegneten Gefilde und Arbeitsplätze der andern Völker der Erde abweideten. Und wo sie hinkamen, schlugen die, die vorausgesandt waren, die Leittiere, meist erst Wurzel, indem sie Sitten, Gesetze und sogar Religion der Gastvölker annahmen. Sie nennen sich selbst ‚die Assimilanten‘. Dann zogen sie, wie Joseph in Ägypten, ihre rasserein gebliebene Kerntruppe nach sich, die in ihren Synagogen die Kraftzellen der Erhaltung und Festigung ihrer Rasse besaßen, und zwar unter dem Schutz und mit der Billigung, ja Unterstützung der Völker, die ihnen später untertan sein sollten. Sie nennen sich, ebenfalls auch heute noch, ‚die Zionisten‘. Besonders klar und streng sind die Ehegesetze des Judentums. Der Jude braucht den Ausdruck ‚Rasse‘ nicht zu verwenden. Denn für ihn gibt es ja nur den ‚Juden‘ und den ‚Nicht-Juden‘. Moses nennt den Nicht-Juden einfach den Fremden. Eingehender habe ich die Begriffe noch bei irgendeinem Propheten oder im Talmud gelesen, ich weiss es nicht mehr wo. Dort steht, dass sogar auch die Ehe mit einem andern israelitischen Stamm verboten ist.

Wer dagegen verstösst, scheidet aus der Gemeinschaft des eigentlichen jüdischen Volkes aus und geht des Vorteils der gegenseitigen materiellen Hilfe und Förderung verloren. Ausserdem weiss der Jude, dass, wie geschrieben steht, sein Samen in solchem Fall verflucht ist und irgendwann unfruchtbar bleibt.

Das alles verleiht der Rassenerhaltung des jüdischen Volkes diese ungeheure Stärke, die wir zweifellos bewundernd anerkennen müssen.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, welche Vor- oder Nachteile eine solche Reinhaltung der Rasse eines Volkes hat, so ist die Beantwortung noch schwieriger, wie die der ersten Frage. Denn einerseits sehen wir, dass es in unserm historischen Raum eigentlich nur den Juden gelungen ist, sich rein zu erhalten, und andererseits kann man von den Ergebnissen der jüdischen Rassenzucht nicht ohne Weiteres Folgerungen für Völker und Stämme anderer Rassen ziehen.

Für das Judentum hatte diese Reinhaltung zweifellos grosse Vorteile. Unter Ausnutzung und Weiterentwicklung seines nomadischen Schmarotzerinstinktes hat es geradezu eine akrobatische Fähigkeit in sich und allen seinen Gliedern grossgezogen, diejenigen Punkte des gesamten Lebensvorgangs der Gastvölker zu entdecken, die die leichteste Aufpfropfmöglichkeit bieten und gleichzeitig eine Herrschaft und Kontrolle des Lebenskreislaufs gestatten und sichern können. Die völlig materielle Denkungsart des Juden erleichterte dies noch besonders, und je höher die Ideale eines Volkes sind, umso leichter verfällt es der realistischen Wirtschaftsdurchdringung der Juden.

Das ist bei sämtlichen uns bekannten andern Völkern völlig anders. Denn sie sind sämtlichst sesshafte Völker, die Ackerbau und Viehzucht treiben, die also nicht nomadisch Schmarotzern. Sie besitzen gerade diese für das Judentum besonders ausschlaggebenden Eigenschaften nicht. Sie weiden nicht die fruchtbaren Strecken der freien Prärien ab, um weiterzuziehen, wenn die Weide genutzt ist, sondern sie pflegen und säen, und sie ernten und leben in ihrem eigenen festen Land, das ihnen gehört, auf dem sie geboren und aufgezogen sind, und dessen Witterung und Bewachsung ihnen und ihrem Leben den Stempel aufgedrückt hat. Sie gehören zur Scholle und sind nicht von ihr zu trennen.

Wenn Fremde hineinkommen in den Bereich ihres Stammes und Stammesbesitzes, dann werden sie als Eindringlinge empfunden. Es entsteht ein Kampf um den Grund und Boden, um ihren Arbeitsplatz und um die Frucht ihrer Arbeit. *Einem* kann der Raum nur gehören. Entweder bleibt der Eingesessene der Herr, oder der Eroberer ergreift Besitz an Land und Leuten. Dann bleiben eben beide im Land, aber der eine als der Sieger, der andere als der Besiegte. Und es vergehen Generationen, Jahrhunderte, dass dieses Verhältnis erhalten wird.

Nur der Jude weiss den Verdacht des Eindringlings, der den Eingeborenen um sein Land bringen will, zu vermeiden. Er hält seine Finger draus aus jedem Landerwerb! Er weidet nur mit seinem Geldkapital den Arbeitserfolg der andern ab, indem er es dem und jenem gegen Zinsen – und natürlich Sicherheit –, zur Verfügung stellt. Man liebt ihn nicht. Aber man braucht ihn, zum mindesten benutzt man ihn. Und zwar benutzen ihn die Eingeborenen wie die Eroberer. Und so versteht er das Vertrauen der einen zu gewinnen, gegen die anderen, wie umgekehrt.

Wir sehen, wie ungeheuer die Unterschiede sind zwischen der Ethik, der Lebenseinstellung, dem Verhältnis zu den Menschen, zwischen den Juden und den sesshaften Völkern. Da kann man nicht sagen, was die einen tun, sollten die anderen nachmachen, oder, was bei den anderen als richtig gilt, das sollten auch die ersteren akzeptieren. Das sind eben wirklich zwei völlig verschiedene ‚Rassen‘. So ist auch der Begriff der Reinhaltung der Rasse niemals aus dem jüdischen Beispiel auf z.B. das arische zu übertragen. Und was dort richtig und möglich war, mag und kann hier durchaus unrichtig und auch unmöglich sein.»

42. Hitler erklärt die deutschen Parteien – Christus als Verkünder der Volksgemeinschaft – Rassentheorie ist «Gift» für die Allgemeinheit

Wagner setzt seine Wiedergabe von Hitlers Ausführungen zum Thema «Rasse» fort:
«Innerhalb der arischen Rasse ist der Wille und die Bereitschaft zur Mischung zweifellos vorhanden. Auch leidet die Fortpflanzung zweifellos dadurch nicht. Und doch finden wir, und damit komme ich auf meine ersten Äußerungen über Sachsen, den Bayerischen Wald und Süddeutschland zurück, dass trotz vielfacher Mischungen und Eheschließungen ein vollkommener Ausgleich zwischen der Eingeborenen-schicht und der Eroberer-schicht zu den Zeiten des Fürstenwesens nicht erfolgen konnte. Denn die Priorität der Einwanderer, die die Rolle der Aristokraten für sich in Anspruch nahmen und von den Fürsten, die ihrer Herkunft waren, auch zugebilligt erhielten, wurde durch Gesetz und Rechte, durch Polizeigewalt und sogar durch fremdes Söldnertum krampfhaft aufrecht erhalten.

Als nun am Ende des 18. Jahrhunderts die französische Revolution die Befreiung der Eingeborenen von der Oberschicht begann und die Demokratie die Gleichberechtigung beider Gruppen erklärte und zum Gesetz erhob, war es nicht so, dass nunmehr die Spannungen aufhörten und beide Teile sich die Hand gaben, sondern es war genau umgekehrt: nun konnte die gegenseitige Feindschaft erst richtig zum Austrag kommen, sie erhielt dazu sogar erst das demokratische Recht. Kein Wunder, dass die Gruppen nunmehr getrennte Parteien bildeten, die sich jetzt aus, wie sie glaubten, politischer Überzeugung bekämpften, in Wirklichkeit aber das alte Kriegsbeil wieder ausgegraben hatten, das seit Jahrhunderten begraben schien.

Überall, wo in der Zeit der Völkerwanderungen, des römischen Imperiums und der mittelalterlichen Machtkämpfe und Völkerzüge Untermischungen vorgekommen waren, erkennen wir heute beim politischen Parteienkampf den tiefsten Untergrund im alten Zwist. Es sind nicht in erster Linie demokratische, politische oder wirtschaftliche Anschauungen, die sich im Rahmen eines deutschen Parteien-Denkens gegenüberstehen, sondern die Urfehde dieser Schichten, die heute als Klassenhass bezeichnet wird, ist wieder erwacht! Der Weimarer Parteienstaat gibt uns hierüber ein anschauliches Bild.

Fangen wir rechts an bei den *Konservativen*, die sich jetzt die Deutschnationalen nennen. Sie sind in weiten Gebieten die Eindringlinge, die Einwanderer, die Kolonisatoren, die Eroberer, die das Verhältnis ihres Herrtums zu den Eingeborenen unbedingt aufrecht zu erhalten wünschen. Je weiter wir in den Osten Deutschlands kommen, umso

stärker tritt der Herrenanspruch dieser Menschen in Erscheinung, deren Vorfahren zweifellos einmal Pioniere des Deutschtums und Träger einer höheren und überlegenen westlichen Kultur waren. Grossgrundbesitz, Grossbauerntum, Adel, traditionsgebundenes Beamtentum und die Vertreter der protestantischen Kirche sind ihre Stützen, und von der Wirtschaft gehören diejenigen Teile dazu, die ihren Kapitalbesitz aus dem alten Grundeigentum herzuleiten in der Lage sind. –

Dann kommt die *Deutsche Volkspartei*, die *Wirtschaftspartei* und die *Hausbesitzer*, ein Ameisengewusel [sic], das von früh morgens bis spät abends auf den Wegen der Wirtschaft eifrig und geschäftig hin und her eilt, sich gelegentlich gegenseitig anspricht, dann wieder eiligst weiterläuft, zum Teil schwere Lasten schleppend, zum mindesten aber eine Aktentasche, die neben Butterbrot und Klosettpapier völlig nebensächliche Schriftsachen enthält, die aber für den Betreffenden im Augenblick als wertvolle Pfandbriefe für die Befriedigung seiner lächerlichen und für das Weltgeschehen gänzlich belanglosen Profitsucht erscheinen. Das ist die Rassenmischung der landläufigen Sorte. Sie sind ungefährlich, bedeutungslos, unpolitisch, kraftlos. Sie vegetieren nur. Sie haben weder eroberten Besitz, noch eingeborenen Anspruch. Sie wohnen in Gross- und Kleinstädten in Etagenwohnrigen oder Einzelhäusern, treiben Gross- und Kleinhandel mit wechselwertigen Gütern um des Profites willen, oder sie arbeiten für Gehalt, und sichern sich ihr Alter durch Pensionsanspruch oder durch eine Lebensversicherung, deren Beginn und Auszahlung sie herbeisehnen mit dem stammstischfrohen Glaubensbekenntnis: Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht. –

Dann kommt *das Zentrum*; die Menschen, die sich den servilen Untertanengeist aus den Zeiten der römischen Militärdespotie in die ultramontane Romherrschaft hinein erhalten haben bis auf den heutigen Tag. Genau, wie wir bei den Deutschnationalen den germanischen Herrenwillen und den Geist des Protestantismus gegen die Dogmatisierung des Glaubens und die Knebelung des Gewissens erkennen, so sehen wir da die unter der Aufsicht sudanesischer und anderer Legionen allmählich zum willenlosen Gehorsam der Obrigkeit gegenüber erzogenen Völker und Stämme, die später automatisch statt dem Kriegshelm eines Centurio dem Kardinals- und Bischofshut eines päpstlichen Legaten obeiirten. Der Limes ist die geographische Grenze dieser Zentrumsmacht. Was an wirklichen Kämpfern in diesem Raum früher noch lebte, haben Inquisition und Hexenverbrennung umgebracht oder des Landes verwiesen. Die Partei ist deshalb keine Gruppe von stolzen deutschen Menschen mit politischer Überzeugung und Meinungsrichtung, sondern es ist die grosse und durch ihre Geschichte leider völlig unfrei gewordene Herde des Schafstalles von Rom. –

Erkennen Sie das rassische Problem bei diesen Parteien, Wagener? Ich kann's nicht anders darlegen, ich kann es auch nicht beweisen, ich sefie es nur, aber ich sehe es so klar, wie ich Sie vor mir sehe! Können Sie mir folgen? Sie *müssen* es, sonst können Sie Sachsen nicht in Ordnung bringen.»

«Ich folge Wort für Wort. Sprechen Sie nur weiter», sagte ich.

«Jetzt komme ich zu den *Demokraten*. Wieder eine rassische Schichtung: die Juden

und die künstlichen Juden. Denn jeder Demokrat dieser Parteirichtung ist eigentlich ein künstlicher Jude.

Diese Partei, die die Bezeichnung ‚demokratisch‘ vollkommen zu Unrecht trägt, ist international gebunden und interessiert. Sie benutzt das Aushängeschild der Demokratie, um das Fehlen jedes nationalen Gedankens zu verdecken. Der Begriff ‚Volk‘ ist für sie etwas Verächtliches, etwas entweder Kleinbürgerliches, oder Chauvinistisches, oder sogar etwas Militaristisches. Alle diese drei Eigenschaften werden von der demokratischen Partei bekämpft und verächtlich abgelehnt. Dabei sind es nur Schlagwörter, die sie selbst für das entdeckt haben, was sie in ihrer geistigen und moralischen Verkommenheit entbehren und deshalb bekämpfen. Sie sprechen von sich selbst von Europäertum und von Weltbürgertum, nehmen Goethe für sich in Anspruch, und kommen mir eigentlich nur vor, wie ein stinkendes Geschwür innerhalb des Volkstums, von dessen Arbeit und Fleiss sie gleichwohl leben und dessen Leistungen auf allen Gebieten sie nur in ihrem Sinne für ihre Zwecke und Ziele verwenden.

Es sind meist Mischlinge, zweiten oder dritten Grades, nicht nur mit Juden, sondern auch mit jeglichem Blut anderer Länder und Erdteile. Aber sie beherrschen das Bankwesen, das Konzern- und Trustwesen, sie besitzen die besten und unmittelbarsten Auslandsbeziehungen, und beweisen ihre Verachtung des deutschen Menschen, indem sie stets im Munde führen, wie es der Engländer mache, und was der Amerikaner für richtig halte, und was am Deutschen schlecht, minderwertig, proletenhaft und eben ‚echt deutsch‘ sei. Dabei hängen sie sich bedingungslos der jüdischen Führung an.

Gott sei Dank hat das deutsche Volk in seiner überwiegenden Masse ein sehr feines Gefühl dafür, wer sich zum Volke zählt und wer sich selbst aus dem Volke ausschliesst. Deshalb hat diese Partei auch keinerlei Rückhalt im Volk. Sie hat nur Rückhalt ausserhalb des Volkes. Aus dieser Erkenntnis heraus entschlossen sich die Grossmeister dieser Volksfremdlinge auch, ihren Namen zu wechseln. Sie nennen sich jetzt ‚Staatspartei‘. Das entspricht völlig ihrem Denken. Denn für sie ist der Staat nicht die Selbstverwaltungsorganisation eines Volkes, sondern nur eine Generaldirektion, die aus Gründen der wirtschaftlichen Prosperität mit grösserem Eifer sucht, Pool- und Interessenverträge mit anderen Generaldirektionen abzuschliessen, als dass sie sich um die eigene Gefolgschaft, deren Wohl und Wehe, deren Höhe und deren Zukunft kümmert.

Aber die Söhne dieser Leute, ihre heran wachsende Jugend wird *doch* zum Teil beeindruckt durch das Volksgeschehen und wendet sich mit Abscheu von den Vätern ab. Schule, Sport und Jugendbewegungen bringen sie mit den Jungens auch deutsch denkender Eltern zusammen. So machte sich bald eine Abwanderung fühlbar. In ihrem mechanischen Denken suchten die Parteiführer deshalb ein Mittel, um der Jugend ähnliches zu bieten, wie z.B. S.A. oder Stahlhelm oder Rotfront. Und da übernahmen sie die Finanzierung und die Führung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, und ausserdem den gesamten ‚Jungdeutschen Ordern‘.

Diese Stümper! Sie ahnen nichts von rassischen Instinkten! Was aus ihren Kreisen sich als selbstbewusste, deutsch empfindende, Freiheit und Gemeinschaftssinn liebende

Jugend entwickelt, geht dorthin, *wo das* gepflegt wird. Was eine nationale Gesinnung nur vortäuschen will, was innerlich volksfremd ist und charakterlich minderwertig, das findet sich *dort* zusammen, wo nur geheuchelt wird. Hier scheiden sich die Menschen! Die einen folgen den leuchtenden Fahnen mit der Aufschrift: Glaube, Treue, Heldentum, die andern verkriechen sich hinter den schwarz-rot-gelben Fetzen der Selbstbesudelung und betrügen sich gegenseitig mit Lügen, Feigheit und Heuchelei! Und das sind dann die: ‚Demokraten‘!

Nun komme ich zu den *Sozialdemokraten*. Da finden wir die grosse Masse des braven, strebsamen, fleissigen deutschen Volkes aller Stämme und Schichtungen, die ich so in mein Herz geschlossen habe, die ich liebe, mit der ich mich eins fühle, verwachsen bis in die letzten Fasern, der ich mein Leben geschenkt habe und meine Kraft, meine Arbeit, mein Wollen, meine Hoffnung und meinen Glauben! Diese grosse, ungeheure Masse des Volkes, sie ist eigentlich das Volk selbst! Ich habe mit ihm auf dem Bau gestanden, ich habe mit ihm als Arbeitsloser gehungert, ich lag mit ihm im Schützengraben, ich kenne es, dieses herrliche Volk! Aber es folgt zur Zeit falschen Führern! Anstatt dass die von rechts dem Volk die Hand gaben, die Bruderhand, die Hand des Volksgenossen, anstatt dass sich *die* Menschen dem Volk als Führer boten, die gleichen Blutes, gleichen Stammes, gleichen Schicksals waren, stiessen sie es von sich, nutzten sie es nur aus, wie man Sklaven ausnutzt, und wendeten sich ab, wenn sie seine Not sahen, sodass es sich andern, sogar rassefremden Führern in die Hände geben musste. Diese erfüllen sie nun mit Hass gegen die eigenen Volksgenossen, sodass sie in ihnen nur noch die Ausbeuter sehen, die Leuteschinder, die Kapitalisten, die überheblichen Herren, mit denen sie nichts mehr verbindet als der niederträchtige Lohnvertrag, der dem arbeitenden Menschen nur so viel gibt, dass er seine Arbeitskraft für die Dienste der andern erhalten kann.

Welch' eine Sünde wider das Blut haben diese törichten Rechtspolitiker begangen!

Aber wir müssen die Irregeleiteten herauslösen aus der fremden Verführung! Wir müssen sie, die sich vom Volke verlassen fühlen, obwohl sie eigentlich selber dieses Volk sind, mit den andern Volksgenossen wieder zusammenbringen! *Ein Volk* muss entstehen! *Ein Glaube! Ein Wille!*

In der Sozialdemokratie leben die rassisch einwandfreiesten und besten deutschen Menschen zusammen. Nur eben leider unter falschen Führern. Aber das ist nicht ihre Schuld! –

Und nun zuletzt *die Kommunisten*. Auch ihre Anhänger sind zum grossen Teil nur verführt. Wir finden da drei Gruppen, die fast ausnahmslos aus den Schichten der Eingeborenen stammen, also der Entrechteten. Das sind 1.) die Idealisten. Sie träumen von etwas Herrlichem, haben aber entweder die Füsse nicht auf der Erde oder sie sind dumm. Dann 2.) die Verzweifelten. Sie sehen keine Möglichkeit, eine wahre Lebensgemeinschaft für das Volk herzustellen und erhoffen eine letzte Rettung aus dem internationalen Kampf des Proletariats gegen die herrschenden Klassen mit dem Ziel ihrer Beseitigung. Und 3.) die rassisch Verkommenen, die, wenn sie Besitz hätten, in die demokratische

Partei gegangen wären, sich nunmehr aber als verkannte Genies fühlen, als Vernachlässigte und Ausgestossene, und deshalb Nihilisten wurden und Verbrecher. Die ersten beiden Gruppen können wieder wertvoll werden. Denn sie sind eigentlich charakterlich gut, aber entweder ihrer Ideologie oder ihrem Schicksal erlegen. Die letzte Gruppe umfasst den Ausschuss, den es überall im Leben gibt. Er braucht selber keine innere Schuld an seiner Verkommenheit zu haben. Er kann ein Opfer der Schuld anderer, auch der Väter sein. Zum Aufbaukampf ist er aber nicht verwendbar. Er kann nur destruktiv wirken, zerstörend. Später muss man sehen, wie man ihn einreihet und vielleicht doch wieder für die Gemeinschaft zurückführt. Die Durchführung unsres Problems der Erwerbung von Besitzanspruch durch Arbeit kann sie alle wiedergewinnen. Denn dieses Problem ist die Lösung der sozialistischen Frage und die Erlösung der sich ewig verdammt Fühlenden zugleich.

So sehe ich die Parteien des heutigen Deutschlands vom rassischen Gesichtspunkt aus.

Wenn wir von dieser Erkenntnis aus die Frage des Vor- und Nachteils einer Auseinanderhaltung der Rassen und Stämme in unserm deutschen Vaterland prüfen, dann sehen wir nur Nachteile! Das deutsche Volk würde durch die Aufrührung der Rassenprobleme nur noch weiter zerspalten, gegeneinandergehetzt, atomisiert und damit aussenpolitisch bedeutungslos gemacht. Ich habe es deshalb schon mehrfach verboten, und ich werde bei der nächsten Gauleitertagung erneut mit aller Schärfe verbieten, dass über Rassenlehre und Rassenprobleme überhaupt gesprochen und geschrieben wird. Genau das Gegenteil müssen wir tun! Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft, muss unser Kampfziel sein! Alles, was die Schichten einigt und verbindet, muss hervorgehoben, gepflegt und gefördert werden, und alles, was sie trennt, was die alten Voreingenommenheiten wieder wach werden lässt, muss vermieden, bekämpft, beseitigt werden. Wir müssen die Fehler wieder gut machen, die auf der einen wie auf der andern Seite gemacht worden sind. Wir müssen wie Christus predigen: „Ihr seid allesamt Brüder! Liebet Euch untereinander!“

Wir ganz alleine können und müssen uns über die Rassenfragen klar werden, Sie, und ich, und Rosenberg und noch der oder jener. Denn sie sind für uns ein Schlüssel und Wegweiser. Aber für die Allgemeinheit ist es Gift! Und ausserdem werden nur Überheblichkeits- oder Minderwertigkeits-Komplexe geweckt. Und sie sind das sicherste Mittel, um eine Volksgemeinschaft zu zerstören.

So sehr ich also die Gesetze der Juden für die Erhaltung und Reinhaltung ihrer Rasse bestaune, muss ich doch der Auffassung sein, dass die Rassentheorien, wenn sie zum Inhalt der öffentlichen Diskussion werden, eher ein nationales Unglück sein können, als ein Segen.

Wir müssen die Mischung des Blutes hinnehmen, wie sie ist. Wir dürfen nicht das eine Blut schlechter nennen wie das andere, die eine Mischung besser als die andere. Sondern wir müssen andere Wege gehen, um aus dieser grauen Masse etwas Höheres zu züchten. Wir müssen versuchen, die positiven, die wertvollen Eigenschaften der in

Deutschland lebenden Menschen an die Oberfläche zu ziehen, zu wecken, zu pflegen und zu entwickeln, und wir müssen Mittel und Wege finden, um die Fortpflanzung des Schlechten, des Minderwertigen, der kriminellen und dekadenten Veranlagung und erblicher, volksschädlicher Krankheiten zu verhindern.

Und dann müssen wir die Jugend erziehen zur Schönheit der Bewegung, zur Schönheit des Körpers und zur Schönheit des Geistes. Sport, Körperpflege, Abhärtung, öffentliche Darbietung von Wettspielen und Wettkämpfen und eine Neubelebung der darstellenden Kunst nach den alten griechischen Vorbildern werden dazu beitragen, dass ein Mädel sieht, *wie* ein Mann aussehen und auftreten muss, der zu ihr passt und gehört, und ebenso dass ein Junge weiss, *was* das Ideal der Frau für ihn ist. Dann wird er sich von selber abwenden von den Spielformen kokettenhafter Marionetten, von gefärbten Haaren, gemalten Gesichtern, geschminkten Lippen und von roten Fingernägeln.

Und diese Zuchtwahl wird umso selbstverständlicher werden, je mehr wir das deutsche Volk zusammenführen und zusammenschweissen. Schon in frühester Jugend, im Kindergarten, in der Volksschule, in der Hitler-Jugend und im B.d.M. müssen alle Schichten zusammenkommen. *Es darf* keinen Unterschied geben zwischen reich und arm, zwischen hoch und nieder, zwischen Stadt und Land, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern es gibt nur einen Unterschied zwischen anständig und unanständig, zwischen kameradschaftlich und unkameradschaftlich, zwischen offen und verdrückt, zwischen wahr und verlogen, zwischen tapfer und feige und zwischen gesund und krank.

Wenn diese Jugend dann heranwächst, dann wirft sie mit einem Fusstritt diesen ganzen Parteienplunder über den Haufen und wird in jedem Wahlkreis einen Mann wählen, einen einzigen, der sie vertritt und für sie in den Reichstag geht. Das ist dann erst die wahre Demokratie! Und es wäre ja gelacht, wenn unter diesen Gewählten sich auch nur ein einziger befinden würde, der nicht wirklich Vorbild und Urbild wäre, Repräsentant eines deutschen Geistes, eines deutschen Menschen, Repräsentant eben dieses deutschen Volkes, das sich von Generation zu Generation immer mehr heraushebt aus dem verschlickten Schlamm, in dem Europa, in dem die alte Welt zur Zeit noch wadet.»

Plötzlich sagte Hitler mit etwas gedämpfter Stimme:

«Manchmal habe ich das Gefühl, dass es uns noch nicht vergönnt ist, diese grosse Zukunft zu erleben, als wenn erst eine kommende Generation reif sein wird, um unsre Gedanken und Pläne in die Tat umzusetzen. – Dann ist unsre Aufgabe aber, die Grundlagen für diese Volksgemeinschaft herzustellen und besonders die deutsche Jugend auf den Weg zu führen, diesem Ziel entgegen. Ohne Kampf wird es nicht abgehen! Darüber müssen wir uns klar sein. Es wird nicht immer alles glücken, was man anpackt. Rückschläge werden kommen, wie wir sie auch in der Partei erlebt haben, Hammerschläge werden auf uns niederprasseln. Aber unter ihnen und durch sie wird das Eisen und das Erz, aus dem das deutsche Volk zusammengegossen ist, geschmiedet und gehämmert, und es wird hart werden, hart wie Stahl, stahlhart! So entsteht jenes herrliche, blauglänzende Schwert, das nie mehr bricht und nie mehr versagt: Deutschland, das deutsche Volk! Und dieses Volk wird das Schwert Gottes sein!» –

Wenn man das, was später von dem sogenannten N.S. Rassenamt unter Himmler und Darre durchgeführt oder wenigstens begonnen wurde, mit dem vergleicht, was Hitler wirklich wollte, staunt man ebenso, wie bei so vielen andern Dingen, die *er* richtig erfasst hatte, die aber in den Händen anderer zum reinen Unsinn wurden. [...]

43. Eine Lehre aus «Rienzi» – Massenpartei statt «Orden» – Hauptzielscheiben: Deutsche Volkspartei und Wirtschaftspartei

Im nächsten Abschnitt berichtet Wagener, dass seine Mission nach Sachsen ohne Erfolg blieb. Eine Regierungsbeteiligung der N.S.D.A.P. wäre nur durch eine Koalition mit sämtlichen Rechtsparteien möglich gewesen, und ein Teil der sächsischen Partei unter Führung von Gauleiter Mutschmann habe jede Zusammenarbeit mit den Deutschnationalen abgelehnt.

Als ich Hitler in Berlin, wohin er vorausgefahren war, meine Eindrücke und die Ergebnislosigkeit meiner Besprechungen in Dresden berichtete, sagte er:

«Ich dachte mir das eigentlich so. Nur die Verbotsdrohungen Brünnings zwingen mich, Fuss in den Landesregierungen zu fassen. Aber Sachsen ist eben ein falsches Objekt.

Ausserdem tritt dort gerade *das* Dilemma besonders stark in Erscheinung, vor dem wir noch mehrfach stehen werden: dass wir statt mit den Menschen der Sozialdemokratie paktieren zu können, mit den Rechtsparteien paktieren müssen. Das ist jedesmal ein Fehler. Und deshalb dürfen wir diesen Fehler nicht zu häufig machen. Sondern wir müssen unbedingt mit verstärkten Kräften auf das Ziel losarbeiten, *alleine* im Reichstag die Majorität zu gewinnen. Nur dann bleiben wir uns innerlich treu und brauchen keine Rücksichten zu nehmen auf Gruppen, deren Wesensart uns fremd sein und uns deshalb belasten muss.» [...]

Als wir nach München zurückfahren wollten, sagte Hitler zu mir, ich möge doch einmal feststellen lassen, was am nächsten Abend in den Opern von Nürnberg, Weimar und Dresden aufgeführt werde. Danach sollte die Route bestimmt werden. Schaub telefonierte mit den 3 Gauleitungen und berichtete mir, dass in Nürnberg keine Oper gegeben werde, in Weimar dagegen «Rienzi» und in Dresden «Der Rosenkavalier».

Als ich Hitler das erzählte, fügte ich hinzu:

«Auf Rienzi werden Sie ja wohl weniger Wert legen.»

Da sagte er entrüstet:

«Wieso? Den liebe ich besonders! Warum dachten Sie?»

«Ich dachte, es berührte Sie vielleicht unangenehm, im Zuschauerraum zu sitzen, wenn aufgeführt wird, wie gerade ein Mann aus dem Volke, der sich zum Führer dieses Volkes aufgeschwungen hatte, am Ende doch an den Intrigen seiner Umgebung zu Grunde geht.»

Da lachte er mich komisch an mit den Worten:

«Ich sehe im Gegenteil vielleicht immer wieder, welche Fehler man machen könnte, – um sie dann später zu vermeiden.»

«Rienzi wurde von den Konservativen verraten, vom Adel, von den Grossen des Besitzes und der Wirtschaft, denen er die Hand gereicht hatte», erwiderte ich.

«Aber er hatte keine eigene Partei hinter sich», war die Antwort.

Das Thema wurde nicht weiter gesponnen. Wir fuhren nach Weimar und erlebten dort eine ganz vorzügliche Aufführung des Rienzi. Als wir nachher im Elephanten, wo sich auch Frick und Sauckel eingefunden hatten, zusammensassen, sagte Hitler:

«Wir müssen die Partei noch stärker machen, innerlich festigen, und sie immunisieren nicht nur gegen die internationalen Einflüsse des destruktiven Kommunismus, sondern auch gegen den reaktionären Nationalismus von rechts. Mit diesem Nationalismus, der mit Nationalsozialismus nichts gemein hat, kommen falsche Führer, falsche Berater und falsche Ideen nach oben. Und von den falschen Ideen zum reaktionären Umsturz ist es nicht weiter als von den kommunistischen Gedankengängen zur bolschewistischen Revolution. Der reaktionäre Umsturz würde einen Verrat an uns, an unsern Erkenntnissen, unsern Zielen, und damit am deutschen Volk bedeuten und zur Vorbedingung haben. – Ich bin doch froh, dass ich wieder den Rienzi gehört habe. Weil Sie mich gestern darauf ansprachen, war ich besonders aufmerksam.

Es ist kein Zweifel: wir gehen auf des Messers Schneide. Je breiter wir die Basis der Partei aber machen, umso leichter und einfacher wird der Weg für uns sein, und umso ungefährlicher ist es für das deutsche Volk.»

«Wollen Sie von dem Gedanken abgehen, die Zahl der Parteimitglieder zu beschränken auf höchstens 2½ bis 3 Millionen?», fragte Frick.

«Ich bin mir darüber nicht recht klar. Eigentlich sollte die Partei mit der Zeit als eine Gemeinschaft der Besten, der Zielsichersten, der weltanschaulich Zweifelsfreien werden. Das war mein Ziel. Sie sollte dasselbe sein, wie die Loge für die englische und amerikanische, sagen wir ruhig: für die Weltdemokratie: ein ‚Orden‘.

Aber so, wie sich die politische Lage in Deutschland entwickelt, geht das wohl noch nicht. Es wird vielleicht ein Fernziel sein müssen. Denn zunächst haben wir noch gar nicht die Regierungsgewalt in Händen. Sie zu erringen, muss unser erstes Ziel sein. Und da kommen wir nun einmal nicht darum herum, die absolute Majorität im Reichstag besitzen zu müssen. Diese Aufgabe kann aber nicht von einem Orden gelöst werden, sondern nur von einer Partei, also einer Massenbewegung.»

«Die Loge herrscht *aber auch* trotz zahlenmässiger Beschränkung bedingungslos in den Demokratien des Westens», bemerkte ich.

«Daran arbeitet sie aber auch schon seit Jahrhunderten!» entgegnete Hitler. «So viel Zeit haben wir nicht. Wir leben mitten in der Wende, die vom Individualismus und Wirtschaftsliberalismus zum Sozialismus führt. Schon ist das Pendel im Osten weit über das Ziel nach links hinausgeschlagen.»

«Da es ein Pendel ist, – und alle solche Bewegungen in der Welt verlaufen in Wellen- oder in Pendelform –», warf Frick dazwischen, «kommt es zurück, *muss* es zurückkommen. Wir müssen uns also bereit stellen, es aufzufangen.»

«Wollen wir uns von dem Pendel abhängig machen?» fragte Sauckel.

«Ob wir wollen oder nicht, das Pendel pendelt [antwortete Frick], Es hat keinen Sinn, ihm nachzulaufen, und wir können seine Bewegung auch nicht beschleunigen. Wir können nur das Verständnis für das Pendel wachrufen, vorbereiten, schaffen. Kommt es dann zurück, dann findet es ein Energiefeld vor, das es vielleicht festzuhalten in der Lage ist, wie ein Magnet. Hierin liegt meines Erachtens unsre Aufgabe.»

«Aber ausser diesem Pendel, das zwischen Individualismus und Sozialismus hin und her pendelt», sagte Hitler, «geht auch noch die Weltgeschichte ihren Gang. Und sie hat Deutschland in eine Lage versetzt, die einen Ausweg, eine Lösung und eine Rettung erfordert.

Mit der Schaffung des Energiefeldes bin ich schon einverstanden, Frick. Aber ausserdem muss politisch gehandelt werden. Und wenn in Deutschland keine starke Führung kommt, die das Energiefeld vorbereiten kann, dann wird der Augenblick der Rückkehr des Pendels bestimmt versäumt. Dann kommt erst wieder eine Epoche der Reaktion. Und ob dann die Männer und die Erkenntnis da sind für das Pendel, wenn es dann wieder zurückschlägt nach links, das können wir nicht wissen. Jedenfalls sind einige Jahrzehnte verstrichen und ungeheurer Schaden kann angerichtet sein.»

«Dass beides geschehen muss», bemerkte ich dazwischen, «ist kein Zweifel. Aber zur Zeit können wir überall in Deutschland nur Regierungen mit rechts bilden, mit denen, die auch Rienzi verraten haben. Mit ihnen zusammen kann das Energiefeld kaum geschaffen werden. Sie werden eher die Rückkehr des Pendels ganz nach rechts begünstigen und, wenn wir dann anders wollen, uns den Dolch in den Rücken stossen.»

«Deshalb muss eben die Partei so stark werden, dass sie die alleinige Macht übernehmen kann», stellte Hitler endgültig fest. «Und das ist unsre Aufgabe für die nächsten Monate: Wir müssen den andern Parteien so viel Wähler wegnehmen, dass wir die Majorität bekommen.»

«Bisher», meinte Frick, «haben wir in erster Linie drei Gruppen von Wählern gewonnen: erstens die Frontsoldaten und alle, die vom Geist des Frontsoldaten erfüllt sind; zweitens die grosse Masse der Nichtwähler, also derjenigen, denen die schwachen Programme der alten Parteien keinen Anreiz für die Stimmabgabe boten, und drittens die zur Wahlberechtigung heranwachsende Jugend, die im Versagen der alten Parteien einen grossen Teil der Schuld am nationalen Unglück sehen und ihr Schicksal nicht mehr einem Parteikomitee, sondern einem Führer anvertrauen wollen.»

«Dies Vertrauen ist zugleich eine Verpflichtung für uns», fuhr Hitler fort. «Deshalb dürfen wir nicht die Hände in den Schoss legen und abwarten, bis noch mehr Jugend herangewachsen ist, und bis unsre jetzigen Wähler graue Haare haben, sondern wir müssen daran arbeiten, dass wir in einer nicht allzufernen Zeit die Regierung übernehmen und handeln können. Je mehr die Arbeitslosennot ansteigt, je unmöglicher sich das Weimarer System erweist, umso rascher müssen wir ans Ruder kommen.

Darauf müssen wir unsre Taktik einstellen. Wir müssen planmässig unsre Wahlkampagne für den nächsten Wahlgang vorbereiten, um den andern Parteien Wähler wegzunehmen.

nehmen. Bisher haben wir das vermieden. Wir führten unsre Angriffe nur gegen Kommunismus und Marxismus, sowie gegen das Weimarer System und die jeweilige Regierung. Jetzt müssen wir die Parteien angreifen, und zwar nach dem Grundsatz des geringsten Widerstandes. Unser Angriff muss auf die schwächste zuerst gerichtet sein.»

«Das sind die ‚Deutsche Volkspartei‘ und die ‚Wirtschaftspartei‘», sagte Frick.

«Gut. Nehmen wir uns zuerst die deutsche Volkspartei vor. Welche Parolen brauchen wir, um das Vertrauen gegen ihre Führung und ihr Programm zu erschüttern?»

«Da die Volkspartei Regierungspartei ist, kann es nicht schwer sein, hervorzuheben, dass sie mit die Schuld an der Ergebnislosigkeit der Regierungsarbeit trägt. Locarno, das Dawes-Abkommen und der Young-Plan sind Werke der führenden Männer der Partei. Der Misserfolg des Zollabkommens mit Österreich belastet Dr. Curtius¹. Die Brüning-schen Notverordnungen, besonders die vierte, sind Beweise der Unfähigkeit und des wirtschaftlichen Dilettantismus auch der Berater aus der Deutschen Volkspartei².

Ausserdem habe ich das Gefühl, dass die Partei sowieso ihren inneren Halt verloren hat. Im Reichstag kommen immer häufiger Abgeordnete der Partei zu mir, um ein Zusammengehen mit uns zu besprechen. Wenn wir unsre Propaganda richtig durchführen, auf dem politischen und auf dem wirtschaftlichen Gebiet, dann bin ich des Erfolges sicher.»

«Ich werde», schloss Hitler die Unterhaltung ab, «in München die notwendigen Anweisungen geben. Wagener, Sie beginnen sofort mit dieser Arbeit auf dem wirtschaftlichen Sektor. Presse und Versammlungsthemata müssen für die bisherigen Volksparteiler besonders abgestimmt werden. Aber niemals dürfen wir von unseren Zielen abweichen, nie darf ein Wort fallen, eine Zusage gemacht werden, die vor unserem Gewissen nicht bestehen kann! Denn nur in unsrer bedingungslosen Klarheit und in der Unverrückbarkeit unsres Programms liegt unsre Stärke.» –

Um das Ergebnis dieses Entschlusses und der darauffolgenden Arbeit darzustellen, führe ich folgende Zahlen an: Bei der Reichstagswahl am 14.9.30 hatte die Deutsche Volkspartei 30 Sitze, die N.S.D.A.P. 107. Die am 31.7.32 erfolgte Neuwahl ergab für die Volkspartei nur noch 7, für uns 230 Sitze. Die Volkspartei hatte etwa drei Viertel ihrer Sitze verloren. Die Wähler waren offenbar zu uns übergewechselt.

Nach dieser Reichstagswahl schritten wir zum Angriff auf die «Wirtschaftspartei». Sie hatte zuerst noch 23 Sitze. Es gelang uns durch unsre planmässige Aufklärungsarbeit das geradezu erstaunliche Ergebnis, dass die Partei bei der nächsten Wahl bis auf 2 Sitze, und am 6. November 32 völlig aus dem Reichstag verschwand³.

44. Der Tod von Geli Raubal – Hitler über Ehe, Gott und Industrialisierung – Er wird Vegetarier

Im Frühjahr 1931 war ein Ereignis eingetreten, das auf Hitler und seine ganze Lebenseinstellung eine starke Einwirkung ausübte.¹

Seine Nichte, Geli Raubal², die mit ihrer Mutter zusammen für Adolf Hitler den Haushalt führte und mit ihrem zweifellos grossen Geschmack und ihrer sprudelnden Lebensfreude ein für Hitler geradezu unentbehrlich gewordener Faktor im Hause der Prinzregentenstrasse geworden war, erlitt von eigener Hand durch einen Pistolenschuss den Tod.

Hitler hatte damals stets eine geladene Pistole auf seinem Nachttisch oder auf dem Schreibtisch liegen. Denn er musste stets damit rechnen, dass irgendwelche Desperados der Linksparteien einmal, ähnlich wie bei Horst Wessel, in seine Wohnung eindringen, um ihn zu beseitigen. An Drohungen und Drohungsbriefen fehlte es nicht.

Wenn Hitler verreiste, gab er stets die Pistole seiner Nichte zur Aufbewahrung, und sie hatte sich daran gewöhnt, sie ebenfalls auf ihren Schreibtisch und Nachttisch zu legen.

Als Hitler eines Abends mit dem Schlafwagenzug nach Berlin fuhr, wurde ihm in Saalfeld in den ersten Morgenstunden ein Telegramm ins Abteil gebracht, dass Geli sich erschossen habe. Er stieg auf der nächsten Station aus und eilte unter Benutzung von Zug und Autos sofort nach München zurück, wo er gerade zur Obduktion der Leiche kam. Es sollte für das Gericht die Feststellung erfolgen, ob Mord oder Selbstmord, bzw. ob Absicht oder ein Zufall vorlag. Der Arzt gestattete ihm, beizuwohnen.

Wer zum ersten Mal die Öffnung einer Leiche erlebt, kann sich eines gewissen Grauens und Entsetzens nicht erwehren. Dass ein Wesen, das einem bisher als Mensch und mit dem Herzen über alles nahe stand, unter dem Messer des sezierenden Arztes nur aus Fleischstücken und Leichenteilen besteht, stösst einen entsetzlich ab und gräbt sich in Gefühl und Empfinden ein, sodass es jahrelang, vielleicht fürs ganze Leben, nicht mehr auszulöschen ist.

Die Verfolgung des Schusskanals ergab, dass offenbar die Waffe in der linken Hand gehalten worden war mit dem Lauf nach dem Körper. Da Geli gerade am Schreibtisch sass und einen völlig harmlosen Brief schrieb, der noch nicht beendet war, muss angenommen werden, dass es ihr zwischenrein in den Kopf gekommen war, die Pistole zu holen und nachzuprüfen, ob sie geladen sei, wobei offenbar der Schuss losging und mitten ins Herz traf. Sie war mit der Waffe in der Hand vom Schreibtischstuhl zu Boden

gesunken und so von ihrer Mutter aufgefunden worden. Es lag also zweifellos ein sehr unglücklicher Zufall vor.

Hitler schloss sich mehrere Tage völlig von der Aussenwelt ab. Er fühlte sich verantwortlich, da er der Nichte seine Pistole anvertraut hatte.

Als ich 8 Tage später mit ihm in Nürnberg war, fiel mir auf, dass er kein Fleisch ass. Ich selbst hatte unglücklicherweise Gulasch bestellt. Ich merkte, wie Hitler mit Übelkeit kämpfte, als ich mir das Fleisch auf den Teller nahm, ohne zu ahnen, wie das zusammenhing. Plötzlich stand er auf und sagte:

«Ich setze mich da rüber. Kommen Sie doch auch hin, wenn Sie fertig gegessen haben.»

Am Abend kam seine gedrückte Stimmung zum Ausdruck. Eine Unterhaltung entwickelte sich nicht. In die Zeitung schauen und vor sich hin stieren lösten sich bei ihm ab. Erst sehr spät begann er mit kurzen Fragen und inhaltslosem Gespräch. Bis er dann endlich Herr seiner selbst schien und sagte:

«Die Frau spielt im Leben eines Mannes doch eine grössere Rolle, als man geneigt ist, anzuerkennen, wenn man sie nicht entbehrt. Zwar habe ich den Drang zum körperlichen Besitz einer Frau überwunden. Aber was mir die liebende Hand eines weiblichen Wesens, das meinem Herzen nahestand, wert war, und was die dauernde Fürsorge, mit der sie mich umgab, für mich bedeutete, das merke ich jetzt erst, wo es mir fehlt. Die grösste Lücke, eine gähnende Leere, empfinde ich jedoch, wenn ich mich morgens zum Frühstück setze und wenn ich mittags oder am Abend nach Hause komme und dann eigentlich allein bin, ganz allein. Dabei ist doch meine Schwester da, wie vorher auch, und sucht zu ersetzen, was Geli mir war.

Aber Geli war mir eben doch noch mehr. Ihr fröhliches Lachen war mir stets eine herzliche Freude, ihr harmloses Geplauder war mir eine Lust. Selbst wenn sie still bei mir sass und Kreuzworträtsel löste, umging mich ein Wohlbefinden, das jetzt einem frostigen Gefühl der Einsamkeit gewichen ist.»

Hitler machte wieder eine Pause und sprach dann, wie für sich alleine:

«Bisher hatte ich noch Bindungen zur Welt, – offenbar hatte ich sie noch, ich wusste es gar nicht. Jetzt ist alles von mir genommen. Jetzt bin ich ganz frei, innerlich und äusserlich. Vielleicht hat es so sein sollen. Jetzt gehöre ich nur noch dem deutschen Volk und meiner Aufgabe. – Die arme Geli! Sie hat sich dafür opfern müssen.» Dabei überkam sein Gesicht ein so tief menschlicher Zug der Trauer und des Mitleids, dass man den Genius in ihm ganz vergass und nur den Menschen Adolf Hitler vor sich sah.

«Ich habe auch von der Ehe einen andern Begriff bekommen. Jetzt ahne ich erst, auf was ich verzichten muss, indem ich auf die Ehe verzichte. Aber ich muss verzichten. Gerade jetzt wird mir klar, dass und warum es nicht anders sein kann.

Eine Ehe ist eine Bindung, die, wenn sie echt ist, der staatlichen Bestätigung nur aus Rechtsgründen bedarf, der kirchlichen Segnung nur aus Glaubens- oder Suggestivgründen. Denn eine echte Ehe ist selbst Religion. Da aber viele Ehen Interessenehen sind oder Verlegenheitsehen, oder Zwangsehen oder Sexualehen, ist es schon notwendig und

richtig, dass Kirchen und Staat sich der Ehen annehmen, um sie zwangsläufig dahin zu führen und als das zu erhalten, was sie vielleicht anfangs nicht waren aber eigentlich sein sollen.

Wenn ich schon heiraten würde, dann dürfte es nur eine echte Ehe sein. Sie wäre aber eine Bindung in anderer Richtung, als meine Aufgabe läuft. Eines müsste darunter leiden, ja, eines müsste sogar zurückgestellt werden, entweder meine Aufgabe oder meine Ehe. Entweder würde ich dann aber alle betrügen, die mir bis jetzt in meinen Gedanken und Zielen gefolgt sind, ich betrüge die von mir ins Leben gerufene Bewegung, letzten Endes das ganze deutsche Volk, und ich käme mir wie ein Verräter vor, – oder ich betrüge meine Frau um ihre Rechte, die Ehe um ihren heiligen Sinn, die göttliche Weltordnung um ihre Forderung, und ich käme mir als ein Ehebrecher vor.

Denn vor der göttlichen Weltordnung ist die Ehe zunächst einmal, ganz primitiv betrachtet, die Vereinigung zweier Zellen, um neue Zellen zu zeugen zum Zweck der Erhaltung des Aufbaus und des Ausbaus der göttlichen Schöpfung. Je höher ein Lebewesen entwickelt ist, umso mehr kommt dann noch als Aufgabe die Aufzucht, die Erziehung und Entwicklung des neuen, jungen Wesens hinzu, damit es die ihm mögliche Aufgabe in der Welt, dem Universum, erfüllen kann. Und seine Aufgabe ergibt sich aus Erbgut, Erziehung, Schulung, Weckung der ethischen, moralischen und sittlichen Kräfte in ihm und vielleicht einer Bestimmung oder Berufung.

Die Erziehung und Ausbildung nimmt ein Elternpaar voll in Anspruch. Denn was der Vater durch Arbeit leistet, und was die Mutter durch Arbeit dazufügt, kann nur zwei Grundgesichtspunkten dienen: erstens der Erfüllung der eigenen Aufgabe in der Welt, und zweitens der Erfüllung der Zeugungs- und Aufzuchtspflicht neuen jungen Lebens für die göttliche Schöpfung und ihre Erhaltung.

Wenn ich dabei das Wort ‚göttlich‘ verwende, so sehe ich da nicht einen Gott in Menschengestalt und langem weissen Bart vor mir. Sie wissen, ja, wie ich da denke. Goethe sagt irgendwo: ‚Was wär‘ ein Gott, der nur von aussen stiesse, im Kreis das All am Finger laufen liesse!« Gott ist für mich das Logos des Johannes, das Fleisch geworden ist und in der Welt lebt, sie durchwebt und durchbebt, ihr Trieb und Triebkraft gibt, und den eigentlichen Sinn und Inhalt der Welt ausmacht.

Vielleicht nennen die Männer der römischen Kirche das «heidnisch». Mag sein. Dann war Christus ein Heide. *Ich* nenne heidnisch, wassze aus den Ideen und der Lehre Christi gemacht haben, ihre Kulte, ihre Vorstellungen von der Hölle und dem Fegefeuer und dem Himmel, und dann ihre Heiligenanbetung. Keine Religion der Antike, kein negroider Götzendienst, keine auch noch so primitive Sekte der mohammedanischen, indischen oder chinesischen Religionen hat so viel Götter und Hilfsgötter geschaffen wie die römische Kirche. Und dann singen sie alle gemeinsam im Chor aus dem Buche Moses: «Ihr sollt keine andern Götter neben mir haben.» – Lassen wir das. Es ist zu dumm! –

Wer in der Ehe keine Erfüllung eines göttlichen Auftrages sieht und sein gesamtes Leben und Denken darauf einzustellen bereit ist, der wird selbst zum Verräter an denen,

die ihn gezeugt und der Welt übergeben haben, und er wird auch Verräter an der Pflicht der göttlichen Schöpfung gegenüber.

Wenn ich aber die Not des deutschen Volkes sehe, die Aussichtslosigkeit seiner Existenz, wie sie Versailles und Weimar mit sich gebracht haben, und die Möglichkeit andererseits, das Volk aus dieser Trübsal herausführen zu können zu neuem, lebenswertem Dasein und zur Wiederbefähigung der Erfüllung auch der Pflicht des *Volkes*, wie jedes Einzelnen, der göttlichen Schöpfung gegenüber, dann empfinde ich es als eine höhere Aufgabe und Berufung, hierfür zu arbeiten und hierfür mich voll und ganz einzusetzen und zu widmen, sodass ich der Verpflichtung der Verehelichung entsagen muss.

Aber wenn ich die Ehen betrachte, die mir so zu Ohren und zu Gesicht kommen, dann finde ich, dass sie zum grössten Teil weit entfernt sind von dem, was sie nach Sinn und Inhalt sein müssten. Auch da schiebe ich die Schuld der Not der Zeit zu, der ganz falschen Entwicklung, die die Welt durch ihre immer materialistischer gewordene Einstellung genommen hat. Es kommt mir so vor, wie wenn die wissenschaftlichen und technischen Erfindungen der letzten Jahrhunderte hierfür noch den besonderen Anstoss gegeben hätten. Die Industrialisierung, der Profitsinn, der Schrei nach Mehrproduktion, der widersinnige Export- und Konkurrenzkampf, kurz alles, was man in das Wort: ‚Industrialismus‘ zusammenfassen könnte, sie haben letzten Endes auch die Ehe zerstört, ihr Sinn und Inhalt genommen und das paarweise Zusammenleben der Menschen zur ausschliesslichen Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse in weitestem Sinne und vielleicht noch der Eitelkeit herabgewürdigt. Wenn ich nur an die 10- und 12-stündige Arbeit denke, die den Mann abends schmutzig, müde und missmutig nach Hause kommen lässt, wo die Frau ängstlich auf ihn wartet, weil der Lohn nicht ausgereicht hat, um ein richtiges Abendessen zu beschaffen, – oder wenn ich mir die Frauenarbeit vor Augen führe, auch 8 bis 10 Stunden, von der die Frau nach Hause kommt zu noch ungemachten Betten, kein Feuer im Herd, das Geschirr vom Abend vorher noch nicht aufgeräumt, mit dem in Zeitungspapier notdürftig eingewickelten Brot und der Wurst im Arm, die für den heutigen Abend bestimmt sind, – und wenn ich daran denke, wie die Kinder morgens einfach in die Heime gebracht werden, genau wie die Gänse vor den Ort getrieben werden und das Jungvieh auf die Weide hinausgeführt wird und abends brüllend wiederkommen, die gewohnten Ställe füllend, dann empfinde ich so richtig die verderblichen Folgen dieser industrialistischen Wirtschaft.

Hier liegt die Schuld, dass eine Ehe heutzutage keine Ehe mehr ist! Was hat aber die Kirche getan, um das abzustellen? Sie verlangt nur, dass diese armen Menschen auch noch Kirchensteuer bezahlen, damit die an sich zweifellos grandiosen Bauten und Bischofspaläste und die Machtorganisation der Kirche erhalten werden können! Was tat der Staat, um diese Not zu lindern? Er trifft nur Massnahmen, um sie durch das Elend der Arbeitslosigkeit noch zu vergrössern! Was taten die Parteien, um Abhilfe zu schaffen? Sie schreien nur und beschimpfen sich gegenseitig, und werfen mit Steinen auf die einzige Bewegung, die zu handeln bereit ist!

Wenn wir erst einmal wieder die Vollbeschäftigung durchgeführt und Deutschland von den Hemmungen der Feindmassnahmen [Verb fehlt], die uns planmässig auferlegt wurden, *damit* wir ersticken und verrecken sollten! – dann wird für uns die Möglichkeit, aber auch die Pflicht, kommen, der Ehe wieder ihren gottgewollten Sinn und Inhalt zu verleihen.

Nicht auf Massnahmen für eine herdbuchmässige Zucht, wie sie diese Idioten, von denen wir auch einige in den eigenen Reihen haben, durchführen wollen, kommt es an, sondern auf Wiederherstellung der ehelichen Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit, ihrer Ethik und ihrer göttlichen Aufgabe. Schutz der Kinder und Jugendlichen, Schutz der Frauen, Einschränkung der Arbeitszeit auf 36 bis 40 Stunden in der Woche, Stiftung eines doppelten Sonntags, – denn erst wenn man 2 Tage Zeit hat, kann man den einen geniessen! – und Sicherung eines Auskommens, das neben der reinen Ernährung auch die Pflege von Spiel und Unterhaltung, von Kunst und Wissen ermöglicht, – *das* sind die Bedingungen, die wir schaffen müssen, um die Ehe wieder zu dem zurückzuführen, das sie im höheren Sinne sein muss.

Nur so werden wieder ‚Familien‘ entstehen, die in ihrer festen Zusammenfügung, in ihrem Zusammenhalt, ihrem Wollen, vorwärtszukommen, und in ihrer Selbsterziehung die Stützen von Volk und Staat, die Träger der Entwicklung der ganzen Gemeinschaft und die Eroberer und Sicherer einer grösseren Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern auch der ganzen Welt und der Menschheit sein können.

Nicht Einzelmenschen, die einmal aus der Masse des Volkes emporgeschneit sein mögen und deren die Vorsehung sich bedient hat, um Revolutionäres zu leisten, Aussergewöhnliches zu gestalten und neue Wege anzubahnen auf neue Ziele hin, sind die Garanten dafür, dass Grosses und Neues sich konsolidiert und dass unwälzende Gedanken Gemeingut eines ganzen Volkes werden, sondern die Familien sind die Kernzellen der Erkenntnis und Vererbung auch eines neuen Wissens, eines neuen sozialen Wollens und einer neuen Weltanschauung.

Familien können ewig sein, Einzelmenschen sterben. Noch heute gehören alte römische Senatorenfamilien zu den Grossen Italiens. Die Sforza, die Colona, die Medici, die Borghese, sie sind 2 Jahrtausende lang Träger des römischen Geistes und Gestalter einer überlegenen italienischen Kultur und Kunst gewesen. Ohne die Heilighaltung der Ehe wäre es diesen Familien nicht möglich gewesen, die grossen politischen und militärischen Zusammenbrüche der Antike und des Mittelalters zu überdauern.

Solche Familien zu gründen, ihnen die Möglichkeit der Stabilisierung und wirtschaftlichen Verankerung zu geben, das ist eine in die weiteste Zukunft sich auswirkende Aufgabe von uns.»

Seit dem Tod Gelis ass Hitler kein Fleisch mehr. Aber er gewöhnte sich allmählich wieder daran, dass man in seiner Gegenwart Fleisch ass. Nach einigen Monaten machte er gelegentlich auch Scherze darüber. Aber er liebte nicht, wenn andere darüber sprachen.

Äusserlich merkte man Hitler nur an, dass er in der Kleidung nicht immer so gepflegt war, wie früher. Aber auch das gab sich bald wieder.

45. Hitlers Ansichten über Araber und Engländer Durch Verzicht im Westen England gewinnen, um «freie Hand» im Osten zu bekommen

Im Folgenden berichtet Wagener über den Besuch eines Gesandten der arabischen Liga bei Hitler. Dieser Gesandte habe die Hochachtung der arabischen Welt vor Hitler und seiner Bewegung übermittelt und die Hoffnung ausgedrückt, Deutschland möge sich aus den «Fesseln seiner Würger» befreien. Bei den Arabern erwecke besondere Sympathie, dass die N.S.D.A.P. die erste politische Bewegung der modernen Welt sei, die die grossen Gefahren des Judentums richtig erkannt habe. Sein Auftrag sei es, Hitler zu bitten, wenn er die Juden aus Deutschland ausweise, sie nicht nach Palästina oder in ein anderes Gebiet des arabischen Raums zu schicken.

«Seltsam», sagte Hitler nach der Besprechung zu mir, «noch habe ich bisher den Gedanken einer Ausweisung der Juden aus Deutschland gar nicht erwogen. Und da unser Ziel Friede ist, halte ich es auch gar nicht für notwendig. Wenn wir in einen Krieg verwickelt würden, wie es im ersten Weltkrieg war, dann müsste man sich der Juden versichern. Denn sie sind es gewesen, die damals den Dolch geschliffen haben, den die gewählten Vertreter des deutschen Volkes dann der Regierung des Volkes und seiner kämpfenden Front in den Rücken stiessen.

Aber die Semiten scheinen ihre Rassengenossen zu kennen. Ausserdem scheint es mir, dass sie von Rasse mehr verstehen und wissen, als Europa, das mit seiner über-tünchten Höflichkeit zugelassen hat, dass alles, was zur Klarheit und Wahrheit beiträgt, mit einer allgemeinen, grauen Deckfarbe überstrichen wird.

Wir wollen die Verbindung mit der arabischen Liga nicht aus dem Auge verlieren. Wir Deutschen sind gewohnt, unsere Freunde stets in Europa zu suchen, möglichst in der gleichen Rasse. Vielleicht ist das falsch. Vielleicht kann man viel eher Freunde finden bei den anderen Rassen. Wenn die Araber wissen, dass sie in uns, d.h. in einem neuen Deutschland Verständnis, Anlehnung und eine bewusste Stütze ihrer eigenen Freiheitsbestrebungen finden und dass wir sie als bündnisfähig betrachten und begrüsen, dann könnte dies auch für unsere Stellung in Europa grosse Rückwirkungen haben. Ausserdem wäre eine Interessenverbindung von Deutschland mit der arabisch-semitischen Rasse vielleicht auch von weittragender Bedeutung für unser Verhältnis zu den Millionen der afrikanischen, der indischen und der gelben Völker.

Mir tut sich eine ganz neue Perspektive auf!»

Aber da wischte sich Hitler mit der Hand vor die Augen und sagte ruhiger: «Das muss ich erst einmal beschlafen. Mir scheint, dass das erst ein ferneres Ziel sein kann. Die

Realpolitik bindet uns an England.»

«England würde auch nie zusehen», warf ich ein, «wenn wir anfangen würden, mit den Völkern zu sympathisieren, die England bisher als seine Vasallenvölker betrachtet. Entweder treiben wir eine Politik *mit* England, dann müssen wir die an sich sehr verlockenden und zu unserem sozialistischen Denken passenden Gedanken, die Sie eben dargelegt haben, fallen lassen, zum mindesten hintanstellen. Wenn wir eine rein sozialistische Politik treiben könnten und würden, dann allerdings böten diese Gedankengänge einen Ausblick, der der ganzen Welt ein anderes Bild geben könnte.»

Wagener erzählt weiter, wie ihm um diese Zeit ein alter Kriegskamerad mitgeteilt habe, dass ein englischer Oberst, der zur britischen Abwehr gehöre, nach München kommen und ihn kennenlernen wolle, um sich über Ideen und Ziele der N.S.D.A.P. zu unterrichten.

Als ich Hitler über den Besuch orientierte, sagte er: «Nun beginnt auch England an uns Interesse zu nehmen. – Seien wir vorsichtig. Ich kenne die Engländer persönlich nicht. Was ich über sie gelesen und gehört habe, ist zum Teil nicht sehr günstig. Nur eines scheint mir sicher: sie sind praktische Menschen, die einzig und allein auf ihren Vorteil und ihre Sicherheit bedacht sind.

Sie scheinen langsam zu sein in ihrem Handeln. Sie lassen eine Sache sich lieber entwickeln und sehen dabei aus der Ferne zu, wie es weitergeht. Der Vorteil, auf einer Insel zu wohnen, hat sich auf ihre ganze Politik, ja auf ihre ganze Wesensart übertragen.

Da sie nur an sich selbst denken, wenn sie handeln und reden, ist ihnen eine gewisse Heuchelei zur zweiten Natur geworden.

Aber wenn ich weiss, dass einer nur seinen eigenen Vorteil sucht, dann kann ich mit ihm besser verhandeln, als wenn er vage Ziele und Gedanken hat. Die Aufgabe der Aussenpolitik eines Landes ist es ja gerade, den eigenen Vorteil zu suchen und zu wahren im Rahmen und unter den Bedingungen der internationalen Gesamtlage.

Das Ideal ist es, wenn ich mit einem anderen aus einer Sache *gemeinsamen* Vorteil ziehen kann. Dann können die gemeinsamen Interessen die Wege für ein Zusammengehen ebnen. Bei Ihrer Unterhaltung müssen Sie also gerade diese gemeinsamen Möglichkeiten, die ja eigentlich sogar Notwendigkeiten sind, besonders herausheben.

Aber es hätte keinen Sinn, einzig und allein nur das zu tun. Der Engländer müsste uns ja für Heloten und Kriecher halten, wenn wir nicht gleichzeitig Farbe bekennen würden in dem einen, für uns wichtigsten Ziel: die vollkommene Souveränität Deutschlands und seine Achtung vor der Welt wiederherzustellen. Denn eigentlich sind wir ja auch nur dann für England bündnisfähig.

Ich könnte mir denken, dass die Engländer uns etwas misstrauen. Denn sie hegen einen planmässig gezüchteten und besonders während des Krieges immer wieder offen ausgesprochenen Hass gegen uns. Solche Menschen nehmen dann meistens an, dass der andere sie auch hasst. Sie können sich einfach nicht vorstellen, dass wir Deutsche trotz Krieg, Besatzung, Unterdrückung, und trotz Baralong¹ einerseits und der Northcliff-schen Lügen-Propaganda² andererseits, die Engländer nicht hassen. Aber wer sich

schuldfrei fühlt und geistig und kulturell hochstehend ist, *hasst* nicht. Hass ist stets verbunden mit Minderwertigkeitskomplexen. Es ist mir zwar vollkommen unklar, woher diese beim Engländer kommen könnten. Aber da er uns hassen kann, muss es so sein. Hier ist irgendeine Lücke in meiner Vorstellung vom Engländer. Ir-gendetwas stimmt da nicht. Freud würde sagen, dass sein arrogantes Auftreten ein weiterer Beweis für die tatsächlich vorhandenen Komplexe ist. Ich hoffe, demnächst mit Neurath³ zusammen zu kommen. Vielleicht kann er mir Aufklärung geben.

Jedenfalls würde daraus dann auch das Misstrauen Englands gegen uns resultieren.

Ich halte deshalb für richtig, dass wir den Engländern gegenüber von vornherein völlig offen sind. Nichts darf unklar sein, nichts darf zum Verdacht Anlass geben. Wir müssen männlich sagen, was wir wollen und wie wir denken. Nur dann, glaube ich, kann der Boden geebnet werden, auf dem wir uns zu gemeinsamen Zielen die Hand reichen.»

«Wollen Sie den englischen Oberst auch selber sprechen?» fragte ich.

«Nein. Das wird er wohl auch gar nicht erwarten. *Er* ist vorausgesandt, um zunächst einmal überhaupt nur zu sondieren, was los ist. Dann werden die Engländer weiter beobachten, und – eben zuschauen. Es hat deshalb keinen Zweck, dass ich in Erscheinung trete. Im Gegenteil. Auch muss da schon ein anderer kommen, als ein Oberst vom Secret-Service, wenn er mit mir sprechen oder verhandeln will.

Ich würde es an Stelle der Engländer genau so machen und wäre überrascht, wenn mein erster Abgesandter gleich mit dem ersten Mann der neuen Bewegung zusammenkäme.

Berichten Sie mir also den Verlauf Ihrer Unterhaltung.»

Es folgt Wageners Bericht von drei Gesprächen mit dem englischen Oberst. Nachdem er dem Engländer klar gemacht habe, dass die N.S.D.A.P. Versailles nicht als Friedensvertrag anerkenne, habe er ihm erklärt, wie die Nationalsozialisten die drei möglichen Verbündeten Deutschlands – Frankreich, Russland und England – betrachteten. Frankreich sei kein unabhängiger Faktor, denn es werde von der Logenzentrale der Freimaurer in England gesteuert. Während die Nationalsozialisten den Bolschewismus zu bekämpfen entschlossen seien, käme Russland im Falle einer feindseligen Haltung der Westmächte als Verbündeter für Deutschland in Frage. Er habe dann darauf hingewiesen, dass Russland im Persischen Golf und im östlichen Mittelmeer eine Gefahr für die englischen Interessen darstelle. In «Mein Kampf» habe Hitler jedoch klargelegt, dass er ein Zusammengehen mit England bevorzuge und bereit sei, England die Kontrolle der Weltmeere zu überlassen. Am Ende habe sich der englische Oberst dennoch unbeeindruckt gezeigt und die Meinung geäußert, dass England weder Russland noch den Bolschewismus zu fürchten hätte. Am Tage darauf berichtete Wagener Hitler von diesen Besprechungen. Dabei habe er die Meinung geäußert, die Engländer hätten kein Verständnis für die Lage Deutschlands und kein Interesse an ihrer Besserung. Von ihrer Sicht aus sei Russland so weit entfernt, dass der Bolschewismus für sie keine Gefahr zu

sein scheine. Deutschland sei dagegen ein geschlagener, aber potentiell noch gefährlicher Gegenspieler, so dass sie keine Neigung zeigten, ihm wieder auf die Beine zu helfen.

«Das ist durchaus möglich», meinte Hitler. «Aber England wird auch nichts tun, wenn wir uns selber aufrichten. Es wird eben zunächst zusehen. Und der englische Besuch bei Ihnen war das erste In-Erscheinung-Treten dieses Zusehens. Wir müssen England und seine massgebenden Politiker und Wirtschaftler hinweisen auf die Gefahr aus dem Osten, immer *wieder* hinweisen, und selber nichts unternehmen, was England herausfordern könnte. Wenn wir Klarheit geben, dass wir Frankreich gegenüber verzichten auf Elsass-Lothringen, Belgien gegenüber auf die uns genommenen Grenzgebiete südlich Aachen, Dänemark gegenüber auf die Rückgabe des Teiles von Schleswig, das Versailles ihm eingebracht hat, England gegenüber auf die Rückgabe unserer Kolonien, und dass wir nur freie Hand nach Osten und Südosten hin haben wollen, dann *kann* eigentlich England nichts Besseres tun, als uns sagen: dann wollen wir wenigstens Verträge mit Dir machen, die unsere beiderseitigen Interessen dort unten festlegen, – und meinetwegen sollen sie noch Bedingungen stellen, die der Sicherheit Englands und seines Weltreiches dienen.»

«*Mir* erscheint es nach wie vor entscheidend, dass wir unsere Nachbarn im Südosten und Osten auf dem Wege über den wirtschaftlichen Austausch und wirtschaftliche Verträge, wie sie Piłsudski Ihnen vorgeschlagen hat, für uns gewinnen. Auch in diesen Ländern regiert überall die Loge. Piłsudski persönlich ist vielleicht der einzige Staatsmann um uns herum, der nicht von der Loge abhängig ist. Aber wenn er stirbt, wird auch in Polen das Freimaurertum die Macht in der Hand haben.

Die Logenbrüder sind durch wirtschaftliche Interessen und die ihnen in der Loge gebotenen Vorteile an sie gebunden. Wenn wir diesen Ländern wirtschaftliche Vorteile bieten, dann wird das Interesse auch der Logen an uns geweckt und die Bindungen nach den geheimen Zentralen in England werden schwankend angesichts der grösseren Möglichkeiten, die in Verträgen mit uns liegen. Die Welt ist käuflich. Wirtschaftliche Interessen geben in ihr den Ausschlag. Und selbst den grössten bevölkerungspolitischen, kulturellen und religiösen Gedankengängen liegen wirtschaftliche Ziele zu Grunde.

Wenn wir überhaupt nicht von Politik sprechen, sondern nur die reine aus den /mpportnotwendigkeiten sich ergebende Austauschwirtschaft treiben und entwickeln, dann *können* wir niemand vor den Kopf stossen, auch England nicht, und konsolidieren uns und zugleich unsere Nachbarn stillschweigend in einer Form, die das zuschauende England wohl manchmal zum Erstaunen bringen, nicht erschrecken wird.

Irgendwann wird dann der Zeitpunkt kommen, der die endgültige Entscheidung für uns bringen kann, für ein Zusammengehen und eine engere vertragliche Bindung mit Frankreich, das hiesse mit Westeuropa, oder mit England, das hiesse mit der britischen Weltmacht, oder mit Russland, das hiesse mit der zukünftigen Grossmacht: Sozialismus!»

«Ich befürchte», sagte Hitler, «dass wir im ersten Fall nur Teil, im dritten Fall nur Glied sein werden. Aber im zweiten Fall sind wir Partner!»

46. Hitlers Sorgen um Putschgefahr von rechts und Aufruhr von links – Funk als Verbindungsmann zur Wirtschaft – Einzug ins Hotel Kaiserhof – Millionen für den Fall eines Bürgerkriegs gezeichnet

Es war Mitte 1931, als Hitler wieder einmal an einem Sonntagmorgen überraschend zu mir kam, um einen Gedanken zu besprechen, der ihn die Nacht nicht hatte schlafen lassen¹.

«Das Spiel der demokratischen Kräfte hätte eigentlich auch im Reichstag schon nach dem letzten Wahlergebnis, – wir sind immerhin mit 107 Sitzen die zweitstärkste Partei, – zu einer Aufforderung an uns führen müssen, an der Regierungsbildung teilzunehmen. Man unterlässt es. Man lehnt es ab, mit uns überhaupt über diese Frage zu verhandeln. Man bricht den parlamentarischen Brauch, die primitivsten Grundsätze der Demokratie, die einfachsten Regeln der Logik, die einer anwachsenden Partei mehr Gewicht beilegen müsste als den schwindenden.

Auf deutsch: die Demokratie ist de facto abgeschafft, die Wahlen sind nur mehr äusserliche Vorgänge, über das Wahlergebnis setzt man sich hinweg und bildet zum Zweck des Regierens ein Ministerium, das mehr oder weniger autoritär zusammengesetzt ist und eben nur für die Gesetzgebung, soweit sie nicht durch Artikel 48 erfolgt, durch Handeln und Feilschen jeweils Majoritäten im Reichstag schafft, die dadurch völlig labil sind und jederzeit ebenso ein Misstrauensvotum wie einen positiven Gesetzentwurf durchbringen können.

Man ist bereit, uns das Reichstagsprädisium zuzubilligen. Aber aus der Regierung hält man uns fern.

Das Prinzip kommt einem latenten Staatsstreich gleich. Je länger es beibehalten wird, je mehr es sich einbürgert, umso offener kann es in Erscheinung treten, und umso grösser sind die Möglichkeiten, uns endgültig aus der Regierungsmöglichkeit auszuschalten.

Es zeichnen sich dadurch zwei Gefahren für Deutschland ab: erstens die einer reaktionären Rechtsdiktatur, und zweitens die einer Empörung links, unter kommunistischer Führung. Beides bedeutet Bürgerkrieg! Ihn zu vermeiden, ja, ihn unmöglich zu machen, ist unsere Pflicht dem deutschen Volk gegenüber und unsere Aufgabe im Sinne unserer Bewegung.

Es muss deshalb Folgendes geschehen:

1. Es muss irgendeine geheime Gruppe von Menschen da sein, die das geistige Haupt der Reaktion sind. Göring glaubt, dass es eine Gruppe von Generalen ist, zu denen Schleicher, Stülpnagel², Hammerstein³, aber auch Hindenburg Vater und Sohn gehören. Papen, Hugenberg, starke Teile der Ruhrindustriellen und der gesamte Grossgrundbesitz soll dahinterstehen.

Es ist erforderlich, diese Gruppe genauer kennenzulernen, zu beobachten und in sie einzudringen.

2. Politisch hat diese Gruppe in erster Linie die Deutschnationalen hinter sich, den Stahlhelm, und dann wohl auch die bürgerlichen Parteien, vielleicht sogar das Zentrum, wie die Regierungsweise von Brüning zeigt.

Es ist deshalb notwendig, mit diesen Parteien Verbindung aufzunehmen, zumal sie ohne uns keine Majorität im Reichstag erhalten können, nicht aber, um ihnen zu ihrem reaktionären Putsch die Hand zu geben, sondern um ihn zu verhindern.

3. Machtpolitisch hat die Gruppe die Reichswehr hinter sich. Zwar haben wir viele Sympathien unter den jüngeren Offizieren und dem Unteroffizierskorps sowie auch besonders bei den Mannschaften. Aber die militärische Disziplin ist doch ein sehr starker Machtfaktor in der Hand der Generalität. Und sie steht hinter der Gruppe Hindenburg – Schleicher – Stülpnagel.

Die einzige Organisation, die man der Reichswehr gegenüberstellen könnte, wäre die S.A. Denn der Stahlhelm würde geschlossen zur Reichswehr treten.

Aber die S.A. hat keine Waffen. Und ohne Waffen kann selbst eine lüfliche zahlenmässige Überlegenheit nichts ausrichten, selbst wenn da und dort die Truppe sich weigern würde zu schiessen.

Es tritt also die Frage auf, wie man die S.A. bewaffnen und entsprechend ausbilden kann.

4. Im Augenblick des Rechtsputsches würde die Arbeiterschaft mit Generalstreik, die Sozialdemokratie und die Kommunisten mit Aufruhr und Widerstand antworten.

Zwar könnten Polizei und Reichswehr mit der Zeit die Oberhand gewinnen. Aber es wäre ein fürchterliches Blutvergiessen, das nicht einmal mit einer stabilen Ordnung enden würde. Wir selbst würden bei diesem Kampf zerrissen werden in Sozialisten und Nationalisten. Denn der wirkliche Nationalsozialismus ist erstens den meisten doch nicht klar, und ausserdem könnte er sich weder entschliessen, mit der Reaktion gegen die deutsche Arbeiterschaft zu marschieren, noch mit den Kommunisten gegen das national denkende deutsche Bürgertum. Wir würden also in diesem Strudel mit umkommen.

Diesen Strudel können wir nur verhindern, wenn unsere S.A. bewaffnet und so stark ist, dass weder die Reichswehr noch die Rechtsparteien noch die Gruppe der reaktionären Machtpolitiker wagen, etwas gegen uns oder sogar ohne uns zu unternehmen.

Also auch hier tritt die Notwendigkeit der Bewaffnung der S.A. auf. Sie ist also unsere weitere dringende Aufgabe. Dabei muss beachtet werden, dass diese Bewaffnung nicht von Rechtsgruppen und Regierung, aber auch nicht von links, so aufgefasst und ausgelegt werden kann, dass eventuell *wir* uns zu einem Putsch rüsteten. Ich *will* keinen Putsch, ich *viill überhaupt* keine innere Auseinandersetzung mit Waffen, sondern ich will, dass *der Wille des Volkes* entscheidet, der durch die Parlamentswahlen zum Ausdruck kommt.

Dies ist also das Problem.»

Da Hitler schwieg und offenbar auf meine Antwort wartete, erwiderte ich:

«Was den ersten Punkt anbelangt, so ist es nicht so einfach, in die Gruppe Schleicher – Hindenburg einzudringen. Sie kennenzulernen ist natürlich ohne Weiteres möglich. Denn alle Generale, die Sie nannten, stammen aus dem 3. Garde-Regiment zu Fuss. *So* haben sich diese Offiziere wohl auch zusammengefunden.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist das eine politische Angelegenheit, die meines Erachtens keine Schwierigkeiten machen kann. Eine Zusammenkunft mit dem Vorsitzenden der Deutschen Volkspartei, Dr. Dingeldey⁴, könnte ich jederzeit vermitteln, ebenso mit dem Vorsitzenden der Wirtschaftspartei. Was die Deutschnationalen anbelangt, so ist der Geschäftsführer der Partei im preussischen Landtag, ein Major a. D. Borck⁵, ein Duzfreund von mir, und im Stahlhelm habe ich eine grosse Anzahl von Bekannten.»

«Diese beiden Punkte sind mir im Augenblick nicht so wichtig. Auf diesem Gebiet haben auch Göring und Strasser ihre Verbindungen. Ich komme zu Ihnen eigentlich wegen des dritten und vierten Punktes: wegen der Bewaffnung.»

«Diese Frage enthält zwei Probleme: erstens die Ausbildung der S.A. und die Vorbereitung ihrer Einsatzgliederung, und zweitens die Beschaffung und Bereitstellung der Waffen.

Man muss Betrüger mit ihren eigenen Mitteln bekämpfen. Ich komme deshalb auf folgenden Gedanken:

Sie oder Röhm nehmen Verbindung mit der Reichswehr auf, Strasser oder Frick, oder ebenfalls die S.A., mit der Polizei, um zu erreichen, dass Ausbildungskommandos von Reichswehr und Polizei zur Verfügung gestellt werden, die als Lehrer der S.A. dienen. Als Grund und Veranlassung wird angegeben, dass wir einen Linksputsch befürchten und bei seiner Abwehr helfen wollen. Dadurch schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe: Reichswehr und Polizei helfen uns bei der Ausbildung und wir stellen zugleich eine engere Verbindung zwischen S.A. und diesen Staatsorganisationen her.»

«Auch hierüber habe ich schon mit Röhm gesprochen. Er ist der gleichen Ansicht wie Sie und sieht auch keine Schwierigkeiten. S.A. und Reichswehr stehen sowieso durch die Traditionsverbände in guten Beziehungen zueinander, und auch mit der Polizei herrscht fast überall, allerdings mehr im Geheimen, ein gutes Einvernehmen. [...]

Röhm will einen Ausbildungsstab schaffen und hat dafür bereits aktive Offiziere und Polizeibeamte in Aussicht. Das wird schon klappen.»

«Dann bleibt also nur die Bereitstellung der Waffen und die Finanzierung ihrer Beschaffung. Was die Bereitstellung anbetrifft, so hat die Reichswehr, wie ich gelegentlich einmal hörte, bei den betreffenden Industrien Waffen in grösseren Mengen herstellen und bereitlegen lassen, offenbar aus dem Grunde, dass im Falle eines Linkspustches, mit dem ja doch immer zu rechnen war, eine sofortige Verstärkung und Bewaffnung der Reichswehrverbände erfolgen kann. Wie gross diese Bestände sind, weiss ich nicht. Das liesse sich aber feststellen.»

«Aber nun ist die entscheidende Frage: wie kommen wir an diese Bestände heran!» sagte Hitler da.

«Wir müssen sie kaufen!» antwortete ich.

«Verrückt!» rief Hitler. «Die kosten Millionen! Wo wollen Sie das Geld herbekommen?»

«Von der Industrie, von der Wirtschaft überhaupt.»

«Offen gestanden», bemerkte Hitler etwas ruhiger, «was Sie sagen, war auch mein Gedanke. Ich fand auch gar keine andere Möglichkeit. Aber wie das anzufangen ist, das ist mir nicht klar geworden. Und deshalb kam ich zu Ihnen.

«Wüssten Sie einen Weg, von Männern und Unternehmungen der Wirtschaft diese Millionen zu bekommen?»

«Man würde ja das Geld erst brauchen, wenn wirklich Not am Mann ist, wenn also ein Putsch oder ein Aufruhr im Gange oder als unvermeidlich zu erkennen ist. Auch dann brauchen die Waffen erst ausgegeben zu werden. Vorher bleiben sie bei den Fabriken und in Depots liegen. Wenn die Fabriken Geld brauchen, ist die Lombardierung der Bestände in gewissem Umfang möglich.

Die Wirtschaft weiss, dass bei einem Bürgerkrieg alles verloren geht. Wenn Arbeiterschaft und Kommune wüten, bleibt kein Stein auf dem andern. Auch bei einem Rechtsputsch bleibt das nicht aus.

Wenn die Wirtschaft die Aussicht hat, durch Zur-Verfügung-Stellung von Geldmitteln das zu verhindern, gibt sie alles, was wir brauchen. Wir müssen uns also Zusicherungen, und zwar unbedingte, nicht zurückziehbare, geben lassen, dass uns im Falle von Unruhen auf Grund eines Stichwortes, dessen Bekanntgabe durch einen gemeinsamen Ausschuss beschlossen werden kann, bei bestimmten Grossbanken bestimmte Summen für den Zweck der Waffenbeschaffung und der Mobilisierung der S.A. zur Verfügung stehen. Das Geld braucht also nicht sogleich hergegeben oder deponiert zu werden, sondern nur im Stichwortfall muss es verfügbar sein.

Und mit den Waffenfabriken und sonstigen in Frage kommenden Werken legen wir vertraglich fest, dass die Waffen, bzw. das betreffende Material für diesen Termin und Zweck für uns bereitzustellen ist. Vielleicht erreichen wir sogar, dass die Reichswehr uns dabei den Rücken deckt. Aber da die Wirtschaft mit unserem späteren Eintritt in die Regierung rechnet, werden auch ohne Reichswehr-Deckung keine Schwierigkeiten entstehen.»

«Jetzt haben Sie mir alles auseinandergesetzt, was ich entweder mir schon selber ebenso ausgedacht hatte, oder was ich mir irgendwie schon hätte vorstellen können. Nur das, was ich mir noch nicht vorstellen kann, wie wir diese Summe nämlich zusammen bekommen, das haben Sie noch nicht gesagt.»

«Darauf komme ich aber jetzt. Wir brauchen dazu nicht von Pontius zu Pilatus zu laufen. Sondern wir wenden uns dabei nur an die führenden Persönlichkeiten der Wirtschaft. Sie müssen mir nur erlauben, dass ich mit der Organisation dieser Zu-

sammenkünfte einen Mann beauftrage, den Sie leider nicht sehr schätzen, der aber hierfür meines Erachtens der Geeignetste ist: Walther Funk, der Redakteur meines W.D.P. (Wirtschaftspolitischer Pressedienst). Funk hat durch seine Tätigkeit als Wirtschafts-Redakteur der Berliner Börsen-Zeitung überall in der deutschen Wirtschaft, besonders in der Ruhr- und Schwerindustrie, sowie bei allen Konzernen und Verbänden die besten Verbindungen und geniesst ein grosses Ansehen.

Ich denke mir, dass er immer 2 oder 3 führende Männer zu einer Besprechung mit Ihnen in Ihrem Namen einlädt. Sie tragen den Leuten Ihre Auffassung über die politische Entwicklung der Zukunft und die Gefahr eines Linksputsches vor und erläutern kurz Ihre Absicht. Dann fordern Sie die notwendigen Millionen. Das Übrige muss Funk machen. Eventuell stehe ich ihm dabei zur Verfügung. Ich werde sofort versuchen, ihn telefonisch zu erreichen, damit er herkommt.»

«Ich wollte sowieso morgen nach Berlin fahren. Da können wir ihn ja dort sprechen. Wenn Sie glauben, dass er für diese Aufgabe für uns von Wert ist, habe ich nichts dagegen, es mit ihm zu versuchen. Sonst mag ich ihn nicht.»

«Gut. Ich berichte Ihnen noch, wenn ich mit ihm gesprochen habe.» Damit verabschiedete sich Hitler.

Ich bekam Funk nach 20 Minuten ans Telefon. Da es Sonntag war, traf mein Anruf ihn zu Hause an.

Durch den Fernsprecher konnte ich ihm nur kurz andeuten, worum es sich handelte. Aber ich merkte, dass er sehr interessiert war und offenbar seine grosse Stunde gekommen sah.

«Aber wenn Herr Hitler Industrielle und sonstige grosse Männer der Wirtschaft sprechen will», sagte Funk, «kann er sie unmöglich im Hotel Sans-Souci empfangen. Es gibt nur ein Hotel, das dafür in Frage kommt: das Hotel Kaiserhof. Es ist das repräsentabelste und liegt bereits gegenüber der Reichskanzlei. Wenn Sie einverstanden sind, werde ich dort die entsprechenden Räume bestellen. Wann treffen Sie ein?»

«Wir fahren morgen mit dem Auto hier fort. Ich denke, dass wir am Dienstag etwa zwei Uhr nachmittags dort sein können. Mit dem Kaiserhof bin ich sehr einverstanden. Hitler sicherlich auch.»

«Ich werde dann alles veranlassen und selber ab zwei Uhr in der Halle des Hotels sein.»

Und so geschah es.

Wir bezogen damals zum ersten Mal die schönen Räume im Kaiserhof an der Südwestecke im II. Stockwerk. Das Eckzimmer war ein grosser, sehr schön eingerichteter Salon. Daneben war das Schlafzimmer von Hitler mit Bad und daneben Schaub. Auf der andern Seite des Salons wohnte die sonstige Begleitung.

Ich unterrichtete Funk, der uns erwartet hatte, über Sinn und Zweck der Besprechungen, natürlich ohne die letzte Absicht zu erwähnen, dass nämlich durch diese Vorbereitungen der Rechte putsch verhindert werden sollte!

Funk hatte bereits für diesen Nachmittag die beiden führenden Männer des Allianz-Konzerns eingeladen, deren Zentralverwaltung dem Kaiserhof gegenüber lag: Die Herren Dr. Schmitt⁶, später kurze Zeit als Wirtschaftsminister bekannt geworden, und von Finck⁷, damals Vorsitzender des Aufsichtsrates des Konzerns und des Stuttgarter Vereins, zwei unbedingt imponierende, körperlich und geistig besonders auffallende Erscheinungen.

Als sie um vier Uhr kamen, trug ihnen Hitler in etwa halbstündiger Rede seine Gedanken vor. Daran schloss sich noch eine kurze Unterhaltung, die durchblicken liess, dass beide Herren die politische Lage angesichts der offenbaren Unmöglichkeit, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, schwarz ansahen und deshalb unbedingt über lang oder kurz mit Unruhen und einem grossen Ruck nach links rechneten.

Funk begleitete sie hinaus und kam nach 5 Minuten mit der Mitteilung zurück, dass der Allianz-Konzern im vorgesehenen Fall 5 Millionen Mark zur Verfügung stellen werde.

Hitler war im Augenblick sprachlos. Funk berichtete noch, dass am nächsten Vormittag die Herren des Vorstandes des Kalisyndikats kommen würden, Geheimrat Dr. Diehn⁸ und Herr Rosterg⁹, und anschliessend daran der Grossindustrielle Günther Quandt¹⁰.

Als Funk uns verlassen hatte, fragte Hitler, ob ich mit solchen Ziffern gerechnet habe. Als ich bejahte, sagte er: «Da erkennt man erst, was die Grosswirtschaft für eine Macht besitzt. Denn diese Millionen sind Macht. Und wenn sie die Millionen *uns* zur Verfügung stellen, dann können sie sie nicht gleichzeitig einer andern Partei oder Organisation zur Verfügung stellen. Also geben sie uns ihre Macht!»

«Wohl», antwortete ich. «Wir sehen auf der einen Seite, welches Ansehen die N.S.D. A.P. und besonders Sie bereits in der Wirtschaft haben. Ich glaube nicht, dass es einem andern Parteiführer gelingen würde, nach einem halbstündigen Vortrag solche Summen zu erhalten.

Aber andererseits birgt diese Bereitwilligkeit eine Gefahr in sich. Wir sind Sozialisten, wollen eine soziale Neuordnung einführen, haben Pläne, die gerade von diesen Leuten bestimmt abgelehnt werden. Hüten wir uns davor, uns von der Wirtschaft kaufen zu lassen! Wir dürfen nicht dem Eindruck verfallen, dass die Grosszügigkeit in der Geldgewährung eine Bejahung unserer Bewegung ist. Sie ist vielmehr ein Ausdruck der Überzeugung, dass damit unsere Bewegung, oder wenigstens die in ihr zusammengefassten Kräfte für die Zwecke der liberalistischen Wirtschaft, also des Liberalismus und Kapitalismus, gewonnen sei.

Hier muss ich meine Warnung aussprechen! Die Zukunft unserer Bewegung liegt einzig und allein in ihrem neuen Sozialismus! Das strategische Ziel unserer Arbeit ist die Ersetzung des egoistischen Profitgeistes der Einzelmenschen durch ein auf die Interessen der Allgemeinheit gerichtetes Gemeinschaftsstreben. Ich erwähnte schon mehrfach, dass ich darin die Neubelebung der eigentlichen Idee von Christus erblicke, der sozialen Gemeinschaft aller Menschen, der Nächstenliebe, der Duldung, der Demut.

Was die Männer der Wirtschaft wollen, ist etwas ganz anderes: sie wollen Geld verdienen, Geld, dreckiges Geld, – dabei wissen sie nicht einmal, dass sie damit einem teuflischen Phantom nachjagen.

Deshalb bin ich auch froh, dass Sie diese Leute ausdrücklich nicht um Geld ‚baten‘, sondern dass Sie es ‚forderten‘, und dass Sie es nicht für die Bewegung und für jetzt gefordert haben, sondern nur für den Fall von Unruhen.»

«Was Sie da sagen, ist völlig richtig. Ich bin mir darüber vollkommen klar. Die Militärputschisten à la Schleicher wollen uns betrügen, und ebenso glauben auch die Wirtschaftsmänner uns stillschweigend mit ihrem Geld auf Abwege führen zu können.

Aber zum Altar des Vaterlandes führt ein steiler Weg hinauf und wir müssen immer wieder da und dort Treppen benützen, um weiterzukommen. Auch was wir zur Zeit tun, ist nur eine Treppenbenutzung. Man kann von da auch falsch weitergehen. Aber das werden wir nicht. Aber nun sehe ich beruhigt in die Zukunft. Diese Millionen brauchen wir nie! Dass sie uns aber so bereitwillig gegeben werden, ist für mich ein Beweis, dass unsere Position bereits so fest ist, dass keiner wagen wird, *gegen* unseren Willen zu putschen.

Nehmen Sie dieses Stärkebewusstsein aber auch als Grundlage für später einmal kommende politische Verhandlungen. Auch da kann im Reichstag bald keiner *mehr ohne* uns. Wir können deshalb, wenn wir erst einmal die stärkste Partei sind, auch tatsächlich die Regierungsbildung/brderw und brauchen nicht als Bittende zu kommen.»

Hitler war den ganzen Abend bester Stimmung, die am anderen Tag weiter bestärkt wurde, als die Zeichnungsliste am Mittag bereits auf 13 Millionen gestiegen war.

47. Harald Quandt meldet sich bei seinem «Führer» – Die Wirkung seiner Mutter auf Hitler – Goebbels und die «Chauffeureska» mitternachts bei Magda Quandt – Hitler ist erschüttert

Wir assen etwa um zwei Uhr im Salon Hitlers zu Mittag und hatten für den Abend Theaterkarten in die Oper bestellt.

Etwa um vier Uhr kam Schaub herein und sagte, dass ein Junge draussen stehe und sich bei Hitler melden wolle. Hitler liess ihn reinkommen.

Es war ein ausgesprochen hübscher Bengel, schlank, blond, mit einer blauen Phantasie-Uniform, umgeschnallt, mit Dolch an der Seite, Schiffchenmütze keck auf dem Kopf. Indem er stramm den Arm zum deutschen Gruss erhob, sagte er: «Der jüngste Hitler-Junge Deutschlands meldet sich bei seinem Führer!»

«Wie heisst Du?» fragte Hitler, indem er ihm die Hand gab.

«Harald¹ Quandt.»

Hitler dachte bei diesem Namen im Augenblick ebensowenig wie ich an den Industriellen Quandt, der am Vormittag dagewesen war.

«Wie alt bist Du?»

«10 Jahre!»

«Wer hat Dir denn diese schöne Uniform gemacht?»

«Meine Mutter.»

«Wie fühlst Du Dich denn in dieser Uniform?»

Da richtete sich der Junge noch etwas strammer auf und sagte: «Doppelt so stark!»

Hitler schaute mich gross an und sagte zu mir: «Doppelt so stark! Haben Sie gehört: in Uniform, doppelt so stark!» Und zu dem Jungen sagte er:

«Ich finde es nett, dass Du zu mir kommst. Woher wusstest Du denn, dass ich hier bin?»

«Von meiner Mutter.»

«Wo ist denn Deine Mutter?»

«Unten in der Halle beim Tee.»

«Dann grüsse Deine Mutter schön, und lass Dich gelegentlich mal wieder sehen.»

Als der Junge gegangen war, sagte Hitler:

«Kinder sprechen häufig unachtsam grosse Wahrheiten aus. In Uniform fühlt sich der Knirps doppelt so stark. Wir wollen uns das merken, Wagener. Wer herausgestellt wird, um etwas Besonderes zu leisten, sollte eine Uniform bekommen. Entweder scheut er sich, sie zu tragen und dadurch in Erscheinung zu treten, dann wird er das, was man von ihm erwartet, sowieso nicht leisten. Oder er fühlt sich in Uniform doppelt so stark und leistet auch doppeltes.»

Dass die Parteiorganisation kurz darauf eine einheitliche Uniform erhielt, verdankt sie Harald² Quandt.

Kurz darauf kam Goebbels, um Hitler zu begrüßen. Er fragte, ob wir nicht zum Fünf-Uhr-Tee in die Hotel-Halle kämen. Er habe einen Ecktisch reservieren lassen.

«Ich wäre schon runtergekommen, aber da ist eine Frau unten, die ihren Jungen vorhin zu mir heraufgeschickt hat. Ich weiss nicht, ob ich sie an meinen Tisch nehmen muss. Denn ich müsste sie doch begrüßen.»

«Das können Sie ohne Weiteres. Das ist Frau Quandt³», sagte Goebbels, «die geschiedene Frau des Industriellen, der heute bei Ihnen war.»

«Ach!» lachte Hitler zu mir, «Der Name kam mir doch so bekannt vor! – Aber weshalb ist sie geschieden?»

«Es ist alles in Ordnung. Sie ist nicht der schuldige Teil. Und der Junge ist ja auch mehr bei ihr wie beim Vater», erwiderte Goebbels.

«Sie kennen die Frau offenbar? Umso besser. Ich werde dann um fünf Uhr runter kommen. Machen Sie mich dann mit Frau Quandt bekannt und arrangieren Sie die Sache mit dem Tisch. Aber der Junge muss auch dabei sein. Mit mir kommen Wagener, Schaub und Sepp Dietrich.»

Kaum war Goebbels fort, da kam Göring. Bramsig, wie er immer war, sagte er gleich zu Hitler, er müsse ihn rasch allein sprechen und wolle gleich wieder fort. Das kannte ich. Da brachte er immer Geld für Hitler, das Geld, das vermeintlich aus dem Vermögen Carin Görings stammen sollte, in Wirklichkeit aber aus dem Ruhrgebiet kam.

Als Hitler mit Göring wieder aus dem Privatzimmer Hitlers herauskam, in das sie gegangen waren, erzählte Hitler, dass er nachher beim Tee eine Frau Quandt treffen werde.

«Ach!» rief Göring, «die Pompadour von Goebbels!»

«Wieso, was heisst das?»

«Goebbels verkehrt viel bei ihr im Hause. Er kennt sie schon aus der Zeit ihrer Ehe mit Quandt. Ich glaube, er war dort Hauslehrer des 10jährigen Jungen, oder so etwas. Er verdiente sich dadurch laufend etwas dazu. Denn vom Gauleitersein kann er ja nicht leben, und als Reichstagsabgeordneter bleiben ihm nur 550.– Mark.

Ich glaube, Frau Quandt hilft ihm auch gelegentlich als Sekretärin.»

Hitler schaute mich etwas erstaunt an. Dann fragte er Göring:

«Bestehen aber Bedenken, dass ich mit ihr zusammen am Tisch sitze?»

«Nein», erwiderte Göring zurückhaltend. «Aber vor einer Pompadour muss man vorsichtig sein.» –

Kurz nach fünf Uhr gingen wir hinunter in die Halle. Welch' ein Bild bot sich uns da! Tisch an Tisch war die grosse Halle eng besetzt. Alles schaute auf Hitler, als wir eintraten und Goebbels auf uns zukam. An einzelnen Tischen standen Leute auf, um Hitler zu grüssen.

Goebbels führte uns an einen Tisch, wo er uns mit Frau Quandt bekannt machte und einer anderen Dame, die mit ihr zusammen war. Der Junge machte stramm seine Ehrenbezeugung und Hitler kniff ihm in das über und über rote Bäckchen. Dann bat Hitler die Damen, an den für uns reservierten Ecktisch zu kommen.

Frau Quandt machte schon auf den ersten Blick einen vorzüglichen Eindruck, der im Laufe der Unterhaltung nur noch gewann. Sie war eine mittelgrosse, gutproportionierte Erscheinung, blond, helle, blaue, strahlende Augen, gepflegte Hände, gut, aber nicht übertrieben angezogen, in ihren Bewegungen ruhig, bestimmt, selbstbewusst, in ihrem Lächeln gewinnend, ich möchte fast sagen: bezaubernd.

Ich merkte, welchen Gefallen Hitler an ihrer harmlosen Lebhaftigkeit hatte. Und ich merkte auch, wie sie mit ihren grossen Augen am Blick von Hitler hing. Und wenn die Unterhaltung in eine Verlegenheitsstockung kam, dann bildete immer der junge Harald⁴ den Katalysator, der die Verbindung wieder herstellte.

Ich musste Hitler darauf aufmerksam machen, dass es Zeit war, sich für die Oper zu richten, damit er sich losriss. Es wurde nichts Besonderes verabredet. Aber es war kein Zweifel, dass sich ein engeres Band der Freundschaft und der Verehrung zwischen Hitler und Frau Quandt zu knüpfen begonnen hatte.

Nach der Oper sassen wir zu zweien zusammen im Salon Hitlers. Hitler war nachdenklich. Er lebte zweifellos unter dem Eindruck der Begegnung von heute Nachmittag.

«Ich glaubte fertig zu sein, für meine Person, mit der Welt und menschlichen Einflüssen. – Aber es sind ja wohl auch gar keine – wie man so sagt: irdischen Momente, die mich heute berührt haben und jetzt noch in ihrem Bann halten. Es gibt da noch etwas darüber hinaus, was Menschen untereinander verbinden und gegenseitig beeinflussen kann.

Auch ihre Odstrahlen, auf die ich, seitdem ich die Theorie kenne, auf Schritt und Tritt stosse und die mir Dinge erklärlich sein lassen, die mir sonst vielleicht unbegreiflich erschienen wären, sind mir zu sehr an Materie gebunden. Es muss noch etwas Überirdisches in uns leben und sein. Vielleicht haben diejenigen recht, die es das Göttliche in uns nennen.

Während meiner fürsorglichen Freundschaft mit Geli habe ich es bei ihr, aber nie bei anderen Frauen empfunden. Seit ihrem Tod habe ich es vermisst, und ich glaubte, diese Gefühle mit in ihrem Sarg beerdigt zu haben. Heute umfassen sie mich völlig überraschend, aber mit grosser Gewalt, aufs Neue.»

Wir schwiegen wieder. Was sollte ich sagen? Da regte sich der Mensch Adolf Hitler wieder einmal, der sonst nur Hülle seines Genius erschien.

«Ob der Mensch alleine nichts ist? Ob er erst in der Verbindung mit einem anderen sein Gleichgewicht hat? Der Mann mit der Frau? Das männliche Wesen und das weibliche Wesen, das kraftvoll zeugende und das leidend gebärende?»

So grübelten seine Gedanken, während eigentlich sein Herz sprach. Zu einer richtigen Unterhaltung kam es nicht.

Da kamen kurz nach Mitternacht Schaub, Sepp Dietrich und Schreck etwas laut nach Hause. Schaub schaute noch in den Salon, offenbar um zu sehen, ob Hitler da sei.

«Wo kommt Ihr her?» fragte Hitler.

«Von Frau Quandt», war die Antwort. Sie schlug wie ein Blitz ein.

«Wieso?»

«Als Sie weg waren, Herr Hitler, trafen wir sie noch unten beim Weggehen. Sie lud uns ein, sie einmal zu besuchen, und da haben wir uns gleich für diesen Abend angesagt. Sie hat am Reichskanzlerplatz eine grosse Wohnung. Nach dem Abendessen fuhren wir hin. Ihre Bekannte war auch da und wir tranken allmählich ihren Eisschrank leer.

Als wir um zwölf Uhr gerade gehen wollten, da öffnete sich die Tür und Goebbels erschien mit erstauntem Gesicht und sagte: ‚Ich bin überrascht, so spät abends so fidele Gesellschaft hier zu finden. Wie kommt Ihr hierher?‘ Darauf antwortete ich: ‚Überraschter sind noch wir, so spät abends noch einen so späten Gast begrüßen zu dürfen. Und wie wir hierherkommen? Mit einer Taxe; und dann haben wir geklingelt und man hat uns aufgemacht. Aber wie sind *Sie* hergekommen? *Sie* haben *nicht* geklingelt und niemand hat Ihnen aufgemacht.‘ Und Sepp meinte dann: ‚Der hat einen Hausschlüssel. Dann gehn wir jetzt bessere»

Hitler war erschüttert. Er verzog sein Gesicht und wollte offenbar lachen. Aber es wurde kein Lachen. Schaub ging wieder und ich verabschiedete mich auch. Hitler gab mir die Hand mit den traurigen Worten:

«Es war doch nur ein kurzer Rückfall. Die Vorsehung war aber gnädig mit mir. – Wir sprechen uns morgen Vormittag wieder.»

48. Hitlers Pläne für die Offizierslaufbahn – Über die Zweckmässigkeit des Krieges und die Wirkung eines überraschenden *fait accompli*

Wagener berichtet, dass am nächsten Vormittag noch vier weitere führende Männer der Wirtschaft, die er nicht namentlich nennt, durch Funk angemeldet waren. Um die Mittagsstunde habe die Zeichnungsliste fünfundzwanzig Millionen Mark erreicht. Zu dieser Stunde sei Röhm zu Besuch gekommen. In dem Gespräch mit Hitler und Wagener habe Röhm seine Verachtung für die 100'000-Mann Reichswehr ausgedrückt. Wenn die N.S.D.A.P. an der Macht und er Reichswehrminister sei, werde er die «Kasernenhof-Typen» der Reichswehr mittels strenger Auslese durch Offiziere ersetzen, die selbständige «Einzelkämpfer», Führer statt Ausführer, seien. Die Aufgabe der S.A. werde es sein, eine vormilitärische Ausbildung zu leisten, die es der Armee ermögliche, die Männer in kurzer Zeit zu Soldaten zu machen.

Hier sagte Hitler, indem er aufstand: «Ich gehe da noch wesentlich weiter. Im Kriege waren die Kompanieführer der Infanterie fast ausschliesslich Reserveoffiziere. Gegen Ende des Krieges waren selbst die Bataillonskommandeure nur zum kleinen Teil auch aktiv. Wenn der Reserve-Offizier es aber im Kriege schafft, dann kann er's erst recht im Frieden schaffen. Aktive Offiziere brauche ich eigentlich nur für Versuchs- und Spezialistentruppen, womit ich nicht sagen will, dass man da keine Reserveoffiziere gebrauchen kann. Im Gegenteil! Aber ein gewisser Stamm muss aktiv sein.

Im Übrigen darf der Offizier überhaupt nicht *nur* Offizier sein. In einem sozialistischen Heer müsste er sogar in seinem Zivilberuf erst irgendwie hervorgetreten sein, bevor er Reserve-Offizier werden kann. Und jeder Reserve-Offizier kann Aspirant für die höhere Offizierslaufbahn sein. Wird er dafür für geeignet gehalten und übernommen, so muss ihm das auch Vorteile in seinem Zivilberuf bringen.

Wenn er auf Grund von Eignung und Wahl mit 30 bis 35 Jahren in den aktiven Dienst tritt, dann muss er in Waffenschulen und Akademien, und dazwischen als Bataillonskommandeur, höherer Adjutant und als Generalstabsoffizier so weitergebildet und erzogen werden, wie es die höhere Truppenführung erfordert.

Aber auch dann darf ein Offizier nicht *nur* Offizier sein. Er müsste zwischenrein beispielsweise Landrat sein, 3 bis 5 Jahre lang, oder Bürgermeister, oder Prokurist in einem grösseren Industrierwerk, in einer Exportfirma oder in einer Bank, – je nachdem, welchen Zivilberuf er vorher hatte. Und dann muss er ins Ausland, wenn möglich in fremde Armeen, aber zum mindesten zu fremden Völkern, deren Sprachen, Sitten und

deren sittliche und wirtschaftliche Kräfte er kennenlernen und studieren muss. Und anschliessend sollte er eine Art Doktorarbeit schreiben, durch die er sich den Titel z.B. eines Obersten erwerben kann.

Als General müsste er einige Jahre Regierungspräsident oder Präsident einer Handels- oder Wirtschaftskammer sein, oder Gesandter oder Generalkonsul im Ausland, oder Universitätsprofessor oder irgendetwas, das Einsatz, Leistung und Bewährung der ganzen Persönlichkeit bedingt und täglich Entschlüsse und Entscheidungen erfordert.

Damit würden sich diese anderen Berufe durchaus nicht beeinträchtigt fühlen. Sie würden im Gegenteil den gleichen Stolz haben, möglichst viele Männer aus ihrem Kreis in Führerstellen des höheren Offizierskorps zu sehen, wie es bei Regimentern bisher war, wenn aus ihnen möglichst viele Generalstäbler hervorgegangen waren. Denn der anfängliche Zivilberuf ist das primäre. Zur Offizierslaufbahn werden nur die Besten aus den anderen Berufen ausgewählt. Hier liegt die grösste Veränderung!

Röhm, ich glaube, wir kommen da auf den richtigen Weg. Nachdem ich das Vertrauen der Wirtschaft in uns und in unsre S.A. gesehen habe, stärkt sich in mir die Überzeugung, dass finanzielle Schwierigkeiten uns nie hindern werden, das Richtige zu tun.»
[...]

Am Abend brachte Hitler die Sprache auf das Thema «Krieg», offenbar durch den Vortrag Röhm's dazu veranlasst.

«Bei Ihren Wirtschaftsbesprechungen neulich kam zum Ausdruck, dass ein Krieg wirtschaftlich für jeden, der daran teilnimmt, so grosse Verluste bringen muss, dass es sich stets als ein Verlustgeschäft erweist. [...] Ich wollte von Ihnen dafür nochmal eine nähere Begründung hören.»

«Gestatten Sie», sagte ich, «dass ich mich erst ein paar Minuten sammle. Das Thema ist nicht so, dass man einfach drauf los reden kann.»

Hitler schaute mich erst erstaunt, dann aber offensichtlich befriedigt an. Denn er empfand, dass ich solche Unterhaltungen doch ernster nahm als ein Gespräch beim Fünf-Uhr-Tee.

Ich war mir zwar darüber klar, dass bei ihm nur das verarbeitet und in das Mosaik seines Wissens einverleibt wurde, was da hineinpasste. Aber gerade deshalb war die Form, wie man ihm etwas vortrug, von ausserordentlicher Bedeutung. Und man konnte dem Bild des Mosaiks und seinen Farben durchaus anderen Ausdruck oder eine andere Planung geben, wenn es einem gelang, sofern es notwendig war, bisher von ihm angesammelte Steinchen zu zerstören und ihm dafür neue zu geben, die ihm einen neuen Aspekt eröffneten.

Ich hatte mir längst angewöhnt, in Adolf Hitler ein Phänomen zu sehen, das man, so wie es ist, als vorhanden und irgendwie von der Vorsehung unter die Menschen, und zwar nach Deutschland hineinversetzt, hinnehmen musste. [...]

Im Folgenden erzählt Wagener, wie er bei dieser Gelegenheit Hitler gegenüber den Standpunkt vertreten habe, dass im Zeitalter der technischen Waffen und Massenarmeen der Krieg so kostspielig geworden sei, dass alle Teilnehmer – Sieger wie Besiegte

– nur schwere und langanhaltende wirtschaftliche Verluste davon erwarten könnten. Seiner Meinung nach sei es geradezu verbrecherisch, wenn in Zukunft eine Regierung für Zwecke der äusseren Politik Krieg führen würde.

«Das würde bedeuten», warf Hitler ein, «dass eine Reparatur der Versailler Diktat-Bestimmungen einfach nicht mehr möglich ist. Ist das wirklich Ihre Ansicht?»

«Durchaus nicht. In der Erkenntnis, dass ein Krieg «ar Nachteile und Verluste bringen kann, auch wenn er gewonnen wird, liegt eigentlich eine grosse Garantie, dass man sich allerhand leisten kann, ohne dass die andern zu den Waffen greifen. Es kommt nur darauf an, dass man es so vorbereitet und so durchführt, dass die Weltmeinung es als berechtigt ansieht, als Wiederherstellung eines eigentlich natürlichen Zustandes, und als das Ergebnis der Willensäusserung des betroffenen Volkes und nicht als Gewaltakt eines waffenlüsternen Eroberersinnes.

Wenn wir z.B. durch Wiederherstellung einer mustergültigen Ordnung und eines zukunftsreichen Aufstieges in Deutschland erreichen, dass das Saargebiet wieder deutsch werden will, oder dass Österreich als Bundesstaat Anschluss ans Reich sucht, so wird kein Ausland es als Gewaltakt bezeichnen, wenn wir diesen Ländern unsern Arm zur Erreichung ihres berechtigten und durch freie Abstimmung ausgedrückten Wunsches leihen. Auch die Memelland-, die Danziger- und die Korridorfrage kann unter dem Eindruck der Bedeutung des Aufstieges, den wir für Deutschland herbeiführen wollen und auch mit Sicherheit herbeiführen werden, eine schnellere und leichtere Lösung finden, als wir selbst es zur Zeit voraussehen.

Die beste Lösung wäre aber immer der wirtschaftliche und später zollmässige und zuletzt währungsmässige Zusammenschluss der mitteleuropäischen Länder, wobei die Frage eines Führungsanspruchs gar nicht erörtert zu werden braucht, da in einer solchen Union derjenige, der die wirtschaftliche Führung hat, letzten Endes auch die politische Führung haben wird. Aber ich würde die Bildung der politischen Union unbedingt auf dem Boden der Gleichberechtigung für zweckmässig halten, d.h. der demokratischen Parlamentsbildung, wie es in Amerika im Kongress und im ganzen Aufbau der Verfassung durchaus zweckmässig uns vorgemacht ist, und wie Bismarck es auch bereits im deutschen Bundesstaat durchgeführt hat.

Wenn das erreicht ist, dann sind die Korridor Grenzen usw. sowieso gefallen. Wer kümmert sich heute darum, ob er in Baden wohnt oder in Hessen oder Preussen? Er wohnt in Deutschland! Oder wer empfindet es als einen Grenzübertritt, wenn er mit der Bahn oder mit dem Auto in den U.S.A. von einem Land ins andere fährt? Genau so wird es auch in Mitteleuropa sein. Und aus Mitteleuropa wird sich Europa entwickeln, ganz von selbst und in verhältnismässig kurzer Zeit.

Während dieser ganzen Zeit müssen wir allerdings nur *eine* Politik mit allen Mitteln und mit grösster Klugheit betreiben: die Politik, jeden Krieg und jede Veranlassung zu einem Krieg zu vermeiden. Dann sind wir des endgültigen Sieges über unsere Weltkriegsgegner, oder besser gesagt, über die Fehler unserer Weltkriegsgegner sicher. Und

der wirkliche Friedensvertrag wird in einem Kongress beschlossen, der zugleich die ‚Vereinigten Staaten von Europa‘ gründet.»

«Sie haben die russisch-bolschewistische Gefahr ganz ausser Acht gelassen. Glauben Sie, dass Russland dieser Entwicklung tatenlos zuschaut?», fragte Hitler.

«Gegen diese Gefahr sichern uns unsere sozialistischen Massnahmen und Neuordnungen. Denn parallel zu den ausgeführten wirtschaftspolitischen und rein politischen Vorgängen geht die sozialpolitische Umgestaltung in Deutschland vor sich.

Es kann uns gleichgültig sein, ob und wann unsere Nachbarstaaten uns das nachmachen. Nachmachen werden sie es alle ganz bestimmt! Und selbst Russland wird es uns nachmachen. Nur wird es dort länger dauern. Und in Russland muss erst der Herdenmensch zum Einzelindividuum umerzogen werden. Das nimmt allein, – wenn der Staat es erst einmal in Angriff nimmt –, 2 bis 3 Generationen in Anspruch. Aber unsere sozialwirtschaftlichen Lösungen und sozialistischen Selbstverwaltungsprinzipien werden mit absoluter Sicherheit die ganze Welt erobern. Und Russland wird darin keine Gefahr, sondern eine Erfüllung sehen.

Wenn es dann noch gelingt, England die Hand zu reichen, dann brauchen wir keinen Völkerbund mehr, dann ist der nächste Schritt bereits ein Weltparlament, das zentral die Regelung zahlreicher Aufgaben übernimmt, die sowieso nur gemeinsam erledigt werden können, und das die Erweiterung der Vereinigten Staaten von Europa und von Amerika zu einer Vereinigung dieser Staatenverbände vorbereitet.»

Hitler überlegte einige Augenblicke. Dann sagte er: «Ich kann mich Ihrer Auffassung nicht verschliessen. Es will mir zwar nicht in den Sinn, dass ich wirtschaftlichen Erwägungen die Priorität einräumen soll.

Aber drei Dinge entnehme ich aus Ihren Ausführungen. Dabei ist die Voraussetzung, dass es uns gelingt, nach Übernahme der Regierung Deutschland zu einer machtvollen inneren Erhebung zu bringen durch Sicherung der Ruhe und Ordnung, durch Beseitigung der Arbeitslosigkeit und Herstellung einer neuen wirtschaftlichen Konjunkturlage, und durch unbedingte Anerkennung unserer Regierung und ihres zielbewussten Charakters durch unsere Nachbarn, unsere bisherigen Gegner und die Welt überhaupt. Diese drei Dinge sind folgende:

1.) Was an politischen Massnahmen geschehen muss, die eine Korrektur des Versailler Diktats und eine Wiederherstellung der deutschen Staatssouveränität erzielen sollen, darf nicht erbettelt, lang vorbereitet oder als diplomatisches Verhandlungsobjekt betrachtet werden, sonst werden Stimmungen der Feindschaft neu geweckt, es wird mit dem Säbel gerasselt, wie Frankreich, als Dr. Curtius seinen Zollvertrag mit Österreich abschliessen wollte, und es kommen immer nur faule Kompromisse heraus, die die Luft nicht klären, sondern eher bewölken. Wenn aber überraschend ein *fait accompli* geschaffen wird, hinter dem das geschlossene deutsche Volk mit festem Willen steht, auf das wir ausserdem Anspruch haben auf Grund der 14 Punkte Wilsons, dann tritt der Gedanke ‚Krieg‘ gar nicht in Erscheinung, weder bei uns, noch bei den Gegnern.

- 2.) Wenn es notwendig sein sollte, sich auf die militärische Intervention eines Gegners einzustellen, dann muss er wissen, dass er das gesamte deutsche Volk in Waffen gegen sich hat. Hierfür scheint mir der heute vorgetragene Plan Röhm's der richtige Weg.
- 3.) Und drittens können wir jeden Krieg vermeiden, wenn wir England als Verbündeten haben. Darum komme ich immer wieder auf die Notwendigkeit der Verständigung mit England zurück. Die Herstellung des Vertrauens zwischen England und Deutschland ist dafür der sicherste Weg. Und wir brauchen England nichts vorzumachen. Wir können England gegenüber völlig mit offenen Karten spielen. Denn in unseren Zielen liegt nichts, was England stören oder gar bedrohen könnte.

Das sind die drei Punkte, die ich als Fazit aus unserer Unterhaltung ziehe. Und richtig und bemerkenswert ist Ihre Auffassung, dass sich jeder Staat und Staatsmann überlegen muss und wird, einen Krieg vom Zaune zu brechen, da er, selbst wenn er siegreich ausgeht, doch mehr Schaden bringt als Nutzen.

Sie mögen recht haben. Die Zeit grosser Kriege ist vorüber. An die Stelle des Kampfes mit den Waffen tritt immer mehr der Weg des wirtschaftlichen Ausgleichs, dem die politischen Verträge folgen müssen. Nur um die Weltanschauungen wird noch ein Kampf zu führen sein: Hier Liberalismus! Hier Sozialismus! Aber er kann vorteilhafter mit der revolutionären Idee geführt werden, als mit Kanonen und Bombenflugzeugen.»

[...]

49. Hitlers Pläne für eine unterirdische Bahn zwischen Hamburg und Berlin – Seine Ansichten über Architektur und Kunst – Er lehnt Spenglers «Untergang» ab

Wagener berichtet über seine wirtschaftspolitischen Besprechungen in Hamburg mit dem dortigen Gauleiter, Karl Kaufmann, und mit Reedern und Importeuren. Dabei habe er den Standpunkt vertreten, dass die Exporttätigkeit Deutschlands vorerst hinter die Entwicklung des Binnenmarkts zurückgestellt werden müsse, was die Umstellung Hamburgs auf andere Aufgaben erfordere. Nach seiner Vorstellung könne dies am besten erreicht werden, indem Hamburg zum grössten Umschlaghafen Mitteleuropas werde, zum Knotenpunkt für den Import- und Transithandel, vor allem der mittel- und osteuropäischen Länder. Der Blick der deutschen Exporteure müsse auf diese Länder gerichtet werden. Für die Aussenwelt solle Hamburg das Tor Mittel- und Osteuropas werden.

Als ich einige Tage später Hitler Vortrag über diese Gedanken hielt, liess er sich sofort Pläne und Bilder von Hamburg kommen. Damals schon begann er mit den ersten Entwürfen für eine Ausgestaltung dieses «Tors Europas».

«Was New York auf der einen Seite des Atlantiks ist, muss Hamburg auf der anderen Seite werden», führte er aus. «Aber an Stelle der mechanisch aufgetürmten Weltstadt Amerikas mit ihren Wolkenkratzern und ihrer geschäftigen Sachlichkeit und Unpersönlichkeit werden die in Hamburg einlaufenden Schiffe allmählich von den grünen Ufern der reizvollen Elbelandschaft aufgenommen mit ihren Fachwerkhäusern am Strand und mit blühenden Gärten. Und allmählich muss sich das Bild verdichten zu einem Stadtbild, zu einer Grossstadt, zu ‚Deutschland‘, das den Stempel der Kultur Europas tragen muss, wohin man auch das Auge wandern lässt!

Den Passagierverkehr kann Hamburg vollkommen auf sich ziehen. Und wenn von Cuxhaven nach Hamburg und von da nach Berlin eine unterirdische Schnellbahn gelegt wird, eine Einschienenbahn mit 200 km Geschwindigkeit, dann ist Hamburg und Berlin zu Einem zusammengenietet, und niemand wird ein Flugzeug nehmen, wenn er in warmen Polstern in derselben Zeit vom Ozeandampfer bis in die Zentrale Mitteleuropas fahren kann.»

Es war erstaunlich, wie Hitler die Situation sofort erfasste und wie seine weit hinausschauenden Gedanken sofort ein Zukunftsbild sahen, das vielleicht dem nächsten Jahrhundert vorbehalten sein mag.

«Ich könnte mir denken», fügte ich hinzu, «dass eine solche wirtschaftliche Perspektive auch politische Folgerungen nach sich ziehen kann. Je mehr wir unsere Interessen dem Markt Mittel- und Osteuropas zuwenden, umso geringer sind die Reibungsmög-

lichkeiten mit England, und umso mehr erscheint eine allmähliche Annäherung zwischen uns und Russland vorstellbar.»

«Da diese Pläne weit in die Zukunft greifen», bestätigte mir Hitler, «möchte ich diesen Gedanken nicht ablehnen. Die Bismarcksche Kontinentalpolitik wird in der kommenden Zeit und wohl für alle Zukunft doch die solidste Grundlage für eine gesunde Entwicklung Deutschlands sein.» –

In München stellte ich Hitler zwei Persönlichkeiten vor, von deren Einfluss in Amerika, wie im Ausland überhaupt, ich mir viel versprach, wenn sie einen persönlichen Eindruck von ihm hätten. Dies waren Dr. Edmund Stinnes¹ und Dr. Ludwig Roselius².

Stinnes stand gerade im Begriff, für einige Monate in die U.S.A. zu reisen, wo er mit den meisten führenden Persönlichkeiten zusammentraf und in den Clubs und Gesellschaften die Möglichkeit hatte, die Fragen zu beantworten, die, wie er von seiner letzten Reise erzählte, dauernd an ihn gestellt wurden: «Wer ist Hitler? Was will er? Was ist National-Sozialismus?»

Hitler sprach über eine halbe Stunde mit Stinnes, und Stinnes sagte mir nachher:

«Ich bin zweifellos stark beeindruckt. Was er sagt, ist klug, wie er's sagt, ist überzeugend. Aber ich glaube, Hitler lebt nicht in unserer Welt. Nur *einen* menschlichen Eindruck habe ich von ihm: er ist eitel.»

Dies Urteil des Dr. Stinnes war mir sehr interessant. Stinnes ist immerhin ein Mann von wirtschaftlicher Bedeutung, weit in der Welt herumgekommen, vielseitig interessiert, und erhaben über Zeit und Raum. Seine Frau ist die Tochter des bekannten Freiburger Universitätsprofessors von Schulze-Gaevernitz³, der damals auch M.d.R. in der Fraktion der Demokratischen Partei war, der auch Stinnes angehörte. Was Wort «eitel» frappte mich. Gewisse Eigenschaften Hitlers, z.B. dass er nicht verträgt, korrigiert zu werden, wenn dritte dabei sind, oder dass man sich keinen Scherz mit ihm erlauben darf, oder die stets sehr stark prononcierte Aufmachung von Versammlungen oder Aufmärschen, wenn er teilnimmt, oder auch nur seine Handbewegung, um die Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen, – sie erschienen uns, die wir dauernd um ihn herum waren, nicht als Eitelkeit. Aber Stinnes mochte recht haben, dass die tiefste Veranlassung doch eine ausgesprochene Eitelkeit war. Nach der Machtergreifung trat diese Eitelkeit allerdings ganz zweifellos in Erscheinung.

Als Stinnes über ein halbes Jahr später von Amerika zurückkam, erzählte er mir viel von dem grossen Interesse, mit dem seine Freunde seine Berichte aufgenommen hatten, und dass man der neuen Bewegung in Deutschland durchaus mit Sympathie gegenüberstehe, wenn auch mit abwartender Zurückhaltung. [...]

Mit Roselius, dem bekannten Gründer und Inhaber der Kaffee-Hag, kam Hitler sehr bald auf Kunst und Architektur zu sprechen.

«Über Ihre Böttcher-Strasse⁴ in Bremen habe ich die verschiedenartigsten Urteile gehört», sagte Hitler. «Ist Ihr Architekt da nicht etwas entgleist und hat viel Artfremdes mit in seine sonst nordischen Ideen hineingenommen?» Worauf Roselius auseinandersetzte, dass er sich und seinen Architekten die Aufgabe gestellt habe, einen Versuch zu

machen und Erfahrungen zu sammeln im Ziegelsteinbau, wie er bereits von der Hansa vor Jahrhunderten in allen Städten und Hafenplätzen der Ostsee entwickelt und gepflegt wurde.

«Man sollte in jedem Land und in jeder Gegend mit *den* Mitteln bauen, die dort vorgefunden werden. Aus ihnen ist dann auch ein besonderer Baustil zu entwickeln, der allein schon durch sein Baumaterial in die Umgebung und zu dem Charakter der dortigen Menschen passen wird.

Es wäre doch z.B. ein Unsinn, an der norddeutschen Küste mit Säulen zu bauen! Säulen gehören dorthin, wo es heiss ist, wo die Sonne glüht, und wo man Schatten und luftige Kühlung sucht. Das ist im Norden Deutschlands nicht der Fall. Auch fehlen an Ort und Stelle die natürlichen Baustoffe für tragende Pfeiler. Dort ist der Ziegelbaustein das natürliche Material. Und nun gilt es, entsprechend den neuzeitigen Anforderungen an ein Wohnhaus oder auch an ein repräsentatives Gebäude, Architektur, Bauform und Baustil zu finden, um für den praktischen Gebrauch, wie für das Auge und das ganze Kunstempfinden das bestmögliche zu erreichen.

In Hamburg ist der erste Grossversuch mit dem Chile-Haus gemacht worden. Man kann ihn als geglückt bezeichnen. Aber dort handelte es sich um ein Bürohaus, das allerdings in seiner Wirkung ausgesprochen repräsentativ geworden ist.

Ich habe nun den Versuch gemacht – und mit der Ausführung den Architekten [Name fehlt] beauftragt –, im städtischen Wohnhaus- und Strassenbau ein Exempel zu schaffen, das die Gestaltungsmöglichkeit und die Verwendung architektonischer Figuren bei Gebäuden verschiedener Art zeigen soll, zu deren Bau einzig und allein Ziegel verwendet worden sind, – abgesehen natürlich von den eisernen T-Trägern der Decken. So entstand die Böttcherstrasse. Einige vollkommen verdrehte hypermoderne Zutaten leistete sich [Name fehlt]. Ich liess ihm das Vergnügen und hoffe, dass er von der Unmöglichkeit seiner Extravaganzen kuriert ist. Einiges, was ausgefallen ist, hat jetzt trotzdem meinen Gefallen gefunden. Wer verlacht Goethe, weil man in der Walpurgisnacht Stellen findet, die völlig ausgefallen erscheinen. Professoren und Gelehrte schreiben sogar Bände, um den tiefen Sinn solcher Absurditäten zu deuten. Ich bin zwar kein Goethe, auch nicht auf das Architektonische übertragen. Aber ich leiste mir eben da und dort auch einmal etwas, das absurd erscheint. Vielleicht finde ich auch einmal einen Deuter.»

«Was Sie über die Anpassung von Baustil und Bauweise an die Gegend und den dort fündigen Baustoff sagen», entgegnete Hitler, «ist eines der Geheimnisse der Architektur. Aber es gibt noch andre Geheimnisse, die nicht weniger bedeutsam sind.

Alle Kulturen, die, soweit uns bekannt, erwacht sind und Gestalt gewonnen haben, fanden ihre erste Äusserung stets in der Architektur. Und da jede Kultur eine Jugendzeit erlebt, beginnend mit der täppischen Kindheit, die bald durch eine Sturm- und Drangperiode abgelöst wird, so finden wir auch in der Architektur einer neu aufkommenden Kultur nach den kindlichen Anfängen sehr bald gerade diese Sturm- und Drangperiode vertreten, und zwar stärker als in Malerei, Dichtkunst und in Musik. So sehen wir nach dem ersten Jahrtausend im germanisch-keltischen Siedlungsraum die gotischen Dome

hoch in den Äther steigen, ein Ausdruck der Überwindung des umgrenzten Begriffs der Endlichkeit, ein geistiger Umbruch, der die Säulenhallen der hellenischen Klassik einriss, himmelstürmend, revolutionär!

Der Sturm- und Drangperiode folgte das Mannesalter der germanisch-europäischen Kultur, sich festigend, Besitz ergreifend, gestaltend und ausgereift. Es drückt sich aus in der Zeit der Renaissance aber auch des Barock, und endet in der herrlichen Klassik eines Schinkelschen und Semperschen Stils.

Mit der Architektur durchschreitet auch die Malerei die Lebensalter. Aber sie folgt nach, entwickelt im 14. Jahrhundert ihren stärksten Gestaltungswillen, und erreicht im cinque-cento, im 15. Jahrhundert, ihren glanzvollen Höhepunkt, dem in den späteren Jahrhunderten dann und wann noch einmal einzelne Grössen folgen, die aber nur noch als Epigonen aufzufassen sind. Die Malerei hat also früher ihr Mannesalter erreicht, obwohl sie später aus der Träumerei der Jugend erwacht ist, und sie schien das Zeitalter der schöpferischen Manneskraft schon überwunden zu haben, als die Architektur noch mitten im Gestalten war.

Sie kennen den ‚Untergang des Abendlandes‘, in dem Oswald Spengler aus der derzeitigen Dekadenz der Malerei, aber auch der Dichtkunst und der Musik, auf das Ende unserer Kultur-Epoche schliesst. Er ist Philosoph, aber aus der Naturwissenschaft herausgewachsen. Er *ordnet* Beobachtungen, er *registriert* Erkenntnisse und Wissen. Er sieht die Entwicklung graphisch dargestellt vor sich. Und wenn bei ihm eine Kurve abwärts geht, dann stellt sich ihm das als erwiesenes Faktum dar, wobei dann und dann da und da die Nulllinie erreicht werden muss. Und dieser Augenblick ist dann das Ende, der Untergang des Abendlandes!

Aber meinem ganzen Denken und Wollen als Architekt und Politiker kann die graphische Linienführung nichts anhaben. Ich studiere die Gründe, *weshalb* die Kurve abwärts ging, und versuche dann, diese Ursachen zu beseitigen. Aber gleichzeitig studiere ich die Gründe, weshalb die Kurve früher einmal *aufwärts* ging! Und dann gehe ich daran, die Bedingungen von damals wieder herzustellen, den Gestaltungswillen von damals *wieder* zu erwecken und eine neue Wellenstufe in der stets schwankenden Kurvenlinie der Entwicklung herbeizuführen.

Kein Zweifel! Unsre Kultur ist in eine Stagnation getreten, es sieht so aus wie Greisenalter. Aber die Gründe dafür liegen nicht darin, dass sie wirklich ihr Mannestum bereits überschritten hätte, sondern vielmehr: dass die Träger dieser Kultur, die germanisch-europäischen Menschen, sie vernachlässigt haben und sich materiellen Aufgaben zuwandten, der Technisierung, der Industrialisierung, dem sachlichen Besitzzeifer, der Raffgier und einem alles andere überwuchernden wirtschaftlichen Ego-zentralismus. Ihr ganzes Denken und Trachten gipfelt nur noch in dem, was in ihren Büchern unter dem Strich steht, und in der äusserlichen Zur-Schau-Tragung ihres Vermögens an irdischen Gütern.

Es erfasst mich ein Ekel, eine leidige Verachtung, wenn ich das Leben und Treiben dieser Menschen sehe!>

Unwillkürlich kam mir bei diesen Worten die Erinnerung an einzelne Bekannte und Freunde, die ich damals, als ich nach München ging, in Karlsruhe und Baden-Baden zurückgelassen hatte. Sie lebten wirklich rein egozentrisch, das Vaterland war für sie nur Kulisse, die Volksgenossen waren nur Statisten, wenn es hoch kommt Edelkomparsen. Im Übrigen war ihre Aufmerksamkeit wirklich nur auf das gerichtet, was «unter dem Strich» steht.

Hitler fuhr fort: «Aber Gott sei Dank sind es nur die oberen 10'000, die so denken. Wohl ist das gesamte Bürgertum bereits stark angesteckt und angekränkelt. Aber die Jugend des Bürgertums ist noch gesund und zur Natur, zu höherer Entwicklung, zu neuem kulturellen Wollen zurückzuführen, so lange sie nicht in die Tretmaschine des inhaltslosen, und nur noch materialistischen modernen Lebens hineingezogen ist, um dann entweder in der Profitsucht der Wirtschaft, oder im Stumpfsinn des bürgerlichen Alltags oder in der Verkommenheit der Grossstädte unterzugehen.

Wenn es uns gelingt, die egozentrische Profitsucht der Wirtschaft durch einen sozialistischen Gemeinschaftswillen und eine leistungsfrohe Verantwortung für die Allgemeinheit zu ersetzen, den Stumpfsinn des bürgerlichen Alltags durch die Möglichkeit des Genusses der persönlichen Freiheit, der Schönheit der Natur, der Herrlichkeit des eigenen Vaterlandes und der Tausendfältigkeit der übrigen Welt zu beseitigen, und wenn wir Schluss gemacht haben mit der Verkommenheit der im Häusergewirr und auf den Asphaltstrassen der Millionenstädte gezüchteten Entartung auf allen Gebieten, dann ist der Weg offen zu neuem Leben, zu neuem Gestaltungswollen, zu einem neuen Flug des freien, gesunden Sinns und Geistes, – und dann werden, – lieber Herr Roselius, – auch aus Ihren Backsteinen ganz von selbst neue Formen entstehen, Tempel des Lebens werden erbaut, Dome eines höheren Kultes werden errichtet, und noch nach Jahrtausenden werden die Mauern von den grossen Zeiten zeugen, in denen noch grössere geboren wurden!» –

Als Roselius mit mir das Zimmer Adolf Hitlers verlassen hatte, fasste er mich an der Hand und sagte:

«Wagener, ich danke Ihnen, dass Sie mir diese Stunde vermittelt haben. Was ist das für ein Mann! Und wie klein kommt man sich vor mit dem, was einem so wichtig schien! Aber jetzt weiss ich, wo ich anzupacken habe! Ich habe trotz meiner 60 Jahre nur noch ein Ziel: mitzuarbeiten, um der Jugend und dem deutschen Volk zu seiner inneren und äusseren Freiheit zu verhelfen!»

50. Funks Verständnis des Nationalsozialismus – Er wird von der Ruhrindustrie subventioniert – Wagener als Heiratsvermittler für Goebbels

Hitler hatte inzwischen mit Funk seine Aktion zur Sicherung der Abwehrbereitschaft eines «Links-Putsches» beendet. Wie wir durch Strasser und Frick hörten, war der Erfolg der, dass die Pläne eines Reichswehrputsches zurückgestellt wurden. [...]

Durch die geglückte Finanzaktion hatte Funk sein Ansehen bei Hitler wesentlich gefestigt. Ich merkte das daran, dass Hitler [sich] häufiger mit Funk traf, ohne es mir gegenüber zu erwähnen und dass er mit mir über diese Aktion nicht mehr sprach, wenn ich nicht davon anfang. Ausserdem erhielt er von Funk neuerdings eine Art Pressedienst zur laufenden Orientierung über wirtschaftspolitische Fragen. Da Funk mir davon keinen Abzug oder Durchschlag zusandte, wogegen aber Strasser einen Abzug erhielt, wurde mir klar, dass Funk entweder die Absicht hatte, auf Hitler und Strasser in Fragen der Wirtschaftspolitik einen anderen Einfluss auszuüben, als ich ihn für zweckmässig hielt, oder aber sich überhaupt unter Umgehung meiner Person näher an Hitler und die Parteileitung heranzuschieben.

Die Bedeutung dieser Arbeit Funks war mir sofort klar. Da Funk eine sehr gewandte Feder schrieb und als Journalist und Wirtschaftsredakteur einer so bedeutenden Zeitung wie der Berliner Börsenzeitung auch verstand, das, was er sagen wollte, seinen Lesern in der geeigneten Weise zu suggerieren, durfte ich die Auswirkung dieser geheimen Presseorientierung nicht unterschätzen. Ich forderte deshalb Funk, der ja doch eigentlich mein Mitarbeiter war, wenn auch ohne Gehalt von mir zu empfangen, auf, mir seine Berichte an Hitler vorher einzureichen.

Funk lehnte das ab und legte gleichzeitig seine Arbeit für den W.P.D. nieder. Ich bat ihn, noch einmal, zu einer Aussprache nach München zu kommen. Er erschien auch, und wir schienen zu einem Ausgleich gelangen zu können.

Aber am Abend assen wir erst zusammen im Restaurant «Neue Börse» zu Abend, wobei Funk dem Alkohol etwas mehr zusprach, als es ihm offenbar bekömmlich war. Ab elf Uhr begann er, obwohl das Lokal noch ziemlich voll war, zu singen und gab dem Kapellmeister der sehr erfreulichen und dezenten Kapelle einen 100 Markschein, damit er für ihn ein Lied begleite. Das geschah dann auch, aber mit dem Erfolg, dass wir gebeten wurden, das Lokal zu wechseln.

Funk wollte nun unbedingt in die Maxim-Bar[?] am Karlsplatz. Ich konnte dies trotz eifriger Versuche nicht verhindern, begleitete ihn aber, da ich mich für meinen «Gast» verantwortlich fühlte. Dort bestellte er sofort zwei Flaschen Sekt, verschwand aber,

nachdem wir erst ein Glas getrunken hatten, in der Damentoilette und erschien mit der Klosettfrau im schwarzen Kleid mit weisser Schürze und Häubchen wieder, um mit ihr zu tanzen. Dies rief bei den Gästen Empörung hervor und es entstand ein grosser Tumult. Funk drückte dann der zweifellos ganz braven, aber immerhin eigentlich fürs Klosett angestellten Frau ebenfalls einen 100 Markschein in die Hand, wurde dann aber von den männlichen Gästen gepackt und zur Tür befördert, und verliess die Bar mit dem Ruf: «Das ist Nationalsozialismus!» Ich war restlos entsetzt, zahlte die beiden Flaschen und ging ebenfalls fort.

Als ich den Portier fragte, ob er wisse, wo der Herr hingegangen sei, der vorhin aus dem Lokal flog, sagte er:

«Das war ein feiner Kavalier. Ich habe ihm eine Taxe besorgt, mit der er zum ‚Mal-kasten‘ gefahren ist. Mir gab er 50 Mark.»

Ich nahm mir nun auch eine Taxe, um hinterher zu fahren und ihn aus dieser in München sehr bekannten und viel besuchten Künstler-Kneipe herauszuholen und in sein Hotel zu bringen. Aber als ich hinkam, sah ich ihn bereits an einem Tisch mit zwei Negerinnen zusammen, ein an sich seltener Anblick in München, der aber die Aufmerksamkeit des Publikums doppelt auf den Tisch Funks zog. Eben nahm er gerade eine seiner Damen in die Arme, um sie zu küssen. Da wandte ich mich denn doch wieder zur Tür und ging davon, von lebhaften Gewissensqualen übermannt.

Leider waren Hitler und Hess am andern Tag nicht in München. Funk sah ich nicht mehr und habe nur noch von seinem Hotel gehört, dass er am Morgen nach Hause gebracht worden sei und sich für den Abend einen Schlafwagenplatz 1. Klasse nach Berlin bestellt habe.

Ich erfuhr später, dass bei Funk solche Trunkenheitsanfälle häufiger seien und dass er als richtiger Quartalsäufer gelte. Das Geld, über das er so frei verfügte, stammte, worüber ich mir vorher kein Kopfzerbrechen gemacht hatte, von der Ruhrindustrie, die ihm über den Bergbauverein eine monatliche Unterstützung von 3'000 Mark zukommen liess, abgesehen von gelegentlichen grösseren Zuschüssen für besondere Zwecke.¹ Diese monatliche Unterstützung bekam er übrigens auch später noch als Reichspressechef, und sogar als Reichswirtschaftsminister.

Diese Dinge sind mir allerdings in diesem Umfang leider damals noch nicht bekannt gewesen. Aber mein Erlebnis in München genügte mir, um Hitler aufzufordern, dass er sich sofort von ihm trennt.

Wir trafen uns aber erst vielleicht nach einer Woche in Berlin, als wir zum S.A.-Aufmarsch nach Braunschweig fahren wollten.² So war wertvolle Zeit verstrichen und meine Darstellung trug vielleicht nicht mehr ganz die Entrüstung zur Schau, die mich am ersten Tage noch erfüllt hatte. Ich erzählte jedenfalls Hitler mein Erlebnis mit Funk, worauf er lachte und meinte:

«Wagener, Sie übertreiben. Übrigens war Funk inzwischen bei mir und erzählte mir auch von Ihrem gemeinsamen Erlebnis. – Was haben Sie neuerdings gegen Funk? Erst empfehlen Sie ihn mir, nachdem Sie ihn vorher schon drei Monate lang bei Ihrem

W.P.D. beschäftigt hatten, und wie ich ihn nun akzeptiere und mit ihm Erfolge erziele, die ich mit keinem anderen hätte erzielen können, da wollen Sie mir ihn wieder wegnehmen?»

«Aber Herr Hitler!» sagte ich. «Wenn ich ihn für den W.P.D. beschäftigte, so heisst das noch nicht, dass ich ihn auch für etwas anderes beschäftigen würde. Und wenn ich ihn Ihnen empfahl, weil Sie von der Wirtschaft die Mittel für besondere Zwecke haben wollten, so bedeutete das noch nicht, dass ich ihn als Ihren wirtschaftspolitischen Berater für geeignet halte. Und wenn ich nun feststellte, dass er sich da in München in einer Form gezeigt hat, die es mir bedenklich erscheinen lässt, dass Sie sich mit ihm belasten, so ist das kein ‚Wegnehmen‘, sondern eine Aufklärung und Warnung in Ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Bewegung.»

«Sprechen Sie noch einmal mit ihm über den Fall. *Ich kann* ihn jetzt nicht vor die Tür setzen, nachdem er gerade für mich und mit mir zusammen die vielleicht bedeutungsvollsten Verbindungen hergestellt hat, die ich seit Langem erlebte. Das werden Sie doch selber einsehen.

Er hat mir gesagt, dass er mit Ihnen eine Auseinandersetzung hatte und seine Arbeit für den W.P.D. niedergelegt hat. Er scheint mit Ihrer Wirtschaftspolitik nicht ganz einverstanden zu sein, er hält sie für stark theoretisch. Mir ist es ganz wertvoll, wenn ich von ihm gelegentlich auch Meinungen anderer Art höre.»

Man kann sich denken, welches Entsetzen mich erfasste. Da begann schon die Arbeit des Ruhrgebietes!

«Herr Hitler. Funk *hat* keine eigene wirtschaftspolitische Meinung. Als ich ihn für die Mitarbeit beim W.P.D. gewann, zeigte er eine grosse Neigung und grosses Interesse für unsere sozialistischen Gedankengänge und Ziele. Ich habe den Eindruck, dass er sich inzwischen mehr nach der Auffassung seiner Geldgeber und Wirtschaftsfreunde, die Sie ja nun zum grossen Teil durch ihn kennengelernt haben, hingewendet hat. Aber das sind doch alles *Gegner* unserer Wirtschaftspolitik!»

«Sie haben mir einmal», antwortete er, «einen Vortrag über Strategie und Taktik gehalten. Da sagten Sie, dass der höchste militärische Führer, der Feldherr, das strategische Fernziel erfasst und erkannt haben muss, um die taktischen Schlachten schlagen zu können, die ihm den Weg dorthin versperren.

So ist es auch hier. Das Fernziel ist mir klar. Die taktischen Schlachten mögen mich scheinbar auf Abwege ziehen. Aber wenn sie geschlagen sind, nehme ich unbeirrbar die Richtung nach dem strategischen Ziel wieder auf. Auch Moltke drehte im Jahr 1870 von seinem strategischen Ziel Paris rechts ab, um die taktisch notwendige Schlacht von Sedan zu schlagen. Und als MacMahon und Napoleon gefangen waren, setzte er den Marsch auf Paris wieder fort.» –

Es hatte im Augenblick keinen Sinn, weiter in Hitler zu dringen. Dass die reaktionären Wirtschaftskreise irgendwann ihre Bedingungen stellen würden, wenn sie uns finanziell unterstützten, damit hatte ich immer gerechnet. Und da sie wirtschaftsliberalistisch eingestellt waren, war selbstverständlich, dass sie ihr Veto gegen unseren Sozialismus

einlegen würden. Dass aber ausgerechnet mein eigener Mitarbeiter Funk der Schildträger der Schwerindustrie und des Bergbaus werden sollte, das hatte ich nicht vorausgesehen.

Ich fasste den Entschluss, wieder einmal mit Strasser zu sprechen. Ich sah eine Vertrauenskrise herandämmern, von der ich mir allerdings noch gar kein Bild machen konnte. Dass mir und meiner Wirtschaftspolitik in Funk aber ein neuer Gegner entstanden war, das war mir klar geworden. Nun hatte ich ausser gegen Göring auch noch gegen Funk zu kämpfen!

Am Tage vor der Abfahrt nach Braunschweig suchte mich Goebbels im Hotel auf. Er erzählte, dass Frau Quandt gerne mit nach Braunschweig fahren würde, dass er sie aber nicht in seinem Wagen mitnehmen könne. Ob ich nicht die Möglichkeit hätte und bereit sei, Frau Quandt und ihre Freundin, die mir ja ebenfalls bekannt war, in meinem eigenen Wagen mitzunehmen. Für Unterkunft in Braunschweig sei gesorgt. Und rückwärts sei er selbst in der Lage, die Damen zu befördern.

Ich sagte gerne zu.

Hitler hatte mich schon mehrmals auf Frau Quandt angesprochen, ob ich sie noch einmal wiedergesehen habe, und ob ich sonst etwas von ihr wisse. Goebbels hatte zunächst nach jenem Abend ein Zusammentreffen mit Hitler vermieden. So war also seit damals in dieser Sache nichts mehr erfolgt.

An diesem Abend kam Hitler auch wieder auf Frau Quandt zu sprechen und sagte:

«Diese Frau könnte in meinem Leben eine grosse Rolle spielen, auch ohne dass ich mit ihr verheiratet wäre. Sie könnte bei meiner Arbeit den weiblichen Gegenpol gegen meine einseitig männlichen Instinkte bilden. Sie könnte mir eine zweite Geli sein. – Schade, dass sie nicht verheiratet ist.» –

Am andern Tag holte ich gegen Mittag Frau Quandt und ihre Begleiterin von ihrer Wohnung am Reichskanzlerplatz ab. Ich fuhr einen grossen 100 PS Horch, sodass mein Fahrer, die beiden Damen und ich mitsamt dem Gepäck gut Platz hatten.

Etwa um zwei Uhr machten wir in einem kleinen Waldstück eine PicknickPause. Frau Quandt hatte einen wohl-ausgestatteten Picknick-Koffer mitgenommen, sodass wir alles hatten, was wir brauchten.

Nach dem Frühstück ging ich mit ihr etwas spazieren und fragte sie:

«Darf ich mir erlauben, mit Ihnen ein ernstes Problem zu besprechen, wobei ich allerdings in Ihre internsten Angelegenheiten eingreife?»

«Da ich annehme, dass es mit Herrn Hitler zusammenhängt, bitte ich darum», antwortete sie in gleichem Ernst.

«Es ist richtig. Es hängt mit Hitler zusammen. Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, wie ich mit ihm stehe und dass ich ihn sehr genau kenne.»

«Ich weiss es. Goebbels hat mir das häufiger erzählt.»

«Nun gut. Hitler ist an sich ein Problem, das zu lösen nur wenigen gelingen wird, das zu beherrschen wahrscheinlich niemand gelingt, – ausser vielleicht einer Frau.

Nicht dass die Frau seinem Genius folgen sollte, ihn wecken, anregen, bändigen, oder zügeln. Dies Recht billigt Hitler einer Frau nicht zu. Dazu wäre auch eine Frau nicht da. Sondern für den *Menschen* Hitler den Kontakt mit dem Leben herstellen, mit anderen Menschen, mit der Welt, in ihm das hellenische Gleichgewicht herbeiführen, *das* könnte einer Frau gelingen und zwar wiederum *ausschliesslich einer Frau*. Denn wenn Männer das versuchen, Leute aus seiner Umgebung, dann lehnt er es stets ab. Und Männer können das auch nicht.

Nun lehnt Hitler für sich eine Ehe ab. Man könnte darüber stundenlang sprechen, weshalb das der Fall ist, und ob es gut und zweckmässig ist. Es *ist* jedenfalls so. Und wir werden daran nichts ändern.»

Ich machte eine kurze Pause, die Frau Quandt benutzte, um zu sagen:

«Ich kann mir das durchaus vorstellen. Ich möchte sogar behaupten, dass es richtig ist, dass Herr Hitler nicht heiratet. Denn diese Ehe würde nie eine Ehe sein. – Und, wenn ich seine Gesichtszüge betrachte, dann könnte ich mir denken, dass er manchmal sehr schwierig sein kann. Er ist auch zu lange Junggeselle gewesen, um seine Person nicht bedingungslos in den Vordergrund zu stellen. Seine Frau würde manchmal, vielleicht sogar häufig, nur Möbelstück sein, ein Schrank, der ihm gelegentlich auch im Wege steht, oder ein Parlophon, in das er hineinsprechen will, ohne dass es antwortet, oder ein Grammophon, von dem er bestimmte Platten hören will und das er anstellen und abstellen kann, wie es ihm passt.»

«Ich finde es phantastisch, wie Sie ihn beobachtet und erkannt haben. Sie ersparen mir dadurch viele Erläuterungen und Begründungen. Und es fällt mir leichter, offen zu sprechen. –

Hitler ist bei all seiner Genialität und Absonderheit doch nur ein Mensch, und zwar ein männlicher Mensch. Und männliche Menschen brauchen immer eine Anlehnung, und zwar eine Anlehnung an ein weibliches Wesen, an eine Frau.

Nehmen sie die Anlehnung an einen Mann oder überhaupt an andere Männer, dann sind das Bindungen, die sich aus der Zusammenarbeit, aus dem Beruf, aus gemeinsamen Interessen und Anschauungen, oder aus dem Zufall ergeben. Es gibt Männer, bei denen solche Bindungen eine Festigung durch Gefühle des Herzens erfahren können. Das können väterliche Gefühle sein, oder umgekehrt Gefühle einer kindlichen Zuneigung, – oder es sind Gefühle, die man eben einfach Freundschaft nennt. Es gibt auch Fälle, bei denen solche Gefühle noch weiter gehen. Wir bezeichnen sie mit anormal. Aber die Weltgeschichte zeigt uns, dass bei anormalen Menschen auch anormale Möglichkeiten vorliegen, über die sachlich zu richten der Normale vielleicht gar nicht in der Lage ist. Aber da alles Anormale krankhaft ist und Krankhaftes von der Natur bekämpft und ausgeschieden wird, hat der Gesunde das Recht und die Pflicht, Anormales auch auf diesem Gebiet zu verurteilen.

Alles das liegt bei Hitler aber nicht vor. Ja, er lässt Männern gegenüber nicht einmal diejenigen Gefühle des Herzens sprechen, die wir mit Freundschaft bezeichnen. Nur der Verstand, die Zweckmässigkeit, gegebenenfalls die Notwendigkeit bestimmen seine Einstellung anderen Männern gegenüber. Und da Zweckmässigkeit und Notwendigkeit

veränderlich sind, je nach den gegebenen Umständen, ist auch die Einstellung Hitlers zu andern Männern veränderlich. Er kann deshalb heute mit einem Manne in engster Zusammenarbeit und intimstem Meinungs-austausch gleichen Zielen nachgehen, und morgen kann diese vermeintliche Freundschaft bereits im Wanken sein. Ja, sie kann sich in eine absolute Ablehnung, in eine Bekämpfung, in eine Ausschaltung umwandeln. Denn es braucht nur das Ziel anders geworden zu sein, auf das es Hitler ankommt, oder er könnte sich entschlossen haben, einen andern Weg zu diesem Ziel einzuschlagen. Das ist eine Eigenschaft, die viele nicht verstehen und deshalb bedenklich finden, unschön, unaufrichtig. Ich komme nachher noch einmal darauf zurück.

Aber es handelt sich bei ihm nicht um die Zweckmässigkeit und Notwendigkeit *für seine Person, für seinen Vorteil* oder für die Annehmlichkeit *seines Lebens*. Nein! Es geht bei ihm ausschliesslich nur um sein *Lebensziel*, das er mit der Zukunft Deutschlands identifiziert, und das er als Auftrag, als Berufung empfindet.

Da nun Hitler alle Menschen, – ich meine die Männer – einzig und allein von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und bewertet, kümmert ihn das Innere der Menschen zunächst so gut wie nicht. Er empfindet es gar nicht und denkt gar nicht darüber nach. Er merkt nicht, ob er einen Schmeichler vor sich hat oder einen Intriganten, einen treuen Freund oder einen Betrüger. Er merkt nur, ob er ihm im Augenblick etwas nützt oder nicht. Er hat also nach unseren Begriffen keinerlei Menschenkenntnis, gar keine, überhaupt keine, sondern schaut sich die Menschen von einem völlig andern Gesichtspunkt aus an. Manche sagen deshalb auch, Hitler habe einen schlechten Charakter. Von uns aus, von dem jeweiligen Partner, vom Standpunkt des Mitarbeiters aus gesehen, erscheint es auch wirklich so. Aber er selbst empfindet es nicht so. Er *will* auch gar nicht schlecht sein. Denn wie er sich selbst, sein Leben, seine Arbeit, sein ganzes Sinnen und Trachten einzig und allein auf das eine Ziel einstellt, sein Ziel, so hält er es für selbstverständlich, dass er es von seiner Umgebung sinngemäss genauso verlangen kann. In der englischen Königsgeschichte finden wir verschiedene Beispiele ganz ähnlicher Art. Das krassste Beispiel ist die Königin Elisabeth, bei der allerdings das weiblich Sexuelle ausserdem noch eine Rolle spielte. In England ist diese Auffassung sogar lange Zeit Staatsraison gewesen, und ist es vielleicht in gewissen Umfang auch heute noch.

Aber anständige Menschen, selbstbewusste Persönlichkeiten, Charaktere, lassen sich nicht so behandeln, d.h. benutzen und dann wieder in die Ecke stellen, zu bedeutungsvoller Arbeit heranziehen und dann wieder zur Seite schieben. Hitler *muss* auf diese Art mit der Zeit seine besten Freunde und Mitarbeiter verlieren, er muss die wertvollsten Männer seiner Umgebung vor den Kopf stossen und wird dadurch immer mehr einen Kreis von Charakterlosen, von Kriechern, Schönrednern, Dummköpfen und Heuchlern um sich scharen, an denen letzten Endes auch sein Genius zu Schanden wird.

Und das müssen wir verhüten. *Aber das kann nur eine Frau machen!* Eine Frau, die ihn, den Menschen Adolf Hitler bindet, – so weit er sich binden lässt, – die zu ihm in ein Verhältnis tritt, wie er es zu Männern nicht findet und nicht finden will, die ihm auch einmal etwas sagen kann, was nicht aus dem Gebiet der Vernunft hergeleitet ist, die ihn

aus seinen Grübeleien, Spintisierereien, aus seiner ewigen Beschäftigung mit sich selbst, seinen eigenen Intuitionen, Gedanken, Plänen, Zukunftsträumen und in die nächsten Jahrhunderte hineinreichenden Überlegungen herausreissen kann, um ihm den Alltag zu zeigen, die Gegenwart, das Schöne und das Hässliche am Leben, die mit ihm ins Theater, in die Oper, in Konzerte geht und nachher noch mit ihm zusammen bleibt, und die gelegentlich mit ihm am wohlgedeckten Tisch Tee trinkt, bei wohlgepflegtem Porzellan zu Abend isst, und im eigenen Hause gute Musik genießt, – ich fasse alles in die Worte zusammen: die ihn zum Menschen macht!»

Frau Quandt war stehengeblieben und schaute mich mit ihren grossen, blauen Augen, in denen ein samtener Schimmer des Mitleids, der Liebe und der verhaltenen Begeisterung lag, an. Und als ich dann sagte:

«Und diese Frau könnten *Sie* sein!» Da blickte sie zu Boden und ein scheues Rot huschte über ihr schönes Gesicht.

Schweigend gingen wir einige Schritte weiter. Plötzlich blieb sie stehen mit den Worten:

«Dann müsste ich aber verheiratet sein.»

«Richtig», entgegnete ich und platzte zugleich heraus: «Am besten mit Goebbels.»

«Wie kommen Sie darauf?»

«Weil Sie mit Goebbels sowieso schon gut bekannt sind, weil Hitler auch ihn gernhat, und weil Goebbels ein anständiger Kerl ist, mit dem Sie diese schwere Aufgabe, die Sie nicht nur für Hitler persönlich übernehmen würden, sondern für die ganze Bewegung, ja für das Wohl des deutschen Volkes, zusammen lösen müssten und können.»

Zögernd gab sie mir die Hand und brachte ebenso zögernd hervor:

«Herr Wagener. – So hat noch nie ein Mensch mit mir gesprochen. – Ich bin mir ganz klar, – und doch dreht sich alles in meinem Kopf herum. – Lassen Sie uns zurück zum Wagen gehen. – Sie dürfen mich nicht überschätzen. Ich kämpfe auch dagegen, dass ich's selber tue. – Aber für Adolf Hitler wäre ich bereit, alles auf mich zu nehmen.»

Wir fuhren nach Braunschweig weiter, wo ich Frau Quandt und ihre Begleiterin im Hotel Kaiserhof absetzte, während ich bei den Verwandten im Geburtshaus meines Vaters abstieg, im Alschlagen 38, einem alten Fachwerkhaus, dessen Giebel hoch hinauf ragte und dessen niedere Stockwerke in die Strasse hinein vorgebaut waren.

Am andern Tag begleitete ich Frau Quandt zum Aufmarsch auf den grossen, freien Platz vor dem herzoglichen Schloss, wo 40'000 S.A. und S.S.Männer, sowie Hitler-Jugend und B.d.M.³ in 12er Reihen an ihrem Führer vorbeizogen.

Wir sprachen nicht mehr über die Unterhaltung vom Vortag. Nur als wir uns verabschiedeten, sagte Frau Quandt zu mir:

«Ich verspreche Ihnen, Sie sollen der erste Mensch sein, der es erfährt, wenn ich mich mit Goebbels verlobe. Dann wissen Sie, dass das zugleich ein noch grösseres Gelöbnis ist.»

Zwei Wochen darauf rief Frau Quandt eines Mittags von Berlin aus bei uns zu Hause in München an, um sich für den kommenden Sonntag 11³⁰ vormittags zum Besuch anzusagen. Zur angegebenen Stunde erschienen Goebbels und Frau Quandt zusammen bei uns.

«Ich bin gekommen, um mein Wort einzulösen», sagte sie. «Sie und Ihre Gattin sind die ersten, denen wir hiermit unsere Verlobung bekanntgeben.»

Und Goebbels sagte:

«Ich erfuhr damals schon in Braunschweig, was Sie mit Frau Quandt besprochen hatten. Ich danke Ihnen, und ich gebe Ihnen darauf die Hand.»

Wir feierten die Verlobung sogleich mit einem Glas Sekt. Um ein Uhr fuhren die Verlobten zu Hitler, um auch ihm die Mitteilung zu machen. Und am Abend fand im Hotel [Name fehlt] eine kleine Verlobungsfeier statt, bei der ausser dem Brautpaar nur Hitler, Hess und Frau, meine Frau und ich, und Schaub, Sepp Dietrich und Schreck waren. Hitler führte meine Frau zu Tisch und sass den Verlobten gegenüber. Ich sass mit Frau Hess neben Frau Magda⁴. Es herrschte eine so frohe, losgelöste und gehobene Stimmung, sodass ich das feste Gefühl in mich aufnahm, dass drei Menschen glücklich geworden seien.⁵

Und Frau Magda hat späterhin, auch wenn eine Entfremdung zu meiner Frau und mir eintrat, tatsächlich gehalten, was sie versprochen hat. Sie wurde für Hitler wirklich das weibliche Wesen, zu dem er Zuflucht nahm vor der nervenzerreibenden Mühle seiner Pflicht, vor dem gewissenlosen Hin- und Hergezerre seiner Umgebung und letzten Endes vor sich selbst. Und sie hat vieles auf sich genommen, vielem entsagt, sie hat viel ausgeglichen und manchem die Wege geebnet. Sie ist so etwas wie die andere Hälfte des Menschen Hitler geworden, zusammengefügt und gehalten von seiner Seite durch eine unbegrenzte und vertrauensvolle Achtung und Zuneigung, von ihrer Seite durch einen heiligen Willen zum Dienen und zu einer höheren Pflicht.

51. Hitler lehnt Othmar Spanns Ständestaat ab – Er überlegt die Ernennung Schachts zum Reichsbankpräsidenten Wagener gegen Hitlers Berliner Berater – Das «Problem Hitler»

Der Kampf um den deutschen Menschen rollte weiter. Versammlungen, Reden, Vorträge, Besprechungen lösten einander ununterbrochen ab. Neue Persönlichkeiten der Wirtschaft, der Wissenschaft und des Geisteslebens suchten Hitler auf oder trafen mit ihm zusammen, neue Ideen und Gedanken wurden geprüft und erwogen.

Ich nenne hierbei die Entwürfe des Wiener Professors Othmar Spann¹ für einen Ständestaat. Er wollte den Parlamentarismus beseitigen und dafür eine reine Ständekammer einrichten, in der gewählte Vertreter aller Stände sitzen, die somit eine geistige Auslese, eine Elite aus jedem Berufsstand darstellt. Im Auftrag Hitlers habe ich mehrfach mit Vertretern Spanns verhandelt, insbesondere wohnte ich mehreren Vorträgen des Dr. Heinrich² bei, der die rechte Hand von Prof. Othmar Spann war. Ich hatte Dr. Heinrich von meinem wirtschaftspolitischen Beauftragten in Düsseldorf, Dr. Klein³, zu einer solchen Vortragsreihe einladen lassen.

Aber die Gedanken Spanns vertrugen sich nicht mit dem Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus war auf Demokratie im weitesten Sinne aufgebaut. Der Ständestaat wäre aber nicht die Organisation eines Volksstaates, sondern die Einrichtung einer Oligarchie, die sich in erster Linie auf eine Aristokratie (Auswahl der Besten) stützt, nicht allerdings im feudalistischen Sinne, sondern im Sinne einer Geistesaristokratie, einer Finanz- und Wirtschaftsaristokratie, allerdings auch einer Aristokratie der Arbeiterschaft und des Bauerntums.

«Ein solcher Staat», sagte Hitler, «kann nicht einer neuen, grossen, sozialistischen Erkenntnis den Weg ebnen. Er kann nur reaktionär sein. Er ist trotz der guten Idee der Auslese, die ihm zugrunde liegt, Rückschritt, nicht Fortschritt. Die Form, wie *wir* die Berufsstände und ihre Vertreter zu Worte kommen lassen wollen, sozusagen *neben* dem Parlament, dem grossen Forum des Volkswillens und der Volksmeinung, ist zweifellos vorteilhafter, zeitgebener, demokratischer und sozialistischer.

Der Spannische Plan passt besser für die Bildung eines Konsistoriums oder einer Synode für eine Religionsgemeinschaft, aber nicht für die revolutionäre Ausgestaltung neuer Regierungsformen einer im Umbruch befindlichen Menschheit.» [...]

Ein anderer Mann, mit dem Hitler neu in Berührung kam, war Dr. Hjalmar Schacht. Schacht muss als der Exponent des Weltkapitalismus, des Welt-Wirtschaftsliberalismus, der internationalen jüdischen Geld- und Finanzwirtschaftslehre und ausserdem als Ver-

treter des Freimaurertums, dessen höchsten Grad er bekleidete, angesehen werden. Er war also auf allen Gebieten ein ausgesprochener Gegner und Feind des Nationalsozialismus, insbesondere seiner neuen Wirtschaftspläne und -Gedanken.

Hitler hatte mit ihm offenbar über die englische Pfundentwertung gesprochen und sagte zu mir:

«Schacht ist da der gleichen Ansicht wie Sie. Die Pfundsenkung wird sich auf die innerenglische Preisgestaltung nur insoweit auswirken, als Importgüter aus Ländern außerhalb des Sterlingblocks auf den englischen Markt kommen.»

«Darin», antwortete ich, «kann Schacht ja auch nicht gut anderer Ansicht sein. Ausserdem hat sich das inzwischen bereits erwiesen. Aber Schacht kommt auf Grund ganz anderer Gedankengänge zu diesem Ergebnis als ich.»

«Was haben Sie nun schon wieder gegen Schacht? Wollen Sie damit sagen, dass er Unrecht hat?»

«Wer Recht oder Unrecht hat, das werden erst die nächsten Jahrhunderte entscheiden. Schacht vertritt die zur Zeit noch in der ganzen Welt gültige ökonomische Lehre, und ich vertrete eine neue. Schacht ist, wirtschaftlich betrachtet, konservativ und reaktionär, ich bin revolutionär. Schacht vertritt den Standpunkt der herrschenden Bank- und Kapitalisten-Klasse: ‚Wer hat, der hat!‘ Ich vertrete den Standpunkt des Volkes, dem der Besitz zum Teil weggenommen wurde, zum Teil vorenthalten wird. Ich bin also Sozialist, wie Sie selbst es ja ebenfalls sind.

Schacht und ich, wir sind Gegner. Und Schacht und Sie, Sie sind auch Gegner. Wenn man einen Gegner nach seiner Meinung fragt und sich mit ihm unterhält, dann muss man *das* von vornherein wissen und sich immer wieder ins Gedächtnis rufen.»

«Aber Schacht ist wohl der bedeutendste Kopf auf dem Gebiet der Geld- und Finanzwirtschaft, den wir in Deutschland haben.»

«Er glaubt das von sich. Die Wirtschaftsliberalisten sagen es, weil er ihre Arbeit macht. Und die Juden und Logen sorgen dafür, dass er als solcher anerkannt wird. Er wt auch tatsächlich ungeheuer versiert und hat grosses Ansehen, auch bei ausländischen und besonders bei den jüdisch-amerikanischen Welt-Bankiers.

Deshalb schätze ich ihn auch hoch. – Aber man überschätzt ihn vielleicht doch etwas.

Er ist eigentlich nicht Bankier von Beruf. Er war früher Zeitungskorrespondent und wurde irgendwann, vor dem Weltkrieg, von Jakob Goldschmidt als Archivar in seine Bank geholt.⁴ Aber das ist ja gleichgültig. Tatsächlich hat er bei Jakob Goldschmidt wohl die beste Schule in der Erkenntnis und in den Nutzungsmethoden der Macht des Geldes durchgemacht. –

Ich nehme an, dass Funk oder Göring Sie mit ihm zusammengebracht hat?»

«Beide hatten mir von ihm berichtet, und ich hatte den Wunsch, ihn kennen zu lernen.»

«Funk und Göring sind beide von der Schwer- und Ruhrindustrie beraten. Sie bekommen auch beide Geld von dort. Wenn beide Ihnen Schacht empfehlen, so sehe ich da im Hintergründe die Männer aus der Ruhr an der Arbeit.»

«Ich will nicht nur *Ihre* Gedankengänge hören, sondern auch die Ihrer Gegner», sagte Hitler barsch.

«Das begrüsse ich auch. Aber da wäre ich dann gerne dabei!»

«Ich will sie aber sprechen, gerade wenn Sie *nicht* dabei sind.»

«Das kann ich nicht verwehren. Aber ich befürchte, dass dann nicht allzuviel Gutes dabei herauskommt.»

Da brach Hitler die Unterhaltung ab. Aber ich begann an einem Abend, als wir wieder zusammensassen, das Thema aufs Neue und sagte:

«Ich habe da vor ein paar Tagen eine sehr interessante Abhandlung des Engländers Keynes⁵ gelesen. Er gilt dort als der grösste wissenschaftliche Fachmann auf dem Gebiet des Geld- und Finanzwesens und ist auch im Ausland anerkannt. Wenn man seine Gedankengänge verfolgt, so hat man das Gefühl, dass er sich stark auf dem Wege zu uns befindet, – ohne uns und unsre Einstellung allerdings zu kennen. Den Goldwährungsgedanken als unerschütterliche und unersetzbare Basis für eine Währung hat er bereits über Bord geworfen. Wollen Sie einmal etwas von ihm lesen?»

Hitler lehnte ab mit der durchaus einleuchtenden Begründung, dass es ihm ein zu fremdes Gebiet sei, um die notwendige Konzentration zum richtigen Studium solcher Lektüre aufbringen zu können.

«Zur Zeit ist auch eine andre Grösse auf diesem Gebiet vorhanden, ein schwedischer Professor namens Cassel⁶. Er steht mehr auf dem Standpunkt, den auch Schacht vertritt. Aber Keynes und Cassel sind sich beide darüber klar, dass man zur Zeit an der internationalen Gesetzgebung und Regelung des gesamten Geldverkehrs und an den Grundsätzen des kapitalistischen Finanzsystems einfach nichts ändern *kann*.»

«Sehen Sie», sagte Hitler, «das sagt auch Schacht. Und deshalb hält er alle Pläne und Gedanken, die immer wieder von Laien und Halbfachleuten aufgebracht werden, für undurchführbar und utopisch.»

«Das ist mir völlig klar. Und wenn alle Welt das glaubt und nachbetet, dann wird am sichersten die alte Ordnung und damit die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit aufrechterhalten. Aber dann darf man sich nicht wundern, wenn die Massen zum Marxismus eilen und zuletzt durch die Mittel des Bolschewismus das kapitalistische Zwangsgebäude zertrümmern, wobei allerdings leider auch die Bausteine verloren gehen, aus denen *wir* unsre Sozialwirtschaft aufbauen wollten.»

Hitler wurde nachdenklich:

«Sie glauben also, dass wir unter allen Umständen gegen Schacht und gegen die herrschende Auffassung auf dem Gebiet des Geld- und Finanzwesens kämpfen müssen?»

«*Dass* wir kämpfen müssen, steht für mich unerschütterlich fest. Aber *wann* wir kämpfen müssen, ist eine andre Frage. Wir können nicht von heute auf morgen eine bestehende Ordnung umstossen und durch eine neue ersetzen. Sie sagten im Frühjahr in München gelegentlich einer Aussprache in der wirtschaftspolitischen Abteilung selbst, dass einer solchen Umwälzung, – denn um eine solche handelt es sich, – eine jahre-, vielleicht jahrzehntelange Vorbereitung und Aufklärung vorausgehen muss. Ich gehe

noch weiter. Es muss überhaupt eine Erziehung stattfinden, und zwar auf allen Gebieten, schulmässig, kulturell, instinktmässig, wissenschaftlich, ja selbst religiös, um das ganze Empfinden und Denken des heranwachsenden Volkes vom kapitalistischen Liberalismus zu der Erkenntnis der Bedingungen und der Notwendigkeit des Sozialismus umzustellen, sodass diese Neuordnung immer stärker und immer lauter vom ganzen Volke gewollt, gefordert und eben dann zum Schluss durchgeführt wird.

Denn die Einführung einer sozialistischen Wirtschaft ist mehr als eine ‚Verordnung‘! Sie bedingt eine sittliche Erkenntnis, eine ethische Überzeugung, ein religiöses Bekenntnis! Denn sie ist in ihrem innersten Wesen eine Abkehr vom Götzendienst vergangener Jahrtausende, die Überwindung eines schon von Moses und Christus bekämpften Geldsystems, das nur durch Dummhaltung, Vergewaltigung und durch ein verlogenes Pharisäertum bis heute aufrechterhalten werden konnte. Diese gewaltige Revolution herbeizuführen ist unsre Aufgabe; sie zu verhindern, ist dagegen die Absicht und vielleicht bereits der Auftrag von Schacht.»

«Wenn wir aber Jahrzehnte brauchen, um diese Revolution vorzubereiten, so müssen wir doch bis dahin noch nach dem alten System arbeiten?»

«Das lässt sich nicht ändern. Aber eine gewisse Tendenz in der Handhabung des Geld- und Kreditwesens, besonders durch die Reichsbank, liesse sich sehr bald einführen. Und ausserdem kann auch die wirtschaftliche Rechtsprechung bereits das ‚ich bestehe auf meinem Schein« etwas in der Richtung auf die soziale Gerechtigkeit abändern.

Im Übrigen sind wir aber, wenn wir die Arbeitslosigkeit beseitigen wollen, unter allen Umständen gezwungen, vom alten System abzugehen und neue Wege zu beschreiten.»

«Ob auch Schacht dazu bereit wäre?»

«Ungern. Aber er ist so klug, dass er weiss, dass es nicht anders geht. Und wenn er merkt, dass es durch uns geschehen würde, mit oder ohne Einverständnis der mit ihm einig gehenden Bankwelt, dann würde er bestimmt vorziehen, mit dabei zu sein und möglichst sogar die Führung in die Hand zu nehmen, um zu beweisen, dass *nicht wir* mit unsern revolutionären Massnahmen Herr der Lage geworden sind, sondern dass er auch nach den bisherigen Grundsätzen die Wendigkeit besitzt, eine verfahrenere Situation zu retten. Ist die Gefahr beseitigt, dann würde er in der Lage sein, im gegebenen Zeitpunkt das Steuer wieder zurück zu drücken.»

Nach kurzem Nachdenken fragte Hitler:

«Was würde geschehen, wenn *wir*, also ein nationalsozialistischer Reichsbankpräsident, nach der Übernahme der Regierung alsbald mit unserer Art der Finanzierung der Arbeitsbeschaffung beginnen würden?»

«Die Weltfinanz würde Kopf stehen und unsere Währung mit allen Mitteln angreifen.»

«Mit welchem Erfolg?»

«Die Mark würde im Ausland sinken und kein Vertrauen geniessen. Damit wäre natürlich zugleich auch das Vertrauen zu uns selbst erschüttert. In Innerdeutschland jedoch wären unsere Massnahmen ohne jeden schädlichen Einfluss auf die Kaufkraft der Mark.

Und da wir die Arbeitslosigkeit beseitigen würden und die Wirtschaft aufwärts gehen würde, so würde der Angriff der Weltfinanz auf den Kurs unserer Mark mit einer Niederlage enden. Das wäre dann der erste Sieg einer neuen nationalsozialistischen Geld- und Währungs-idee.»

«Sind Sie Ihrer Sache vollkommen sicher?»

«Vollkommen!»

«Wenn aber z.B. ein Mann wie Schacht als Reichsbankpräsident ebenfalls nach unsern Grundsätzen die Arbeitsbeschaffung finanzieren würde, würde da ebenfalls der Angriff auf die deutsche Währung kommen?»

«Da Schacht sich mit den massgebenden Stellen im Ausland vorher in Verbindung setzen würde, voraussichtlich nicht. Erst wenn der Zeitpunkt herbeigeführt werden soll, dass er zum alten System zurückkehrt – denn das wäre seine Geheimaufgabe –, dann würde die Weltfinanz die Schritte, die Schacht bei der nationalsozialistischen Regierung zu diesem Zwecke tun müsste, durch einen sachten Druck auf die Mark unterstützen.»

«Wenn Sie recht haben, dann würde es also für den Anfang besser sein, einen Mann wie Schacht zum Reichsbankpräsidenten zu machen, vorausgesetzt, dass er bereit ist, die Finanzierung der Arbeitsbeschaffung nach unserer Methode oder irgendwie ähnlich durchzuführen. Wenn wir erst einmal die Arbeitslosigkeit überwunden haben, und wenn das Volk erst geschlossen hinter uns und der Bewegung steht, dann kann uns doch eine Bedrohung der Mark durch die Weltbörse nichts mehr antun, wie Sie eben selbst sagten.»

«Richtig», bestätigte ich.

«Dann könnten wir also Schacht mit Ruhe vor die Entscheidung stellen, entweder *unsre* Geld- und Finanzierungstaktik weiter zu befolgen, oder eben abzutreten. Der Mohr hätte dann ja seine Schuldigkeit getan.»

«Gegen diese Gedankenführung ist nichts einzuwenden, Herr Hitler. Aber es ist immer gewagt, den Bock zum Gärtner zu machen. Und seine Tendenz wird stets die entgegengesetzte zu dem sein, was unserer Einstellung entspricht.»

«Mir kam es darauf an, das einmal durchzudenken. Wir haben ja noch Zeit, bis es einmal soweit ist. Aber dieser Weg erscheint mir nicht unpraktisch. Denn wir würden dadurch zugleich die gesamte Wirtschaft beruhigen, die vor nichts mehr Angst hat, als vor Währungsexperimenten.»

Es war wieder einmal ein Meisterstück, wie Hitler die Gründe zusammenbrachte und konstruierte, um etwas anders zu machen, als es bisher beabsichtigt war. Dass dabei die Wählerarbeit von Göring und Funk dahintersteckte, das wusste ich ja zu genau, und dass sie wiederum bezahlte Arbeit für die Vertreter des Kapitalismus und des bisherigen Wirtschaftssystems war, das war mir ebenfalls klar. An sich war der Gedanke Hitlers durchaus einleuchtend. Aber er war nicht gerade! Und er wäre durchaus nicht nötig gewesen. Ausserdem konnte die gleiche Logik auf allen anderen Gebieten einer Staatsführung und Staatsregierung ebenso angewendet werden. Hitler schwankte offenbar zwi-

schen den Einflüssen seiner Berliner Berater und mir. Dabei sassen die Berliner am längeren Hebel. Denn sie waren zugleich die Geldgeber oder Geldvermittler für Hitler und konnten immer sagen, dass diese Geldquellen abgestoppt würden, wenn die revolutionären Pläne zu stark betont würden, und sie konnten dauernd neue Leute grossen Namens zu ihm bringen, die ihn weiter in dieser Richtung beeinflussten.

Es war widerlich, zu erkennen, wie diese beiden Männer: Göring und Funk, den eigentlichen Sozialismus verrieten, um der erbärmlichen Schmiergelder willen, die ihnen erlaubten, ihren Lebensstandard dauernd zu steigern um den Preis der allmählichen Ausschaltung und Verfälschung des grossen, geschichtlichen Auftrages der Bewegung.

Ich begann irre zu werden, – nicht an unserm Ziel und nicht am deutschen Volk, – sondern am Schicksal, in das die Nomen immer wieder Fäden einknüpften, die zerstören oder wenigstens bedrohen mussten, was Grosses und Edles aufgebaut und vorbereitet worden war und dauernd noch geleistet wurde. Aber auch ich hatte mich dem deutschen Volk und unserm hohen Ziel verschrieben. Darum stand mein Entschluss fest: ich werde den Kampf gegen die Kräfte der Unterwelt aufnehmen.

Mir schwindelte manchmal vor dem Problem Hitler, ich erlebte dauernd seine überlegene Genialität, ich sah immer wieder seine überraschende Fähigkeit, selbst schwierigste Verhältnisse klar zu erkennen und auf einen einfachsten Nenner zu bringen, und ich hörte teils mit eigenen Ohren, teils durch Dritte, wie er offenbar aus einer intuitiven Erfassung selbst ihm bis dahin fremder Wissensgebiete und Tatsachen heraus mit souveräner Selbstverständlichkeit Auffassungen vortrug, Meinungen äusserte und Konsequenzen zog, die selbst ernsteste Fachleute in völliges Erstaunen setzten.

Und dann diese kalte Berechnung des Einsatzes der sich ihm bietenden Männer und Persönlichkeiten für den ihm gerade richtig erscheinenden Zweck, diese völlige Herzlosigkeit dem Individuum gegenüber, das Benutzen von Menschen für die Lösung einer bestimmten Aufgabe, und ihr Wiederwegwerfen, wenn sie erfüllt ist, – aber das alles bei ihm nicht zum persönlichen Vorteil oder zur eigenen Bereicherung, sondern ausschliesslich in der bewussten Sorge für die Interessen und für das Wohl des deutschen Volkes!

Demgegenüber dann wieder die rührende Liebe und Güte zu Kindern, zu Armen, zu Hilfsbedürftigen, zum Volke überhaupt, die auch von allen in gleicher Weise empfunden und erwidert wird.

Irgendetwas, so kam es mir immer vor, stimmte da nicht. Aber was es war oder was es überhaupt sein konnte, darauf kam ich nicht. Es blieb mir damals ein Rätsel.

52. Strasser erklärt Funks starke Stellung und Hitlers «Autoritätenglauben» – Seine Vermutungen über Hitlers Gebrauch von Anregungsmitteln – Er rät Wagener zum Umzug nach Berlin

Als ich mich mit Strasser traf, um mit ihm über Funk zu sprechen, brachte er das Gespräch von selber auch auf diesen Punkt.

«Was Sie mir von Funk sagen», erzählte Strasser, «ist für Hitler im Augenblick ohne Bedeutung. Er hat durch Funk den persönlichen Konnex zu den bedeutendsten Männern der Wirtschaft gefunden und er glaubt, Funk zu brauchen, um die Verbindungen aufrechtzuerhalten. Dabei spielt nicht nur die grosse Zeichnungsliste eine Rolle. Sie war nur eine Art Einführungsakt. Sondern entscheidend ist die Potenz der gesamten Ruhr- und Wirtschaftskreise, die Hitler durch Funk für die Bewegung und für sich selbst interessiert und gebunden sieht.

Sie wissen ja, Hitler erkennt auf gewissen Gebieten gern Autoritäten an. Er hat dann das Ziel, diese für sich zu gewinnen, für sich zu begeistern. Die Bedeutung des Betreffenden für das grosse Ziel, das wir alle verfolgen, braucht dabei nicht unmittelbar eine Rolle zu spielen. Es ist beinahe so, wie wenn es eine Selbstbefriedigung für Hitler wäre, eine solche Persönlichkeit ‚bezwungen‘ zu haben. Es hebt sein Selbstbewusstsein, sein Selbstvertrauen und die Überzeugung, dass er wirklich sogar ‚Autoritäten‘ gewachsen sei!

Gelingt es ihm aber nicht, den Betreffenden durch seine suggestive Kraft zu beeinflussen, dann lehnt er ihn ab, erkennt ihn nicht mehr als Autorität an und geht über ihn hinweg.

Wir müssen uns darüber klar sein, dass auch wir als seine engsten Mitarbeiter uns irgendwann einmal mit dieser Eigenart Hitlers auseinandersetzen müssen. Wir bewegen uns dauernd auf einem scharfen Grat. Als Autoritäten erkennt er uns schon sowieso nicht an. Dafür sprechen wir viel zu offen und viel zu häufig mit ihm, so dass er auch unsre Fehler kennt. Auch sieht er uns nur als seine Mitarbeiter an, als Werkzeuge, als Glieder von sich selbst. Aber ausserdem sagen wir ihm gelegentlich unsre Meinung, sind anderer Ansicht, widersprechen oder wir belehren ihn sogar. Uns kann er nicht mehr so wie neue Männer unter seine suggestive Gewalt bringen. Darum *können* wir auch für ihn schon gar keine Autoritäten mehr sein, selbst wenn er uns anfangs als solche genommen hätte. Vielleicht würde er uns am liebsten schon los sein. Aber er kann uns als Werkzeuge und Glieder noch nicht entbehren. Darum geht er uns lieber gelegentlich aus dem Wege und trifft sich mit geeigneteren Objekten.

Und nun wollen Sie ihm den Mann wegnehmen, der ihm dauernd solche neuen Objekte zuführt? Das wird Ihnen nie gelingen.» –

Eine neue Seltsamkeit Hitlers wurde mir da offenbar. Der Autoritätenglaube war mir

zwar bereits bekannt gewesen. Aber die Darlegungen Strassers warfen ein ganz neues Licht auf Hitler, und die Bemerkung des Dr. Edmund Stinnes: «Er ist eitel!» kam mir unwillkürlich in Erinnerung.

«Übrigens», fuhr Strasser fort, «habe ich mich mit Funk bereits angefreundet. Er spielt sehr gut Klavier, hat einen wunderbaren, feinen Anschlag, er hat eine sehr gute Stimme, ist ein Champion im Skatspielen und macht gerne mit, wenn's einmal gilt, fidel zu sein. Der Fall, den Sie erlebt haben, war vielleicht auch nur ein Sonderfall. Sie tun am besten, wenn Sie ihn vergessen.»

«Vergessen kann man so etwas nicht. Verstehen auch nicht. Aber ich will versuchen, es zu verzeihen. Nur arbeiten kann ich mit Funk nicht mehr zusammen.»

«Das ist aber töricht von Ihnen. Dann überlassen Sie ihn ja Hitler vollkommen!»

«Das mag sein. Aber keiner kann aus seiner Haut. Und ich will auch gar nicht aus meiner Haut.

Ich dachte erst, ich könnte *Sie* vielleicht zum Bunde gegen Funk gewinnen. Aber das scheint ja nun auch bereits zu spät zu sein.»

Strasser zögerte einen Moment. Dann sagte er:

«Wir haben ja bereits einmal zusammen einen Bund geschlossen. *Den* wollen wir aufrechterhalten. Wie wäre es, wenn wir Funk mit hineinnähmen?»

«Strasser», antwortete ich, «ein Bund, wie *wir* ihn geschlossen haben, mit Funk als Dritten, ist für mich nicht möglich. *Da* müssen Sie ihn zum mindesten raus halten.»

«Kommt Zeit, kommt Rat», meinte Strasser. – «Wie vertragen Sie sich denn mit Hitler?»

Ich war über diese Zwischenfrage völlig überrascht.

«Ich weiss nicht, wie Sie das meinen?» fragte ich.

«Wagener», fuhr er fort, «ist Ihnen nicht manchmal unheimlich, wenn Sie mit ihm zusammen sind?»

«Nein. *Dann* eigentlich nie. Aber bisweilen nachher!»

«Sehen Sie. Sie unterliegen doch noch einer gewissen Hypnose von ihm, einem gewissen suggestiven Einfluss. Aber er hält offenbar schon nicht mehr sehr lange an. *Ich* bin bereits ganz frei davon.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Dass wir noch mehr zusammenhalten müssen, als bisher. – Ich bin alter Apotheker. Und die Alten meiner Zunft waren selber halbe Doktors. Der Hitler kommt mir nicht ganz gesund vor. Wo es bei ihm fehlt, das habe ich allerdings noch nicht heraus. Die gläsernen Augen, dabei ihr leuchtender Glanz, die weiten Pupillen, der gelegentliche Ausdruck der Verklärung, der dadurch in seinem Gesicht liegt und die andern Menschen beeindruckt, für ihn gewinnt, staunend an ihm aufschauen lässt, – dann aber wieder der schlendernde Gang, die gelegentlichen, wie Anfälle anmutenden Ausbrüche völliger Hemmungslosigkeit, wenn er einmal in Wut gerät, die aber immer nur auftreten, wenn er sich übergangen oder beleidigt fühlt, alles das macht mich nachdenklich.

Aber seine geistige Frische und Beweglichkeit, sein Genie, seine blitzschnelle und klare Auffassung, sein phänomenales Gedächtnis für Zahlen und Vorgänge, seine Vortrags- und Darstellungsgabe und insbesondere seine ungeheure Willenskraft erscheinen mir wieder als Beweise einer so positiven Gesundheit, dass die andern Erscheinungen ihre Ursache kaum in einer krankhaften Anlage haben können.

Ich komme deshalb darauf, dass er vielleicht Mittel benutzt, die die erwähnten Erscheinungen auslösen könnten.»

«Morphium?» fragte ich.

«Nein. Das kommt nicht in Frage. Aber es gibt ein Mittel, das in den Mittelmeerländern sehr verbreitet ist, besonders bei Frauen, das als völlig harmlos gilt, es aber, wie die neuere Heilmittelkunde festgestellt hat, durchaus nicht ist. Es heisst ‚Belladonna‘. Frauen nehmen es, um jung zu erscheinen, einen offenen und gewinnenden Gesichtsausdruck zu haben, grosse, glanzvolle Augen mit weiten Pupillen. Aber sie sehen dabei stets etwas seelisch leidend und etwas lethargisch aus. Deshalb heisst es ja: ‚Bella Donna.‘

Aber wie könnte Hitler auf dieses Mittel gekommen sein? Darüber zerbreche ich mir den Kopf. Aber ich habe den Verdacht, dass seine Nichte Geli, die Sängerin werden wollte, es benutzt haben könnte. Sängerinnen und Schauspielerinnen benutzen es häufig. Und Geli hatte auch solche weiten, glänzenden Augen und den tiefen, sinnenden aber auch leicht sinnlichen Blick. Vielleicht könnte Hitler dadurch an Belladonna gekommen sein. Aber, wie gesagt, es ist nur eine Vermutung, eine Möglichkeit, eine Erklärung, die ich mir als Apotheker gebe.

Dass Hitler Kola Dallmann¹ in grossem Umfang benutzt, das weiss ich. Er nimmt es immer, wenn er geistig besonders rege sein will, vor Besprechungen, wichtigen Unterhaltungen, wenn er sich in Gesellschaft begibt, und grundsätzlich immer vor öffentlichen Reden.»

«Das ist mir auch bekannt», warf ich ein.

«Das Mittel ist *auch* harmlos, bestimmt sogar. Aber wenn man es grundsätzlich nimmt, muss man mit der Zeit immer mehr nehmen, und da beginnt auch das harmloseste Mittel nachteilige Folgen zu zeitigen. Wenn meine Vermutung mit Belladonna zutrifft, dann kommt dazu, dass beide Mittel sich gegenseitig in gewissem Umfang aufheben, vielleicht aber auch in eine Wechselwirkung zueinander treten. Das würde manche Erscheinungen bei Hitler erklären, wie z.B. das gelegentliche Schwanken, das keine Entscheidungen fällen wollen, das plötzliche Aufflackern in seinem Blick, wenn er einen Funken fängt und dann seinen Genius sich in Reden ergehen lässt, während er vorher und auch nachher wieder in stoischer Ruhe dasitzen kann und ins Weite schaut, sinnend oder wie im Traum.»

Strasser stand auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen und zu sagen:

«Vielleicht ist das ein Teil des Rätsels Hitler. Aber es bleibt immer noch der unbegreifliche Kontrast: das ‚Übergeniale‘ und etwas, was wir bei einem Durchschnittsmenschen das ‚Charakterlose‘ nennen würden. Und das alles zusammen empfinde ich als unheimlich.»

Da er schwieg, fragte ich, was es nun für eine Bewandnis mit der Festigung unseres Bundes habe.

«Wagener», erwiderte er, indem er vor mir stehen blieb: «*Wir arbeiten* an den Problemen, die uns erwarten, wenn wir in die Regierung eintreten. Und zwar arbeiten wir vom sozialistischen Standpunkt aus. Wir haben die Lösungen der uns gestellten Aufgaben grösstenteils, so weit das überhaupt möglich ist, fertig in unseren Schubladen liegen. Glauben Sie, dass wir einmal in die Lage kommen werden, sie aus den Schulbaden heraus zu nehmen?»

«Das Geld- und Währungswesen will Hitler bereits Hjalmar Schacht übertragen, wie er mir andeutete.»

«Und die Wirtschaftspolitik wird er einem Vertreter des kapitalistischen Wirtschaftssystems in die Hand drücken. Verlassen Sie sich drauf.»

«Haben Sie das von Funk?»

«Nein, von Göring.»

«Und wie steht Funk dazu?»

«Er lawiert. Er *wollte* über die Schnur springen, zu Ihnen. Aber immer, wenn er den Anlauf nahm, zögerte er wieder. Er wird den Absprung nie finden.»

«Und glauben Sie, dass nicht doch noch die Möglichkeit besteht, den Einfluss Görings auf Hitler zu beseitigen?»

«Das müssen wir eben nun mit allen Mitteln versuchen. Wenn wir aber beide hier in München sitzen, dann wird es nie möglich sein. Einer muss nach Berlin ziehen, Sie oder ich. Da ich die gesamte Parteiorganisation in Händen habe und sie halten muss, – denn das ist letzten Endes die einzige Machtposition, die wir haben, – kann *ich* nicht weg. Die Wirtschaftspolitik könnten Sie doch auch von Berlin aus machen. Überlegen Sie sich das einmal. Aber dann wäre es eben gut, wenn Sie *doch* mit Funk zusammengingen.»

«Und was soll ich in Berlin?»

«Immer dort sein, wenn Hitler dort ist. Dafür sorgen, dass die Wirtschaftsfäden, ich meine die wirtschaftspolitischen, zu *Ihrem* Büro laufen und nicht zu Göring. *Dort* Politik machen, wo das zentrale Leben Deutschlands pulsiert, und nicht hier, wo Sie nur Schreibarbeit machen können!»

«Und was wird Göring dazu sagen?»

«Er wird das Kriegsbeil dann richtig ausgraben.»

«Und Hitler?»

«Er wird Ihrem Kampf zuschauen, ohne einzugreifen.»

«Und wie beteiligen *Sie* sich am Kampfe?»

«Ich werde in der Partei Ihnen die Stange halten und im Reichstag *in unserer Fraktion* die Gruppe gegen Göring führen.»

Nun stand auch ich auf, und wir liefen beide wie Tiger im Zimmer hin und her. Der Gedanke war für mich vollkommen neu. Er musste erwogen, geprüft, genau überdacht werden. Denn es konnte auch anders kommen. In München war ich leitender Mann in der Reichsleitung. Ich war in der Zentrale. Ich konnte immer mit Hitler zusammenkommen, begleitete ihn viel auf seinen Reisen. In Berlin sass ich zunächst allein, wenn auch

mit einem gewissen Büro. Aber die gesamte Abteilung konnte ich nie mitnehmen. Und wer trug ausserdem die Kosten?

«Lassen Sie mich Ihren Vorschlag überlegen», sagte ich zu Strasser. «Er ist mir zu überraschend gekommen, um mir sofort über das Für und Wider klar werden zu können. Auch muss das ja nicht bereits morgen sein.»

«Das braucht überhaupt nicht übereilt zu werden. Sie müssen das auch sowohl in Berlin wie bei Hitler vorbereiten. Und bei ihm würde ich Ihnen sekundieren können.»

«Politik ist doch ein Scheiss-Handwerk! Ich gäbe was drum, wenn ich nie die Finger hinein genommen hätte!»

«Das geht mir genau so. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass wir nunmehr auch eine Pflicht unseren Parteigenossen, der Bewegung und sozusagen dem ganzen Volke gegenüber haben. Es glaubt an Hitler. Es hofft auf ihn. Er erscheint ihm bereits als die einzige Rettung! Und das ist ja das Tragische: *Er* steht überall im Mittelpunkt, *er* ist die Partei, *er* ist die Bewegung. *Ich* habe in der Partei noch einen gewissen Namen. *Ich* könnte gegebenenfalls noch einmal eine Meinung sagen, auch ohne mich auf Hitler zu berufen. Aber Sze sind zu sehr im Hintergrund geblieben. Sie gelten wohl als der Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung. Aber man meint: Sie machen die Wirtschaftspolitik nur auf Anweisung von Hitler!»

«Das tue ich auch. Wenigstens mache ich nichts ohne sein Einverständnis.»

«Wenn aber Hitler andere Wege geht, werden Sie dann in der Lage sein, dem Volk zu sagen: Er läuft falsch! *Mir* nach! Glauben Sie das?»

«Nein. Darüber bin ich mir ganz klar. Was wir *richtig* machen, wird auf sein Konto geschrieben. Und gegen ihn können wir nichts machen.»

«Darin liegt die grosse Gefahr. Nicht für uns. Die Person spielt keine Rolle. Aber wenn er wirklich einmal falsch läuft, unter dem Einfluss von Göring und verführt von den ‚Autoritäten‘? Dann können *wir* das gar nicht hindern. Und Görings Ansehen im Volke ist durch seine geschickte Propaganda, insbesondere durch seine Italienreisen, die an sich völlig unsinnig sind, wesentlich im Steigen begriffen. Dazu kommt seine Stellung im Reichstag und sein demagogisches Rednertalent. Es wird also nicht leicht für uns! Im Gegenteil, es wird immer schwerer!»

«Vielleicht werden wir jetzt doch noch einen dritten im Bunde haben», meinte ich: «Goebbels.»

Ich erzählte, wie es zur Verlobung von Goebbels kam.

«Das ist sehr gut», sagte Strasser. «Im Stillen freute ich mich schon sehr darüber, dass durch die Heirat von Goebbels in Berlin ein Haus entsteht, wo Hitler untertauchen und auch ausschmaufen kann. In das Haus Göring geht er nicht gern, weil da immer offizielle Menschen seiner harren, denen er wie der Hauptdarsteller im ‚Alhambra‘ auf dem Oktoberfest vor Beginn der Vorstellung vorgeführt wird.»

Dann haben Sie ja in Berlin schon eine breitere Basis. Ich selbst stehe mit Goebbels gut. Wir treffen uns ja auch immer im Reichstag. Und ich glaube nicht, dass er ein Freund von Göring ist.»

Als wir uns spät am Abend verabschiedeten, hatte unser Bund wirklich eine grössere Festigkeit gewonnen. Und als wir uns trennten, bemerkte Strasser noch:

«Unser Bund dient Hitler. Aber über ihn hinaus dem deutschen Volk! Das soll unsre Richtschnur sein. Und unsre Unterhaltung über die Belladonna-Frage wollen wir ganz für uns behalten.»

Die Frage der Verlegung meines Wohnsitzes nach Berlin beschäftigte mich stark. Ich musste mir dafür das Einverständnis Hitlers sichern, das war mir klar. Und ich musste ihm dafür plausible Gründe vortragen.

Denn, wenn ich mir alles Vergangene, die Gegenwart und meinen Bund mit Strasser in aller Ruhe und bis zu Ende durchdachte, war dieser Schritt zum ersten Mal eine Handlung von mir, über deren Zweck ich Hitler nicht die volle Wahrheit sagen konnte. Denn ganz im Hintergründe schlummerte der Gedanke, dass die Person «Adolf Hitler» und die von ihm geborenen und zur Entwicklung gebrachten «Ideen des Nationalsozialismus», für die ich mich nun bereits seit über zwei Jahren voll und ausschliesslich eingesetzt hatte, deretwegen ich mein ganzes Zivilleben, meinen zivilen Beruf, meine gesamte Existenz, aufgegeben hatte und die seitdem für mich eine völlig klare Gestalt und Form gewonnen hatten, nicht unbedingt untrennbar und für alle Zeiten miteinander fest verbunden seien. Es konnte also vielleicht für mich irgendwann einmal die Frage auftreten, ob ich Hitler, oder ob ich seinen Ideen weiter folgen wollte. Ein seltsamer Gedanke!

Und dem deutschen Volk waren von uns, von der Reichsleitung, von den Gauleitern, von den Zeitungen, den Rednern und durch alle Veröffentlichungen immer die «*Gedanken und Ideen*» Hitlers verkündet worden, und zwar natürlich identifiziert mit seiner Person! Dadurch war *seine Person* für das Volk und besonders für die Parteihänger der unwandelbare geistige Träger dieser Ideen geworden, wie er ja auch im tiefsten Grunde ihr Schöpfer gewesen ist.

Wenn nun Hitler sich einmal von seinen Ideen so, wie sie damals Inhalt unserer Arbeit und unserer Propaganda bildeten, entfernen und gar trennen würde, würden da das Volk, die Partei, ja würden sogar die engeren Mitarbeiter *ihm* folgen, oder *bei seinen Ideen* verharren? Würden sie es überhaupt von sich aus gleich merken, würden sie es von sich aus überhaupt gewahr werden, wenn der Fall einträte, dass Idee und Person sich trennten, oder würde dieser Vorgang nicht vielmehr so langsam vor sich gehen, so allmählich, ja so unmerklich, dass er

für den entfernter Stehenden vielleicht gar nicht erkennbar ist und sogar für den Näherstehenden erst dann, wenn es schon sehr vorgeschritten und vielleicht sogar zu spät ist? Dazu kommt die suggestive Wirkung, die von der Person Hitlers ausgeht, seine ungeheure Willenskraft, und die persönliche und existenzmässige Schwäche des grössten Teils seiner Mitarbeiter, die sich lieber beugen als ihre eigenen Wege gehen würden.

Würden Strasser und ich in der Lage sein, der Partei und dem Volke zuzurufen, wie Strasser gesagt hat: «Hitler geht falsch, folgtuns nach!» Und würde es überhaupt Menschen geben, die auf uns hören würden? Wäre nicht viel wahrscheinlicher, dass sie uns «Empörer», «Verräter», «Untreue» und «Saboteure» nennen würden? Und selbst wenn

wir noch Goebbels und vielleicht Röhm, oder meinetwegen auch Funk, mit im Bunde haben würden? Wäre nicht der Einfluss und die Macht Hitlers und seiner sonstigen Trabanten in der Partei und im Volke stärker, als dass sie uns nicht einfach bei Seite schieben, aus der Partei austossen und damit mundtot machen könnten?

Wenn er aber erst die Staatsgewalt in seiner Hand hielt, dann war ein Aufbegehren gegen ihn überhaupt unmöglich und zwecklos.

Andererseits, woher würden wir das demokratische Recht nehmen, uns gegen Hitler zu empören? Ist es nicht *seine* Bewegung, ist es nicht *seine* Partei, der er Ideen und Ziele gab und die er führt? Und ist es nicht allein unsre *eigene* Sache, ob wir persönlich ihm weiter folgen oder uns von ihm trennen wollen? Natürlich haben wir das Recht, dann eine eigene Partei aufzumachen, eine eigene Bewegung. Und die Entwicklung würde zeigen, *wem* die Wählermassen sich anschliessen.

Aber alles das waren hypothetische Erwägungen. Noch war dieser Fall ja gar nicht eingetreten. Noch lag kein unbedingter Anhaltspunkt vor, dass es so kommen würde. Nur die Möglichkeit zeichnete sich unklar am Horizont ab. Und ausserdem hatte es doch den Anschein, dass nur die Einflüsse falscher Berater Hitler in der oder jener Auffassung schwankend machten. Also kam es doch offenbar jetzt in erster Linie erst einmal darauf an, diesem Einfluss entgegenzutreten, ihn zu bekämpfen, ihn möglichst auszuschalten. Vorerst konnte tatsächlich nur das der Entschluss sein, der in Frage kam. Denn ob das Recht und die Wahrheit bei *uns* lag und ob nicht die Wandlungen Hitlers wohlbegründet und zweckmässig waren, das konnten *wir* nicht einmal endgültig entscheiden. Darüber konnte erst die Nachwelt Richter sein. Aber niemand konnte uns zwingen, gegen unser Gewissen zu handeln, das uns eine Verantwortung der eigenen Pflicht und dem deutschen Volke gegenüber auferlegt hatte.

Wir mussten Hitler ausserdem in unserer Obhut behalten, wie er selbst gesagt hatte: «Ihr müsst mir die Fremden vom Leibe halten.»

So entschloss ich mich, als Vorbereitung für meinen Wohnungswechsel erst einmal den W.P.D. (Wirtschaftspolitischen Pressedienst) nach Berlin zu verlegen, damit ich da zunächst wenigstens ein eigenes Büro hatte und die Möglichkeit, durch meine Mitarbeiter in engere Fühlung mit allen Dienst- und Wirtschaftsstellen zu treten, die für uns von Bedeutung waren, und andererseits Männern, die mich oder die ich selber sprechen wollte, eine Zusammenkunft mit mir in Berlin zu ermöglichen, was sowieso sehr wichtig war, da man häufig immer noch nicht gern offiziell nach München kommen wollte.

Hauptmann Wolff, dem Geschäftsführer des W.P.D., gelang es, «Am Karlsbad» Nr. 2, einer kleinen Strasse nächst der Potsdamer Brücke, eine Wohnung im 1. Stock zu ermieten. Sie war bis dahin das Büro einer Sowjet-Handels-Kommission gewesen, von der ich auch die gesamten Möbel und die Telefoneinrichtung übernahm.

Im Herbst 1931 siedelte der W.P.D. dorthin über. Ich teilte Hitler diese Verlegung mit, um ihm zu begründen, dass ich deshalb häufiger nach Berlin fahren werde.

Übrigens war er damit sehr einverstanden.

«Wir müssen nach und nach immer stärker in Berlin auftreten. Je mehr Büros wir dort haben, die von der Aktivität der Partei zeugen, umso mehr wird von uns gesprochen und umso fühlbarer wird für unsre politischen Gegner das Heranrücken der N.S.D.A.P. an den Ort der Regierung. Die Wahl des Hotels ‚Der Kaiserhof‘ als mein Berliner Hauptquartier, schräg gegenüber der Reichskanzlei, hat die Männer dort bereits stark erschüttert. Und diese Eindrücke bleiben auch nicht ohne Rückwirkung auf die eigene Parteifolgschaft.»

Damit war also nun der erste Schritt getan. Ich hatte das Gefühl, dass auch der nächste, der persönliche Wohnungswechsel, ohne Schwierigkeiten möglich sein werde. Ich nahm ihn deshalb für das Frühjahr 1932 in Aussicht. Aber es traten wider Erwarten Schwierigkeiten auf, die mich noch bis zum Sommer 32 in München festhielten.

53. Hitler erwägt die Konstituierung eines Parteisenats, sieht jedoch davon ab – Er bereut die Veröffentlichung von «Mein Kampf»

Kurz vor Weihnachten 1931 besuchte ich Hitler in seiner Wohnung, die er wegen einer Grippe hüten musste. Ich wollte mich für die Weihnachtstage verabschieden, die ich mit meiner Frau und ihrem damals 16jährigen Bruder in Obladis in Tirol im Schnee verleben wollte.

Bei dieser Gelegenheit sprach mich Hitler darauf an, dass man doch immer damit rechnen müsse, dass einem etwas passieren könne. Deshalb habe er sich gerade während seiner Krankheit überlegt, dass er nun doch einmal an die Konstituierung des Parteisenates gehen müsse.

«Sie wissen ja, dass dieser Parteisenat dafür sorgen soll, und der Partei dafür verantwortlich ist, dass die nationalen und sozialistischen Grundsätze der Partei stets geachtet und weiterentwickelt werden und dass insbesondere von keiner Seite dagegen verstoßen wird.»

Ich horchte auf! Hier war ja eine Möglichkeit vorhanden, den richtigen Kurs der Bewegung zu erhalten und zu sichern! Eigenartig, dass Hitler durch eine an sich so unbedeutende Erkrankung dazu veranlasst wurde, diese schon seit dem Umbau des Hauses in der Briennerstrasse beabsichtigte, mehr demokratisch-oligarchische oberste Leitung der Partei nunmehr ernstlich ins Auge zu fassen!

«Sollte ich vorzeitig aus diesem Leben scheiden, dann würde es ohne einen solchen Parteisenat einen Diadochenkampf um die Führung geben, den ich immer vor Augen sehe, wenn ich empfinde, wie verschiedenartig die Anschauungen und Gedanken meiner verschiedenen Mitarbeiter sind. Der Kampf würde nicht nur um die Führung, sondern auch um die Ziele, um das Programm, gehen.»

«Ich würde», warf ich ein, «auch ohne den Gedanken an ein vorzeitiges Ausscheiden Ihrer Person den Senat für zweckmässig halten. Denn nur wenn eine solche Führergemeinschaft vorhanden ist, können die Ansichten und Pläne, die Sie gelegentlich mit dem und jenem besprechen, aber auch die Arbeiten und Vorschläge der Abteilungen, wie z.B. der meinen, auf eine breitere Grundlage gestellt und einer grösseren Gemeinschaft als sicheres Wissen übermittelt werden. Dieser Senat würde auch eine starke Entlastung für Sie sein. Denn er würde sich durch seine doch wohl häufigeren und regelmässigen Sitzungen, die ja stets von Ihnen geleitet würden, allmählich wirklich zu dem Senat entwickeln, der dann gelegentlich auch ohne Ihren Vorsitz laufende Geschäfte erledigen und nicht grundsätzliche Fragen entscheiden könnte.»

«Richtig. Deshalb müssen gerade die alten Nationalsozialisten in den Senat, die unser Wollen und unsre Programmziele von Anfang an fest in sich aufgenommen haben und zu vertreten in der Lage sind.

Aber noch etwas anderes möchte ich dabei erreichen. Wir haben doch in manchen Gauen Gauleiter und in manchen Kreisen Kreisleiter, die zwar alte Parteikämpfer sind, aber nicht aus ihrer Haut herauskönnen und mit der Entwicklung der Partei nicht mitgehen. Diese Männer kann ich aber der eigenen Parteigenossenschaft und besonders ihren eigenen alten Anhängern gegenüber nicht einfach ablösen und durch andre ersetzen. Wenn ich sie aber in den Parteisenat berufe, dann ist das eine Erhöhung, die höchste Anerkennung, das grösste Vertrauensvotum für sie. Und dabei können sie dann gleichzeitig aus ihrem Amt ausscheiden.

Die Bildung des Senats würde also gleichzeitig ein Revirement ermöglichen, wie es mir Strasser schon so häufig vorgeschlagen hat.»

«Wenn auch diese sehr wünschenswerten Veränderungen bei dieser Gelegenheit durchgeführt werden könnten, dann würde die Konstituierung des Parteisenats sich nicht nur für die zielsichere Arbeit der Partei und die unerschütterliche Festhaltung ihrer Ziele auswirken, sondern die Partei würde einen wesentlichen Aufschwung erleben, da viele vernünftige Menschen vom Beitritt zur Partei in erster Linie nur durch solche doch zum Teil recht ungeeigneten Männer der politischen Leitung abgehalten werden.»

«Den Eindruck gewinne ich auch immer wieder da und dort. Aber ich bin da sehr vorsichtig. Ich kann niemand zum Gauleiter machen, der nicht von den Parteigenossen seines Gaus als bewährter Nationalsozialist angesehen wird. Das ist bei Zeitungsredakteuren, oder z.B. auch bei Ihren Mitarbeitern anders. *Die amtierenden politischen Leiter* müssen unbedingt anerkannt sein. Und da ist die Auswahl schlecht. Da ist meist schon der Beste bereits Kreis- bzw. Gauleiter. Wir müssten deshalb erst noch wirkliche Persönlichkeiten in die Partei hereinziehen, die sich dann natürlich auch erst noch bewähren müssten, bis ich sie mit dem Posten eines Kreis- oder Gauleiters betrauen könnte.»

«Das ist zweifellos richtig, und diese Frage ist leider nicht so einfach zu lösen. Aber wenn Gauleiter schon merken, dass sie überhaupt abgelöst werden können, und wenn die Fremden das ebenfalls sehen, dann übt das bereits einen sehr günstigen und positiven Einfluss aus.

Es ist auch zu erwägen, ob der Senat nicht als einen der ersten Beschlüsse den fasst, dass alle Gau- und Kreisleiter und alle sonst massgebenden Männer der Bewegung alsbald, und zwar unbedingt bevor wir in die Regierung eintreten, zu einem ganzen Semester-Lehrgang höchster Ausbildung, Erziehung und Unterrichtung zusammengerufen werden, bei dem nicht nur über unsre Ziele, Pläne, Ideen und Theorien im Einzelnen gesprochen wird, sondern auch über die philosophischen Grundlagen eines wahren Führertums: Ethik, Moral, Rechtslehre, Religion usw.»

«Dazu brauchen wir den Senat nicht. Das müsste Strasser anordnen, genau so, wie es die S.A. und die S.S. bereits in ihren Führerschulen machen. Aber die Gauleiter sind für so etwas nicht zu haben. Ich glaube, wir hätten kein Glück mit einem solchen Versuch. Wir können deshalb eine solche Ausbildung erst für die heranwachsende Generation vorsehen.

Bei unsern jetzigen Gauleitern kommt es mir auch auf etwas ganz anderes an. Sie müssen in erster Linie der Bewegung unbedingt treu sein, sie müssen hart sein in der Forderung der Innehaltung unserer Grundsätze, sie sollen eine Auslese sein in Bezug auf Beharrlichkeit und die Fähigkeit der klaren Erkenntnis des nationalen Sozialismus, und nicht in Bezug auf ein gesellschaftlich geschliffenes Auftreten, – ebenso wie die Partei eine Auslese aus dem Volk sein soll in Bezug auf Treue dem Volk gegenüber, auf Wahrheitsliebe, Offenheit, ehrliche Begeisterungsfähigkeit und Opferwilligkeit; – sie soll aber keine Herrenschaft sein!

Die Gauleiter haben dafür die Verantwortung, dass keine Falschen in die Partei hereinkommen. Denn selbst die vollendetste Organisation besteht ihre Belastungsprobe nicht, wenn ein grosser Teil der Menschen, aus denen sie sich zusammensetzt, ihren Zielen oder ihr selbst innerlich feindlich gegenübersteht.»

Dann schloss Hitler diese Unterhaltung ab, indem er sagte, er wolle über die Weihnachtstage mit Strasser die Liste der Senatsmitglieder besprechen, und wenn ich zurück sei, solle ich ihn wieder aufsuchen.

Ich orientierte Strasser sofort über meine Besprechung mit Hitler, worauf mir Strasser sagte:

«Die Listenaufstellung ist ja schon ein Schritt weiter. Aber nur ein Schritt. Den letzten wird Hitler nicht tun.»

«Weshalb meinen Sie das?»

«Ein solcher Senat wäre eine Auslese von alten, bewährten Kämpfern, die alle ihren eigenen Kopf haben. Sie sind zwar sämtlich Hitlertreu, aber sie erwarten auch *von ihm* Treue zu ihnen, zur Bewegung, zum Programm.

Vor dem Senat müsste Hitler Farbe bekennen. Er müsste sich festlegen. Er müsste damit rechnen, dass der Senat ihn auch einmal zur Rede stellt und festnagelt. Und er weiss, dass z.B. *ich* nicht den Mund halten würde, wenn ich irgendwann einmal anderer Ansicht wäre. Und die Stimmung des Senats, – wenn auch keine Abstimmung erfolgt – , würde ihn, damit muss Hitler rechnen, eventuell einmal zu Dingen und Entscheidungen zwingen, die ihm im Augenblick nicht liegen.

Den Senat wird er deshalb erst für die *Zeit nach* seinem Tode vorbereiten. Wenn er sich jetzt damit beschäftigt, so zeigt das nur, dass er geglaubt hatte, schwerer krank zu sein. Ist er erst wieder gesund, dann versinkt auch der Gedanke Senat wieder in den Dornröschenschlaf. Sie werden sehen, dass ich recht habe.» –

Und Strasser *hatte* recht. [...]

Als ich Anfang Januar zurückkam und Hitler aufsuchte, war er wieder kerngesund, und meine Frage nach dem Senat beantwortete er mit den Worten:

«Die Ablösung und der Ersatz von Gauleitern ist die Schwierigkeit, über die wir zur Zeit noch nicht hinwegkommen. Aber Sie kennen ja auch meine Ansicht, dass man in der Politik nie vorher sagen darf, *was* man macht oder machen will. Erst wenn es nicht mehr anders geht, als dass man es bekannt gibt, dann darf man es tun. Aber auch dann soll man es nur denjenigen eröffnen, die es unbedingt wissen müssen, und man sollte auch ihnen nur so viel sagen, als unbedingt notwendig ist, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Am besten ist: Überraschendes Handeln! Wenn vorher über einen grossen Plan viel gesprochen wird, dann wird er meist zerredet und das Handeln fällt aus. Zum mindesten wird der Erfolg in Frage gestellt.

Deshalb ist der Senat eigentlich so lange zwecklos oder sogar eine Gefahr, so lange wir nicht unsre Pläne, unser Programm, unser Ziel durchgeführt und erreicht haben.»

«Dann hätten Sie aber auch ‚Mein Kampf‘ nicht vorher schreiben dürfen», warf ich ein.

«Sehr richtig. Das bereue ich auch häufig. Aber als ich damals in Landsberg war, nach dem 9. November 23, schien mir zunächst alles aus. Ich sass gefangen, war der Freiheit beraubt, die Partei war enteignet, aufgelöst, – alles schien zu Ende, schlimmer noch wie Deutschland nach dem Weltkrieg. Ich schrieb ‚Mein Kampf‘ sozusagen als Rechenschaftsbericht für das deutsche Volk, hauptsächlich im Andenken an die Opfer des 9. November. Ich schrieb aus der Enge meiner Zelle heraus.

Als ich wieder frei war, gab ich ‚Mein Kampf‘ in Druck. Vielleicht, so hoffte ich, scharf er meine alten Freunde wieder zusammen. Und wirklich! So kam es.

Aber nach und nach sah ich, dass doch vieles anders war, als ich es hinter den Gittern gesehen und ausgegrübelt hatte. Und bald ging ich daran, Änderungen, Verbesserungen, zu entwerfen. Aber es wurden nur Verschlechterungen. Ich überlegte, ob ich das Buch nicht zurückziehen sollte. Aber das ging nicht mehr. Es machte seinen Weg durch Deutschland, ja es ging ins Ausland, und das Richtige, das Positive in ihm, verfehlte seine Wirkung auch nicht. So liess ich denn die Finger davon. Ich änderte nichts mehr. Und es gab mir sogar die finanzielle Grundlage für den Wiederaufbau der Partei. Wenn ich es heute schreiben würde, würde vieles anders lauten. Aber ich würde es heute überhaupt nicht mehr schreiben!

Denn ich habe daraus gelernt. Deshalb sage ich mir: wenn ich nun einem Senat alle geheimsten Pläne und Absichten mitteilen würde, dann würden sie nicht nur nicht Geheimnis des Senats bleiben, sondern meistens sogar entstellt und zerrissen in die Welt wandern. Sie würden mit ‚Mein Kampf‘ in Kampf geraten, bisweilen sogar mit dem Parteiprogramm. Hat das Sinn? Wenn ich ihm aber nicht alles mitteile, dann beginnt er gleich mit seiner Gründung eine Farce zu sein, und dann bliebe er auch eine Farce, wenn

er später einmal wirklich Senat sein sollte!» –

Als ich nachdenklich von Hitler wegging, sagte ich zu mir: «Seltsam. Er hat wieder recht. Ist es nun Suggestion, dass er recht hat, oder hat er wirklich recht?» –

Und heute sage ich: «Wie mag es manchmal andern gehen, die ihn nicht so kennen! Sie *können* gar nicht anders, als sich seiner Geisteskraft beugen.»

54. Hitler über Erziehungswesen und Rasse Er verurteilt den Germanen-Kult Aufgaben der Hitler-Jugend

Wir waren wieder einmal im Hotel Bube in Bad Berneck; Gauleiter Schemm¹ war vom nahen Bayreuth gekommen und verbrachte den Abend mit uns zusammen. Schemm war Volksschullehrer. Aber in seiner Bildung, seiner Fähigkeit zu sprechen, seiner Auffassung und seiner Lebensart stand er jedem Studienrat einer Mittelschule gleich, und in seiner sozialistischen Konzeption war er hoch über dem Durchschnitt erhaben. [...]

Hitler sprach mit ihm an diesem Abend über Jugenderziehung und Schulwesen.

«Eine Bewegung, wie die unsere», sagte Hitler, «das Werk, das zu vollbringen wir alle uns berufen fühlen wollen, muss weit hinausblicken über die Gegenwart hinweg in die Zukunft. Sie dürfen sich in Ihrer Planung nicht beirren und beeinflussen lassen durch die Politik. Wenn ich über Erziehungs- und Schulfragen nachdenke, dann streiten stets zwei Seelen in meiner Brust: die des Politikers und die eines Philosophen. Aber ich *bin* kein Philosoph! Deshalb siegt bei mir auch leicht die politische Seele.

Sie möchte gestalten, und sie möchte noch erleben, was gestaltet worden ist. Aber die Folgen und Erfolge eines neuen Erziehungs- und Bildungssystems können wir selber nicht mehr erleben. Und sie sind auch gar nicht festzustellen, wie man die Ergebnisse auf anderen Arbeitsgebieten feststellen kann, mit Zahlen, mit graphischen Darstellungen oder gar mit finanziellem Profitnachweis.

Denn diese Folgen und Erfolge müssen *darin* liegen, dass die kommenden Generationen anders *denken*, dass die Menschen zueinander in ein anderes Verhältnis treten, und dass dadurch eine ganz neue Art der Gestaltung des Lebens, der Auffassung des Lebenszwecks und damit des Lebenswillens und des Leistungsstrebens anhebt. Und das liegt alles sehr stark auf dem Gebiet der Philosophie, in dem ich wohl vielleicht die wichtigsten Punkte gelegentlich klar erkenne, wie von einem Scheinwerferblitz beleuchtet, das mir aber zu abstrakt ist, als dass ich mich darin im Einzelnen zurechtfinden würde. Das ist eben *Ihre Sache, Ihre Aufgabe, Ihre Pflicht*.

Das kann nun nicht ein Mensch allein machen. Auch brauchen Sie kein Philosoph zu sein. Sie brauchen nicht zu den Auserwählten des Professorenkollegiums einer Universität zu gehören, um die Flagge eines Propheten zu enthüllen und an der Spitze der Männer des deutschen Schul- und Erziehungswesens die Wege zu führen, die zu diesem neuen Leben führen.

Ich missachte dabei die Wissenschaft nicht. Ich will sie auch in keiner Weise unter-

schätzen. Im Gegenteil! Die grossen Männer der Gelehrtenwelt sind die leuchtenden Sterne am Firmament des Geisteslebens, und wir sind nicht einmal in der Lage zu ergründen, wie sie mit ihrem Licht und mit ihren für uns zum Teil gar nicht erkennbaren Kräften geheimnisvoll aber gewaltig auf die andern Gestirne, auf unsere Erde, ja auf Wind und Wetter bei uns, auf unser Wachstum und letzten Endes sogar auf unsere eigene, menschliche Stimmung, auf unser Gemüt, unser Handeln und unser ganzes Leben einwirken! Schemm! Ich rufe Ihnen mit Hans Sachs zu: ‚Verachtet mir die Meister nicht!‘ Auch der Jugend müssen Sie die Achtung vor dem grösseren Wissen und der hohen Leistung und Bedeutung der Wissenschaft beibringen!

Und trotzdem wird auch die Wissenschaft immer nur wieder durch das Leben befruchtet! Und dem Leben stehen *Sie* näher als der Gelehrte, der ein gross Teil seiner Zeit hinter Büchern in seiner Studierstube sitzen muss und der durch sein Wissen und sein Studium schon so viel Abstand vom wirklichen Leben gewonnen hat, dass er es häufig gar nicht mehr selber lebt. Die Vorbedingung für die Leitung des Erziehungs- und Schulwesens ist aber die Lebensnähe! Und führen kann auf diesem Gebiet nur der, der nicht nur lehren und erziehen kann, sondern auch selber vorlebt, der selbst erzogen ist und selbst das Schulwesen von Grund auf kennt.

Und ausserdem besteht für ihn *noch* eine Bedingung. Er sollte möglichst rassistisch klar und ungemischt sein. Aber wir dürfen nicht auf den so häufig vertretenen völlig bornierten Gedanken kommen, dass jeder Lehrer blonder Germane sein muss! Das ist reiner Unsinn! Wir *brauchen* sogar geradezu auch Romanen, Kelten, Slawen – und theoretisch hätte ich auch nichts gegen Juden –, um Erziehung und Ausbildung so vielseitig wie möglich zu gestalten. Aber unzuweckmässig ist es, Menschen als Lehrer und Erzieher zu verwenden, die aus Mischehen hervorgegangen sind, z.B. von Niedersachsen und Südfrianten, oder von Rheinländern und Slawen, oder von Kelten und Italienern. Völlig ausgeschlossen sind natürlich Mischungen von Ariern irgendwelcher Art mit Juden oder andern Rassen. Denn jede Rasse hat ihre eigene ethische Einstellung. Und *die* kann man nicht mischen. Es kann nur sein, dass für den Rassenmischling einmal die eine, dann wieder die andere Ethik gilt. Und so jemand kann nicht erziehen.

Aber auch die andern Mischungen, wie ich sie erwähnte, also Germane und Romane usw., haben den Nachteil, dass sie unausgeglichen sind. In ihrem Leistungsvermögen können sie zeitweise hervorragend sein. Es lässt sich sogar nicht von der Hand weisen, dass gerade aus solchen Mischehen schon die grössten Künstler, die gewaltigsten Erfinder, die anerkanntesten Gelehrten hervorgegangen sind. Auch vom Universitäts-Kathedra herunter können sie Hervorragendes leisten. Aber in der Schule, im unmittelbaren Erziehungsauftrag, da versagen sie leicht. Denn sie sind schwankend, unstet, inkonsequent, und die Schüler haben dafür ein feines Empfinden. Selbst wenn sie etwas bei einem solchen Lehrer lernen könnten, *mögen* sie ihn nicht, halten ihn für unehrlich, launisch und ungerecht. Und dann ist es meistens mit der Lernlust aus und damit auch mit dem Lernen selbst. Ausserdem sind solche Lehrer auch schlechte Vorbilder.»

Hier bemerkte Schemm, da Hitler eine kleine Pause machte:

«Ich bin sehr froh, Herr Hitler, dass Sie mir das als Ihre Ansicht sagen. Da wird immer ein Zeug zusammegeredet vom blonden Menschen, von der nordischen Rasse, vom Wodanskult und dem Geist der Edda, wie wenn die andern Menschen auf der Welt keine Existenzberechtigung hätten oder nur zweiten Ranges, nur Untermenschen wären. Diese dummen Schwätzer wissen gar nicht, was sie damit anrichten. Denn sie erwecken doch nur Minderwertigkeitskomplexe und Hass bei denen, die nicht gerade das Glück haben, blond zu sein, und teilen damit das deutsche Volk in zwei rassische Hälften: die Germanen und die Nicht-Germanen.»

«Das habe ich schon mehrfach ausdrücklich verboten!» unterbrach Hitler aufbrausend. «Diesen Quatsch mit den Thing-Plätzen, mit den Sonnenwendfeiern, mit der Mittagard-Schlange² und was sie alles aus der germanischen Vorzeit heranholen! Und dann lesen sie mit 15jährigen Jungens Nietzsche und malen ihnen mit unverständenen Zitaten den Übermenschen vor mit dem Hinweis: ‚Das seid Ihr, oder das sollt Ihr werden!‘»

«Ich danke Ihnen, Herr Hitler», sagte Schemm, «dass Sie mir da recht geben. Die Sonnenwendfeiern habe ich zwar auch schon mitgemacht. Aber ich empfinde immer, dass die Menschen, die mehr aus dem Süden stammen, gar keinen Sinn dafür haben. Ihnen sagt eine solche Feier nichts. Und auch bei den Bewohnern des deutschen Nordens ist die Erinnerung an eine noch nördlichere Herkunft weniger atavistischer als propagandistischer Art. Und diese Propaganda gefährdet die Volksgemeinschaft.»

«Gerade wir Deutschen müssen alles vermeiden», fuhr Hitlerfort, «Was noch weiter trennend wirkt. Wir haben schon den Limes mit allen seinen Folgen auf religiösem, politischem und weltanschaulichem Gebiet. Wenn wir den Menschen nun auch noch sagen, dass sie verschiedene Menschen seien, dann werden wir nicht im Sinne der *Eini-gung* aller Deutschen arbeiten, sondern im Sinne der endgültigen Trennung und Auflösung des Begriffes Deutschland.»

«Dann aber muss auch die Hitler-Jugend ihre Taktik ändern», warf ich dazwischen. «Ich habe die Befürchtung, dass diese sogenannten altgermanischen Feiern immer mehr zu Veranstaltungen entwickelt werden, die dieser Jugendorganisation ein ganz anderes Ziel geben, als es anfangs gedacht war.»

«Auch darüber habe ich schon mehrfach mit Schirach gesprochen. Schirach fasst diese Feiern aber von einem anderen Gesichtspunkt aus auf. Und da muss ich ihm recht geben. Die Jugend kennt doch nur diese abgeschmackten und zum Teil völlig an den Haaren herbeigezogenen kirchlichen Feiertage wie Mariä Empfängnis, Josephstag, Fronleichnam, – auch noch ein ganz furchtbares Wortgebilde, das kein Mensch richtig zu deuten weiss. Dass Weihnachten von den germanischen Legionären und Siedlern im

alten römischen Imperium übernommen wurde, das weiss schon fast gar niemand mehr. Nur wenn er einmal in andere Länder kommt, dann sieht er zu seinem Erstaunen, dass die orthodoxe Christenheit das Weihnachtsfest überhaupt nicht kennt, und dass auch der römisch-katholische Mittelmeerraum nur dort ein wirkliches Weihnachtsfest feiert, wo noch die Nachkommen der Goten und Vandalen, der Normannen und Langobarden usw. sitzen.

Ich habe nichts gegen das Weihnachtsfest. Ich erkenne die kluge Überlegung der römischen Kirchenväter sogar hoch an: dass sie das höchste Fest der nordischen Welt, den Tag, an dem die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat und nunmehr wieder beginnt, am Horizont höher zu steigen, nicht beseitigt haben, sondern die Geburt Christi auf diesen Tag verlegten und somit aus einem aus der Natur genommenen Feiertag der alten Germanen den Christtag gemacht. Nebenbei bemerkt, ist daraus zu erkennen, welch' hohen Prozentsatz die Germanen im römischen Christentum ausgemacht haben müssen und dass Rom es für notwendig hielt, gerade sie auf diese Weise zu gewinnen.

Warum soll nun unsre Jugend nicht zur Natur zurückgeführt werden? Denn für die Natur ist dieser Wendetag doch wirklich ein gewaltiges Ereignis: die Überwindung der immer länger und düsterer werdenden Nacht durch die Wiedergeburt des Tagesgestirns, das neue Hoffnung, neues Leben, neue Kraft erweckt! Und da die heutigen Volksschulen sogar schon die Bewegung der Gestirne und die Ursachen des Sommers und des Winters lehren, ist der Jugend die Mitternachtssonne und das Julfest tatsächlich bereits ein kosmischer Begriff. Ob Christus aber tatsächlich ausgerechnet an diesem Tage geboren wurde, weiss kein Mensch. In der Bibel steht jedenfalls nichts davon, dass und wann er seinen Geburtstag gefeiert habe. Und das Weihnachtsfest war ihm bestimmt unbekannt.

Aber wir wollen der Kirche ihre Feiertage nicht nehmen. Allein schon, dass an diesen Tagen schulfrei ist, ist für die Jugend eine grosse Freude. Das hindert jedoch nicht, dass man die Jugend statt in weihrauchgeschwängerte Kirchen in die freie Natur führt und ihr das gewaltige Getriebe der göttlichen Schöpfung zeigt, und dass man ihr den ewigen Kreislauf der Erde und der Welt und des Lebens vor Augen führt, in dem immer und immer wieder ein Kampf gegen die Mächte der Finsternis stattfindet, der mit dem Sieg der Kräfte des Lichts endet, die schöpferisch sind und aus dem frostigen Winter einen keimenden Frühling erwecken, der neue Lebensfreude, neues Leben, und wieder neue schöpferische Kräfte mit sich bringt.

Lassen wir die Jugend das ruhig feiern. Im Gegenteil! Alles ist gut, was sie der Gottheit näher rückt, und alles ist falsch, was sich zwischen sie und die Gottheit schiebt, auch wenn es ein katholischer Pfarrer ist.»

Ich musste Hitler recht geben. «Nur dürfen die Jugendführer nicht in den Fehler verfallen, daraus eine Religion machen zu wollen.»

«Das werden sie schon nicht. Und mit Rasse hat das auch nichts zu tun. Wenn die Hitler-Jungens erst älter geworden sind, denken sie zwar gerne an die Nächte zurück,

in denen sie begeistert jenen Kranz von lodern den Feuern rings um den Horizont bewundert haben, der sie mit einem höheren Sein in Fühlung brachte, aber es sind Jugenderinnerungen, schöne, herrliche Jugenderinnerungen, und wertvollere, als wenn sie diese Nächte in Kneipen und stickigen Kaschemmen verbracht hätten.

Man soll sich auch keinen Fleck ins Hemd machen darüber, ob das oder jenes gerade das 100%ige Ideal ist oder nicht. Gehen Sie zur Jugend, wenn sie so eine Sonnenwendfeier gerade erlebt hat. Dann sehen Sie, ob sie sich positiv ausgewirkt hat oder nicht. Wenn wir die jungen Menschen natürlich auf einen Berg führen wollten, um mit ihnen ähnlich blöde Lieder zu singen, wie es erwachsene Frauen und Männer heute noch in den Kirchen tun, und wenn wir dann diese Feuer anbeten wollten, wie's die Alten in diesen Kirchen mit geschnitzten Holzfiguren und mit gemalten Bildern oder gar mit erlogenen Reliquien machen, dann würden *die* recht haben, die sagen: lasst sie dann doch lieber in die gedeckten Gotteshäuser gehn, damit sie sich wenigstens nicht den Schnupfen holen.

Die Aufgabe der Hitler-Jugend ist weder eine religiöse, noch eine rassische, noch eine philosophische, noch eine politische, noch eine wirtschaftliche, sondern sie ist eine rein natürliche: die heranwachsende Jugend soll in *die Natur* zurückgeführt werden, sie soll die Natur als ihre Lebens- und Kraftgeberin erkennen, und ihre Körper in der freien Natur kräftigen und entwickeln, gesundmachen und gesund erhalten. Denn nur in einem gesunden Körper kann sich ein gesunder Geist entwickeln und nur in der Freiheit der Natur schliesst sich der Mensch auch einer höheren Moral und einer höheren Sittlichkeit auf, und jene ethischen Grundlagen kommen dem werdenden Jungmann und der werdenden Jungfrau zum Bewusstsein, die sie unterscheiden vom Tier und die den einzelnen Menschen und mit der Zeit dann dem ganzen Volk ihren rassischen Stempel geben.

Damit komme ich noch einmal auf die Auswahl der Lehrer zurück. Ob Norde oder Germane, Süddeutscher, Romane oder Slawe spielt also an sich keine Rolle. Natürlich wird sich für französischen Unterricht nur selten ein Ostfrieser eignen. Dazu ist wahrscheinlich ein Badener oder Hesse oder Rheinländer besser. Dagegen wird ein Norddeutscher im Allgemeinen besser Englisch lehren können, und für Russisch hat wohl der mehr Eignung, der im Osten zu Hause ist. So könnte ich mir auch denken, dass für Kulturgeschichte ein Mann, der im Süden und Westen, also mehr auf dem geschichtlichen Boden unserer deutschen Kultur aufgewachsen ist, eher in Frage kommt als ein ostpreussischer Bauernsohn.

Aber dafür ist kein Gesetz und keine besondere Bestimmung des Staates nötig. Das gibt sich alles ganz von selbst. Denn es wird jeder nur das Lehrfach studieren, das ihm liegt und angeboren ist. Und je gesünder sich sein Körper in seiner Jugendzeit entwickelt hat, je freier er erzogen ist und je selbständiger er wurde durch die freie Bewegung in der freien Natur, umso sicherer wird er das richtige Ziel erkennen und den richtigen Entschluss fassen.

Nur auf dem Gebiet der Rasse muss eine Auswahl getroffen werden, weil, wie gesagt, die Auffassungen der Rassen über Ethik verschieden sind. Und die Jugend darf und kann

nur zu einer einzigen Ethik erzogen werden. Aber auch da lässt sich nichts verallgemeinern. Denn es gibt bei allen Rassen Assimilanten, die Sie gar nicht mehr von der Rasse, bei der sie leben, unterscheiden können. Wer wollte sagen, ein Hugenotte habe sich nicht in Deutschland assimiliert? Und genau so ist es bei manchen Juden. Umgekehrt müssen Sie sich bei manchem Deutschen wundern, dass er ethisch eigentlich woanders hingehörte und politisch sogar bisweilen unsern Feinden nähersteht als dem eigenen Volk.

Sie sehen also, das Kriterium ist ein ganz anderes, als es diese Rassentheoretiker predigen. Fügen Sie zu den Seminar- und Universitätsprüfungen, also zur wissenschaftlichen Eignungsprüfung auch noch die Prüfung der charakterlichen Eignung dazu, und fordern Sie ausserdem gewisse Sportleistungen, die nur der vollbringen kann, der körperlich gesund ist, mutig, unternehmungslustig und selbstbewusst, und der auch den richtigen Ehrgeiz hat, diese Leistung zu erfüllen. Dann scheidet die rassische Kümmerlinge ganz von selbst aus, gleichgültig von welchem Blut sie sind oder selber abstammen wännen. Und wenn dann ein Jude diesen Bedingungen genügt, dann wird er auch als Lehrer und Erzieher seinen Mann stehen. Ich kenne jüdische Soldaten und Reserve-Offiziere aus dem Kriege, die sogar richtige Draufgänger waren.

Im Übrigen zeigt die alte germanische Geschichte, dass selbst unsre Urvordern schon der gleichen Auffassung waren. Die Stämme wählten sich ihre Fürsten, d.h. also ihre Führer, im Allgemeinen aus den Freien. Sie konnten aber auch einen Unfreien wählen, wenn er ein Bastard war und sich vor dem Feind bewährt hatte. Die Tapfersten der Freien hiessen ‚Helden‘, die Tapfersten der Bastarde hiessen ‚Recken‘. Man lese das Nibelungenlied und andere Sagen und wird erkennen, dass man bald ebenso viel Recken dort findet als Helden.»

Die Unterhaltung wurde etwas unterbrochen. Als ich mit Schaub und Schemm allein sass, sagte dieser: «Man sollte sich eine solche Unterhaltung aufschreiben. Sie enthält so ungeheuer viel, dass man für längere Zeit mit dem Verdauen des Gehörten beschäftigt ist. Wo hat Adolf Hitler das alles her!»

Ich sagte ihm, dass ich selbst stets aufnotierte, was so gesprochen worden sei. «Ich habe Hitler schon einmal gebeten, dass ich solche Gespräche veröffentlichen darf. Aber er wollte es nicht: ‚Nach meinem Tode könnt ihr veröffentlichen, was Ihr wollt. Aber vorher kann es zu nichts gut sein. Es würde von unsern politischen Gegnern nur zerpfückt. So war auch die Veröffentlichung des «Mythus» von Rosenberg³, die ohne mein Wissen geschah, unzweckmässig.» Deshalb blieben meine Aufzeichnungen in meinem Schreibtisch. Aber sie sind wohlverwahrt.»

55. Hitlers Ansichten über Schulwesen und Familie in einer «sozialistischen Demokratie» – Seine Pläne für «nationalpolitische Erziehungsanstalten»

Als Hitler wieder zurückkam, setzte er sofort lebhaft die Erörterung fort und kam auf die Frage der Schulorganisation.

«Wir müssen im sozialistischen Staat, – aber eigentlich müsste man das in jedem Staat! – von dem Grundsatz ausgehen, dass jedem Kind und jungen Menschen *die* Schulbildung und Erziehung zu teil werden muss, die seinen Fähigkeiten und besonderen Anlagen entspricht.

Damit ist aber nicht gesagt, dass der Staat den Eltern und der Familie die Erziehung und Förderung der Entwicklung aus der Hand zu nehmen hat. Das wäre vollkommen falsch. Wenn wir überhaupt an den Ewigkeitswert des Menschen glauben, – und das ist das stärkste Positivum aller höheren Religionen – dann kann es in erster Linie nur durch die Erhaltung der Art und ihre Höherentwicklung sein, und dafür ist die Familie die Keimzelle. Alles, was ein Mensch ist und sein kann, ist er nur und kann er nur sein auf Grund des Erbgutes, das er von Vater und Mutter mitbekommen hat, geformt und geweckt in erster Linie durch die Umgebung und die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen ist, sowie durch die Erziehung und Ausbildung, die ihm im Elternhaus, in der Schule, im Freundeskreis und im praktischen Leben zuteilwerden, wobei das Vorbild derer von stärkstem Einfluss ist, die am engsten und nächsten mit ihm zusammenwohnen.

Wenn ein Vater oder eine Mutter also Anspruch machen auf Ewigkeitswert ihres eigenen Seins, der gestaltenden Kraft ihrer eigenen Seele und des von ihnen gemehrten, gefestigten und veredelten Erbgutes ihrer eigenen Vorfahren, dann müssen sie den Willen haben, selbst die Herstellung der Grundlagen für die Erziehung und Entwicklung ihrer Kinder in die Hand zu nehmen.

Die derzeitigen durch die Not der beiden letzten Jahrzehnte, im Besonderen aber durch den immer schneller werdenden, zerreibenden Lauf des Räderwerkes der liberalistisch-kapitalistischen Wirtschaft, völlig unnatürlich und widersinnig gewordenen Lebensverhältnisse hindern aber in vielen Fällen sowohl Vater wie Mutter daran, sich um Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder so, wie es sein sollte und wie sie es vielleicht auch selber wünschten, zu kümmern. Und in den Städten und ganz besonders bei den vermeintlichen ‚Grossen‘ nehmen Vergnügungssucht, Repräsentations-Eitelkeit, rein materialistisches Denken, das nur auf die Gegenwart eingestellt ist, und eine vollkommen dumme und dekadente Überheblichkeit häufig Zeit und Geld und überhaupt die gesamten Interessen so stark in Anspruch, dass für die Erziehung der Kinder nichts mehr übrigbleibt.

Im liberalistischen Staat mag das die Sache jedes Einzelnen sein. Sie nennen das: Menschenrechte, freie Verfügung über die eigene Person, demokratische Freiheit! In Wirklichkeit ist es Lotterwirtschaft, Dekadenz, Entwicklung zum snobistischen Gangstertum und Nihilismus, der mit der Zeit zum Untergang von Volk und Staat führen muss. [...]

Und das Geheimnis einer nachhaltigen und erfolgreichen Erziehung ist, dass der Erzieher nicht mit der Macht seines Lehrrechtes, oder der Vater mit der Gewalt seiner juristischen Verantwortlichkeit regiert und handelt, sondern sie müssen selbst Diener einer Idee sein und als solche in Erscheinung treten. Und diese Idee muss gipfeln in dem sozialistischen, also allen dienenden Gemeinschaftsziel, das von der Gottheit aufgestellt, von der Gesamtheit des Volkes gewollt und vom Erzieher und Lehrer vermittelt wird. Instinktiv rücken die jungen Menschen sich näher, wenn sie die Grösse der zwingenden Aufgabe erkennen, die ihnen allen gestellt ist und an deren Erfüllung jeder nach seiner Kraft und Fähigkeit mitzuarbeiten die religiöse, sittliche und sozialistische Pflicht hat.

Deshalb muss also jeder die Schulbildung geniessen können, die seinem sittlichen und geistigen Können entspricht.

Hierfür ist die derzeitige Schulorganisation ungeeignet. Sie geht meines Erachtens von einem grundsätzlich falschen Gedanken aus. Sie richtet sich nämlich in ihren Anforderungen und Plänen nach dem Durchschnitt, d.h. nach der Dummheit, anstatt nach dem Überdurchschnitt, also nach der grösseren Begabung.

Verstehen Sie mich, Schemm. Sie müssen das einmal mit Ihren Kollegen besprechen und sich selbst durch den Kopf gehen lassen. Ich meine so: Das Pensum einer Klasse und einer Schule ist so festgelegt, dass der Durchschnitt mitkommt. Was unter dem Durchschnitt ist, hinkt nach und hemmt den Lehrer. Was aber darüber ist, bummelt und vertrödelt Zeit. Aber auf *diese* jungen Menschen kommt es ja gerade an! Vom Standpunkt des Volkes, der sozialistischen Gemeinschaft aus gesehen!

Natürlich schadet es nichts, wenn ein Junge ein oder zwei Jahre lang etwas langsamer ausgebildet wird, als seine Fähigkeiten es erlauben würden. Aber es darf nicht zu lange so sein.

Wir haben zur Zeit 8 Jahre Volksschule. Wohl sondern sich im 4. Jahr diejenigen ab, die zu den Mittelschulen übergehen. Aber da ist vielen der Knopf ja noch gar nicht aufgegangen. Und die werden dann bis zu ihrem 14. Lebensjahr noch von der Volksschule angeödet.

Wäre es nicht besser, man machte nur 6 Jahre lang Volksschule, und zwar für alle. Und man begänne im 5. Jahr genau so, wie in der Realschule, mit einer Fremdsprache, also mit Französisch, Englisch oder Russisch. Aber natürlich nur *mit einer*, nicht fakultativ, sondern im Westen Französisch, im Norden Englisch und im Osten Russisch.

Dann würde man im 5. und 6. Jahr schon sehen, wer nicht mitkommt. Er wird dann von den Fächern dispensiert, die für ihn nicht zweckmässig sind, und er bekommt in den dadurch für ihn freien Stunden Nachhilfe-Unterricht in den andern Fächern. Ich gebe

also einer grösseren Anzahl die Möglichkeit der mittleren Schulbildung und scheidet die dafür nicht Geeigneten aus. Ich mache es also umgekehrt wie bisher.»

Schemm unterbrach mit den Worten:

«Das mag in einer Stadt gehen. In Dorfschulen ist das unmöglich. Denn dort hat *ein* Lehrer gleichzeitig 2 bis 3 Jahrgänge in einem einzigen Klassenzimmer.»

«Ich bin auch in eine solche Dorfschule gegangen¹. Dadurch komme ich gerade auf meinen Vorschlag. Ich hörte dort, als ich in der untersten Klasse war, schon immer bei den Schülern der zweiten Klasse mit, und später bei der dritten und vierten. Gott sei Dank, dass ich dann weg kam. Sonst hätte ich die letzte Klasse 2 bis 3 Jahre lang durchsitzen müssen.»

«Das mag bei einzelnen Schülern möglich sein. Im Durchschnitt ist es...»

Hitler unterbrach:

«Da kommen Sie mir wieder mit dem Durchschnitt! Höchste Schulbildung braucht nur die Auslese! Und um die Auswahl und die Förderung dieser Auslese handelt es sich schon in der Volksschule, und zwar von Anfang an! Überlegen Sie sich das, wie man es in der Volksschule und besonders auch in der Dorfschule machen muss, aber man *muss* es machen!

Denn es scheint mir unbedingt richtiger zu sein, das Klassenziel so zu setzen, dass es nur von einem Drittel oder der Hälfte erreicht wird, wobei die andern durchaus nicht sitzen bleiben sollen. Sondern sie werden auf den Unterricht nur der elementarsten Fächer beschränkt und betreiben diese dann doppelt nachhaltig. Vielleicht kommt in Frage, vom 4. Jahr an zwei verschiedene Klassen zu machen. Das muss man eben einmal sehen. Da müssen uns die Erfahrungen belehren.

Nach dem 6. Jahr würde ich die Aufteilung in Mittelschule und Fortbildungsschule für zweckmässig halten. Die Mittelschule entspräche dem Gymnasium, die Fortbildungsschule dem 7. und 8. Jahr der Volksschule. Aber beide müssten ganz anders gegliedert und geplant sein.

Wenn die Schulpflicht mit 6 Jahren beginnt, so würde diese Teilung in das 12. bis 13. Lebensjahr fallen. Da sieht man schon etwas genauer, was einer leisten und werden kann, als mit 9, 10 oder 11 Jahren.

Auch im Gymnasium müsste wieder nach dem Grundsatz gearbeitet werden: es wird mehr verlangt, damit die Ausscheidung besser ist. Wenn man z.B. in der untersten Gymnasialklasse das Lateinische beginnt, – was ich für zweckmässig halte, – dann wird sich im Laufe dieser und der nächsten Klasse zeigen, wer dafür den Kopf hat und wer nicht. Es könnte dann wieder nach dem 2. Gymnasialschuljahr, also im 14. oder 15. Lebensjahr, eine weitere Teilung stattfinden in das humanistische Gymnasium und das Realgymnasium. Es schadet nichts, wenn sich dann einer umsonst 1 oder 2 Jahre mit dem Lateinischen herumgeplagt hat. Irgend-etwas kommt doch dabei heraus, und wenn nur die Erkenntnis, dass er nicht dazu taugt. Für dieses Endgymnasium genügen dann bestimmt 4 weitere Jahre.

Ich komme also im Ganzen auf 8 Schuljahre für den Volks- und Fortbildungsschüler, und auf 12 Jahre für den Mittelschüler. Je besser die Auswahl ist, umso schneller ist das Vorwärtkommen. Ich glaube deshalb, dass wir das bisherige 9. Gymnasialjahr sparen können.»

«Wäre es nicht möglich», sagte Schemm, «dass die Ausscheidung der schlechteren Schüler aus dem Klassendurchschnitt Verärgerung, Missmut und Minderwertigkeitskomplexe hervorbringen könnte, die auch wieder ihre Schattenseiten haben?»

«Das Leben ist ein Kampf, bei dem sich stets nur das Bessere und Stärkere durchsetzt. Je früher das ein junger Mensch merkt, umso früher stellt er sich darauf ein. Ihre Bedenken sind weder sozialistisch noch liberalistisch, sondern sie sind humanitär. Und das ist meistens nur ein Fremdwort für «heuchlerisch». Wir haben nicht nach humanitären Gesichtspunkten zu handeln, sondern nach sozialistischen! Was für die Gesamtheit des Volkes von Vorteil ist, das ist richtig. Der Einzelne ist ein Glied der Gesamtheit und gliedert sich ein oder wird eingegliedert, wo er am besten für die Allgemeinheit arbeiten kann. Wer nichts kann, soll das ruhig wissen. Im Gegenteil! *Er muss* es wissen. Da schleifen wir zur Zeit die grössten Strohköpfe durch die Gymnasien und Hochschulen, nur weil der Vater sich in gehobener Stellung befindet oder weil er das Geld dazu hat! Ist es denn eine Schande, Schreinerlehrling zu werden, oder Maurer, oder Schuhmacher? Jede Arbeit ist gleich ehrenvoll. Keiner unterscheidet sich als Mensch und Volksgenosse vom anderen durch die Arbeit, die er leistet, sondern nur durch die Art, *wie* er sie leistet!

Das hängt nicht mit der Bezahlung, mit der Höhe des Arbeitslohnes, zusammen. Bezahlte wird die Arbeit nach ihrem wirtschaftlichen, kulturellen und allgemeinen Wert der Gesamtheit gegenüber. Das gehört also nicht hierher.

Das ist also *auch* eine Aufgabe der Erziehung, die Achtung vor der Arbeit des andern zu erwecken!

Im Übrigen halte ich die Bedenken von Ihnen noch aus einem weiteren Grund für gegenstandslos: die Kinder und Jungen wissen alle selber ganz genau, was sie können und wo sie hingehören, häufig besser als die Lehrer. Es wird viel eher böses Blut machen, wenn ein Ungeeigneter für die höhere Schulbildung zugelassen wird, als dass er dorthin kommt, wo der Lehrplan seinem Können entspricht. –

Bis jetzt sprachen wir über die Organisation des Schulwesens im sozialistischen Staat. Jetzt komme ich zur finanziellen Frage.

Wenn unser Ziel ist, dass jeder *die* Schulbildung erhält, die seinen Fähigkeiten entspricht, dann müssen wir dafür auch die finanzielle Möglichkeit schaffen.

Man könnte auf dem Standpunkt stehen, dass das ganze Schulwesen kostenfrei sein soll. Aber das ist vielleicht in der Auswirkung falsch. Wir haben es mit Menschen zu tun. Und es ist menschlich, dass man etwas auf die leichte Schulter nimmt, das nichts kostet, d.h. das nicht erarbeitet werden muss. Wenn ein Vater für seinen Sohn Schulgeld bezahlen muss, dann hat er vielleicht doch ein grösseres Interesse daran, dass der Junge was lernt, als wenn die Schule nichts kostet. Denn er muss es sich absparen.

Ich bin deshalb der Ansicht, dass ein bestimmter Grundbetrag entrichtet werden sollte. Er braucht gar nicht sehr hoch zu sein. Und dann ist es Sache der Berufsorganisationen, helfend und unterstützend einzugreifen, wenn einzelne Familien durch Kinderreichtum, Krankheit, oder aus irgendwelchen andern Gründen in Not und Bedrängnis kommen. Dies bedingt allerdings die Durchführung einer besonderen Wirtschaftsordnung», – sagte Hitler dazwischen, indem er auf mich schaute, « – die die Gewerkschaften, Bauernschaften, Innungen und sonstigen Berufsorganisationen dazu in die Lage versetzt. Bis das durchgeführt ist, müsste es Sache der Gemeinden sein, aber nur letzten Endes und im Ausgleich des Staates.

Hier tritt der Unterschied vom sozialistischen Staat zum kommunistischen klar zu Tage. Im sozialistischen behält der Einzelne oder seine Berufsgemeinschaft Verantwortung und Mitverantwortung für sich selbst bzw. die Berufskollegen. Im kommunistischen Staat wird jede Verantwortung und Sorge vom Staat übernommen und auf ihn abgewälzt.

Wir müssen uns sehr hüten, in kommunistische Gedankengänge abzurutschen. Denn sie sind im Grunde nicht sozialistisch. Auch Ihre Einwürfe wegen der Gleichmacherei in den Dorfschulen stammen letzten Endes aus einer Kiste, in der sich kommunistisches Gedankengut befindet und nicht sozialistisches! Der Sozialismus pflegt die individuelle Freiheit mit der Ausrichtung auf das Wohl der Allgemeinheit, der Kommunismus beseitigt diese Freiheit durch Kollektivierung, also durch Schaffung von Herden und Herdenvieh, das vom Staat zur Arbeit und auf die Weide getrieben wird.

Wenn deshalb Schüler und Schülerinnen sich durch Anlage, Fleiss und Können besonders hervortun, dann sollten Stipendien in grösserem Umfang zur Verfügung stehen, die zum Teil dem betreffenden Zögling zu geben sind, zum Teil den Eltern desselben.

Nichts ist ein grösserer Ansporn zur Leistung als Lob und Tadel. Und wenn zum Lob kommt, dass das Kind einen 2-4 wöchigen Aufenthalt an der See oder im Gebirge erhält und die Eltern einen Geldbetrag von 50 bis 100 Mark als Hilfe für die Bekleidung oder sonstige Ausstattung des Kindes, dann wirkt das Wunder für die Zukunft, auch bei den Schulkameraden und deren Eltern.»

«Sollte dadurch nicht der materielle Sinn zu stark angeregt und in den Vordergrund geschoben werden?», fragte Schemm.

«Die Frage kommt wieder aus Ihrer kommunistischen Kiste», antwortete Hitler. «Machen wir uns doch nichts vor! Warum ist der Jude so häufig im Vorteil uns Deutschen gegenüber? Weil sein materieller Sinn bei jeder Handlung von vornherein an den Vorteil denkt! Warum hat England die Welt erobern können? Weil es dabei ausschliesslich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten handelte und in erster Linie mit wirtschaftlichen Mitteln auf den materiellen Vorteil hinarbeitete.

Wir Deutsche sehen unsern Stolz darin, das ‚Volk der Dichter und Denker‘ zu sein. Und dabei reissen uns unsere Gegner, so lange wir zurückdenken können, immer und immer wieder ein Stück Land nach dem andern vom Leibe! Wir ‚dichten‘ und ‚denken‘, während die andern die Welt unter sich aufteilen! Und wir freuen uns über eine Aner-

kennung durch das Ausland unvergleichlich mehr, als wenn wir mit dem Ausland einen günstigen Kaufabschluss für 100'000 Schweine gemacht hätten.

Wir brauchen den idealistischen Sinn unsres Volkes nicht noch weiter zu pflegen und zu steigern. Wir sollten im Gegenteil dafür sorgen, dass der Geschäftssinn etwas mehr entwickelt wird. Natürlich gibt es höhere Dinge als den geschäftlichen Vorteil. Aber dass Orden und Adelstitel höher im Kurs stehen als eine Dotation oder eine Gehaltserhöhung, das ist nur ein Überbleibsel aus der Feudalzeit, das bis auf das Offizierskorps, die letzte Reliquie jener Zeit, seine Anerkennung bereits verloren hat. Hiervon nehme ich natürlich Tapferkeitsauszeichnungen im Kriege oder für Rettungstaten aus, wengleich ich es doch für richtig hielte, auch Ordensverleihungen auf Grund solcher Veranlassungen mit materiellen Vorteilen zu koppeln.» –

Nach einer kurzen Atempause fuhr Hitler fort: «Was nun das Schulgeld für die Mittelschüler anbelangt, so muss da insofern eine andere Handhabung eintreten, als ein Bauer, ein Arbeiter und selbst ein kleinerer Handwerker nicht in der Lage ist, einen Sohn oder eine Tochter länger als 8 Schuljahre hindurch zu verhalten und für ihn auch noch Schulgeld zu bezahlen. Denn Kinder, *die nicht* die Befähigung für die Mittelschule besitzen, wären dann für solche Eltern mehr wert, als die Befähigten. Sie lachen?» unterbrach sich Hitler. «Aber es ist leider so. Und, weiss Gott, es kann auch gar nicht anders sein bei den minimalen Einkünften des einfachen Mannes. Denn der Bauer rechnet immer schon damit, dass sein Sohn und sein Mädels vom 14. Jahr ab als billige Arbeitskraft mit ihm aufs Feld oder in den Stall gehen, und auch eine Arbeiterfamilie muss für die Aufzucht besonders einer grösseren Kinderzahl einkalkulieren, dass die heranwachsenden Kinder mit 14 Jahren bereits etwas zum Haushalt beisteuern.

Es genügt also nicht, wenn ein solcher Familienvater für seinen Jungen in der Mittelschule *kein* Schulgeld bezahlen muss, sondern er muss darüber hinaus auch noch eine Beihilfe bekommen. Da die Allgemeinheit, das Volk im Ganzen gesehen, Interesse daran haben, dass die befähigte Jugend nach oben entwickelt wird, ist es berechtigt, dass in diesem Fall auch die Allgemeinheit, also der Staat, diese Beihilfe bezahlt. Sie könnte in einem Bekleidungs- und Ernährungszuschuss von vielleicht 30 Mark im Monat bestehen, also genau so viel, wie ein Junge als Lehrling in der Fabrik, beim Handwerk oder auf einem kaufmännischen Büro bekommt. Denn er ist ja auch in der Schule Lehrling. Dieser Zuschuss käme also vom 9. Schuljahr ab in Frage, d.h. von der Teilung in das humanistische und in das Realgymnasium.

Ausserdem müssten alle Schulmittel, Bücher, Hefte, Schreibutensilien usw. kostenlos vom Staat gestellt werden, und zwar bereits vom 7. Schuljahr ab, und in allen Schulen, auch in den Fortbildungsschulen. Es ist zu erwägen, ob man die Schulmittel überhaupt von Anfang an kostenlos zur Verfügung stellt. Aber auch da spielt wieder eine Rolle, dass etwas, das bezahlt werden musste, pfleglicher behandelt wird, als wenn es umsonst ist. Hierüber können wir gelegentlich noch mal sprechen.»

«Würden Sie nun für richtig halten, dass das Schulgeld in den Mittelschulen für alle Väter wegfallen muss, auch für einen Generaldirektor oder Minister?», fragte Schemm.

«Die Frage ist berechtigt. Aber ich möchte sie mit ‚ja‘ beantworten.

Zunächst einmal finden wir gerade unter den Gebildeten heutzutage nach der grossen Entwertungszeit viele verschämte Arme, die sich wesentlich mehr am Munde absparen müssen, um ihren Kindern eine ihrem Können entsprechende Schulbildung zukommen zu lassen, als ein Arbeiter. Dann hat meistens jemand, der ein höheres Gehalt bekommt, auch höhere Ausgaben und Verpflichtungen, die sich aus seiner Stellung ergeben. Er hat also für seine Kinder häufig auch nicht mehr übrig als einer mit geringerem Einkommen. Endlich werden in der kommenden Zeit, besonders wenn erst die nächste Generation in die Arbeit hineinwächst, viel mehr Menschen, die nichts besitzen als ihr Können und ihren Leistungswillen, in höher bezahlte Berufe kommen, wo sie nun nicht gleich wieder dadurch bestraft werden dürfen, dass sie für ihre Kinder grössere Aufwendungen machen müssen als andere.

Es würde auch den sozialistischen Grundsätzen widersprechen, wenn wir da zwei Kategorien von Menschen einteilen wollten: solche, die Schulgeld bezahlen, und solche, die es nicht zu bezahlen brauchen. Und wo ist die Grenze zu ziehen?

Aber etwas andres halte ich für zweckmässig: dass die vermögenden Eltern angehalten und gegebenenfalls aufgefordert werden, sich der unbemittelten Schulkameraden ihrer Kinder anzunehmen, indem sie sie gelegentlich wochentags oder sonntags, oder auch in den Ferien zu sich einladen oder zu Ausflügen und zum Sommeraufenthalt mitnehmen. – Aber das ist ein zweischneidiges Schwert! Es ist zu leicht möglich, dass dann gerade die Ärmsten keinen Freund oder keine befreundete Familie finden. – Überlegen Sie sich das. Irgendwie, scheint es mir, müsste es möglich sein und wäre dann sogar von besonderem Vorteil für die immer festere Fügung der grossen und alle umfassenden Volksgemeinschaft, die das A und O eines wirklichen Sozialismus ist. Deshalb nennen wir uns ja auch Nationalsozialisten! Wir wollen zunächst einmal den Sozialismus in unserer Nation, und unserm Volke durchführen! Erst wenn die Völker in sich sozialistisch sind, können sie auch an einen internationalen Sozialismus denken. – Auch hier wieder sehen Sie den Unterschied vom National-Sozialismus zum internationalen Marxismus und zum Kommunismus. –

Nun schwebt mir etwas vor, das ich aus dem römischen Erziehungswesen entnommen habe. Man sollte in der Lage sein, die ganz besonderen Schüler, – hierbei handelt es sich nur um Jungens –, aus dem ganzen Volk herauszusuchen, um ihnen eine ganz besonders vorzügliche Schulung zuteil werden zu lassen. Und diese Schüler müssten schon sehr frühzeitig auf einen gewissen Führerberuf hin erzogen werden.

Hier liegt der wesentliche Unterschied zwischen einer aristokratischen oder auch wirtschaftsliberalistischen Monarchie oder Oligarchie, und einer sozialistischen Demokratie. Im ersteren Fall erhalten die Söhne der oberen Familien ganz von selbst diejenige Schul- und Ausbildung, die sie befähigt, auf der für sie reservierten Laufbahn der höheren staatlichen Verwaltung sowie überhaupt eines gehobenen Staatsdienstes vorwärts zu kommen. Neu Hereinkommende haben nur Aussicht, wenn sie finanziell unabhängig

sind oder gute ‚Verbindungen und Empfehlungen‘ haben, ausserdem natürlich, – wenigstens im Allgemeinen, – die notwendige Befähigung. Sonst kräpeln sie nur herum als ‚Konzessionsschulzen‘, sich selbst und für die andern verächtlich. Im Offizierskorps finden wir, wie ich den Eindruck habe, diesen Typ seit 1919 häufiger.

Eine Demokratie, und besonders eine sozialistische Demokratie, erfordert aber die Ausbildung und Erziehung der Besten *aus dem ganzen Volke* für den höheren Staatsdienst! Darauf muss also auch die gesamte Schulorganisation Rücksicht nehmen. Die Unterlassung dieser Neuordnung ist der tiefste Grund für das allmähliche Versagen des Weimarer Staates. Denn die Auswahl der Besten erstreckt sich eben zur Zeit *nicht* auf das gesamte Volk, sondern genau wie vorher in der Hauptsache auf die Kreise, die schon bisher ‚oben‘ waren, die es sich leisten können und die die notwendigen Verbindungen besitzen. Und da diese Kreise selbstverständlich reaktionär sind, werden auch führende Staatsstellen immer mehr mit Reaktionären besetzt und es ist kein Wunder, dass die Reaktion immer mehr den Kopf hebt. Gerade die Konzessionsschulzen, die ich vorhin erwähnte, machen da am lautesten mit. Denn sie kleben an ihrer Stellung und wollen auf keinen Fall zur Schau tragen, wo sie herkommen. Sondern sie sind eher bemüht, durch ultra-reaktionäres Getue und durch schroffe Ablehnung des Sozialismus und der Volksgemeinschaftsgedanken diejenigen noch zu übertrumpfen, die an sich durch Geburt und Kinderstube die reaktionäre Gesinnung in sich tragen.

Gerade *wir* werden die Folgen der Unterlassungssünden von Weimar auf dem Gebiet der Erziehung und des Schulwesens verspüren und verdauen müssen, wenn wir einmal die Regierung massgebend in der Hand haben. Denn auch *wir* gelten für jene Reaktionäre als ‚Emporkömmlinge‘ und als ‚Linke‘, die sie zu gern mit ‚vaterlandsfeindlich‘, ‚bolschewistisch‘ und ‚minderwertig‘ bezeichnen möchten. Dabei sind übrigens sie es gerade, die bereit sind, ihr Vaterland zu verraten.

Zwei Gruppen in einem Volk geht das Gefühl für ‚Volk‘ und ‚Vaterland‘ völlig ab, wenn sie es auch gerne im Munde führen. Das eine sind die erwähnten Nachkömmlinge aus dem feudalistischen Zeitalter, die sich heute als Reaktionäre kennzeichnen, das andere sind diejenigen, die sich Demokraten nennen und sich deshalb auch in einer politischen Partei zusammengeschlossen haben, der sie heuchlerischerweise den Namen: ‚demokratische Partei‘, jetzt ‚Staatspartei‘ gegeben haben. Beide Gruppen verfolgen und kennen aber nur ihre rein eigenen, egoistischen Interessen und Ziele. Das Vaterland ist ihnen gleichgültig, soweit sie nicht den Landbesitz ihrer Väter darunter verstehen. Und das Volk verachten sie und sehen in ihm nur die Knechte und Arbeiter ihres Kapitals.

Um die 3 voll zu machen, müssen wir dazu noch die Kommunisten erwähnen, die aber den Begriff Volk ganz offiziell ablehnen und bei denen deshalb auch der Begriff Vaterlands verrat nicht vorhanden ist. Nur eines unterscheidet sie von den beiden anderen: sie sind wenigstens ehrlich. Deswegen werden sie auch unsere Erziehungs- und Schulgrundsätze bejahen. Die Reaktionäre und Demokraten dagegen nicht. Denn *sie* kümmert nur das Fortkommen ihrer eigenen Kinder. *Uns* aber kümmert die Auslese aus dem ganzen Volk.

Deshalb müssen wir so bald wie möglich daran gehen, nachzuholen, was versäumt worden ist.

Die Römer haben die besten Schüler aus ihrem ganzen Imperium in Internaten zusammengezogen und dort durch die besten Lehrkräfte erziehen und ausbilden lassen. Dabei nahmen sie keine Rücksicht darauf, was der Vater von Beruf war. Nur fremde Rassen, und zwar Neger und Juden, schlossen sie aus. Sonst genossen die Juden bei ihnen alle Freiheiten, Neger dagegen nur ganz ausnahmsweise dann, wenn sie sich durch besonders hervorragende Leistungen für das römische Imperium verdient gemacht hatten; Juden konnten sogar ‚römische Bürger‘ werden, wie wir im Falle Paulus sehen. Aber die Pagenschule, also die Anstalt, in der die jungen Männer herangebildet wurden, die später in den höheren Staatsdienst treten sollten, war für sie nicht zugänglich.

Eine ähnliche Organisation schwebt mir also auch für Deutschland vor.

Ich denke mir, dass diese Schulen das 5. bis 12. Schuljahr umfassen, also die beiden letzten Jahre der Volksschule und das gesamte Gymnasium. Die Schulen müssten Internate sein mit ausgesuchten Erziehern und Lehrern. In der Erziehung könnten vielleicht die deutschen Kadetten-Corps zum Muster genommen werden, wobei allerdings besonders in den späteren Jahren die national-politische Erziehung in wesentlich grösserem Ausmass und mit anderen Zielen erfolgen müsste. Im Lehrplan müssten die Anforderungen noch weit über das Pensum der Gymnasien hinausgehen. Und ein besonderes Moment muss in die Herzen der jungen Zöglinge hineingetragen werden, auch wieder

eines, das bereits Christus als ethische Verpflichtung des Einzelnen in der sozialistischen Gemeinschaft hervorgehoben hat: ‚wer mehr Pfunde empfangen hat, von dem wird mehr gefordert werden«, der hat also nicht höhere Rechte, sondern höhere Pflichten. Das also muss das Ethos einer solchen national-politischen Erziehungs-Anstalt sein.

Und damit weise ich Sie noch auf ein zweites Moment hin, Schemm, das immer wieder in der Jugend, wo es auch sei, ob Fortbildungsschule oder Realgymnasium, humanistisches Gymnasium oder nationalpolitische Erziehungsanstalt, geweckt werden muss: jede neue Generation muss mehr ‚wollen‘, als die vorhergehende «konnte»! Es muss ihr vor Augen geführt werden, was alles in der Epoche der beiden letzten Generationen anders geworden ist, die Entwicklung auf allen Gebieten der Technik, der Chemie und der Wissenschaften überhaupt, und dass diese Tatsache für die heutige Jugend die Verpflichtung in sich schliesst, auf dem Wege dieser Entwicklung weiter vorwärts zu schreiten und nicht stehen zu bleiben! Dadurch wird zugleich die Achtung vor den vorhergehenden Generationen, vor den Eltern und vor den Ahnen, zum selbstverständlichen Bewusstsein gebracht und die Bereitschaft, sich eher zu schämen, wenn die Gegenwart nicht noch mehr erreicht als die Vergangenheit und die Zukunft nicht noch einmal wieder mehr wie die Gegenwart. So erwecken wir eine neue Sturm- und Drangperiode in der Jugend unseres Volkes, die das gesamte Volk wieder jung macht und die Stagnation der abendländischen Kultur überwindet! So wird die defätistische Weissagung Oswald Spenglers vom Untergang des Abendlandes Lügen gestraft!»

Da Hitler etwas pausierte, fragte Schemm:

«Wie sollten wohl die Schüler für diese Schulen ausgesucht werden?»

«Hier möchte ich eine Brücke bauen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, zwischen den Familien, die schon bisher die verantwortlichen Persönlichkeiten dem Volk und der Regierung zur Verfügung gestellt haben und dem Führertum, das unmittelbar und neu aus dem Volke herauswächst. Das würde eine Brücke zugleich bedeuten zwischen dem Feudalismus der Vergangenheit und dem Sozialismus der Zukunft. Wir dürfen nicht unterschätzen, dass Söhne aus Familien, die seit Generationen zu «führen» gewohnt sind, auch Erbanlagen in sich tragen, die sie stärker dafür prädestinieren, als es bei Söhnen aus Arbeiter- und einfachen Bauernfamilien im Allgemeinen der Fall sein wird. Denn wenn Menschen aus der Tradition der Familie heraus im Gefühl einer grösseren Bestimmung erzogen sind, dann können sie ihre Gedanken und ihre Seele andern Ansichten und andern Zielen zuwenden, als es die engeren Verhältnissen und Lebensbedingungen eines niederen Standes im Allgemeinen vorbereiten. Dabei kann sein, dass solche Söhne in den ersten Jahren der Schule in den üblichen Lehrfächern durchaus nichts Überraszendes leisten. Denn ihre Stärke kann sich ja manchmal auch erst später entfalten und zeigen.

Ich halte deshalb für richtig, dass man erstens jedem Vater das Recht gibt, seinen

Sohn zu einer solchen Sonderanstalt anzumelden, wobei eine nicht übermässig schwere Prüfung, die jedoch zum mindestens eine Veranlagung *über* dem Durchschnitt erfordert, über die Aufnahme entscheiden müsste. *Diese* Väter haben Schul- und Erziehungs- sowie Bekleidungs-, Wohnungs- und Verpflegungskosten selbst zu tragen, wofür ein annehmbarer Satz festzulegen wäre.

Zweitens sind nun aber die besten und dafür geeignetesten Schüler aus allen Volksschulen auszusuchen. Den Eltern dieser Ausgesuchten ist mitzuteilen, dass ihre Söhne für diese Sonderschulbildung vorgesehen sind. Dann sollen die Eltern selber die Entscheidung fällen, ob sie ihren Sohn in ein solches Internat schicken, oder ob sie ihn bei sich behalten und damit auf dem gewöhnlichen Ausbildungsweg belassen wollen. Alle Kosten für Leben, Bekleidung, Schuhe usw. im Internat muss jedoch *für diese* Söhne frei sein, und zwar einschliesslich des Fahrgeldes zwischen Internat und Wohnort am Anfang und am Ende der Schulzeit und in den Ferien.

Natürlich ist im Internat fortlaufend eine weitere Auslese durchzuführen. Was charakterlich und leistungsmässig nicht einwandfrei ist, muss wieder ausgeschieden werden. Das ist vielleicht manchmal hart. Aber hier gelten höhere Gesichtspunkte. Ebenso muss auch wer mehr leistet, mehr gefördert werden.

Wenn dann ein Sohn aus einer alten Adelsfamilie, oder eines Industriellen, oder eines Professors, *mehr* leistet als die andern, so werden die Mitschüler dies bedingungslos anerkennen. Denn wie ich vorhin schon sagte, merken die Kinder unter sich selber am klarsten, was einer kann und für die Zukunft in sich trägt. Und es entsteht dabei kein Neid sondern eine Zustimmung, keine Missgunst sondern eine Bejahung der Führereigenschaft des Betreffenden. Und wenn umgekehrt der Sohn eines Arbeiters oder Bauern, oder woher er auch stammen mag, die andern überragt an Wissen und Können sowie an sportlicher Leistung und Charakter, dann werden alle auch ihm frohe Zustimmung zollen und ihn umso mehr als ihren Primus achten, als sie wissen, dass *er* wirklich aus eigener Kraft geschaffen hat, was ihn zum Primus machte.

Wenn solche Jungens dann neben dem Unterricht ausserdem als Stubenführer und Hilfslehrer für jüngere Jahrgänge herausgestellt werden, dann werden sie sich bis zur Abschlussprüfung unbedingt bereits zu einer Reife entwickeln, die auch im Leben eine Führerlaufbahn ermöglichen wird, sei es als Jurist oder als Lehrer, als Industrieller oder als Kaufmann, als Politiker oder als Diplomat. Und die Offizierslaufbahn müsste ausserdem jeder dieser jungen Männer ohne Ausnahme einschlagen.

Wenn wir das so machen, dann wäre es ja gelacht, wenn nicht die Söhne gerade aus den Familien, die das Erbgut des Führertums besitzen, in grösserem Umfang mit Erfolg abschneiden würden als die Söhne von Eltern, die erst den Weg nach oben begonnen haben. Vielleicht werden *die Kinder* dieser Söhne bereits die andern überflügeln! Wenn aber aus einer Familie einmal ein besonderes Genie hervorgeht, wie ein Moltke, ein Scharnhorst, ein Wagner oder Beethoven, ein Bismarck oder Metternich, dann wird es bestimmt entdeckt und seinen Weg machen und nicht in der Masse verloren gehen und verkommen.

Ein solches Schulwesen wird und muss eine unbändige Kraft von Wissen, Können und Wollen nach oben bringen, hinein in die Hochschule und in die Berufe, und besonders in die Selbstverwaltungsmaschine des Volkes: den Staat. Und wenn erst zwei, drei Generationen so erzogen und entwickelt sind, und wenn die Verantwortlichen nach jens noch weitere Verbesserungen des gesamten Erziehungssystems durchführen, dann *wird, dann muss* sich eine zunehmende, gewaltige Niveau-Steigerung des deutschen Menschen und des deutschen Volkes ergeben, die sich nicht nur auf dem Gebiet der wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Leistung, sondern auch in einer künstlerischen und kulturellen Höherentwicklung zeigen wird. Und letzten Endes ist dies die Erfüllung des Sinns und Auftrags der göttlichen Schöpfung, der an alle Völker und Rassen der Welt gegeben ist und dessen Vollendung die wahre Religion ist, wie sie erstmalig von Christus erkannt und gelehrt worden ist und wie sie von uns neu geformt werden muss.

Das ist Ihr Auftrag, Schemm, für das Erziehungs- und Schulwesen.»

Hitler stand auf und verabschiedete sich. Schemm sagte nachher zu mir:

«Werden nach der Regierungsübernahme die Männer da sein, die die Grösse dieser Gedanken erkennen und an der Durchführung mitzuarbeiten in der Lage sind?»

«Das ist auch meine Sorge. Aber eine viel grössere Sorge ist ausserdem die, ob nicht die Hunderte und Tausende kleiner Hitlers, wie ich die Gauleiter und Kreisleiter und die Fachberater überall nenne, im Augenblick der Machtübernahme durch die Partei über diese grossen Ideen einfach hinwegschreiten, zumal sie sie gar nicht kennen und auch gar nicht verstehen würden, um ihre eigenen stümperhaften Gedanken durchzuführen, soweit ihr Einfluss reicht.

Und eine besondere Gefahr liegt in der inneren Ablehnung und Instinktlosigkeit derjenigen Kreise, die Hitler vorhin die Reaktionäre genannt hat. Sie werden es nicht leicht haben, Schemm, den Auftrag, den Sie heute bekamen, in die Tat umzusetzen.» [...]

56. Hitler: Buben sollen weg von den Müttern und sich gegenseitig verprügeln – Staatliche Stipendien und Gemeinschaftshäuser für Universitätsstudenten

Am andern Morgen warteten wir nach dem Frühstück noch auf Streicher, um dann mittags nach Dresden weiterzufahren, wo eine Versammlung von geladenen Vertretern der Wirtschaft vorgesehen war.

Ich benutzte die freie Stunde, Hitler noch einmal auf das Erziehungswesen anzusprechen, nachdem ich einen grossen Teil der sowieso nur kurzen Nacht mit den Aufzeichnungen verbracht hatte.

«Zwei Punkte sind es», fragte ich, «die gestern Abend noch unerwähnt blieben: erstens die Frage, ob es richtig ist, die Söhne bereits vom 10. Lebensjahr ab vom Elternhaus wegzunehmen und sie in ein Internat zu geben, und zweitens die Hochschulfrage.»

Hitler antwortete, ohne sich zu besinnen:

«Die erste Frage kann ich beantworten. Zur zweiten kann ich Ihnen nur meine grundsätzliche Einstellung sagen. Ich begeben mich nicht gern auf Spezialgebiete, wenn ich nicht muss. Ich ziehe vor – und das ist auch meine Stärke –, nur in die Richtung zu weisen, in der ich das Ziel erkenne. Den Weg dorthin müssen die Fachleute suchen und ausbauen, und ihn dann auch vorangehen. Allerdings kommt mir häufig vor, dass diese Fachleute das Ziel gar nicht sehen, auf das ich deute, oder vielleicht, dass sie es nicht sehen wollen. Deshalb muss ich mich gelegentlich doch auf die Details einlassen, wenn auch ungern und selbst, wenn es eigentlich Neuland für mich ist. Manchmal sehe ich dann zu meinem eigenen Erstaunen grosse Augen und überraschte Gesichter. Und fast immer habe ich das Gefühl, wenn die Leute von mir weggehen, dass ich offenbar recht gehabt habe und dass auch sie davon überzeugt sind.»

«Ob da nicht manchmal eine gewisse Suggestion mitspielt, die von Ihnen ausgeht?», warf ich ein.

«Früher glaubte ich das. Vielleicht liegt auch wirklich in der richtigen Erfassung und im Eingehen auf die Psychologie der andern, wie es auch bei der Masse ist, eine suggestive Kraft. Aber die Erfahrung und die Erfolge zeigen mir, dass es doch häufig nur daran liegt, dass die meisten Menschen nicht gewohnt sind, ihr geistiges Auge weit genug in die Ferne und zwar voraus schweifen zu lassen und dass sie deshalb gewisse Dinge, die ich ganz klar sehe, einfach nicht erkennen und deshalb falsch denken.

Aber das Universitätswesen ist mir denn doch zu fremd. *Damuss* ich mich auf die Vernunft der andern verlassen.

Was die Internate anbelangt, so bin ich der Ansicht, dass junge Burschen zu jungen

Burschen gehören und weg von der Mutter. Die Liebe der Mutter ist zu gross, als dass sie nicht dauernd bemüht wäre, dem Jungen zu helfen, für ihn zu sorgen, ihn zu pflegen und sogar für ihn zu denken. Und andererseits ist auch wieder die Faulheit der Jugend zu natürlich, als dass sie sich nicht gerne von der Mutter umsorgen liesse. Welche Mutter liesse ihren Sohn sich selbst die Knöpfe annähen, die Strümpfe stopfen, die Wäsche flicken und das Geschirr abspülen? Natürlich wird es besser, wenn's die Mutter macht, und es geht nicht so viel dabei kaputt. Aber so ein Lausebengel wird ein ‚Herr‘ und die Mutter wird sein ‚Knecht‘ oder seine ‚Magd‘! Im Internat muss er das alles selber machen. Da gibt es täglich eine Putz- und Flickstunde, wie bei den Soldaten. Und später weiss der Bub das gar nicht mehr anders, als dass er selbst für sich sorgen muss. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit ist die Grundlage der persönlichen Freiheit. Sie zu erzielen ist unsere Aufgabe.

Aber weiter. Buben müssen sich auch mal gegenseitig verprügeln. Das ist ein Teil der gegenseitigen Selbsterziehung. Ein Junge, der nur zu Hause aufwächst, oder gar nur von Schwestern und deren Freundinnen umgeben ist, ist wie eine Treibhauspflanze. Später erzittert er sich vor jedem harten Wort, weicht vor dem Angriff eines andern zurück und bricht mit den Nerven zusammen, wenn er mal vom Schicksal tüchtig Prügel kriegt. Da ist es besser, er gewöhnt sich frühzeitig daran.

Auch lernt er zu Hause nicht, selber rasch zuzupacken, an sich selbst und seinen Vorteil zu denken und sich zur Geltung zu bringen. Je besser er erzogen wird, möchte ich beinahe sagen, umso grösser wird auch seine Bereitschaft, zurückhaltend zu sein, nicht aufzufallen, niemand weh zu tun. Und später sehen wir dann, dass *die andern* überall die grösseren und besseren Brocken bekommen. Nein! Er muss von Jugend auf lernen, sein Recht zu erkennen und um sein Recht zu kämpfen, und es ist besser, er schlägt einem andern einmal die Zähne ein, wenn er merkt, dass der ihn behumpsen will, als dass er wie ein Schäfchen daneben steht, mit dem Schwanz wedelnd, und eventuell zur Mutter läuft, um sich weinend zu beklagen.

Auch erlebt jeder junge Mensch eine gewisse Flegelzeit. Im Internat kann er sie ausleben. Tut er's zu Hause, und lassen die Eltern zu, dass er sie dabei sogar selber tyrannisiert, wie es häufig vorkommt, dann wird der Junge fürs ganze Leben unbrauchbar, falls das Schicksal nicht nachholt, was der Vater versäumt hat. Lassen es die Eltern aber nicht zu, sondern halten den Flegeldrang des Sohnes mit liebender Hand und Verstärker Fürsorge nieder, dann kann aus diesem Most erst recht kein guter Wein werden. Denn Wein muss gären. Im Internat haben sie aber alle etwa gleichzeitig die Flegelzeit und reagieren sie gegenseitig ab. Und nach aussen hin merkt man diese Periode nur daran, dass etwas mehr Arm- und Beinbrüche vorkommen und dass das Strafbuch etwas mehr Strafen aufweist. Aber diese Bengels werden nachher selbständige, freie Kerle, wirkliche Demokraten, die ihr Recht und ihre Freiheit kennen und sie fordern und verteidigen.

Dann weiter. Die Jugend muss viel hinaus in die frische Luft, auf Feld und Wiese, in Wald und Berge. Die Muskeln müssen sich anstrengen; denn nur dadurch kommen sie zu vollen Entwicklung. Lungen und Herz müssen erweitert werden; denn nur dadurch

genügen sie später dem erwachsenen Körper. Die Jugend muss an Sonne und Kälte, Sturm und Regen, an Wind und Wetter gewöhnt werden; denn nur dann ist sie abgehärtet fürs Leben und klemmt sich nicht bei Nebel und Dusterheit hinter den wärmenden Ofen und übt sich auf diese Weise auch schon fürs Leben in der Duckmäuserei und in der Vogel-Strauss-Politik.

Das Internat kann alles das planmässig pflegen. Die Mütter haben dazu weder Zeit noch Mut, und die Väter kommen abends meist selber müde von der Arbeit nach Hause. Deshalb muss für die häusliche Jugend hier die Hitler-Jugend einspringen oder was sonst an Jugendbünden ähnlicher Art besteht.

Auch was das Lernen betrifft, so ist das Internat dem Elternhaus überlegen. Wenn die Jungens in den Arbeitsstunden zusammensitzen, aber auch in der freien Zeit, reden sie dauernd über ihre Arbeiten und Aufgaben. Und wenn sie dabei nur über die Lehrer schimpfen, so beschäftigen sie sich eben doch ausschliesslich mit der Schule und ihrem Pensum. Wenn die Buben aber zu Hause leben, dann ist die Schule längst vergessen, wenn sie zu Hause ankommen. Viele lassen sogar ihre Bücher in der Schule, weil sie zu Hause gar nichts lernen *wollen*. Und häusliche Sorgen, häusliche Interessen, Besuch, Vergnügungen, Geburtstage, Feste und was es immer sei, ziehen die Aufmerksamkeit des jungen Menschen auf sich und lenken ihn von der Schule ab.

Natürlich gibt es da Ausnahmen, sowohl unter den Schülern wie unter den Eltern. Aber vielfach wird doch die Schule für den heranwachsenden jungen Menschen ein Fremdkörper, und darunter leidet das innere Erlebnis des Lehrstoffs und des Gelernten. Ja, wenn wir als Lehrer in der Hauptsache ausgesuchte Persönlichkeiten hätten! Die die Jungens fesseln und gedanklich mit sich verbinden! Aber diese Fälle sind selten! –

Sie sehen also, ich finde nichts, was gegen die Internate spricht, sondern alles spricht dafür. Dass natürlich in den Internaten leicht auch Unsitten einreissen und Fehlgriffe vorkommen, das ist klar. Hiergegen muss Schulleitung, Schularzt, Schulaufsicht, Schülerrat und Elternrat sichern und arbeiten. Denn schon in der Schule muss das Zusammenspiel von Obrigkeit und Selbstverwaltung, von Führung und Freiheit, von Verantwortung und Selbsterziehung geübt werden, um auf das ganze Fühlen und Sich-einfügen in die grosse Volksgemeinschaft überzugehen.

Da gibt es dann Mucker, die sprechen von Entfremdung vom Elternhaus und von Gefährdung der Gesundheit. Dagegen kann ich sagen, dass in einem Jungen, der im Internat ist, nur eine grosse Sehnsucht lebt und mit ihm heranwächst: die Sehnsucht und die Liebe zum Elternhaus. Wenn er Urlaub hat, dann kennt er nur einen Gedanken: nach Hause! Und auch wenn er erwachsen ist später, dann wird das Elternhaus ein Magnet für ihn sein. Wer aber im Elternhaus aufgewachsen ist, hat eher die Sehnsucht: hinaus in die Selbständigkeit, in die Freiheit, ins Leben! Und die Anziehungskraft des Elternhauses wird auch späterhin für ihn nie so sein wie für den andern.

Und mit dem erzieherischen Einfl uss des Elternhauses ist es genau so. Wer fern der Eltern aufwächst und sie nur gelegentlich in den Ferien sieht, – das sind übrigens auch schon fast 2½ Monate im Jahr, – und wer ausserdem durch Sehnsucht mit den Eltern verbunden ist, der sieht in ihnen und im Elternhause überhaupt nur das Gute, das Edle,

das Positive, das Liebenswerte, das Vorbild. Wer aber tagein, tagaus zu Hause sitzt und alles miterlebt, was das Einerlei des häuslichen Zusammenseins mit sich bringt, der sieht viel eher auch das Schlechte, das Unedle, das Negative und das Hässliche, und er sucht sich seine Vorbilder häutig lieber draussen, ausserhalb des häuslichen Kreises.

Man soll mir nicht die wenigen günstigen Beispiele, die vielleicht meine Auffassung widerlegen könnten, als die Regel vorhalten. Auch Eltern und Kinder sind Menschen, und auch zwischen ihnen ist alles menschlich. *Über* das menschliche erhaben ist jedoch die Bindung des Kindes durch Liebe und Sehnsucht an das Elternhaus, die durch das Internat erreicht wird!

Was die Gefährdung der Gesundheit angeht, so hat es beinahe keinen Sinn, auf diesen Vorhalt einzugehen. Es kann weder die Aufgabe der Familien noch die des Volkes sein, Schwächlinge und Pimpferlinge zu erziehen. Sondern ein sozialistischer Staat braucht gesunde und kräftige Menschen, die der Gemeinschaft etwas leisten können und ihr nicht zur Last fallen. Das Hochpeppen des Schwachen und Widerstandsunfähigen ist eine Humanitätsduselei, die nicht das Kennzeichen eines kraftvoll emporstrebenden, sich im Gefühl des Mannesalters befindenden Volkes ist, sondern eine Begleiterscheinung der Dekadenz und der Degeneration und damit der Ausdruck des endgültigen Absterbens eines Volkes und seines Abtretens aus der Geschichte.

Und nun zur Hochschule. Zunächst, um die eben besprochenen Gedanken fortzusetzen, gibt es drei Möglichkeiten, wie ein junger Student von aussen her zur Hochschule steht: entweder indem er im Elternhaus oder bei Bekannten oder Verwandten, also in einem geordnetem Haushalt als dessen Mitglied wohnt, oder indem er in Gemeinschaftshäusern, also einer Art Internat lebt, oder indem er irgendwo allein in einer Bude haust, wie's die Studenten nennen. Das erscheint vielleicht nebensächlich. Aber das ist es durchaus nicht. Denn in der Hochschule selbst muss die akademische Freiheit herrschen. *Sie* sieht aber ganz verschieden aus, je nachdem ich sie von aussen betrachte oder von innen erlebe.

Eine Universität, wie überhaupt eine Hochschule, also auch eine Forstakademie, eine technische Hochschule, eine Bergakademie, eine Handelshochschule, eine Musikhochschule, eine Kunstakademie usw., sollte, wie das zum grössten Teil wohl auch heutzutage der Fall ist, etwas Ähnliches wie eine kleine Demokratie, ein kleines Selbstverwaltungswesen, eine kleine Republik sein. Die lehrenden Persönlichkeiten und die Studenten sollten in einem sich gegenseitig bedingenden Wechselverhältnis zueinander stehen, das freie Entwicklung, freie Lehrmeinung, aber auch freies Lernziel für jeden gewährt. Denn die studierende Jugend ist alt genug, um selbst zu wissen und sich selbst entschliessen zu können, wen und was sie hören und lernen will. Nur in *Einem* muss Klarheit herrschen: nicht nur ein Industrierwerk oder sonst ein Privatunternehmer *braucht nicht* einen jungen Mann, der sein akademisches Examen bestanden hat, unbedingt anzustellen, sondern *auch der Staat braucht* das nicht! Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen der bisherigen Übung und der für eine sozialistische Demokratie gegebenen Selbstverständlichkeit.

Denn wenn ein Student mit Löffeln der Weisheit das ganze Gedankengut in sich aufgenommen hat, das z.B. Professoren verkünden, die in jeder Beziehung stockreaktionär sind, dann kann eine fortschrittlich denkende Demokratie, die nach dem Ziel der sozialistischen Volksgemeinschaft strebt, diesen jungen Mann nicht seinem Beamtenkörper einverleiben.

Die Absichten und die Bedingungen des Berufs, auf den ein junger Mensch hinstrebt, müssen also für ihn ausschlaggebend sein für die Wahl der Universität, bei der er sich immatrikulieren, und der Professoren, bei denen er belegen will. Dabei ist es eine weitere Frage, ob und wie weit der Staat auch bei den Prüfungen mitzuwirken hat. Grundsätzlich aber sollte weitgehendste, ich möchte sogar sagen, vollkommene Lehrfreiheit und Lernfreiheit herrschen. Wenn die Jugend durch eine richtige Vor- und Mittelschule gelaufen ist und in den Jugendorganisationen Freiheits- und Persönlichkeitssinn in sich aufgenommen hat, dann wird sie auch mit der akademischen Freiheit etwas anzufangen verstehen.

Die Träger des Geistes einer höchsten Lehranstalt sind doch letzten Endes auch wieder nur die wenigen, aber schon in der deutschen Vergangenheit stets markant gewesenen grossen Persönlichkeiten der Wissenschaften, der Technik und der Kunst, die dort die Lehrstühle innehaben. Je grösser aber solche Persönlichkeiten sind, umso grössere Freiheiten brauchen sie und müssen sie haben für eine fruchtbringende Entwicklung ihrer Arbeit, ihrer Forschung und ihrer Lehre. Wenn wir also das Höchste erreichen wollen, dann kann der Weg nur über die höchste Freiheit gehen.

Nun komme ich zu den drei Arten zurück, wie der Student seiner Hochschule gegenüber stehen kann. Da es sich ja bereits um erwachsene Menschen handelt, darf es auch dafür keine Vorschriften geben. Aber die ganze Neuordnung, die ein sozialistischer Staat in der Auswahl der Studenten mit sich bringt, die Verschiedenartigkeit ihrer Verhältnisse, ihrer bisherigen häuslichen Lebensgewohnheiten und ihrer finanziellen Möglichkeiten, machen doch notwendig, dass sich der Staat dieser in der Hauptsache materiellen Dinge annimmt.

Es muss Schülern, die die Mittelschule mit besonderem Erfolg im Ganzen oder auf einzelnen Fachgebieten absolviert haben, möglich gemacht werden, sich dem entsprechenden Studium zu widmen, auch wenn der Vater einfacher Arbeiter oder Bauer ist.

Das bedingt ein Stipendium, das nicht nur die Kosten des Studiums und der dafür notwendigen Bücher usw. deckt, sondern auch Wohnung, Bekleidung und Leben. Infolgedessen liegt der Gedanke von Gemeinschaftshäusern nahe, also eigentlich von Pensionaten oder gar Internaten, die in einer gewissen Beziehung zur Hochschule stehen. Ich erinnere hier an die englischen Universitäten. Auch da sollte den Studenten vollkommene Entschlussfreiheit gelassen werden, ob sie sich in ein solches Gemeinschaftshaus aufnehmen lassen oder ihr Leben privat führen wollen. Aber das Vorhandensein von Gemeinschaftshäusern ist eben unbedingt erforderlich.

Damit stösst unsere Aufmerksamkeit auf die studentischen Verbindungen. Ihnen hegt sicherlich von Anfang an auch irgendein solcher Gedanke zugrunde. Aber sie haben sich sehr stark als Standesorganisationen entwickelt und emanzipiert und tragen deshalb zur Zeit einen Stempel, der dem neuen Geist einer sozialistischen Volksgemeinschaft nicht mehr entspricht. Ich verkenne nicht die grosse erzieherische Leistung, die diese Corps und Burschenschaften, und wie sie sich nennen, bisher vollbracht haben und noch zu vollbringen vermögen. Aber sie bedürfen einer inneren und äusseren Umgestaltung, der ähnliche Gedanken zu Grunde zu legen sind, wie ich sie gestern für die Nationalpolitischen Erziehungs-Anstalten erwähnt habe. Die positiven Kräfte, die Tradition und die Werte, die allein schon in den ‚Alten-Herren-Gemeinschaften‘ liegen, können aber bestimmt mit besonderem Vorteil im neuen Sinn verwendet werden.

Auch da bin ich der Ansicht, dass man es den Universitäten und Hochschulen zunächst einmal selbst überträgt und überlässt, die richtige Form entsprechend der neuen Zeit zu finden. Die Entwicklung geht nicht von heute auf morgen, und es sind Fragen des Instinktes und der Erfahrung, die auch auf diesem Gebiet den Weg weisen werden vom Scheuklappen- und Egoistengeist des veralteten Standesdünkels zum neuen Freiheitsgeist einer sozialistischen Gemeinschaft.» –

Damit beendete Hitler seine für mich denkwürdigen Ausführungen, die, wenn sie zur Anwendung gekommen wären, ein weiterer gewaltiger Schritt vorwärts in der Befreiung des deutschen Volkes aus den antiquierten Fesseln eines eigentlich bereits untergegangenen Zeitalters gewesen wären. [...]

57. Wirtschaftspolitische Gegenströmungen in der N.S.D.A.P. – Hitlers Sorge um die Macht der Grossunternehmer – Er will die «sozialistischen» Pläne bis nach Übernahme des Staates zurückstellen

In München waren inzwischen einige neue Männer aufgetaucht. Himmler begann offenbar, sich einen grösseren Stab zu schaffen und Vertreter aus allen Gebieten der Regierungskunst an sich zu ziehen. [...]

Als Berater in wirtschaftlichen Fragen war Keppler zu ihm getreten, jener Industrielle aus Eberbach bei Heidelberg, den ich am ersten Tag des Nürnberger Aufmarsches 1929 am Tische des Gauleiters Robert Wagner aus Karlsruhe kennengelernt hatte, und der mir damals nicht ganz sympathisch erschienen war. Ich hatte ihn inzwischen einmal in seiner Fabrik, die den amerikanischen Kodak-Werken¹ gehörte, besucht, ohne dass sich mein Eindruck geändert hatte.

Den Bearbeiter der landwirtschaftlichen Abteilung, Darre, hatte Himmler durch Verleihung eines höheren S.S.Führer-Ranges und der betreffenden Uniform an seinen Kreis gekettet und mit ihm zusammen das rassenpolitische Amt weiterentwickelt, in dem ebenfalls mehrere neue Männer mitarbeiteten.

Was Himmler mit diesem Stab beabsichtigte, war mir anfangs noch nicht klar. Er bildete eigentlich eine Sonderzelle in der Reichsleitung und wirkte sich insofern etwas störend auf die Zusammenarbeit aus, als nun völlig getrennt von den sehr weit fortgeschrittenen Arbeiten der einzelnen Abteilungen der Organisations Abt. II sich auch noch dieser Stab mit den gleichen Fragen beschäftigte, ohne die Ziele und Lösungen der eigentlich verantwortlichen Arbeitsstellen zu kennen. So kam es dann auch, dass die Abteilung Darres mit der Zeit aus der Organisations Abt. II ausscherte und ein gewisses Eigenleben in engerer Fühlung mit der S.S. Himmlers führte.

Für die Wirtschaftspolitik war das Auftreten Keplers insofern sehr nachteilig, als Keppler sich als reiner Wirtschaftsliberalist entpuppte, der sogar enge verwandtschaftliche Beziehungen zu Freimaurerlogen hatte.

An den Grundsätzen und Plänen der eigentlichen nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik nagten deshalb nunmehr folgende verschiedene Kräfte:

1.) Göring, der unter dem Einfluss der Schwer- und Ruhrindustrie stand. Sie war reaktionär und wirtschaftsliberalistisch. Der Hauptfinanzier Görings, Fritz Thyssen, war vorübergehend zwar Parteimitglied geworden, überwachte aber die Arbeit und Korrespondenz Görings dadurch lückenlos, dass er ihm seine Tochter, Fräulein Thyssen, als Sekretärin zur Verfügung stellte². Aufgabe und Ziel war: jeden Versuch der Partei zu verhindern, eine sozialistische Wirtschaftspolitik in die Tat umzusetzen oder auch nur zu propagieren. Der Kampf ging ausdrücklich gegen meine Person und meine Politik.

2.) Himmler, finanziert durch einen anonymen Geldgeberkreis, zu dem unter anderem auch der Grossgrundbesitz und die jüdischen Warenhäuser gehörten. Seine Wirtschaftspolitik lief infolgedessen auf die Erhaltung des Grossgrundbesitzes hinaus, der sogar noch eine Stützung durch das geplante Erbschaftsgesetz erhielt, das den Majoratsbegriff für die Erhaltung des Hofes benutzte. Dabei war das Erbhofgesetz an sich durchaus richtig und passte voll und ganz in den Rahmen der Sozialwirtschaft. Der Grossgrundbesitz dagegen nicht.

Die Abhängigkeit von den Warenhäusern brachte wiederum deren Stützung mit sich, die im Widerstreit lag mit der Tendenz der Wiederherstellung eines gesunden und selbständigen Einzelhandels. Damit stand also auch die Wirtschaftspolitik der S.S. der sozialistischen Wirtschaftspolitik meiner Abteilung diametral entgegen. Und die Auffassungen Keplers konnten eher als wirtschaftsreaktionär als den sozialistischen Notwendigkeiten entgegenkommend oder sie überhaupt erkennend bezeichnet werden.

3.) Funk, bezahlt durch den Bergbau und die Ruhrindustrie. Er war an sich für sozialistische Gedanken aufgeschlossen, aber noch nicht in die tiefsten Gedanken unserer Sozialwirtschaft eingeführt. So befürchtete er mehr gefährliche und unüberlegte Experimente, als dass er sich zu einer positiven Mitarbeit hätte entschliessen können. Durch seine Geldgeber und durch engste Freundschaften mit Logenbrüdern höchster Grade war er ausserdem offenbar in immer entschiedenerer Form für deren Interessen gewonnen worden und sah seine Aufgabe damals bereits in der Verteidigung des Wirtschaftsliberalismus, anstatt in der Wegbereitung für eine neue Sozialwirtschaft. Er hatte deshalb bereits mit einem unzweifelhaften Kampf gegen meine Wirtschaftspolitik und gegen meine Person begonnen.

4.) Feder, integer, unbestechlich, nicht käuflich, aber durch die damalige Übertragung der Leitung der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik auf mich in seiner Eitelkeit verletzt, sah diesen Kampf mit stiller Freude an und schlug Hitler vor, um die gegnerischen Angriffe ins Leere stossen zu lassen, eine Zweiteilung des Gesamtkomplexes der Wirtschaftspolitik durchzuführen in die vom Staat zu übernehmende, also zu sozialisierende bzw. zu verstaatlichende Wirtschaft, und in die Privatwirtschaft. *Er* wollte die staatswirtschaftliche Abteilung übernehmen, *ich* sollte den privatwirtschaftlichen Sektor behalten. Er als der «Programmatiker der Partei» sollte ausserdem entscheiden, was in die eine und was in die andre Abteilung gehörte. Feder war nun meiner Überzeugung nach zu sehr Theoretiker, als dass er gerade im heikelsten Sektor unsrer Wirtschaftspolitik den Einwürfen und der Arbeit der Praktiker hätte mit Erfolg entgegentreten können. Ausserdem war ja doch das Hauptziel meiner Wirtschaftspolitik, eine Synthese der Staats- und der Privatwirtschaft, sowie des Sozialisierungsbegriffs und des festen Privatbesitzes herzustellen, die ich ebenso wie Hitler als *die* Lösung des sozialistischen Problems auf dem wirtschaftlichen Gebiet überhaupt erkannt hatte.

Die von Feder vorgeschlagene Zweiteilung, die ausserdem völlig unorganisch war, musste die Durchführung dieser Lösung unmöglich machen, war also auch wieder eine – vielleicht nicht beabsichtigte – Sabotage meiner Politik.

Als ich Hitler auf diesen Kampf hinwies und ihn darauf aufmerksam machte, dass er unweigerlich die Stosskraft unsrer Idee lähmen, ja vielleicht sogar brechen musste, sagte er langsam:

«Diese Ideen sind noch nicht reif für das Volk, oder das Volk ist noch nicht reif für die Ideen. Sie glauben gar nicht, wie häufig und in welchem Umfang ich auf die Befürchtungen der Männer der Wirtschaft angesprochen werde, dass wir gerade auf diesem Gebiet zerstören könnten, was wir auf anderen aufbauen.»

«Das ist mir ganz klar», erwiderte ich ihm. «Diese Männer der Wirtschaft und die von ihnen bezahlten Personen sind ja natürlicherweise Gegner unsrer Sozialwirtschaft. Das waren sie immer, und das werden sie immer bleiben. Und da sie alle – aber auch wirklich offenbar alle! – zu dumm sind, um zu erkennen, dass die grosse Entwicklung zwangsläufig in der Richtung auf den Sozialismus hinläuft, verbünden sie sich mit der politischen Reaktion und stemmen sich gegen die an sich unvermeidliche Entwicklung.»

«Sie unterschätzen aber die politische Macht dieser Männer, Wagener, und der Wirtschaft überhaupt. Ich habe das Gefühl, dass wir zunächst nicht gegen sie die Wilhelmstrasse erobern werden. So sehr ich also selber Ihre Pläne, die ja auch die meinen sind, für richtig und notwendig halte, so sehr erscheint es mir zweckmässig, mit diesen Plänen völlig zurückzuhalten, bis wir in der Wilhelmstrasse festsetzen und bis wir wirklich und sicher mindestens zwei Drittel des deutschen Volkes fest hinter uns haben.»

«Herr Hitler, *dagegen* habe ich nichts einzuwenden. Aber es ist doch nicht richtig, den Kampf in die eigenen Reihen zu tragen. Und Kompromisse auf diesem Gebiet sind sehr gefährlich. Es sind zwei Weltanschauungen, die sich da gegenüberstehen, die sozialistische, die die Menschenrechte, den Gemeinschaftssinn, die natürliche Auswahl und Entwicklungsmöglichkeit, Verantwortungsgefühl und einen ethischen Auftrag anerkennt, und die liberalistisch-reaktionäre, die das Recht des Stärkeren, den Egoismus, unnatürliche Privilegien und deren Erhaltung, Verantwortungslosigkeit dem Volke und den Massen gegenüber, und eine vollkommen unmoralische und unsittliche Selbstsucht als Prinzip ihres Handelns erhalten will. Diese beiden Weltanschauungen lehnen sich gegenseitig ab, und man kann aus ihnen keinen Kompromiss, keinen Brei machen. Die von Ihnen angeregte und von uns ausgearbeitete Lösung der Sozialwirtschaft, die voll auf dem Boden des Sozialismus steht, aber die positiven Kräfte des Individualismus, die auch das Wertvollste im Liberalismus sind, verwertet und in sich aufnimmt, ist die einzige Form, die einzige Lösungsidee, die mir bisher bekannt ist und die zum Ziel führen wird. Mag sein, dass da und dort noch Verbesserungen nötig und durchführbar sind. Aber am Grundprinzip werden sie nichts ändern.»

«Richtig, Wagener, richtig», suchte Hitler mich zu beruhigen. «Aber so etwas völlig Neues, so etwas die persönlichen Interessen jedes Einzelnen Betreffendes, muss erst einmal dem Verständnis der Massen nahegebracht werden. Wenn wir damit aber heute beginnen, ziehen wir den ganzen Kampf und die Ablehnung der Wirtschaft, und das sind alle politischen Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Demokraten, auf uns. Und da die Sozialdemokraten leider sowieso vollkommen gegen uns sind, stehen wir dann ganz allein. Dann werden wir nie die Majorität im Reichstag bekommen.

Ich muss deshalb hier ganz nüchtern und politisch denken und handeln. Und Ihre Aufgabe ist es, durch Schriften, Vorträge, Reden, und durch Ihre Organisation in den Gauen, das Verständnis für diese unsere Gedanken zu wecken und sie der Nachwelt zu überliefern. Aber damit dürfen Sie erst anfangen, wenn wir bereits die Regierungsmaschine in der Hand haben!

Und wenn Sie so 10, 15 Jahre gearbeitet haben, und wenn die junge Generation erst herangewachsen ist, die diesen Ideen bereits aufgeschlossener gegenübersteht, dann *dämmert* vielleicht die Zeit, dass die Erkenntnis der Grösse dieser Gedanken aus dem Volke heraus den Ruf nach einer Neuordnung erschallen lässt und dass die *politische* Reife und Ihre Aufklärungsarbeit auch ein neues wirtschaftliches Denken heranreifen lässt. Wenn denn Ihr Sohn und seine Generation die Fackel, die wir glimmend hinter verschlossenen Türen bergen, aber trotzdem pflegen müssen, dass sie nicht verlöscht, ergreift, um sich an die Spitze dieser grössten Revolution der Weltgeschichte zu setzen, – *dann* werden die Gegenrufe der überalterten und zahlenmässig bereits schwach gewordenen Reaktion keinen Widerhall mehr finden, und die Erkenntnis der bolschewistischen [sic] Lösungen dieser Probleme wird ihre Bedenken verstummen lassen. *Dann* ist die Lage anders, und die anbrechende neue Zeit wird die Erfüllung dessen bringen, was uns versagt bleiben musste. Das Neue muss erst vom ganzen Volk ‚*gewollt*‘ werden! *Dann* brechen die morschen Stützen des vergangenen Zeitalters wie Stroh zusammen und ein einziger Stoss wird das augenblicklich noch graniten erscheinende Gebäude der kapitalistisch-liberalistischen Fronherrschaft über den Haufen werfen. Und wenn niemand mehr den Staub unserer Asche zu sehen vermag, dann wird dieses Werk unserer Ideen und unserer Arbeit von der Welt erst erkannt und gewürdigt werden, und es wird der ewige Inhalt und die Grundlage des Lebens und des Zusammenlebens der Menschen und der Völker sein.»

Dann gab mir Hitler spontan die Hand und hielt sie lange in der seinen, mich unverwandt anschauend. Bis er sagte:

«Es klingt wie eine Leichenrede. Das ist hart für Sie. Aber sie werden, Sie müssen mich verstehen.» –

Ich verstand, – und wollte es doch wieder nicht verstehen. Denn es war der Sieg meiner Gegner über mich. Aber andererseits sagte eine Stimme in mir, dass Hitler recht habe.

Ich dachte unwillkürlich an Strasser, an die von Hitler ausgehende suggestive Kraft. War sie es, dass ich ihm zustimmte, obwohl es das Ende meiner Zukunftspläne in der Partei und im Staate bedeutete? Oder ist es vielleicht vielmehr das Grandiose seiner Konzeption, seine geradezu hellseherische Erkenntnis der Notwendigkeiten der Gegenwart und der Entwicklung der Zukunft? Dann würde es keine Suggestion sein. Sondern Hitler lässt einem einen Blick tun in das Dunkel des Kommenden, das er Augenblicke lang mit scheinwerferähnlichem Licht durchdringt und dabei Dinge beleuchtet, die unserem menschlichen Auge sonst verborgen bleiben. Dann steht man nicht unter dem Eindruck einer planmässigen Suggestion, wie sie ein Psychiater anzuwenden pflegt, son-

dern unter dem Eindruck dessen, was man gesehen hat! Und dadurch, dass man es gesehen hat, erscheint einem alles so einfach, so selbstverständlich und so richtig. Aber ohne diesen Scheinwerferblick hätte man diese Dinge nicht erkannt und wäre im Dunkeln weitergetappt, wie die meisten Menschen im Dunkeln tappen.

Erst nach und nach konnte ich mich mit den Tatsachen abfinden. Aber heute verstehe ich Hitler noch viel besser als damals. Erst musste noch die Reaktion über Deutschland kommen! Das politische Pendel war nach der höchsten nationalen Anstrengung des Volkes im Weltkrieg erst hinüber geschwungen nach links zum Sozialismus. Aber er war darauf nicht vorbereitet. Er war noch gar nicht reif! Und so konnte er es nicht abfangen, nicht halten! Es schwang zurück, schwang wieder nach rechts, und die Reaktion griff nach ihm! Am 30. Januar 1933 erfasste sie es und glaubte, es festhalten zu können, indem sie sich der Person Hitlers versicherte, in dem das Volk den Führer der sozialistischen Revolution sah. – Es war also ein Betrug der Reaktion! Deshalb wird sie es auch nicht festhalten können! Denn die Weltgeschichte *lässt* sich nicht betrügen! Und der Lauf der grossen Entwicklung geht hinüber zum Sozialismus! –

Damals war mir das noch nicht alles klar. Es begann erst ein leises Ahnen, was die Zukunft bringen werde. Auch bei Hitler war es bestimmt noch keine bewusste Erkenntnis, sondern der in die Zukunft schauende Blick seines unfassbaren Genius.

Mir kam an diesem Tage jedoch zum ersten Mal der Gedanke: ob es notwendig sei, dass ich mich auch selber mit dieser glimmenden Fackel einsperren lassen solle, oder ob ich nicht neben der Pflege ihres Funkens auch noch andre Aufgaben des Lebens und unsres Kampfes übernehmen könnte. Der Vorschlag Strassers, nach Berlin zu ziehen, gewann neu an Interesse.

58. Admiral a.D. Levetzow berät Hitler über Seestrategie und England-Politik – Hitler beharrt auf Kontinentalpolitik und «Bruderpakt» mit England

Einige Tage später rief mich Hitler morgens an, ob ich am Abend mit ihm nach Berlin fahren könne. Er habe dort einige Tage zu tun.

Ich sagte zu. Wir trafen uns im Schlafwagen, wo Abteile für uns reserviert waren. Brückner, Schaub und Hoffmann waren dabei. Ferner Admiral von Levetzow¹, der mit Hitler während der Fahrt über marine-politische Fragen sprach.

«Man muss sich die Frage vorlegen, ob Deutschland in der Zukunft überhaupt eine kampffähige Kriegsflotte braucht, oder ob das nur ein reiner Luxus, ein kaiserliches Spielzeug ist», sagte Hitler, als der Admiral seinen etwa halbstündigen Vortrag beendet hatte. «Wenn jedes Land eine starke Flotte haben wollte, dann gäbe es so viel Kriegsschiffe auf der Welt, dass es vielleicht sogar trotzdem wieder einmal zu einem reinen Seekrieg kommen könnte.»

«Einen reinen Seekrieg», sagte Levetzow, «könnten ja eigentlich immer nur die beiden Stärksten gegeneinander führen. Bei allen andern handelt es sich im Kriegsfall nur um eine Vernichtung des Schwächeren. Die Schwachen haben allerdings gelegentlich auch Interessen und Interessensgegensätze, die zu einer Auseinandersetzung auf dem Meere führen können. Ohne Einverständnis und Billigung eines der beiden Stärksten werden da aber wohl kaum weittragende Entscheidungen fallen.»

«Das würde für uns bedeuten, dass wir uns des Einverständnisses Englands sichern müssten, um z.B. in der Ostsee gegen Russland Krieg führen zu können?»

«Die Ostsee ist nun ein besonderer Fall, ähnlich wie das Schwarze Meer, da sie fast ein Binnenmeer ist und eigentlich nur für die Anlieger militärisches Interesse hat. Aber nehmen wir Frankreich oder Norwegen als Gegner an. Hier würde England nie einem hundertprozentigen deutschen Seesieg untätig zusehen.»

«Ich billige England in seiner Insellage und auf Grund seiner Geschichte diesen Anspruch durchaus zu. Ich gehe sogar noch weiter. Irgendeine Macht muss die Polizeiaufsicht auf dem Meere haben. Sie bedingt Besitzungen, Kohlenstationen, Ölstationen, Reparatur-Docks usw. auf der ganzen Welt. Das englische Empire ist deshalb geradezu dafür prädestiniert, ja es kommt sogar nur als einziges dafür in Frage. Warum sollte man ihm das streitig machen?»

«Die Polizeiaufsicht der Meere schliesst aber auch die Möglichkeit in sich, die *Herrschaft* auf den Meeren auszuüben. Und da die Wege des Wirtschaftslebens sich über alle Meere hin erstrecken, unterliegt auch das internationale Wirtschaftsleben, das heisst der

gesamte Welthandel und die Wertschiffahrt, den Gesetzen, die derjenige diktiert, der das Meer beherrscht.»

«Glauben Sie, dass England die Möglichkeit seiner Herrschaft ohne Grund willkürlich missbrauchen wird?», fragte Hitler.

«Ohne Grund nicht, und willkürlich auch nicht. Aber *wenn* es Grund hat und *wenn* es will, dann wird es seine Herrschaft zur See bedingungslos und rücksichtslos einsetzen, um sein Ziel zu erreichen.»

«Auf welchem Gebiet könnten wir mit England in Konflikt kommen?»

«Auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Exportes, wie das ja bereits vor dem Weltkrieg gewesen ist, oder auf dem Gebiet unserer europäischen Festlandspolitik, wie das ebenfalls vor dem Weltkrieg bereits war.»

«Export müssen wir so viel treiben, dass wir die Güter, die wir *im* portieren wollen, bezahlen können. Ich könnte mir nicht denken, dass England so weltfremd ist, um das nicht einzusehen. Im Gegenteil. Der deutsche *Import* belebt auch das *britische* Auslandsgeschäft. Vor dem Kriege war das anders. Da trieben wir Export-Imperialismus. Den konnte sich England, und aber auch Amerika, nicht gefallen lassen.

Und die deutsche Festlandspolitik könnte doch nur dann England auf den Plan rufen, wenn sie gegen England gerichtet ist, wie es zum Beispiel bei Napoleon der Fall war. Wir müssen deshalb England Garantien geben, dass das bei uns nicht eintreten wird.»

«Aber solche Garantien sind bei einer Kontinental-Politik nicht gut denkbar. Es müsste denn sein, dass wir auf jede Höherentwicklung Deutschlands verzichten. Deutschland ist nun einmal ein 70-Millionen-Volk, das stärkste in Europa, wenn man von Russland absieht. Und es liegt nun einmal mitten drin, ist also darauf angewiesen, immer zum mindesten mit dem Nachbar auf der einen Seite Freundschaft zu halten, um nicht von zwei Seiten zugleich angegriffen zu werden.

Sobald aber Deutschland mit einem nur Freundschaftsverträge abschliesst, hat es mit diesem zusammen das Übergewicht in Europa. Über kurz oder lang muss infolgedessen auch der andre Nachbar suchen, mit Deutschland Freundschaft zu schliessen. Und dann ist mit der Zeit die sichere Folge, dass die Vereinigten Staaten von Europa geschaffen werden, wobei Deutschland eine massgebende Stellung in diesem Staatenbund einnehmen würde.

Wie würde England zu einer solchen Gründung stehen? Es wäre das Schlimmste, was England passieren könnte! Denn hinein kann es nicht. Entweder treibt es europäische Politik oder Empire-Politik. Da das Empire die Grundlage der Macht und des Reichtums Englands ist und zugleich die Vorbedingung für die Vorherrschaft auf den Meeren, kann England die Empire-Politik nie aufgeben. Würde es sich aber durch den Beitritt zum Europäischen Staatenbund zur Teilnahme auch an der Europa-Politik entschliessen, so würde es sich in diesem Bund stets der Majorität, und damit in erster Linie der deutschen Politik, fügen müssen. Dadurch würde es aber auch das Empire in eine gewisse Abhängigkeit von Europa bringen mit dem Erfolg, dass es allmählich zerfallen und sich in seine Bestandteile auflösen würde. Wenn es aber ausserhalb der Vereinigten Staaten von

Europa bleibt, dann ist es erst recht wirtschaftlich und politisch und ganz ohne Zweifel militärisch von Europa abhängig, und auch seine beherrschende Stellung zur See wäre dauernd von Europa bedroht. In der Zeit der U-Boote und der Flugzeuge würde ein einiges Europa stets Herr der Lage auch in England sein.

England *muss* deshalb frühzeitig dafür sorgen, dass es nicht so weit kommt. Jede Bewegung in Deutschland, die dieses für Europa massgebende Staatswesen das Haupt höher erheben lässt, muss es deshalb bekämpfen. Besonders die Kontinentalpolitik Deutschlands im Sinne der Bismarckschen ist, von England aus gesehen, stets englandfeindlich. Denn es ist kaum denkbar, eine Kontinentalpolitik zu treiben mit dem Ziel, Deutschland zu beschränken, zu schwächen und einflusslos zu machen. Denn eine solche Regierung würde, *wenn* sie einmal ans Ruder käme, binnen kurzem vom Willen des deutschen Volkes hinweggespült werden. Deshalb *ist* England stets und unablässig der unbedingte Feind Deutschlands und der deutschen Entwicklung. Das wird sich nie ändern.

Man *kann* also England keine Garantien geben, dass man die englischen Interessen nicht beeinträchtigt. Man müsste denn Deutschland verraten!»

«Sie haben Russland bei Ihrer Rechnung ausser Acht gelassen. Russland, das bolschewistische Russland insbesondere, ist eine Drohung für England, eine Gefahr, ja eine Weltgefahr. Russland bereitet eine Weltrevolution vor! Eine Revolution, die alle Werte der Vergangenheit vernichten will, um auf den Trümmern des Umsturzes und nach Beseitigung aller Führerpersönlichkeiten der Völker bis hinab zu den Bürgermeistern und kleinsten Fabrikbesitzern, den Lehrern und Geistlichen, und selbstverständlich auch allen Politikern anderer Richtung, Sowjetstaaten primitivster Ordnung einzurichten, die nur eine Zentrale und nur einen Willen kennen: Moskau.»

Admiral von Levetzow unterbrach Hitler, indem er sagte:

«Diese Gefahr sieht England noch nicht. Und wenn es sie sähe, würde es trotzdem die deutsche Gefahr höher einschätzen als die russische. England weiss, dass sich jedes Volk gegen die internationale kommunistische Agitation seiner Haut wehren wird, also auch Deutschland. Und da Deutschland der russischen Gefahr am nächsten liegt, wird es als erstes zu dieser Abwehr gezwungen sein, und dass es so ist, ist für England eine besondere Genugtuung und Beruhigung.

England hat viel mehr die eine Angst, dass Deutschland sich mit Russland verbünden könnte, und freut sich, dass wir mit allen Mitteln gegen Russland schüren. Denn nur wenn es anders wäre, dann wäre England in Gefahr! Denn dieser Block würde nicht nur die Vorherrschaft Deutschlands in Europa sicherstellen, sondern auch die Bedrohung des englischen Mittelmeerweges akut werden lassen, einschliesslich Dardanellen und Suez-Kanal. England wird also eher versuchen, sich mit Russland trotz der weltanschaulichen Divergenzen gegen Deutschland zu einigen, als Deutschland die Hand gegen Russland zu reichen, was den sicheren Aufstieg Deutschlands zur Folge haben würde.»

«Sie vertreten die gleiche Ansicht, die ich schon so viel gehört habe», bemerkte Hitler lächelnd. «Danach müssten wir also zu dem Ergebnis kommen, entweder ewig in Sack und Asche zu gehen und uns damit abzufinden und selbst aufzugeben, oder aber: uns in

aller Eile und mit allen Mitteln militärisch so zu rüsten, dass England zu spät kommt, wenn es gegen unser Erwachen sein Veto einlegt. Denn mit Russland, mit dem Bolschewismus, zusammengehen und dem Kommunismus damit die Grenzen Deutschlands öffnen, das können wir nicht.»

«England würde wohl bis zu einer gewissen Grenze der Aufrüstung zusehen, sowohl zu Wasser wie zu Lande. Etwas unheimlich würde ihm die Aufrüstung in der Luft sein, wenn auch für den Einsatz der Luftwaffe gegen Kriegsschiffe noch keine Erfahrungen vorliegen. Aber es wird vom ersten Tag unseres Erwachens ab bereits alle Schritte vorbereiten, um alle Staaten Europas gegen uns einzustellen und mit ihnen gemeinsam über uns herzufallen, sobald sich eine günstige Veranlassung bietet.

Vom seestrategischen Standpunkt aus müssten wir deshalb ebenfalls von vornherein eine Politik treiben, die in diesem Fall den entsprechenden Gegenzug ermöglicht.»

«Welche Politik meinen Sie damit?», [fragte Hitler],

«Das englische Ansehen und die englische Machtstellung liegt in der Flotte. Die englische Machtentfaltung wird durch die Herrschaft dieser Flotte auf dem Weltmeer bedingt. Das Weltmeer hat nun eine Wespentaille. Das ist der Suezkanal. Wenn wir als Gegenzug England die Benutzung des Suez-Kanals streitig machen könnten, dann würde die englische Machtentfaltung stark gehemmt, vielleicht sogar unmöglich gemacht werden. Denn die Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung erfordert einen Verbrauch von Tonnage und von Betriebsstoffen, der von vornherein katastrophal auf die gesamte englische Kriegsführung wirken würde.»

«Und wie könnten Sie den Suez-Kanal sperren?»

«Indem wir uns mit dem Italien Mussolinis verbünden.»

«Schätzen Sie die italienische Flotte so hoch ein?»

«Vorerst noch nicht viel. Aber in Italien gibt es viele Normannen, Venetier und Genuesen, alles jahrhundertlang seebefahrende Völker, sodass angenommen werden kann, dass ein Mann wie Mussolini das alte Seefahrerherz dieser Volksteile wieder zu wecken in der Lage ist. Und die Baupläne Mussolinis deuten darauf hin, dass er Italien tatsächlich so stark machen will, um wenigstens die englische Mittelmeerflotte in Schach halten und die Benutzung des Mittelmeeres als Marschstrasse verhindern zu können.»

Hitler schaute schweigend vor sich hin. Weshalb der Admiral fortfuhr:

«Und im Fernen Osten ist der natürliche Feind Englands Japan. Wenn Japan gleichzeitig englische Seestreitkräfte im Fernen Osten bindet, dann ist die Situation Englands nicht so, dass es mutwillig zum Schlag gegen uns ausholt. Und wir haben ja keine Veranlassung, England anzugreifen.»

«Und welches wären die Aufgaben einer deutschen Kriegsflotte?»

«Die Home-fleet in England zu fesseln. Sonst kann Italien natürlich *seinen* Auftrag nicht ausführen.»

«Wie stark müsste sie da sein?»

«Auf Grosskampfschiffe kommt es weniger an. Sie sind in unserem engen Seegebiet zu sehr durch U-Boote verwundbar. Man wird einige als Rückhalt brauchen für eigene

grössere geschlossene U-Boot-Zerstörer oder Hilfskreuzer-Operationen, und um die englische Heimatflotte mit Sicherheit zu binden. Sonst brauchen wir nur U-Boote und möglichst viele schnelle kleine Schiffe.»

«Und welche Zeitspanne würde vergehen, bis die wünschenswerte Stärke erreicht ist?»

«Erreicht könnte die Stärke vielleicht in 10 Jahren werden. Aber halten könnten wir die Stärke im Ernstfall nur eine kurze Frist.»

«Weshalb?»

«Weil die Rohstoffe für den Neubau und den Ersatzbau fehlen, und weil Neubauten und auch Reparaturen von Kriegsschiffen stets mehrere Jahre in Anspruch nehmen.»

Nach einer kurzen Pause sagte Hitler:

«Ich danke Ihnen, Herr Admiral. Es ist mir erneut klar geworden, dass wir unter allen Umständen jede Verwicklung mit England vermeiden müssen. Einen Krieg mit England empfände ich ausserdem als einen Bruderkrieg. Man *braucht* nicht immer ein 1866, um einen Zweibundvertrag schliessen zu können.

Aber die aussenpolitischen Gedanken, die Sie mir vom seestrategischen Gesichtspunkt aus entwickelt haben, decken sich auch mit meinen aus ganz anderen Überlegungen herkommenden Plänen. Mit Italien verbindet uns die ähnliche innenpolitische Ideologie. Und Japan ist der natürliche Gegner nicht nur Englands im Fernen Osten, sondern auch Russlands und Amerikas, was bei China dagegen nicht der Fall wäre.

Aber es *muss* uns gelingen, England zu beweisen, dass wir nicht sein Feind sind und nichts unternehmen wollen, was England schädigen oder auch nur bedrohen könnte. Wie die blutsverwandten Völker Österreich und Preussen zu einem Friedens- und Freundschaftspakt gekommen sind, der mit der Zeit ein Bruderpakt wurde, so muss es auch zwischen Deutschland und England gelingen, das Misstrauen zu zerstreuen und sich die rassenverwandte Freundeshand zu reichen.»

Als ich mit Admiral von Levetzow bald darauf den Raum Hitlers verliess, um in unser gemeinsames Abteil zu gehen, sagte Levetzow:

«Herr Hitler unterschätzt die Sturheit Englands und besonders ihre [sic] klare und bedingungslose politische Linie: zunächst einmal für die eigene Sicherheit besorgt zu sein. Und sie verbietet ein starkes Deutschland. Aber wenn es ihm trotzdem gelänge, diesen Pakt zu schliessen, so wäre das eine geschichtliche Tat, die den Frieden für die ganze Welt bedeuten würde.»

«Sie betonten vorhin, dass die deutsche Kontinentalpolitik von England aus stets als englandfeindlich angesehen werde. Hielten Sie eine KoZonra/politik für Deutschland für günstiger?», fragte ich.

«Auf den ersten Blick müsste man sagen: ja! – vorausgesetzt, dass wir daraus nicht die Forderung einer starken eigenen Flotte herleiten wollten. Wenn wir unsre Kolonien wiederbekämen und würden mit England einen Vertrag machen, – und *den* hielte ich für möglich, – dass England den Schutz der Seewege zu unsern Kolonien auch für uns übernimmt, während wir uns auf einige wenige repräsentative Kriegsschiffe beschränken,

die wir vielleicht sogar im Falle eines Krieges England zur Verfügung zu stellen uns verpflichten, dann könnte ich mir denken, dass dieses Vertrauen Deutschlands zu England auch in England Vertrauen auf Deutschland erwecken würde. Denn dann wären die deutschen Kolonien und der Verzicht auf eine starke Flotte die ersten wirklichen Garantien, die wir England böten.

Der Engländer ist Kaufmann. Er würde diesen Vertrag so empfinden, wie wenn die deutschen Kolonien sozusagen bei ihm im ‚Depot‘ lägen, wie ein Aktienpaket im Bankdepot. Sie gehörten Deutschland, wie jedes Bankdepot dem Eigentümer gehört. Aber England hätte die Hand drauf, wie auch eine Bank die Hand auf den Depots hat. In der wirtschaftlichen Ausnutzung der Kolonien blieben wir dabei unbeschränkt, wie auch der Depotinhaber, wenn er keine Schulden bei der Bank hat, frei über sein Depot verfügen kann, und wie ihm auch die Dividenden der Depotaktien zufließen.»

«Haben Sie diesen Gedanken schon einmal Hitler gesagt?», fragte ich.

«Wir unterhielten uns noch nie über dieses Problem. Auch komme ich eigentlich erst durch die heutige Unterhaltung und die Frage der Garantien, die Herr Hitler vorhin stellte, zu diesem Vorschlag. Ich habe zweimal mit ihm gesprochen. Beide Male nahm die Unterhaltung aber die gleiche Wendung: die russische Gefahr, Russland ist unser Gegner!«

«Und für die Kolonien hat Hitler sowieso nicht viel Sinn. Er ist eben Österreicher und sieht diese Dinge durch die österreichische Brille, die nur auf Kontinentalpolitik zugschliffen ist und nicht auf Kolonialpolitik.

Aber diesen Gedanken müssen wir unbedingt Hitler nahe bringen. Er erscheint mir zum mindesten der Prüfung wert. Wann werden Sie Hitler wieder einmal treffen?»

«Wir haben nichts verabredet.»

«Ich werde das in die Hand nehmen. – Wie stehen Sie zum Botschafter von Neurath?»

«Wir kennen uns, haben aber keine näheren Beziehungen.»

«Könnten Sie diesen Gedanken nicht einmal mit ihm besprechen? Er kommt häufiger mit Hitler zusammen und vertritt ebenfalls die pro-englische Aussenpolitik.»

«Es müsste ein Zufall sein, dass ich dazu käme. Das Auswärtige Amt ist eine so exklusive Geheimbude, dass man eher in die schwarze Küche eines Alchemisten eindringen kann, als in die von der eigenen Selbstberäucherung geschwängerten Räume dieses Amtes.»

«Ich werde Hitler ebenfalls auf dieses Thema ansprechen. Ihr Gedanke erscheint mir so einleuchtend, dass er mich richtig elektrisiert.»

«Er gefällt nur mir selber nicht», sagte der Admiral lächelnd, «da ich doch eigentlich deutscher Seeoffizier bin.»

– Die Versuche, Hitler für diesen Gedanken zu gewinnen, schlugen fehl. Er verharrte auf der Kontinentalpolitik und meinte zu mir:

«Halten könnten wir die Kolonien nur, wenn wir in Europa stark sind. Und das ist in allen Fällen sowieso die erste Forderung für uns. Denn wir können ein 70 Millionen-

Volk, das aus der eigenen Scholle nicht leben kann, sich [sic] nicht zu einem Holland machen. Dann könnten wir ebenso gut auch ein Dominion von England werden.

Und ausserdem bin ich der Überzeugung, dass wir durch die Sozialpolitik, die wir in den Kolonien treiben würden, in kürzester Frist ein Veto von England zu erwarten hätten. Denn der Nationalsozialismus in Deutsch-Südwest-Afrika, in Kamerun, in Ostafrika, und wo es immer sei, würde den ganzen schwarzen Erdteil aufwecken und auf den Kopf stellen. Das könnte England nie dulden.

Die Auswirkungen der Kolonial-Politik würden also für das Verhältnis Deutschland-England genau dieselben sein, die *Sie* für die Kontinental-Politik befürchten. Dann aber erscheint es mir geradliniger, erst auf dem Kontinent eine Sicherung und Festigung des deutschen Staates und Lebens zu erreichen und die Finger aus der Kolonialfrage draus zu lassen. Dagegen halte ich für möglich, dass man uns später einmal unsre Kolonien sogar unaufgefordert wieder anbieten wird, insbesondere, wenn wir uns zu einer Vereinbarung bereit erklären würden, wie sie Admiral von Levezow im Auge hat.

Für alles ist aber die Voraussetzung die Verständigung und ein Vertrauensverhältnis zu England. Ich komme zu keinem anderen Ergebnis. Deshalb wird meine gesamte ausserpolitische Arbeit dieser Aufgabe dienen.»

59. Hitlers Bemühungen um die Deutsche Volkspartei – Bootsfahrt mit Bankier von Stauss – Auf Anraten Görings bleibt Stauss ausserhalb der N.S.D.A.P.

Als wir in Berlin im Kaiserhof angekommen waren, erschien sehr bald Goebbels, der mit Hitler Besprechungen über Gaufragen hatte. Ich verabschiedete mich, um mein Büro am Karlsbad¹ aufzusuchen.

Es hatte bereits begonnen, sich auszuwirken. Nicht nur die wirtschaftspolitischen Berater der nord- und mitteldeutschen Gaue luden dort ihre Sorgen ab, sondern auch die Wirtschaftsredakteure der national-sozialistischen Zeitungen suchten das Büro auf, um Material und Unterlagen für ihre eigene Arbeit beim W.P.D. zu erbitten.

Der Geschäftsführer, Hauptmann Wolff, hatte seinen Stab um einige Mitarbeiter erweitert. Denn die regen Besuche, auch von Männern aus der Wirtschaft, besonders aber von Personen, die uns neue eigene Gedanken und Ideen mitteilen wollten, brachten eine zunehmende Inanspruchnahme und Arbeit mit sich. Zu den neuen Mitarbeitern gehörten auch zwei Herren, die mit dem Kreis um Papen engere Fühlung hatten, ein Herr von Bose², den Papen später, als er Vizekanzler im Kabinett vom 30. Januar 33 war, zu sich in sein Ministeramt holte, und der am 30. Juni 1934 zu meinem grossen Schmerz in den Räumen des Vizekanzlers zusammen mit Edgar Jung einer Kugel zum Opfer fiel, und ein Herr von Mudra³, Sohn eines bekannten Pionier-Generals vom Weltkrieg, und selber früherer aktiver Offizier.

Beide Herren waren zwar ausgesprochene Reaktionäre. Aber ich hatte die Möglichkeit, durch sie und ihre Vermittlung mit allen möglichen Persönlichkeiten zusammenzukommen, deren Anregungen, Ratschläge und Nachrichten mir immer klarer werden liess, dass nicht nur die N.S.D.A.P. sich zur Ergreifung der Macht im Staate rüstete, sondern auch die Reaktion.

Die Reaktion umfasste in der Hauptsache die Deutschnationalen, sowie den Stahlhelm, das Zentrum und seltsamerweise die Demokraten, wobei diese aber mehr durch persönliche Einzelverbindungen den Konnex herstellten und aufrecht erhielten als durch offizielle Verhandlungen. Sie trugen auf beiden Schultern Wasser, rechts das der Reaktion, links das des Marxismus und Kommunismus.

Die Deutsche Volkspartei ging ihre eigenen Wege. Ihre Wähler neigten schon seit längerer Zeit in zunehmendem Masse zu uns herüber. Denn sie setzten sich in grossem Umfang aus Menschen zusammen, die unter der Misswirtschaft des Weimarer Systems sowie unter den Folgen von Versailles besonders stark litten und die die Überzeugung gewonnen hatten, dass Ruhe und Ordnung, Wiederaufstieg und Wohlstand, erst wieder-

kehren könnten, wenn eine einzige starke Partei in der Lage sei, im Reichstag den Ausschlag zu geben.

So war es auch gekommen, dass sich der «Führer» der Deutschen Volkspartei, wie er sich nannte, Dr. Dingeldey⁴, der Nachfolger Stresemanns und des Dr. Curtius, im Frühjahr 1932 mit Hitler getroffen hatte – ich war selber bei der Zusammenkunft zugegen, da ich sie vermittelt hatte –, um sich über die Entwicklung der Lage auszusprechen. Dingeldey lehnte mit allem Nachdruck die Reaktion ab und vertrat die Auffassung, dass er selbst, wie seine gesamte Partei, das Heil einzig und allein in einem vernünftigen nationalen Sozialismus sehe. Er wies Hitler daher auf verschiedene Anzeichen hin, die die Vorbereitung eines Staatsstreiches der mit dem Zentrum vereinigten Rechten vermuten liessen.

Er erwähnte, was uns an sich bereits bekannt war, dass Besprechungen mit dem Ziel stattgefunden hatten, den Reichskanzler Dr. Brüning zu veranlassen, den Reichstag aufzulösen und einfach 3 Jahre lang nicht wieder neu zu wählen, ein Ansinnen, das Brüning für seine Person abgelehnt hatte, das aber die ganze Denkungsweise der reaktionären Kreise kennzeichnete.

Er wusste auch, dass von Papen zusammen mit Brüning und General von Schleicher, der Gedanke erwogen worden war, die N.S.D.A.P. unter Ausserkraftsetzung der dagegenstehenden Paragraphen der Weimarer Verfassung aufzulösen und zu verbieten, in der Überzeugung, dass sich nach Ablauf von 3 Jahren die Mitgliedschaft verlaufen haben werde und dass die inzwischen unter der Diktatur der reaktionären Rechtsgruppen entstandene neue Blüte des Wirtschafts- und des sozialen Lebens die nationalsozialistischen Ideen überwuchert und erstickt haben werde.

Er selbst, Dingeldey, wisse, dass diese Rechtsdiktatur nicht nur ohne ein schöpferisches Programm sei, sondern ausserdem den Widerstreit der Linksparteien in einem Umfang intensivieren und erhitzen werde, der nach einer Folge grösster Streik- und Demonstrationenbewegungen zu einer revolutionären Aktion gegen den Druck von Militär und Polizei führen werde, deren letzte Folge der Bürgerkrieg und die Bolschewisierung Deutschlands sein müsse.

Trotz dieser Erkenntnis konnte er sich aber nicht entschliessen, eine offene und öffentliche Übereinkunft mit Hitler zu treffen, die eine gemeinsame Frontstellung gegen die Reaktion erklären sollte. Standesmässige Bindungen, Unentschlossenheit und mangelnde Zivilcourage verhinderten damals den Schritt, der vielleicht im gesamten Lager der Reaktion ein Erbeben hervorgerufen hätte, das der Entwicklung eine völlig andere und mehr in unserer Richtung liegende Wendung hätte geben können. Denn die offene Kampfansage gegen die Reaktion und die Aufdeckung ihrer Pläne und Vorbereitungen, und zwar gemeinsam von der N.S.D.A.P. und der Deutschen Volkspartei hätte ein grosses Abwandern von den Reaktionsparteien und den Bruch ihres Geheimbundes zur sicheren Folge gehabt.

So blieb der Besprechung Dingeldey – Hitler der grosse Erfolg versagt, den diejeni-

gen erhofft hatten, die dafür die Anregung gegeben und die sie zustande gebracht hatten. Die Folge war für die Deutsche Volkspartei das Absterben und der Übertritt der Gegner einer Rechtsdiktatur zur N.S.D.A.P.

Aber leider machten die Gau- und Kreisleiter den Fehler, die zum Teil wertvollen Persönlichkeiten, die ihre Bereitschaft zum Eintritt in die Partei zum Ausdruck gaben, dadurch vor den Kopf zu stossen, dass sie von ihnen öffentliches Bekenntnis verlangten und Teilnahme an den wöchentlichen Ortsgruppenbesprechungen und an allen Versammlungen, deren Niveau zum grossen Teil nicht dem Bildungsgrad dieser Leute entsprach. Ausserdem wurde ihnen grundsätzlich jede persönliche Betätigung in der Partei und jeder Aufstieg mit dem Ziel einer politischen Delegation für absehbare Zeit verweigert. [...] So ging viel wertvolles Menschenmaterial verloren, und die Blutauffrischung der Partei, die so notwendig war und damals möglich gewesen wäre, wurde versäumt.

Auch Strasser, den ich auf diese Fragen aufmerksam machte, erreichte keine Änderung in der Haltung der Gau- und Kreisleiter. Sie waren durch den Kampf, durch die ewige Unterdrückung, durch die Anfeindungen, denen sie dauernd ausgesetzt waren, durch polizeiliche Belästigungen und teilweise Festnahmen ohne Grund, schon so engstirnige sture Despoten, allerdings kleinsten Formats, geworden, dass sie einem Fremden gegenüber nur Misstrauen und häufig sogar innere Ablehnung empfanden.

«Vor dem Eintritt in die Regierung muss das Revirement kommen», sagte Strasser, «sonst werden diese kleinen Despoten grosse Diktatoren! Und dazu fehlt ihnen alles, bis auf das grosse Maul und ein Haufen unqualifizierter alter Pgs., die an die Futterkrippen wollen. – Das wird noch harte Arbeit geben! –»

Als ich mittags in den Kaiserhof zurückkam, um mit Hitler und seiner übrigen Begleitung zu essen, erzählte er mir, dass die Deutsche Volkspartei offenbar noch einen neuen Fühler nach der N.S.D.A.P. ausstrecke. Er sei zum nächsten Tag durch Vermittlung Görings von Herrn von Stauss⁵ zu einer Bootsfahrt auf den Havelseen eingeladen. Die Zusammenkunft solle allerdings ganz geheimgehalten werden.

Da ich Stauss gut kannte und ihn ausserdem eigentlich zu meinen Mitarbeitern, wenigstens im Beraterverhältnis, zählte, sagte ich Hitler, dass Stauss offenbar nicht wisse, dass ich auch in Berlin sei, sonst hätte er auch mich dazu gebeten.

«Göring hat mir ausdrücklich gesagt, dass ich ohne jede Begleitung kommen solle. Er selbst wird mich mit seinem Wagen morgen früh hier abholen», antwortete Hitler.

«Dann werde ich Stauss anrufen, dass ich mitkomme», erklärte ich.

Es erschien mir denn doch zu töricht, dass Hitler mit einem mir nahestehenden Manne eine Besprechung durchführen sollte, auch noch in einer mir ebenfalls bekannten Angelegenheit, und dass ich davon ausgeschlossen werden sollte, weil es Göring nicht passte. Da sagte Hitler:

«Ich werde Göring mitteilen, dass ich Sie mitbringe und dass er Stauss orientieren soll.»

Am Abend waren wir in der Staatsoper, zusammen mit Goebbels und Frau, die auch bereits am Nachmittag Gast Hitlers beim Fünf-Uhr-Tee in der Halle des Kaiserhofes gewesen waren. Nach der Oper waren wir alle noch etwa eine Stunde lang im Salon Hitlers im Hotel zusammen, wobei Frau Goebbels uns zum nächsten Abend in ihre Wohnung am Reichskanzlerplatz einlud. –

Am nächsten Tag erschien Göring Punkt zehn Uhr vormittags im Kaiserhof, um uns abzuholen. Er betonte noch einmal die unbedingte Notwendigkeit der Geheimhaltung der Zusammenkunft und sagte, dass Hitler unter dem Namen «Dr. [Name fehlt]⁶» fungieren müsse, worum Stauss besonders gebeten habe. –

Als ich Stauss später einmal fragte, weshalb er diese strenge Geheimhaltung und auch noch gar einen Decknamen für Hitler gefordert habe, sagte er, dass dieser Wunsch gar nicht von ihm, sondern von Hitler ausgegangen sei. Hitler habe ihm das ausdrücklich durch Göring mitteilen lassen. – Ich muss das erwähnen, weil es wieder ein bezeichnendes Licht auf das Bestreben Görings wirft, alles möglichst mit einem Brimborium zu umgeben, das die Bedeutung des Vorgangs in den Augen Hitlers erhöhen sollte. Auf dem Boot waren nur Stauss und Frau, Göring und Frau, Hitler, ich, die beiden etwa 10- und 12jährigen Jungens von Stauss, sowie der Maschinist und der Steuermann des Bootes. Die beiden letzteren begrüßten übrigens Hitler, als wir an Bord kamen, strahlenden Auges mit «Heil Hitler». Hitler sagte deshalb auch am Abend zu mir: «Weshalb hiess ich eigentlich heute den ganzen Tag Dr. [Name fehlt]?»

Die Bootsfahrt war von herrlichem Wetter begünstigt. Es ging von der Glienicker Brücke bei Potsdam aus südlich an Potsdam vorbei in die äusseren Havelseen, von wo wir am Nachmittag wieder nach Potsdam zurückkehrten. Die warme Frühlingssonne⁷ gestattete, dass wir fast während der ganzen Fahrt auf Deck bleiben konnten. Auch der Mittagsimbiss wurde auf Deck eingenommen. Nur die Besprechungen fanden in der recht geräumigen und behaglichen Kabine statt.

Anfangs genossen wir das immer wechselnde Bild der in frischem Grün prangenden Uferlandschaften, die bald nah, bald entfernter die Wasserstrassen und Seeflächen begrenzten, die wir durchfahren. An das gleichtönige aber ruhige Geräusch des Motors und der Schiffsschraube gewöhnte man sich schnell, und der leichte Wellenschlag, den der Kiel unseres Bootes schäumend durchschnitt, liess in mir rasch das herrliche Gefühl aufkommen, das mich stets beherrscht, wenn ich mich auf dem Wasser befinde.

Göring war über das freundschaftliche Verhältnis, in dem ich mit Stauss stand, überrascht, besonders darüber, dass wir uns bereits von früher her kannten. Ich hatte Stauss vor meiner Münchener Zeit Mitte 1929 das letzte Mal in Baden-Baden im Hause Handel [?] getroffen. Noch mehr erstaunte es ihn, dass ich auch den Vater von Frau von Stauss

kannte, den früheren Generaladjutanten des Kaisers, Admiral von Müller⁸, der wegen seiner religiösen Intensionen, durch die er besonders auf die Kaiserin starken Einfluss hatte, der Rasputin der Kaiserin genannt wurde. Aus welchem Grunde Göring das offenbar nicht angenehm war, ahnte ich im Augenblick nicht, erfuhr es aber wenige Tage später.

Nach der ersten Stunde der Fahrt gingen wir in die Kabine, wo die Besprechung stattfand. Göring leitete sie ein, indem er sagte, er halte es für notwendig, dass die führenden Männer der führenden Parteien sich kennenlernen und sich näherkommen. Aus dem gleichen Grunde habe auch Herr von Stauss als einer der massgebenden Männer der Deutschen Volkspartei den Wunsch geäußert, mit Hitler einmal zusammenzutreffen. Es handle sich dabei in der Hauptsache darum, dass Stauss einmal aus dem Munde des Führers der N.S.D.A.P. persönlich höre, was die Ziele und Grundgedanken seiner Bewegung seien.

Hitler begann daraufhin mit einer allgemeinen Orientierung, kam aber sehr bald auf den Kernpunkt des Problems, das auch den Gegenstand der Besprechung mit Dr. Dingeldey gebildet hatte.

«Sie sehen», sagte er, «wir sind Sozialisten. Aber wir sind nationale Sozialisten. Denn wir wissen, dass wahrer Sozialismus sich nur innerhalb eines Volkes, einer Nation, entwickeln kann. Denn Sozialismus ist verantwortlicher Gemeinschaftssinn. Und deshalb muss ihm eine Gemeinschaft zu Grunde liegen, ein Volk, ein Staat.

Wir sind aber nicht nationale Sozialisten, weil uns das Spass macht, sondern weil wir erkannt haben und innerlich davon durchdrungen sind, dass in einer Gemeinschaft nicht auf die Dauer der eine Teil für sich in Anspruch nehmen kann, die Herren zu sein, und sein ganzes Sinnen und Trachten darauf einstellt, den andern Teil im Verhältnis der Knechtschaft zu halten. Was bei einer solchen Einstellung herauskommt, haben wir bei der Französischen Revolution gesehen, 1830 und 1848/49, und dann jetzt am Ende des Weltkrieges wieder in Deutschland und besonders drüben in Russland, wo eben diese völlig verblendete und instinktlose Herrenschaft ihre Torheit mit der völligen Ausrottung bezahlt hat.

Wenn wir National-Sozialisten nun glauben, den Weg und die Möglichkeit gefunden zu haben, um politisch wie wirtschaftlich, sowie auch auf dem Gebiet der Ethik wie der Philosophie überhaupt, eine sich selbst verantwortliche und für sich selber sorgende Gemeinschaft herzustellen, vor der sich die Menschen nicht mehr unterscheiden durch Herkunft, Name, Geld und Stand, sondern durch die Leistung der Gemeinschaft gegenüber, also für die Gesamtheit, dann ist mir klar, dass wir uns nicht zuerst *andie* Kreise wenden dürfen, um sie für uns zu gewinnen, die die bisher Privilegierten waren. Das wäre genau so, wie wenn einer ein Mittel zur Vertilgung des Bartwuchses erfunden hätte und wendete sich ausgerechnet an die Friseur-Innung in der Erwartung, dasss sie die Propagierung und Finanzierung des Vertriebs dieses Mittels übernehmen werde, das sie selber brotlos macht.

Alle Gruppen, die im Weg zum Sozialismus eine Beeinträchtigung ihrer verbrieften oder traditionellen Rechte sehen oder eine Behinderung der Entfaltung und Nutzung

ihrer rein persönlichen Interessen und sowohl materiellen wie ideellen Möglichkeiten, sind also unsre Gegner. Schon während des ganzen letzten Jahrhunderts beriefen sich die Vertreter dieser Kreise auf die Legitimität, also auf die zum Gesetz gewordene bestehende Ordnung. Alle Legitimisten sind also unsre Gegner.

Das sind alle Besitzenden, sowohl die Grundbesitzer wie die Besitzer wirtschaftlicher Produktionsstätten oder sonstiger Unternehmungen. Das sind aber auch diejenigen, die seit Generationen im Staatsdienst gearbeitet haben, sei es als Verwaltungsjuristen oder als Richter, als kleinere oder mittlere Beamte oder als Angestellte im Staatsdienst, oder sei es auch als Offiziere im Heer und in der Marine.

Und endlich gehören dazu auch die Kirchen, die katholische sowohl wie die protestantische. Ja sie gehören sogar zu den Extremsten unter den Legitimisten, besonders die katholische Kirche, die ihre legitimistischen Rechte in Dogmen festgelegt und durch Glaubenssätze untermauert hat, deren Änderung oder Beeinträchtigung ohne weitgehende Erschütterung ihres ganzen Gebäudes bis auf die Grundfesten kaum denkbar ist.

So kommt es, dass alle diese Legitimisten und gleichartigen Interessenten sich zusammenfinden zum Kampfe gegen uns. Und in ihrem Kampfeifer sehen sie gar nicht, wie das Volk leidet unter Versailles und den Fehlern von Weimar, und besonders unter dem überalterten und falschen System ihres ganzen Denkens und Handelns, das sie aus egoistischen Gründen unter Berufung auf ihre Legitimität mit allen Mitteln aufrecht erhalten wollen. Politisch nennt man sie Reaktionäre, ihren politischen Kampf: die Reaktion.

Sie kämpfen nicht – und das mache ich ihnen zum Vorwurf – für Interessen des deutschen Volkes, sondern sie kämpfen nur für ihre eigenen Interessen! Man hört aus ihrem Munde das Wort ‚Volk‘ überhaupt nicht! Ja, sie sind sogar bereit, mit den Feinden des deutschen Volkes in Verbindung zu treten und zu paktieren, um ihrer egoistischen Interessen willen! Und indem sie Landesverrat, Vaterlandsverrat, Hochverrat begehen, deuten sie mit ihren schmutzigen Fingern auf uns, die wir vom Willen der breiten Masse des Volkes getragen sind, die wir die verfassungsmässigen Rechte des Volkes verteidigen, die Rechte der Freiheit und Gleichheit des Einzelnen vor dem Gesetz, die Menschenrechte, ja die göttliche Ordnung in der Natur!

Wenn wir schon den Kommunisten, die in Deutschland nichts besitzen und die an Deutschland nichts bindet als vielleicht ihr Deutschtum, vorwerfen, dass sie sich nach Moskau wenden, um dort ideologische und praktische Unterstützung zu erlangen, wieviel mehr müssen wir diese Volksverräter an den Pranger stellen, die alles, was sie ihr eigen nennen und um dessen Besitzverteidigung es sich handelt, *vom deutschen Kolke* erhalten haben, irgendwie und irgendwann, und wenn sie es ihm auch nur gestohlen hätten!

Und diese Reaktion rüstet sich zum Schlage gegen uns – gegen das Volk! – unter Führung von Männern wie Papen und Schleicher, gestützt und gestärkt einerseits durch Adel und Grossgrundbesitz, andererseits durch die Gross- und Schwerindustrie. Und im Hintergründe stehen mit argwöhnisch heuchlerischem Blick die Kirchen, die wissen,

dass ein Volk leichter in den Betstuhl und an den Opferstock zu bringen ist, wenn die privilegierten Grossen es dem Volke vormachen und wenn sie es hinführen, als wenn ein freies Volk, das auch Glaubens- und Gewissensfreiheit fordert, auf den Gedanken kommt, dass sich jeder, wie Christus es lehrt, in sein Kämmerlein einschliesst, um mit seinem Gott unmittelbar in Verbindung zu treten und im Gebet mit ihm allein zu sprechen. –

Zwei politische Gruppen gehören nicht zu diesen Privilegierten: die Gruppe derer, die sich zur deutschen Volkspartei rechnen, zu den Landbünden, zu den Fortschrittsparteien und zur Wirtschaftspartei, bzw. der wirtschaftlichen Vereinigung, und ausserdem die Gruppe der Sozialdemokraten. Um diese Gruppen kämpfe ich deshalb! Um die Menschen wie auch um ihre Organisationen, Parteien und Vereinigungen! Bei den Sozialdemokraten kann ich leider nur mit den Menschen rechnen. Denn ihre ausschlaggebenden Führer sind alles Juden, sowohl in ihren Parteien wie in den Gewerkschaften. Und die Juden sind natürlich *gegen* uns. Auch aus reinem Egoismus, allerdings aus keinem legitimistischen, reaktionären. Bei den Rechtsgruppen, die ich erwähnt habe, müsste es aber möglich sein, sie geschlossen auf unsre Seite zu ziehen. Und hierüber mit Ihnen zu sprechen, bin ich hier.»

Hitler, der sich sehr erhitzt hatte, schwieg und schaute mit weiten, offenen Augen auf Stauss, der diesen Blick ebenso offen und klar erwiderte. Dann stand Stauss auf, gab Hitler die Hand, und erklärte: «Ich habe mich, obwohl ich im Vorstand der Deutschen Volkspartei bin, nie so tiefgründig mit Politik beschäftigt, wie ich es eben tat, indem ich Ihren Worten folgte. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um meine Partei an Ihre Seite zu führen. Mich selbst bitte ich Sie, als jüngstes Mitglied in die N.S.D.A.P. aufzunehmen.»

Hitler dankte ihm und eine strahlende Freude ging über sein Gesicht. Da sagte Göring:

«Ob es nicht nützlicher für uns sein kann, Herr Hitler, wenn Herr von Stauss ausserhalb unsrer Bewegung bleibt? Als führender Mann der Volkspartei kann er dort mehr für uns wirken, wie wenn er bei uns Parteigenosse wird.»

Hitler antwortete: «Sie mögen recht haben.» Da ich zu unterbrechen versuchte, fuhr Hitler zu mir gerichtet fort: «Ein Stillhalten der Deutschen Volkspartei kann uns mehr wert sein als ein Mitglied mehr.»

Ich warf ein: «Aber gerade dieses Mitglied mehr kann die Abwanderung von Tausenden nach sich ziehen, und zwar nicht nur von der Volkspartei, sondern auch von den Deutschnationalen und aus Wirtschaftskreisen. Und dabei könnten vielleicht auch einige Persönlichkeiten sein, die uns, wie Herr von Stauss, auch als solche wertvoll sind.»

Göring schaute mich indigniert an und bemerkte zu Hitler:

«Ich bitte darum, es bei Ihrer Entscheidung zu lassen. Ich als Mitglied des Reichstags und Politiker kann das besser beurteilen als ein Wirtschaftler.»

Worauf Hitler zu Stauss sagte:

«Ich denke wohl auch, dass Sie sowohl in Ihrer Partei als auch als Präsident der Deutschen Bank mehr für uns tun können, wenn Sie sich nicht den öffentlichen Angriffen aussetzen.»

So blieb es leider dabei, dass Stauss nicht Parteimitglied wurde. Ich bin heute noch der Ansicht, dass sein Übertritt zur Partei in der Wirtschaft das Eis gebrochen hätte, das alle Zuneigung zu uns einfrieren liess, da man unsrer Wirtschaftspolitik nicht traute. Der Beitritt des bedeutendsten Bankmanns Deutschlands neben dem Reichsbankpräsidenten hätte alle Zweifel behoben.

Als ich einige Tage später Stauss darauf ansprach, dass ich diese Lösung sehr bedauert habe, und ihn fragte, was er denn nun für uns tun könne, sagte er:

«Ich habe Göring einen grösseren Betrag zur Verfügung gestellt, und kann das auch späterhin immer tun, wenn meine Hilfe gewünscht wird. Übrigens fragte er, woher *wir* uns näher kennen, und liess durchblicken, das es vielleicht nicht gut sei, wenn ich mich zu stark mit Ihnen belaste.»

Er sagte dies in einer Art, aus der hervorging, dass er die Gegnerschaft zwischen Göring und mir verstehe. Wir sprachen später noch eingehend über diese Tatsache und ich hörte durch Stauss manches aus dem Kreise Görings und besonders von ihm selbst, was ich sonst vielleicht nicht erfahren hätte. Damals jedenfalls wurde mir klar, dass der finanzielle Punkt der ganze Grund war, weshalb Göring diese persönliche Zusammenkunft von Hitler und Stauss herbeigeführt hatte. Dass *ich* wieder ausgerechnet dazwischenkommen musste, war nicht im Programm Görings gelegen. Auch dass der Vortrag Hitlers die Bereitschaft zum Parteieintritt bei Stauss hervorrief, war nicht im Sinne Görings. Denn wenn er sich diese Geldquelle persönlich reservieren wollte, dann war dies nur möglich, wenn Stauss ausserhalb der Partei blieb. Sonst hätte der Gau solche Sonderbeiträge für sich in Anspruch genommen. [...]

60. Hitler über moderne Malerei – Rückkehr zur wahren Kunst durch Propaganda – Künstler sollen sich «grosshungern!» – Brauchtum als Quelle der wahren Seele des Volkes

Am Abend folgten Hitler und ich mit den andern Begleitern Hitlers der Einladung zu Dr. Goebbels und Frau.

Ich war zum ersten Mal im Hause Goebbels. Die Wohnung war gross, sehr geräumig, gut, aber nach meinem Geschmack zu modern eingerichtet, und in jeder Beziehung gepflegt. Hitler war von der Bootsfahrt richtig aufgekratzt und die Nähe der von ihm hochverehrten Frau Magda erhöhte sein Wohlbefinden, nachdem er auf dem Schiff von den Damen Stauss und Göring fast überhaupt keine Notiz genommen hatte.

Nach dem Essen sassen wir in einer gemütlichen Ecke im Musikzimmer zusammen. Frau Goebbels erzählte von einem neuerlichen Besuch in die Kunststadt München, den sie besonders den Galerien und Sammlungen widmen wollte.

«Wenn man die Museen besichtigt, die Pinakothek und die Glyptothek, und wenn man dann zur Ausstellung der jüngeren Sezession in den Glaspalast geht, dann fasst der Gegenwart ganzer Jammer einen an.» So begann Hitler seine Ausführungen über Kunst, zu denen Frau Magda die Anregung gegeben hatte.

«Die vollendeten Linien und ihr Entwurf, die prachtvollen Farben und ihre Kontraste, die Wirklichkeitsnähe und Greifbarkeit der Werke der grossen Meister sind wie aus einer andern Welt dem Geschmiere und den Karikaturen des derzeitigen dadaistischen Dilettantentums gegenüber, das mit seinen rachitisch verzeichneten Figuren und mit seinen ohne Beziehung zu einander stehenden Farbenklecksen zeigt, dass ihm die Kinderlähmung noch im Gehirn und in den Knochen steckt, oder dass es nur wegen seiner völligen Unschädlichkeit nicht in die Gummizellen der Irrenanstalten gesperrt wurde.

Aber es ist von grösserem Interesse, nicht die ausgestellten Erzeugnisse dieser entarteten Kunst anzusehen, als die Menschen, die diese Scheusslichkeiten bewundern und begaffen, und ihre Gesichter und Bemerkungen zu beobachten. Da werden Sie finden, dass gerade die sogenannten Intellektuellen eine staunende Begeisterung heucheln, wenn sie auf einem Bild sehen, wie aus dem verzerrten Auge eines Menschen, das fast den ganzen Rahmen einnimmt, ein elektrischer Bahnwagen herausfährt, mitten in einen Menschenhaufen hinein, während in einem daneben gemalten Schaufenster sexuelle Perversitäten grotesk ausgestellt sind. Und das ganze Gemälde trägt die Überschrift: ‚Grossstadt‘.

So etwas hat doch mit Malerei überhaupt nichts zu tun, sondern es sind geistige Exkremente kranker Gehirne, die mit Hilfe des Daumens und von Pinselstrichen auf eine

arme Leinwand aufgeschmiert wurden, die besser und wertvoller verwendet worden wäre, um die frierenden Blößen hungernder Kinder zu bedecken.

Goebbels, überlegen Sie sich, wenn Sie einmal in der Reichsregierung die gesamte Propaganda zu bearbeiten haben werden, wie wir diesem Unwesen ein Ende machen. Zwar hat Kunst nichts mit Propaganda zu tun, sondern es ist der tiefste Ausdruck der wahrsten Seele eines Volkes. Diese Seele ist aber durch jüdische und sezessionistische Propaganda beschmutzt, irre gemacht und haltlos geworden. Sie braucht wieder Ruhe, Selbstbesinnung, Selbstbewusstsein. Sie muss wieder Vertrauen zu sich selber finden und Bekennermut.

Denn das gesunde Volk trägt in seinem Herzen ein viel klareres und kunstnäheres Gefühl und Urteilsvermögen als diese sinnlich und geistig verkrampften Grossstadtfiguren, die Intelligenz mit Intellekt verwechseln, Kunst mit Gehirnfatzkerei, Schönheit mit gekünstelter Missbildung, und die für notwendig halten, durch grün und blau gemalte Gesichter, durch ziegelfarben beschmierte Lippen, durch jüdisch hochgezogene Schultern, die durch Einnähen und Unterlegen ganzer Watte- und Wollsäcke erreicht werden, und durch rosa- und karminrote Fingernägel den Beweis zu liefern, dass sie sich wenigstens irgendwie vom Affen unterscheiden.

Insofern ist es eine Aufgabe der Propaganda, dem gesunden Volksempfinden wieder zu Freiheit und Recht zu verhelfen, der wahren Kunst wieder zur Entwicklungsmöglichkeit, und der klassischen Darstellung von Schönheit und Gleichmässigkeit wieder zum Ausdruck und zur Anerkennung.»

«So weit es Sache der Propaganda ist, mein Führer», erwiderte Goebbels – er benutzte damals bereits diese Anrede, die Ende 1931 auf Vorschlag des damaligen Reichsorganisationsleiters II, Hierl, allmählich in der Partei eingeführt wurde –, «habe ich keine Sorge, da wird das gelingen. Aber die Kunst, und zwar besonders die Malerei, braucht ausserdem noch eine neue Befruchtung, eine irgendwie aus innen heraus kommende Anregung, sowie eben die äussere Ermöglichung, d.h. die wirtschaftliche Finanzierung.»

«Beides ist deshalb unsere weitere Aufgabe. Aber es ist falsch, wenn man meint, ein Künstler kommt zu grösserer Entwicklung, wenn er von Gütern gesegnet und wirtschaftlich ohne Sorgen ist. Das Gegenteil ist der Fall. Fast alle grossen Künstler haben sich in der Enge ihrer Armut erst einmal selbst überwinden müssen. Wenn die Kunst dem Brot nachgeht, dann ist die Schöpfung eines Künstlers nicht das durch bittere Ent-sagung durchgeistigte Werk einer sich selbst befriedigen wollenden Genialität, das in seiner Vollendung selbst das Gesicht des Genius trägt und wie eine Offenbarung für die Menschheit, ein Befreiungsakt für eine tiefste Empfindung, eine noch ungeformte Idee, ein noch ungelebtes Erlebnis wirkt. Sondern sie ist Lohnarbeit im Auftrag des Verbrauchers, nicht anders wie die kunstvolle Torte eines Konditors oder die Brötchen, die der Bäcker zum Morgenkaffee schickt.

Künstlertum ist tragisches Gigantentum. Künstler müssen sich zu ihrer grossen Berufung durchhungern, sie müssen sich grosshungern! Zerbrechen sie dabei, dann waren sie vielleicht wohl berufen, aber sie wurden nicht auserwählt. Bleiben sie aber Sieger in

diesem tragischen Gigantenkampf, so können sie die Krone des ewigen Lebens erringen. Es geht nicht anders! Es ist nicht anders möglich!

Aber wir müssen Mäzene schaffen, die auf den Vorschlag der Lehrer und Meister der Kunst sich der entdeckten künstlerischen Jugend annehmen. Das bedingt jedoch, dass diese Mäzene selber Kunstsinn haben, Kunstsinn nicht nur, sondern auch den ethischen Willen zur Weckung eines neuen Künstlertums, und dass sie bereit sind, ihren Überfluss zu verwenden, um einer entwicklungsreifen Befähigung Farben und Pinsel in die Hand zu geben und einen Vorwurf zu skizzieren, dessen Ausführung sie zugleich ermöglichen und zum Sprungbrett für den jungen Künstler machen. Der *Staat* ist nicht zum Mäzenentum geeignet. Hierzu sind nur Einzelmenschen fähig, die eben grosse Persönlichkeiten sein müssen, grosse Familien, wie die Medici oder die Schönborns, Kaufherren wie die Fugger, und Standesherrn, wie es die alten regierenden Fürsten gewesen sind. Warum sollen nicht Innungen und Gewerkschaften Kunstmäzene sein können? Die Meister von Nürnberg sind ein Beispiel dafür. Die neue Zeit, die hereinbricht, bringt auch neue Möglichkeiten! Der Staat kann solchen Mäzenen nur Titel verleihen und Orden in Anerkennung dessen, was sie auf dem Gebiete der Kunst für das ganze Volk geleistet haben.

Und dann kann der Staat Ausstellungen veranstalten und Ankäufe von besonders wertvollen Erzeugnissen neuer Künstler vornehmen, um ihnen einen Platz an gebührender Stelle einzuräumen und dem jungen Meister neuen Mut und neuen Ansporn zu geben. Und er kann Grossaufträge geben, wie es die weltlichen Herrscher und die Kirche im 15. Jahrhundert gemacht haben, wodurch dann erst ein Michelangelo, ein Rembrandt und wie die Namen alle lauten, zum Künster des Ruhmes Gottes und seines Volkes wurden, zu deren Werken die Menschen ihre Seele auf tun wie im Gebet, um sich an ihnen zu erheben zu einem höheren Sein und zu einem eigenen höheren Wollen.

Die Befruchtung aber, die das Mittelalter aus den weltlichen Begebenheiten, den Kriegen, den Heldentaten, den Entdeckungsfahrten und den Eindrücken fremder Erdteile genommen hat, die Kirche aus der biblischen Geschichte und dem Willen der Verherrlichung Gottes, müssen *wir* schöpfen aus dem Aufbruch unserer Zeit, aus dem Willen zur Gemeinschaft, dem Opfersinn für das Volk und dem Glauben des Volkes an die Erfüllung seiner Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit, nach Arbeit und Grösse, und nach Gerechtigkeit vor Gott und den Menschen.

Ausserdem müssen wir aber unsere Aufmerksamkeit der Pflege des Brauchtums zuwenden. Was habe ich da auf meinen Fahrten schon alles an künstlerischem Wollen und Können beim einfachen Volke gefunden, in Kleinstädten und Dörfern, in der Tiefebene wie besonders in den Bergen. Ich erinnere mich an die Schnitzereien im Schwarzwald, in den Alpentälern oder im Erzgebirge, an die Töpfereien im Fichtelgebirge und an anderen Orten, an die Hauswebereien und Knüpfereien und was es da alles gibt. Die Malerei, von der wir eben sprachen, ist bereits *ideutsche Kulturi*. Das Brauchtum ist aber die Überlieferung des Kunstempfindens der alten eingeborenen und eingewanderten Stämme, geheiligt durch die Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte, gemeinsamer Not und gemeinsamer Freude, geweiht durch atavistische Instinkte aus ältester Vergangen-

heit, und gesegnet durch die Tradition einer endlosen Ahnenkette, deren Geist und Wesen in ihm lebt wie ein Vermächtnis, vor dem der Mund verstummt, das Herz erbebt und das Auge feucht wird. Dort finden wir die wahre Seele des Volkes. Dort ist die Geburtsstätte einer neuen Entwicklung, eines neuen künstlerischen Werdens, von dort aus wird die natürliche Befruchtung der neuen deutschen Kunst und damit der kommenden Blüte der ins Mannesalter getretenen deutschen Kultur erfolgen.

So sehen Sie Ihr Aufgabengebiet, Goebbels, in Bezug auf die Kunst, insbesondere die Malerei. Hier liegt Ihre grösste Verpflichtung der Bewegung, dem deutschen Volk und seinen kommenden Jahrhunderten gegenüber.» –

Als Hitler geendet hatte, herrschte erst längere Zeit eine andächtige Stille im Zimmer. Und nur allmählich kam es zu stockender Unterhaltung. Bis Hitler aufbrach, um sich ins Hotel zurück zu begeben. Im Wagen bei ihm sitzend dachte ich: Wann hat je ein Mann seinem zukünftigen Minister solche Anweisungen gegeben! Wann hat überhaupt je ein Mann gelebt, der so sprach, mit so universellem Empfinden, Instinkt und Wissen! Und wie wenig Menschen wird es geben, die aus einem solchen Abend ihre Lebensaufgabe schöpfen und die in der Lage sind, sie zu gestalten und im Einzelnen auf andre zu übertragen. [...]

61. «Erdelektrizität» als Quelle des Lebens – Hitlers Vorstellung vom Ursprung der Religionen – Aufstände der Knechte gegen die «Oberen»

Es war im Frühjahr 1932, als ich Hitler zu einer Besprechung aufsuchte, während er sich auf einer Fahrt ins Rheinland ein oder zwei Tage in Godesberg im Hotel Dreesen aufhielt. Wir sassen erst auf der schönen Rheinterrasse, zogen uns aber dann in den geschlossenen Raum zurück.

Ich hatte durch mein Berliner Büro neue Nachrichten über die Arbeit der Reaktion erhalten. Der Leiter meines Büros, Hauptmann Wolff, war in engere Verbindung mit Pfeffer getreten und hatte ausserdem in einem Herrn von Zengen¹, der Syndikus eines Industriellenverbandes in Berlin war, einen ausserordentlich wertvollen neuen Mitarbeiter gefunden. Die Regierung Brüning war endgültig im Wanken. Papen und Schleicher, die zivile und die militärische Reaktion, bereiteten, jeder für sich, die Machtergreifung auf dem Wege über ein überparteiliches Kabinett vor. Der Reichspräsident war entschlossen, zu einem solchen Kabinett die Hand zu geben, obwohl nach den parlamentarischen Grundsätzen zunächst dem Führer der in gewaltigem Anwachsen begriffenen N.S.D.A.P. der Auftrag zur Bildung eines Kabinetts hätte erteilt werden müssen, nachdem der zunächst dafür in Frage kommenden Partei die Bildung einer auf festen Füßen stehenden Mehrheitsregierung nicht mehr gelang. [...]

Hitler war ebenfalls schon orientiert worden. Er lächelte leise und schüttelte den Kopf. «Und *das* wollen die verantwortlichen Führer eines in schwerster Not befindlichen Volkes sein!» Und nach einigem Stillschweigen fuhr er fort:

«Ich habe mir in den letzten Nächten Gedanken darüber gemacht, was wohl der innerste Grund dieses politischen Spieles und Gegenspieles ist, das einfach Vernunft und Verantwortung ablehnt aus doch wohl nur eigensüchtigen, aber ganz kurzichtigen Gründen. Man *will* dem Volke nicht zubilligen, sich selbst zu regieren. Die Kreise, die aus früheren doch nun verschwundenen Zeiten ihr Herrenrecht herleiten und sich für prädestiniert und einzig befähigt für die Regierung halten – die uns nebenbei bemerkt in ihrer Mehrzahl nur ausgesprochen dumm, instinktlos und arrogant vorkommen-, wollen eben einfach den alten Obrigkeitsstaat wiederherstellen und damit auch den Zustand der Herren und Knechte, der oberen 10'000 und der unteren Millionen, der Besitzenden und der Besitzlosen, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer. Und die Industriellen, die Bergwerksbesitzer, die grösseren wirtschaftlichen Unternehmer, machen da selbstverständlich mit Begeisterung mit. Denn *sie* kennen überhaupt nur ihren Profitgeist. ‚Vaterland‘ ist für sie nur ein Wort. Es müsste denn sein, dass das Vaterland eine Art Schauspielhaus ist, auf dessen Bühne Politik und Kirche die Kulissen malen und die Akteure

stellen, während das Volk die Masse der akklamierenden Zuschauer bildet und durch sein Eintrittsgeld den Unternehmern die Taschen füllt.

Beim Nachdenken ist mir in Erinnerung gekommen, dass ich einmal, als ich noch in Wien lebte, vor 1910, Schriften eines Wiener Ingenieurs in die Hand bekam, der Hans Goldzier hiess². Dem Namen nach könnte es ein Jude gewesen sein, der vielleicht deshalb anfangs auch unter dem Namen Th. Newert schrieb. Ich war durch die Ideen Goldziers sehr beeindruckt, habe aber später nie mehr etwas von ihm und seinen Theorien gehört. Ich weiss nur, dass er als Ingenieur mit am Bau des Simplontunnels beschäftigt war.»

Ich unterbrach: «Ich kenne diese Schriften. Ich habe sie ebenfalls um 1910 herum als Leutnant in Rastatt gelesen. Sie sind von der Wissenschaft verlacht und totgeschwiegen worden.»

«Da sind Sie der erste, den ich treffe, der sie kennt», sagte Hitler erfreut. «Umso besser. Auch ich bin mir darüber klar, dass Goldzier völlig unwissenschaftlich schrieb. Und da er die dogmatische Weisheit der professoralen Schriftgelehrten angrill und unbewiesene und vielleicht sogar unbeweisbare Theorien aufstellte, konnten seine Ansichten kein anderes Schicksal erleiden als die Galileis und anderer.

Was also daran richtig ist oder falsch, kümmert mich nicht und kümmerte mich damals schon gar nicht. Ich nahm nur in mich auf, und das ging mir jetzt wieder durch den Kopf, dass es so aussieht, wie wenn Elektrizität durch Druck bzw. Expansionsverhinderung gehemmte, wie Goldzier sagte: ‚latente Wärme‘ ist, und dass der grosse Druck, den die erkaltenden und sich dadurch zusammenziehenden äusseren Erdschichten auf das noch glühend und vielleicht sogar noch flüssige Erdinnere ausüben, ebenfalls verhindert, dass dieses Erdinnere das Volumen einnimmt, das seiner Temperatur entspricht. Dadurch würden nach Goldzier Teile dieser Wärme in Elektrizität umgewandelt, die dann aus der Erde zu diffundieren und in den Weltraum hinauszuströmen suchen.

Nun sagt dieser Goldzier, und das ist das Wesentliche an seiner Idee, dass sich die Elektrizität stets die besten Leiter aussucht, um an die Erdoberfläche zu gelangen, und dass sich da nun Zweckmässigkeitsgebilde entwickeln, um den Verbrauch und die Weiterleitung der elektrischen Kräfte zu übernehmen.

Kurzum, Sie haben die Schriften vielleicht noch in Erinnerung: so entstehen die Pflanzen, die Lebewesen, und letzten Endes der Mensch.

Das kann Unsinn sein. Aber wo ist der Richter? Und wer hat vorher oder nachher je Besseres gebracht? Die Wissenschaft hüllt sich in Schweigen und spricht mit Faust: ‚Ich weiss, dass wir nichts wissen können, und die Kirchen bringen Schöpfungsgeschichten, die in ihrer Darstellung für das einfache Volk der Zeitenwende einleuchtend gewesen sein mögen, für den denkenden Menschen der Jetztzeit ins Reich der Fabeln gehören, die man aber seinen Kindern immer wieder gern weitererzählt. Denn für das Kind ist es

sogar heutzutage durchaus vorstellbar, wenn am ersten Tage der Schöpfung im Dunkel des Nichts die Donnerstimme Gottes erschalle: ‚Es werde Licht!‘ Denn immer wieder, wenn der Vater oder wenn das Kind selber am elektrischen Knipser Licht macht, denkt es: ‚So hat es der liebe Gott damals auch gemacht.›

Wenn ich also einmal annehme, Goldzier hatte irgendwie recht, dann würde die Aufgabe der Lebewesen auf der Erde sein: Erdelektrizität zu verbrauchen und weiter ausstrahlen.

Ich denke dabei auch wieder an das Evangelium Johannes, das mit den Worten beginnt: Am Anfang war das ‚Logos‘, was ich deshalb mit ‚Trieb‘ übersetze. Am Anfang war eben der Trieb, diesen Zweck des irdischen Lebens zu erfüllen. Aus ihm entwickelt sich dann konsequent der Selbsterhaltungstrieb und der Fortpflanzungs- bzw. Vermehrungstrieb, um dieser von der Natur gegebenen Aufgabe, diesem Sinn alles Lebens, möglichst lange und möglichst vielfältig, also in möglichst grossem Umfang zu dienen.

Sehen Sie sich bitte im Tierreich um und in der Pflanzenwelt. Sind das nicht die einzigen Triebe dieser Kreaturen? Und sehen wir uns beim Menschen um. Ist es da nicht im Grunde genommen ebenso? Nur das Hamstern ist eine neue Art des Triebes. Auch sie ist schon im Tierreich erfunden worden, wie der Name zeigt. Aber auch das Hamstern ist nur ein Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes. Der Hamster sammelt seine Vorräte für den Winter und stapelt sie auf. Er weiss, dass für die andern Hamster auch noch genügend da ist. Sein Hamstern will also den andern nichts wegnehmen, sondern ist reine und vorausschauende, also natürliche Vorratswirtschaft. Der Mensch treibt an sich ebenfalls Vorratswirtschaft, – wenigstens sollte er es tun. Wenn er aber ‚hamstert‘, dann ist das kein natürlicher Vorgang, sondern er rafft, und zwar aus ganz anderen Gründen. Er hamstert nicht seinen Wintervorrat, sondern er rafft Geld und Reichtümer, ohne auf die andern Rücksicht zu nehmen! Im Gegenteil! Er rafft, um Macht über die andern zu gewinnen, damit *diese* in erhöhtem Masse und damit auch für ihn es übernehmen, durch Arbeit Erdelektrizität zu verbrauchen und ausstrahlen, sodass *er* dafür ohne diese Tätigkeit auskommen kann.

Schon sind wir mitten in der Politik! Wir erkennen, dass die ‚Herren‘, die Oberen«, die ‚Fabrikbesitzer‘, – soweit sie nicht selbst in ihrer Fabrik leitend arbeiten, – eigentlich Hamsterer in diesem Sinne sind, dass sie persönlich der Natur untreu geworden sind, und die Natur sowie die Mitmenschen betrügen. Natürlich bedingt die Höherentwicklung des Menschen und die zunehmende Übervölkerung eine Organisation, bei der es Führer und Geführte geben muss, eine Regelung des Trieblebens, die Gesetze bedingt, eine Wirtschaftsordnung, eine Staatenbildung und damit eine Verfassung. Aber das Grundsätzliche bei allem ist und bleibt doch immer die Aufgabe, die aus der Erdoberfläche dringende Erdelektrizität zu absorbieren und zu diffusieren. Und in der Natur wird alles, was diesem Zweck wirklich dient, sich erhalten, weil es die Aufgabe seines Seins erfüllt. Was ihm dagegen nicht dient, das wird verkümmern und mit der Zeit absterben.

Es ist also ein ganz natürlicher Vorgang, dass die ‚Herren«, die ‚Oberen‘, die die andern für sich arbeiten lassen, degenerieren. Und es ist ebenso natürlich, dass die ‚Knechte«, die ‚Unteren‘, aus dem Gefühl und dem gesunden Empfinden des von der Natur gewollten Zustandes heraus und in der unbewussten Erkenntnis der Aufgabe aller der Mutter Erde gegenüber diese ‚Herren‘ und diese ‚Oberen‘ ablehnen und sie zu beseitigen suchen. Wie die Arbeitsbienen im Herbst die Drohnen töten, da sie ihre Lebensaufgabe für die Vermehrung und Fortpflanzung erfüllt haben und nun eben nur noch Drohnen wären, so haben die Bolschewiken alle Drohnen in ihrem Staatswesen einfach umgebracht. Denn Drohnen zwingen die andern stets nur zur Mehrarbeit zur Sicherung ihres Drohnenlebens. Arbeiten will eine Biene und ebenso der Mensch zwar schon, aber nicht Knecht sein!

Die Beseitigung unwerten Lebens ist also eine von der Natur diktierte aus dem Zweck des menschlichen Daseins, wie des Daseins aller Lebewesen überhaupt sich ergebende Konsequenz.

Nun hat die Höherentwicklung des Menschen und das enge Zusammenleben von Familien und Stämmen, sowie die allmählich entstandene Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation bei allen Völkern nach und nach immer mehr die Notwendigkeit einer staatlichen Ordnung, nicht nur bei jenen Oberen, sondern im ganzen Volke erkennen lassen. Zunächst schuf diese Erkenntnis das, was man heute die Gesetze der Ethik nennt, die die Begriffe Recht und Unrecht, Moral und Sitte aus der Notwendigkeit der gegenseitigen Rücksichtnahme erwachsen liessen. Für alle diese Gesetze blieb aber der Sinn des Daseins, der allerdings keinem Menschen zum Bewusstsein kam, aber triebmässig in ihm lag, also die Aufgabe der Erde gegenüber, der leitende Grundgedanke. Da er jedoch als solcher auch bei den Gesetzgebern nicht in die Bewusstseinssphäre gekommen war, rückten ein Moses, ebenso wie ein Konfuzius oder der Gründer der Buddhistischen Religion, oder Christus oder Mohammed diese ethischen Gesetze aus der Bindung zur Erde heraus und schufen für das innere Erleben dieses Logos, dieses Triebes, eine neue überirdische Bindung, eine ‚Religio‘, und setzten an die Stelle des unbewussten Triebes: ‚Gott‘. Deshalb sagt der grosse christliche Philosoph Johannes auch weiter: ‚Und das Logos war bei Gott, und Gott war das Logos.«

So existieren für den Menschen jetzt nebeneinander die unbewusste, aber völlig reale Aufgabe dem Naturkörper gegenüber, den wir Erde nennen, mit dem wir untrennbar zusammenhängen, und von dem wir winzig kleine Teilchen sind mit einem ganz bestimmten Lebenszweck, und die zum Glauben gewordene, aber eigentlich irrealer Bindung zu einer Gottheit, deren Vorstellung aber ebenso ausserhalb unseres Begriffsvermögens liegt, jedoch leichter bildlich und begrifflich dargestellt werden kann.

Da nun die höher entwickelten Menschen sich sehr rasch zu den ‚Oberen«, zu den ‚Herren‘ über die andern, aufschwangen, wurden sie einerseits, wie schon gesagt, zum Verräter an ihrer realen Aufgabe und machten die anderen zu ihren Arbeitssklaven, wie wenn die Drohnen die Bienen beherrschen würden. Andererseits benutzten sie die aus dem inneren Erleben ebenfalls aller entstandene ‚Religio‘, um

dadurch ihre hervorgehobene Stellung den Mitmenschen gegenüber als göttliche Gegebenheit erscheinen und als unabwendbar in das gottergebene Bewusstsein übergehen zu lassen.

Umsonst predigten die Propheten, umsonst kam Christus und lehrte: ‚Vor Gott sind alle Menschen gleich. Wer mehr besitzt an irdischen Gütern, hat den Mitmenschen gegenüber grössere Verpflichtungen! Niemand ist aus sich heraus, was er ist, sondern nur durch Gott!‘ Christus will die Religion wieder auf den natürlichen Trieb, den Logos, auf die reale Verpflichtung zurückführen. Was sich dann aber als sogenanntes Christentum entwickelte, war die Umfälschung der christlichen Gedanken, ja ihre Verdrehung ins Gegenteil und die Rückkehr und Neufestigung der Lehre der ‚Oberen‘, der ‚Herren‘. Politisch ausgedrückt: es war die ‚Reaktion‘.

Wir sehen seit damals ein dauerndes Hin- und Her zwischen Reaktion und wahrer Lehre Christi, zwischen Knechtungswillen der Oberschicht und Aufbäumung der Massen, die geweckt und immer wieder genährt wird durch eine vielleicht wohl nur intuitive Ahnung, vielleicht aber auch durch die instinktive Erkenntnis der wirklichen kosmischen Zusammenhänge.

Gleich nach dem Tode Christi, den die Reaktion ans Kreuz geschlagen hat, begann die Ausrottung, zum mindesten die Inhaftierung und Entrechtung aller, die sich vorher zu Christus bekannt hatten. Die Leiche Christi wurde entfernt, damit sie nicht Gegenstand der Verehrung und eine greifbare Reliquie des grossen neuen Religionsstifters werden könne! An allen grösseren Orten wurden Kommissionen eingesetzt, Sondergerichte, um über die Anhänger Christi zu entscheiden: Die Apostelgeschichte berichtet darüber in anschaulicher Form, wie Enteignung, Zwangsarbeit, 2 Jahre Gefängnis und mehr, und selbst Todesstrafe verhängt wurden, um die Pest des wahren Christentums zu vernichten. Die römische Besatzungsmacht leistete dabei willfährig Hilfe. Und es begann eine grosse Umerziehungsaktion, um diejenigen, die vielleicht zu Christus nur hingeneigt hatten oder bereits ins Wanken gekommen waren, endgültig von ihm zurückzubekehren bzw. zurückzuzwingen.

Der Apostel Paulus erzählt selbst, dass er vorher Führer eines solchen Sondergerichtes war und die armen Opfer, die nichts getan hatten, als dass sie ihren Glauben und ihre Hoffnung diesem gottgesandten Manne geschenkt hatten, den die Nachwelt sogar ‚Gottes Sohn‘ nennt, ins Gefängnis warf und zu Tode marterte, bis in ihm selbst die Ahnung, und dann die Erkenntnis aufkam, dass die Wahrheit nicht bei der Reaktion lag, sondern bei der sozialistischen Lehre Christi! So wurde er dann sogar selber ins Gefängnis geworfen und den römischen Kriegsknechten übergeben.

In Rom sehen wir später, wie die Reaktion in den Christenverfolgungen mit der Ausrottung der Sozialisten fortfährt! Wie sie sich dann aber, als die Bewegung Christi im-

mer weiteren Umfang annahm, den Namen Christi aneignet, und seine Lehre, wie schon gesagt, umdrehte und verfälschte und sie zu ihrem eigenen Handwerkszeug machte!

Als im Mittelalter eine neue Bewegung der inneren Befreiung und der Herstellung der natürlichen Bindung des Menschen zu seinem Gott begann, die auf die wahre Lehre Christi zurückgriff und auf das instinktmässige Empfinden der Wahrheit, da setzte wiederum bald die Reaktion darauf ein. Die Inquisition und die Hexenverfolgungen rotteten das ganze Ketzertum, wie es die heuchlerische Priesterschaft nannte, aus. So wurde das ganze Germanentum, das der Träger des Auflehnungsgedankens war, in Spanien, Italien, Frankreich und in den südlichen Niederlanden ausgelilgt, und wer entfliehen konnte, suchte Hilfe und Unterkunft, Arbeit und Schutz im germanisch empfindenden England, im mittleren und nördlichen Deutschland, sowie in Dänemark und in Skandinavien. Umsonst versuchte die Reaktion, in diese Gebiete vorzudringen. Eine gottbegnadete Frau auf dem Throne Englands, die Königin Elisabeth, bewahrte dieses Land vor der geistigen Verknechtung. Ein 30jähriger Krieg verwüstete das arme Deutschland. Nur ein Viertel der Bevölkerung hat diese Zeit des Volksmordes überlebt! Und wenn nicht der Schwedenkönig den germanischen Brüdern zu Hilfe gekommen wäre, dann wäre das ganze gegen die reaktionäre Zwangsherrschaft der römischen Kirche protestierende deutsche Volk restlos ausgelöscht worden und vom Erdboden verschwunden. Durch Lügen und Fälschungen sucht die Geschichtsschreibung, die stets in den Händen der Kirche und der weltlichen Obrigkeit lag, diese Vorgänge furchtbarer Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu beschönigen und mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken, die nichts waren als ein verbrecherisches Völkermorden. Und besonders verschweigt die Geschichte, dass gerade bei der Kirche das Judentum eine besondere Rolle spielte in diesem Kampf [der] Unterdrücker gegen den Freiheitsdrang der Geknechteten, der Vergewaltiger gegen die Vergewaltigten, des Schmarotzertums gegen Sauberkeit und Selbstbewusstsein [...]

Die Rolle des Judentums ist *deshalb* besonders schwierig zu erkennen, weil das jüdische Volk cZ/e Schmarotzerrasse unter den menschlichen Rassen ist. Das Judentum geht stets mit denen, die schmarotzen, die also andre für sich arbeiten lassen wollen, um selbst ohne Sorgen zu leben. Schmarotzen und Hamstern im Sinne von Raffen und Gewaltausnutzung ist also etwa dasselbe. Deshalb werden wir die Juden stets bei der Reaktion finden, sofern diese bereit ist, sich ihrer zu bedienen und ihnen für diese Dienste die geforderte Gegenleistung zu gewähren, die in der Einräumung derjenigen Positionen besteht, die das Schmarotzen am leichtesten ermöglichen. Da ein Schmarotzer ausserdem stets Sadist ist, was mit dem Willen des Aussaugens und der Lust am Leiden der Ausgesaugten zusammenhängt, die sich dann widerstandslos in der Gewalt der Vergewaltiger befinden, drängt sich der Jude bei den grossen Reaktionen politischer und kirchlicher Art stets besonders an die Stellen, an denen Sadismus und Schmarotzertum gemeinsam ausgeübt werden kann [sic] und sich in gegenseitigem Wechselspiel am bedingungslosten austoben können.

Wo aber die ‚Oberen‘ und die Kirche das Judentum ablehnen, wo sie es bekämpfen

oder gar ausschalten, da wandert der Jude hinüber zur Masse, zu den Unteren, zu den ebenfalls Unterdrückten, und setzt sich infolge seiner diesen gegenüber höheren Intelligenz an ihre Spitze, um im Kampf gegen die Obrigkeit und gegen die Kirche die Führung zu übernehmen. Das sehen wir am klarsten im bolschewistischen Russland. Aber auch die demokratische Revolution 1789 in Frankreich und die Revolutionsbewegungen im 19. Jahrhundert, wie zuletzt auch die Pseudorevolution 1918, fanden sämtlichst Juden entweder unmittelbar in den Schlüsselstellungen des Umsturzes oder als Hintermänner derselben.

Seit der französischen Revolution ist eine neue Art des Kampfes gegen die ‚Oberen‘ im Gange, nicht mehr auf kirchlichem Gebiet. Sondern diesmal begann die Empörung auf dem Gebiet der Politik. Aber der innere Antrieb ist stets der gleiche: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wahres Christentum! Gemeinsame Übernahme der irdischen Lebensaufgabe des Menschen durch alle nach Anlage und Eignung! Wiederum geht die grosse Idee zu Grunde! Sie wird durch einen Napoleon zu Grabe getragen, den die Reaktion, die sich zunächst den Mantel der Bejahung der revolutionären Ideen umgehängt hatte, als Führer holte. Und in einem Kongress zu Wien feiern die Reaktionäre ihren Sieg über das französische Volk, das sich nur hatte befreien wollen von der Unnatur eines despotischen Sonnenkönigtums.

Aber die Revolution schwellte weiter. 1830 und 1848 tritt sie neu in Erscheinung. Und da inzwischen die beginnende Industrialisierung das unnatürliche Missverhältnis zwischen den herrschenden Klassen und der Masse des arbeitenden Volkes in ein neues, noch greller Licht gerückt hat, ward eine neue Bewegung geboren, die wiederum in ihrem innersten Wesen nur die Herstellung der Gleichberechtigung aller fordert, also die wahre Lehre Christi aufgreift und, bewusst oder unbewusst, die natürliche Lage herstellen will, die jenem Logos entspricht, jenem Trieb, der aus dem Leben unserer Erde und ihrer Kraft entspringt.

Wiederum sehen wir, wie ein Jude die Führung übernimmt, Karl Marx. Er erkennt, wie die aus dem Handwerk sich kraftvoll entwickelnde Industrie sich anschickt, die wirtschaftliche Macht in England, wie wohl auch in andern Ländern, in die Hand zu nehmen. Damit wurde die bis dahin unbestrittene Herrschaft des Judentums über das Geldwesen und das internationale Wirtschaftsleben gefährlich bedroht. Und die kapitalistischen Massnahmen der Industrieherrn machten die Wirtschaft weitgehend unabhängig vom jüdischen Geldmarkt. Liess das Judentum das zu, dann war es am Ende seiner Macht.

Deshalb setzte sich Marx in weiser Erkenntnis und aus dem Instinkt seiner Rasse heraus diesmal an die Spitze der Bewegung *gegen* die Oberen! Er übernahm die Führung der arbeitenden Massen gegen das schmarotzende Kapital und rief eine Bewegung hervor, in der wir zur Zeit mitten drin stecken.

Bismarck war der erste, der durch seine Sozialgesetzgebung den Weg des Ausgleichs beschritt, also eigentlich gegen die Juden. Er überwarf sich dabei aber zugleich auch mit der von ihm selbst mitbegründeten konservativen Partei. Denn in ihr erwachte sofort

wieder die opponierende Reaktion. Der deutsche Sozialismus war jedoch im Marsch, und selbst der Sturz Bismarcks konnte den Zeiger der Uhr nicht mehr zurückdrehen.

Törichte Verblendung und eine instinktlose Kurzsichtigkeit, wie sie stets die Merkmale der Reaktion sind, liessen den Weltkrieg entbrennen, dessen Ende die Fäden des Schicksals den Sozialisten in die Hand spielte, die aber weder darauf vorbereitet waren noch etwas mit ihnen anzufangen wussten. Schnell waren die Juden zur Hand. Aber der grosse Augenblick war verpasst und es liess sich nur noch eine bürgerliche Revolution machen, die ihren Ausdruck in der Weimarer Verfassung fand.

Und jetzt erleben wir, wie die Reaktion erneut die Hände nach diesen Fäden ausstreckt, die das Weimarer System nur lasch in den Händen hält. Nein, die Reaktion hat sie bereits ergriffen! Aber sie wagt noch nicht, es zu sagen und in Erscheinung treten zu lassen.

Das ist der Augenblick, in dem wir leben! Die nationalsozialistische Bewegung ist Kündlerin der Rückkehr zum Willen und Auftrag der Natur und die Trägerin des sozialistischen Gedankens, wie er der christlichen Lehre entspricht und der wahren Religion, und sie lehnt dabei die jüdische Führung ab. Die Reaktionäre und die Juden sind die Feinde der Bewegung und damit des Volkes, die nur an die Wiedererringung bzw. Rettung ihrer Macht, an die Sicherung ihrer Kapitalherrschaft und an die Niederhaltung der breiten Massen in Besitzlosigkeit und Zwangsarbeit denken. Und beide finden dabei den wohlgefälligen Schutz und die Unterstützung der christlichen Kirchen, die die Erfolge ihrer Massenmorde nach der Kreuzigung Christi und zur Zeit der Inquisition und des 30jährigen Krieges durch einen endgültigen Sieg des auch Gewissensfreiheit fordernden Sozialismus gefährdet sehen!

Wehe, wenn es der Reaktion gelingen sollte, unser Herr zu werden! Die Grausamkeit und der Vernichtungswille der Sieger wird schlimmer wüten als jene Saulusse in Palästina, sowie als Nero und als der Grossinquisitor-Cardinal in Spanien!»

Hitler hatte über eine halbe Stunde lang gesprochen. Ich hätte ihm nie folgen können, hätte ich nicht zufällig die Schriften von Hans Goldzier gekannt, sodass mir der Gedankengang gegenwärtig war. Aber von Goldzier stammte nur jene Theorie über die Entstehung der Lebewesen auf der Erde und ihrem Lebenszweck. Alles andere waren Gedanken Hitlers, die aus ihm heraussprudelten, sodass ich kaum das Gefühl hatte, er spricht auf Grund einer Überlegung, sondern es spricht aus ihm heraus. [...]

62. Wagener als Vermittler zwischen Hitler und Schleicher – Hitlers Pläne für die Kabinettsbildung – Wagener tritt als Leiter der W.P.A. zurück – Hitler: seien Sie der Hüter des Grals

Im Folgenden berichtet Wagener über die Bemühungen Hitlers, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, die er auf das Frühjahr 1932 statt auf den Februar datiert. Wagener beschreibt dann Hitlers Überlegungen, im Falle eines Versuchs der Regierung, die N.S.D.A.P. aufzulösen, mit seinem Stab nach Danzig zu fliehen. Diese Möglichkeit habe Hitler mit dem Danziger Gauleiter Albert Forster und dem dortigen Senatspräsidenten Dr. Hermann Rauschning bei deren Besuch auf dem Obersalzberg besprochen, der wohl im August 1932 stattfand.¹ Rauschning habe bei dieser Gelegenheit auf den Anschluss Danzigs an das Reich sofort nach der Machtübernahme durch die N.S.D.A.P. gedrängt, was Hitler jedoch als Affront gegenüber Polen und den Signatarmächten des Versailler Vertrages abgelehnt habe. Seine Absicht, mit Pilsudski ein Freundschaftsabkommen zu treffen – habe er Wagener erklärt –, könne er Rauschning nicht einmal anvertrauen, denn dieser hätte sie für Verrat und Wahnsinn gehalten.

Wagener fasst dann ein Gespräch mit Hitler über die politische Lage im Frühjahr 1932 zusammen. Hitler habe Schleicher als Schlüsselfigur gesehen, mit der allein die Möglichkeit einer Zusammenarbeit bestehe. Er habe Wagener beauftragt, nach Berlin zu fahren, um einen persönlichen Kontakt zwischen Hitler und Schleicher herzustellen.

Hitler war gerade erst am Morgen angekommen, ebenso wie ich. Er fragte, wann ich nun die Verbindung mit Schleicher aufnehmen wolle. Ich sagte zu, es sofort in die Hand zu nehmen.

Ich hatte inzwischen gehört, dass Schleicher bis dahin stets abgelehnt hatte, Göring zu empfangen. Schleicher kannte Lebenslauf und Entwicklung von Göring und wollte nichts mit ihm zu tun haben. Die Ablehnung richtete sich also offenbar nicht gegen Hitler.

Da ich Schleicher nicht persönlich kannte, suchte ich in der Rangliste des 3. Garderegiments, die ich bei meinem Freund Borck einsehen konnte, nach mir bekannten Namen. Da standen Schleicher, Hammerstein, Stülpnagel, Hindenburg und andre mehr, deren Zugehörigkeit zur «Generalsclique» ich kannte. Ich hatte aber zu keinem von ihnen direkte Verbindungen. An Schleicher ohne Vermittlung heranzukommen, war ausgeschlossen. Dafür war er zu sehr General, präsumtiver Reichswehrminister oder gar Reichskanzler, und zu sehr von seinen Adjutanten und Generalstäblern umgeben und abgesperrt.

Da fiel mein Blick in der Offiziersliste des 3. Garde-Regiments auf einen Major von Eberhardt. Da der letzte kommandierende General, dem ich nach Zusammenbruch des

Baltikum-Unternehmens unterstellt war, den gleichen Namen trug, kam ich darauf, dass dieser Major vielleicht ein Sohn dieses Generals sein könne. Im Berliner Adressbuch fand ich einen General von Eberhardt. Rasch entschlossen nahm ich eine Taxe und fuhr hin.

Es war aber nur der Bruder des von mir gesuchten Generals. Dafür war er aber der Vater des Majors von Eberhardt vom 3. Garde Rgt., und aus der Unterhaltung ergab sich, dass er selbst wöchentlich einmal mit dem alten Reichspräsidenten Skat spielte. – Ich war richtig!

Kurzum: bereits an diesem Nachmittag 4³⁰ fand ein Tee in der Wohnung des Majors von Eberhardt in der Kaiserin-Elisabeth-Strasse, nicht weit vom Reichskanzlerplatz, statt, bei dem Hitler den General Frhr. von Hammerstein², der damals Oberbefehlshaber des Heeres war, kennenlernte und sprach. Zwei Tage später folgte die Besprechung mit General von Schleicher, in dessen Wohnung in der Roonstrasse, unweit des Platzes der Siegestsäule.³ Bei der Besprechung mit Schleicher war auch Röhm zugegen.

Bei beiden Zusammenkünften erklärte Hitler kurz die innen- und aussenpolitischen Nahziele der Partei: Bildung einer festen und arbeitsfähigen Regierung, die nicht bei jeder neuen Reichstagssitzung Gefahr läuft, gestürzt zu werden; Wiederherstellung der Vollbeschäftigung des gesamten Volkes und Sicherung seiner Ernährung, Wohnung und Bekleidung; Schaffung eines neuen Volks- und Nationalbewusstseins unter Ausscheidung vaterlandsfeindlicher und volksverräterischer Tendenzen; Befreiung Deutschlands von allen Bestimmungen des Versailler Vertrages, die die Souveränität des Volkes und des Staates beschränkten; Erziehung der Jugend zu Freiheit und Selbstbewusstsein, zu Verantwortungsgefühl der Gesamtheit des Volkes gegenüber und zu Verantwortungsbereitschaft; Sicherung des deutschen Lebens und Staates durch Wirtschafts- und Freundschaftsverträge mit den Nachbarn und durch einen Freundschafts- und Interessenspakt mit England.

Beide Generale begrüßten diese erste Fühlungnahme sehr. Schleicher wies darauf hin, dass diese Aussprache für ihn wesentlich dazu beitrage, bei der zu erwartenden Regierungsbildung durch Papen seine eigene Haltung bestimmen zu können, eine Bemerkung, von der Hitler mit Befriedigung, aber stillschweigend Kenntnis nahm. Für Röhm wurde die Möglichkeit einer Erweiterung seines Ausbildungsstabes mit Hilfe der Reichswehr geschaffen. Ferner sagte Schleicher zu, alle Bestimmungen aufzuheben, die sich gegen die N.S.D.A.P. gerichtet hatten. –

Hitler war bester Laune:

«Papen ist isoliert! Seine Kanzlerschaft wird nur einige Monate dauern», sagte er. «Aber leicht wird es nicht sein, mit Schleicher zu paktieren. Er hat einen klugen, aber lauernen Blick. Ich glaube, er ist nicht offen.

Wie wäre es, Wagener, wenn Sie Ihren Wohnsitz nach Berlin verlegen würden? Ein Büro haben Sie hier schon. Die Verbindungen mit Papen sind gesichert. Und was Schleicher anbelangt, so sind Sie der einzige, der die Verbindung aufrecht erhalten kann. Göring ist im Verlauf von Jahren nicht gelungen, was Sie in Stunden erreicht haben.»

Diese Aufforderung, nach Berlin umzusiedeln, kam mir sehr gelegen. Seit Herbst 1931 hatte ich auf Grund der Unterhaltung mit Strasser diesen Plan, und ich wartete immer auf eine Veranlassung. Jetzt war sie gegeben. Ich sagte deshalb gerne zu.

«Und wenn Sie Besprechungen führen, dann halten Sie grundsätzlich folgende Ziele fest: Wir beanspruchen die Kanzlerschaft, das Innenministerium und das Erziehungsministerium. Wir verlangen ferner Besetzung des Aussenministeriums und des Reichswehrministeriums mit Männern, die uns genehm sind. Das Ernährungs- und das Wirtschaftsministerium können als Verhandlungsobjekt dienen, ebenso das Arbeitsministerium. Dagegen fordere ich die Schaffung eines Propagandaministeriums und seine Besetzung durch uns.»

«Aber die Arbeitsbeschaffung muss doch in unsrer Hand liegen», warf ich ein.

«Die werde *ich* in die Hand nehmen, von meiner Stellung als Kanzler aus!»

«Und die Sozialgesetzgebung, die Preis- und Lohnkontrolle?»

«Auch das sind Gesetze, die ich persönlich vorschlagen und durchführen werde.»

«Dabei kann ich Ihnen mit meiner Vorarbeit aber doch wesentlich helfen!»

«Damit rechne ich auch. Gerade deshalb kann ich auf das Wirtschaftsministerium verzichten. Die Grundlinien legen wir ja doch fest. Und in Bezug auf die Arbeitsbeschaffung werden die andern doch wohl keine Sabotage leisten.»

«Wie denken Sie über den Reichsbankpräsidenten?»

«Da hoffe ich, Schacht gewinnen zu können. Wir sprachen ja schon darüber. Entscheidend ist, ob er sich dazu entschliessen kann, das Arbeitsbeschaffungsprogramm in unserem Sinn zu finanzieren. Und das scheint er zu wollen. Er kann ja auch gar nicht anders. Denn wenn er es ablehnt, und wir setzen dann einen Mann hin, dem es gelingt, das Problem zu lösen, – und wir sind uns ja darüber klar, dass es gelingen wird, – dann löst sich der Nimbus der Unfehlbarkeit, mit dem sich bisher die Grossen der Bankwelt umgeben, in ein Nichts auf. Und diese Gefahr werden sie nicht auf sich nehmen. Da beissen sie lieber in den sauren Apfel und lassen Schacht die Zauberei vollbringen.»

«Und wie steht es mit dem Justizministerium? – Verzeihen Sie meine vielen Fragen. Aber wenn ich Besprechungen führen soll, dann muss ich selber mir über die Gründe klar sein, weshalb ich das eine fordern soll und auf das andere verzichten kann», fügte ich hinzu.

«Natürlich. Deshalb sprechen wir ja auch zusammen. Das Schlimmste, was es in einem Staat geben kann, ist die Rechtlosigkeit. Nun bringt der Übergang von der individualistisch-liberalistischen Weltanschauung zur sozialistischen auch Umstellungen auf dem Gebiet des Rechtswesens mit sich. Die Alten sagen: ‚Was ich besitze, kann mir niemand nehmen. Was kann ich dafür, dass die andern zu spät gekommen sind?‘ Der Sozialist sagt: ‚Ich mache den Besitzenden keinen Vorwurf. Aber wir müssen nun einmal den Weg finden, dass auch der Nichtbesitzende durch Arbeit und Leistung in Besitz hineinwachsen kann.‘»

«So sagen *wir*», unterbrach ich, «nicht der Marxist und auch nicht der Kommunist!»

«Ich meinte eben auch uns – wenn wir nämlich mit in der Regierung sitzen. Die

Rechtsbegriffe verschieben sich also. Wenn wir nun einen Nationalsozialisten zum Justizminister machen würden, dann wäre sehr leicht möglich, dass er von vornherein mit den neuen Rechtsbegriffen auftritt, ehe das neue Denken das ganze Volk erfüllt hat und ehe ein neues Straf- und Bürgerliches Gesetzbuch fertiggestellt ist. Die Richter würden noch auf dem bisherigen Recht fassen, von oben herunter würde aber bereits eine neue Rechtsauffassung gepredigt werden. Die Nationalsozialisten würden erwarten, nach ihrer sozialistischen Weltanschauung handeln zu können und abgeurteilt zu werden, die ändern nach ihrer noch aus dem römischen Recht stammenden Auffassung.

Das muss unter allen Umständen verhindert werden. Deshalb muss ein Mann der alten Art zunächst Justizminister sein. Er muss die Ausarbeitung eines neuen Rechtes ermöglichen, er muss sogar die besten Köpfe seiner Schule dafür zur Verfügung stellen. Bis zur Fertigstellung des neuen Gesetzwerkes *muss* das alte Recht gelten. Wo ganz unmögliche Fälle auftreten, da sollte den Richtern, ähnlich wie bei der englischen Rechtsprechung, die Freiheit gegeben werden, bei der Behandlung des Falles und beim Strafmass innerhalb der Paragraphen der geltenden Gesetze nach dem gesunden Volksempfinden entscheiden zu dürfen. Der sicherste Garant, dass dabei keine Gesetzeswidrigkeiten vorkommen, ist ein Justizminister alter Rechtsauffassung.»

«Schwierigkeiten wird aber die Frage des Reichswehrministers machen. Schleicher wird dieses Amt auf keinen Fall Röhm überlassen.»

«Darüber bin ich mir klar. Ich werde mit Röhm sprechen. Hier bin ich in einer Zwangslage. Röhm wird das verstehen, er muss es verstehen. Sie brauchen also auf unsere alten Pläne keine Rücksicht zu nehmen. Und für den Posten des Aussenministers würde ich auf die Person von Neurath Wert legen. Da er in England gut angeschrieben und bekannt ist, und da seine Grundgedanken für eine Zusammenarbeit mit England sich mit den meinen decken, glaube ich, dass *er* der richtige Mann sein wird. Er ist sich über die Schwierigkeiten, die uns von England aus entgegengebracht werden, sehr klar. Er kennt die Lage und die Einstellung drüben besser. Aber auch er glaubt, dass es gelingen kann, England davon zu überzeugen, dass wir mit ihm zusammengehen wollen.

Gibt es sonst noch Fragen?»

«Wenn ich nun in Berlin auftrete, so muss ich den Rückhalt haben, dass ich in Ihrem Auftrag handle. Ihr Beauftragter in Berlin ist bisher aber Göring gewesen.»

«Daran braucht sich nichts zu ändern. Ich bitte Sie, sich allein auf die Verbindung mit Schleicher zu beschränken.»

«Das bedingt aber auch gelegentlich ein öffentliches Auftreten von mir. Ich möchte auch da nicht mit Göring in unmittelbarem Konflikt kommen.»

«Göring hat seine bestimmten Aufgaben und ist besonders mit dem Reichstag vollauf beschäftigt. Es ist mir sogar sehr lieb, wenn ein Mann aus der Reichsleitung der N.S.D.A.P. neu hierher kommt, der auch durch seinen Verkehr ausserhalb der reinen Politik Verbindungen anknüpft und gesellschaftlich in Erscheinung tritt. Göring hält sich ja völlig zurück. Und auch Goebbels kann neben seiner Arbeit im Gau nicht abends den Frack anziehen und damit ein Doppelleben beginnen.

Aber es ist jetzt sowieso an der Zeit, dass man auch bei denen, die uns nur als Sozialisten zu beurteilen und über die Schulter anzusehen gewohnt sind, einen andern Eindruck erweckt. Wenn wir zwar in der Regierung sind, dann sind wir sofort ‚hoffähig‘. Aber es kann für unsre Aufnahme in die Regierung von Vorteil sein, wenn wir unsre Hoffähigkeit auch schon vorher beweisen. Ich überlasse das ganz Ihnen. Sie werden das schon richtig machen.»

«Ich werde mir Mühe geben, in Ihrem Sinne hier die Partei zu vertreten und mit Schleicher in steter Fühlung zu bleiben.»

Hitler schloss die Unterhaltung mit der Bemerkung:

«Es ist mir eigentlich viel lieber, mit einem Soldaten wie Schleicher eine Regierung zu bilden. Sie belastet uns nicht so stark mit den reaktionären Parteien. Denn ein Soldat gilt stets als unpolitisch. Wenn wir aber die Reichswehr auf unserer Seite haben, dann ist jede Putschgefahr zu Ende, und unsre politische und militärische Machtstellung kann auch jeden Diktaturversuch, sei es von links oder von rechts, verhindern. Die Demokratie und damit die Durchführung unsrer Aufgaben und Ziele erscheinen mir nunmehr gesichert.» – [...]

Als ich in München mit meinen Mitarbeitern über meinen Umzug nach Berlin sprach, herrschte grosse Bestürzung:

«Damit löst sich die wirtschaftspolitische Abteilung auf!», wurde gesagt.

«Jetzt stürzen sich Feder und Funk, Keppler und Darre auf die Abteilung und reißen sie in Stücke. Nichts wird am Leben bleiben, nicht einmal unsere Vorarbeiten in den Schubfächern!»

Ich beruhigte meine Herren. Ich machte ihnen klar, dass meine Aufgabe in Berlin für die Bewegung und damit auch für sie alle wichtiger sei als das Herumsitzen in München, wo die Vorarbeiten, auf die es ankam, ja beendet seien.

«Früher oder später müssen wir doch alle nach Berlin übersiedeln. Denn nach dem Eintritt in die Regierung ist unser Arbeitsplatz sowieso nicht mehr München, sondern eben der Ort, wo die Regierung sitzt.»

«Dann nehmen Sie doch jetzt schon die ganze Abteilung nach Berlin mit», wurde vorgeschlagen.

«Das ist eine Geldfrage. Mein Berliner Büro bezahle ich schon jetzt ganz allein. Mein Umzug, meine Berliner Wohnung, das geht doch alles auf *meine* Kosten. Das einzige, was ich von der Partei bisher bekam, war eine monatliche Unkostenbeihilfe von 500 – Mark.⁴ Das reichte gerade, um meine Eisenbahnfahrten und die Kosten der Hotels unterwegs zu decken. Seitdem wir im Kaiserhof in Berlin wohnen, reicht es auch dafür nicht mehr.

Hier in München werden die Büros der Abteilung von der Partei bezahlt. Ich kann mir nicht denken, dass der Reichsschatzmeister Schwarz die Kosten für ein ähnliches Büro in Berlin tragen würde. Und dazu kämen *Ihre* Umzüge, Ihre wesentlich höheren Ausgaben dort!»

Die Herren sahen ein, dass es nicht ging. Vorerst wollte ich die Leitung der Abteilung auch noch in Händen behalten, und der Termin meines Umzuges hing ja auch noch von der Lösung der Wohnungsfrage in Berlin ab. Aber über das Schicksal der Abteilung wurde durch einen an sich völlig belanglosen Vorfall anders entschieden.

Auf Anregung meiner Wirtschaftsreferenten in den Gauen hatte ich allgemein gehaltene Aufsätze geschrieben, die ich ihnen an Hand gab, damit sie in ihrem Arbeitsbereich für das nationalsozialistische Wirtschaftsdenken arbeiten und ihren Gauleitern bei wirtschaftlichen Fragen beratend zur Seite stehen konnten. Alle Pläne und Gedanken, für die Hitler uns Stillschweigen auferlegt hatte, hatte ich dabei übergangen. Diese Aufsätze stellten also nur Stückwerk dar. Aber die Referenten hatten wenigstens Richtlinien und Darlegungen in Händen, aus denen sie Gedanken und Besprechungsthemata herauswählen konnten, um unsre sozialwirtschaftlichen Auffassungen unter Parteianhängern und Freunden verbreiten zu können.

Jetzt entschloss ich mich, sie beim Eher-Verlag drucken zu lassen, sozusagen als Anhaltspunkte für die Fortsetzung der Parteiarbeit auf dem wirtschaftlichen Sektor, wenn ich von München weg war. Denn in der Zukunft konnte ich nicht mehr so viel unterwegs sein und persönlich Vorträge und Reden halten, wie ich es bisher getan hatte.

Kurz bevor die Broschüre versandt werden sollte, sprach mich Hitler darauf an, dass er vom Eher-Verlag gehört habe, dass ich unser ganzes Wirtschaftsprogramm gedruckt der Öffentlichkeit übergeben wollte. Als ich das richtigstellte, sagte Hitler, dass Feder dagegen Einspruch erhoben habe. Er sei der Programmatischer der Partei und damit auch der Wirtschaftstheoretiker. Er könne nicht für richtig halten, dass ein anderer, auch nicht der Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung, grundsätzliche Abhandlungen herausgebe.

Als ich Hitler darüber orientierte, dass ich doch seit bald 2 Jahren täglich Weisungen, Entscheidungen und natürlich auch grundsätzliche Richtlinien an meine Mitarbeiter gegeben habe, ohne Herrn Feder zu fragen, meinte er, dass eine gedruckte Veröffentlichung im Eher-Verlag unter meinem Namen als Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. doch eine grössere Bedeutung habe als interne Äusserungen und Anweisungen.

«Es erscheint mir aber nicht ratsam, dass jetzt gerade eine solche Veröffentlichung erfolgt, wo die Kämpfe um die Regierungsbildung spielen», wandte Hitler ein.

«Es kann auch gerade umgekehrt sein, dass diese Veröffentlichung, die nebenbei bemerkt zunächst nur einem kleineren Teil von Pgs. zugänglich wird, die Hoffnungen, die man im Volke auf uns setzt, noch wesentlich verstärkt!»

«Da braucht aber nur ein Wort drin zu stehen, das unrichtig ist oder falsch ausgelegt werden kann. Alle unsre Gegner werfen sich dann auf dieses Wort und zerren damit nicht nur Ihre Veröffentlichung, sondern unsre ganze Partei und ihre gesamten Ziele in den Kot.»

«Haben Sie die Schrift schon gelesen?», fragte ich.

«Nein.»

«Würden Sie das nicht vielleicht erst einmal tun. Wenn Feder die Veröffentlichung verhindern will, so ist das doch nur persönliche Eitelkeit, sonst nichts.»

«Das mag sein. Aber meine Gründe sind trotzdem stichhaltig. – Ich möchte eine Kommission einsetzen, die das Buch liest und mir dann Vortrag darüber hält. Die Kommission möchte ich aus Hess, Funk und Feder bilden.»

«Alle drei werden die Schrift für ungeeignet zur Veröffentlichung halten. Der Einzige, der dafür wirtschaftspolitische Gründe haben wird, ist Funk. Denn er ist kein Nationalsozialist, sondern von Natur aus Wirtschaftsliberalist. Auch hindert ihn seine Bindung zur Ruhrindustrie, sozialistische Gedankengänge bei der N.S.D.A.P. zu fördern.»

«Ich *bin* zwar Sozialist. Aber Sie wissen, dass ich aus politischen Gründen zur Zeit ebenfalls auf die Männer der Wirtschaft Rücksicht zu nehmen gezwungen bin», erklärte Hitler.

«Diesem Grunde beuge ich mich, wenn Sie selbst die Schrift gelesen haben und mir das sagen.»

«Ich will aber eine völlig unvoreingenommene Kommission hören.»

«Feder ist nicht unvoreingenommen. Im Gegenteil. Er wird gegen die Veröffentlichung sein, und schon irgendwelche Gründe dafür finden. Und Hess weiss, wie *Sie* denken, und dann denkt er *ebenso*.»

«Wagener. Sie wissen, worum es im Augenblick geht. Ich muss jede Störung vermeiden. Und dann vermeide ich auch jede Möglichkeit, die eine Störung hervorrufen kann.»

Wir schieden etwas in Unfrieden. Den letzteren Grund gab ich Hitler innerlich unbedingt zu. Aber dass er eine Kommission einsetzte, die über eine von mir ausgehende Angelegenheit ein Urteil fällen sollte, das wollte mir nicht in den Sinn.

Ich erzählte den Vorfall Strasser und berichtete ihm zugleich, dass ich nach Berlin umziehen werde.

«Sie wissen, dass ich das begrüsse und immer schon vorschlug. Aber wenn Sie *nun-offiziell* dahinkommen, werden Sie grosse Gegner haben. Dass Göring Sie mit allen Mitteln bekämpft, ist klar. Ich könnte mir denken, dass er jetzt schon bei Hitler gegen Sie arbeitet. Aber auch Goebbels wird mit der Zeit gegen Sie sein. Bis jetzt beherrscht er mit seiner Frau das Feld in Berlin. Sein Haus ist das einzige Haus, in dem Hitler verkehrt. Wenn Sie da sind, ist eine Konkurrenz da. Unterschätzen Sie die Eifersucht einer Frau nicht!

Was nun aber das Buch anbelangt, das die Grundlinien für die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik festlegt und unter Ihrem Namen erscheinen soll, so tangieren Sie dadurch Hitler persönlich. Natürlich kann es der Partei schaden, wenn *Unsinn* darin steht. Steht aber *Sinn* drin, dann kann es Epoche machen. Und dann erscheint das gesamte Gedankengut als *das Ihre*. Hitler beansprucht es aber als *das seine*! Hier liegt der Hase im Pfeffer. Feder ist sicherlich nur vorgeschoben! Hitler selbst verhindert deshalb das Erscheinen!»

Er sagte nachdenklich: «Sie mögen recht haben. – Ich selbst lege auf die Veröffent-

lichung an sich ja gar keinen Wert. Die Schrift war nur eine Zusammenfassung von Aufsätzen, die eigentlich nur für den Dienstgebrauch bestimmt waren. Mich ärgert aber die Einsetzung einer Kommission! Dafür bin ich mir zu gut!»

«Mit der Kommission wälzt Hitler die Verantwortung nur auf andere ab. Aber, wenn die Schrift nur für den Dienstgebrauch gedacht war, dann machen Sie doch Hitler den Vorschlag, dass das drauf gedruckt wird, und dass die Ausgabe nur dienstlich erfolgen soll.»

«Das ist ein guter Gedanke! Damit schaffe ich die Sache vielleicht aus der Welt. Und ich möchte sie gerne aus der Welt schaffen. Jedoch meine Konsequenzen ziehe ich daraus.»

Ich machte diesen Vorschlag. Hitler begrüßte ihn, und auch die Kommission hielt ihn für zweckmässig. So wurde denn der Aufdruck: «Nur für den Dienstgebrauch» auf die Broschüre gesetzt und sie wurde nur an die Wirtschaftsreferenten und Wirtschaftsredakteure der Zeitungen geliefert.⁵

Aber ich entschloss mich, Hitler zu bitten, dass er mich aus dem Amt als Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung entlasse. Das geschah im Schlafwagenzug, als wir kurz darauf nach Berlin fuhren. Hitler schaute mich erst etwas prüfend an, dann gab er mir die Hand und sagte:

«Ich bin Ihnen Dank schuldig, dass Sie damals als Stabschef zur S.A. kamen und dass Sie dann die Wirtschaftspolitik übernahmen. Auch sind es so viele Einzelfälle, die mich Ihnen in Dankbarkeit verbinden.

Aber heute danke ich Ihnen, dass Sie ihr wirtschaftspolitisches Amt niederlegen. Denn dort sind Sie jetzt überflüssig und es gibt zur Zeit wichtigere Aufgaben für Sie. Ich bitte aber, dass Sie, wie bisher, einer meiner engsten Mitarbeiter bleiben und dass unser Vertrauensverhältnis nicht gestört wird.

Und noch eines. Wir haben in so vielen Nächten so vieles besprochen und ich habe Ihnen meine innersten Gedankengänge und Gedankengrundlagen aufgedeckt wie vielleicht keinem. Bewahren Sie dieses Wissen bei sich und seien Sie damit der Hüter des Grals, dessen tiefste Wahrheit nur wenigen aufgehen kann.»

Während der ganzen Zeit hielt er meine Hand und schaute mich mit seinem unergründlichen, aber trotzdem fesselnden Blick an. Dann schloss er mit einem erneuten Händedruck:

«Wir nehmen nicht Abschied von einander. Und doch empfinde ich in diesem Augenblick etwas wie Abschied. Wenn ich nach Berlin komme, lasse ich Ihnen das immer vorher mitteilen. Kommen Sie dann stets zu mir in den Kaiserhof. Und wenn Sie nach München kommen, werde ich Sie doch bestimmt auch jedesmal sehen.»

«Es ist selbstverständlich, Herr Hitler», bestätigte ich, «dass meine Arbeit nach wie vor der Bewegung und Ihnen gehört. Aber ich möchte Ihnen in diesem Augenblick noch etwas ans Herz legen: Unterschätzen Sie nicht die Wirtschaftspolitik! Die Arbeitsbeschaffung ist das Kernproblem bei der Regierungsübernahme. Ist sie geglückt, dann wird das Volk bedingungslos und gläubig hinter Ihnen stehn, und für alle weiteren Pläne sind

die Wege offen. Und ausserdem ist die Sozialwirtschaft der tiefste Inhalt der kommenden sozialistischen Neuordnung. Erst wenn sie durchgeführt ist, kann wahrer Sozialismus kommen. Und er ist dann Religion!»

So schloss für mich ein Abschnitt meines Lebens ab, den ich wohl als den interessantesten und für mich fruchtbarsten bezeichnen kann seit der Schule des grossen Krieges. Auch ich fühlte irgendetwas wie Abschied. Ich wusste eigentlich nicht, wieso. Aber mit dem Ausscheiden als Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. schied ich zugleich auch aus der Reichsleitung selber aus. Ich war frei. Und was ich von nun ab tat, tat ich als Träger eines tiefen Wissens, das zu gestalten mir Lebensaufgabe schien. Diesem Wissen gegenüber fühlte ich mich für alle Zukunft verpflichtet. Es bleibt unberührt durch alles Kommende, unberührt auch durch meine spätere Trennung von Hitler. Dies Wissen hatte in mir eine Weltanschauung geboren, die nach Verwirklichung ringt. Und ich fühlte mich, wie Hitler sagte, als Hüter des Grals, der die Geheimnisse dieser Weltanschauung birgt. [...]

Anmerkungen

Einleitung des Herausgebers

- ¹ In einer Geschichte der S.A., deren erster Stabschef Wagener gewesen war, wird z.B. sein Name nicht einmal erwähnt: Manfred von Killinger, *Die S.A. in Wort und Bild*, Leipzig 1933.
- ² Wagener wird in der bisherigen Literatur fast ausschliesslich als Verfechter der berufsständischen bzw. ständestaatlichen Tendenzen in der N.S.D.A.P. geschildert: Gerhard Schulz in K.D. Bracher, W. Sauer und G. Schulz, *Die nationalsozialistische Machtergreifung*, Köln und Opladen 1960, S. 396; Raimund Rämisch, *Der berufsständische Gedanke als Episode in der nationalsozialistischen Politik*, in *Zeitschrift für Politik*, n.F. 4, 1957, S. 265 f.; Heinrich August Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, Köln, 1972, S. 174, 183f. Eine Ausnahme bildet Gerhard Schulz, *Aufstieg des Nationalsozialismus*, Frankfurt und Berlin 1975, S. 624-33. Ebenso die neue Studie von Avraham Barkai, *Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus*, Köln 1977, worin Wageners Aufzeichnungen als Quelle benutzt werden.
- ³ Die folgenden biographischen Angaben stammen z.T. aus den Aufzeichnungen, wurden jedoch überprüft und ergänzt durch folgenden Quellen: einen von Wagener unter dem Datum des 28. Januar 1937 für die Oberste S.A. Führung ausgefüllten Personalfragebogen, jetzt in der Sammlung S.A. Personalakten, Berlin Document Center; *Der Deutsche Reichstag 1936*, hrsg. von E. Kienast, Berlin 1936, S. 340 f.; Cuno Horkenbach, *Das Deutsche Reich von 1918 bis heute, 1933*, Berlin 1935, S. 1043; H.A.L. Degener (Hrsg.), *Wer ist's*, Bd. 10, Berlin 1935, S. 1667; Edgar von Schmidt-Pauli, *Die Männer um Hitler*, Berlin 1932, S. 141-48.
- ⁴ Eine zweite Auflage erschien 1935 in Stuttgart. In zwei Aufsätzen schilderte Wagener seine Erlebnisse im Baltikum auch in *Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer*, hrsg. von Ernst von Salomon, Berlin 1938, S. 206-213.
- ⁵ In den hier gedruckten Aufzeichnungen führt Wagener die Verleihung des Doktorgrades auf seine Vorträge über wirtschafts- und sozialpolitische Themen bzw. auf seine «Verdienste für die Rettung Deutschlands vor dem Bolschewismus» zurück. Da die Akten der philosophischen Fachbereiche laut Mitteilung von Herrn Dr. M. Seelkopf, Universitätsbibliothek Würzburg, an den Herausgeber vom 23.12.1976 im Zweiten Weltkrieg verbrannt wurden, gibt es keine unmittelbaren Unterlagen über die Begründung der Verleihung. Aus zwei erhalten gebliebenen Reden des Universitäts-Rektors Prof. Dr. A. Chroust sowie aus einer von ihm verfassten Chronik der Universität Würzburg für die Jahre 1924/25 ergibt sich jedoch, dass Wagener im Jahre der Verleihung des Dokortitels als grosszügiger finanzieller Gönner der Universität hervorgetreten war: Zwei Rektoratsreden von Dr. A. Chroust, o. Prof. d. neueren Geschichte. Mit einer Chronik der Universität für das Jahr 1924/25 (Würzburg 1925), Sign. Hbk XIV, 1544, S. 57-59 (Angaben nach der Mitteilung von Dr. Seelkopf).
- ⁶ Nach einer ausführlichen Darstellung Wageners wurde er am Abend des 28. Juni 1933 zu Hitler in die Reichskanzlei befohlen, wo er aber habe warten müssen, als Göring vorgelassen wurde. Als er in das Arbeitszimmer Hitlers eintreten durfte, fand er den «Führer» in

grosser Erregung. Auf Hitlers Aufforderung habe Göring Auszüge aus abgehörten Telefongesprächen von Wageners Mitarbeitern vorgelesen, aus denen hervorgegangen sei, dass diese darauf gedrängt hätten, Wagener als Nachfolger des eben zurückgetretenen Wirtschaftsministers Alfred Hugenberg vorzuschieben. Hitler habe ihm daraufhin gesagt: «Ich hatte Sie eigentlich kommen lassen, um Ihnen zu sagen, dass ich Sie zum Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium ernennen wollte. Nun aber ist das aus.» Hitler habe dann Göring befohlen, Wageners Mitarbeiter festnehmen und verhören zu lassen. Sie seien dann in ein Konzentrationslager gekommen; Wagener selbst sei vernommen, jedoch nicht festgenommen worden. Er habe keine Gelegenheit gehabt, Hitler den Sachverhalt zu erklären. Diese Darstellung bildet einen Teil eines langen Schreibens, das Wagener am 22.1.1934 an die erste Kammer des Parteigerichts in München richtete, um ein Verfahren gegen sich selbst einzuleiten. In seinem Urteil kam das Parteigericht zu dem Schluss, dass die Telefongespräche und Telegramme seiner Mitarbeiter nicht auf seine Veranlassung hinausgegangen waren: Entscheidung vom 17.11.1936. Beide Dokumente befinden sich in den Akten des Obersten Parteigerichts, Berlin Document Center.

⁷ Aufzeichnungen (Manuskript), Heft 5, Seite 412 (hier nicht abgedruckt).

⁸ Auskunft über Wageners politische Tätigkeit nach dem Kriege bei Kurt Tauber, *Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945*, 2 Bde., Middletown, 1967, Bd. I, S. 176, Bd. II, S. 1082, Anm. 226. Nach Taubers Angaben war Wagener Vorsitzender der Seeckt-Gesellschaft, einer neutralistisch-nationalistischen Organisation in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre.

⁹ Siehe die Analyse in Theodor Schieder, Hermann Rauschnings «Gespräche mit Hitler» als Geschichtsquelle (Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Geisteswissenschaften. Vorträge G 178), Opladen 1972, S. 63-65.

¹⁰ Ebenda, S. 25

¹¹ Ebenda. '

¹² Ebenda, S. 62

¹³ Offensichtlich stand Wagener nur ein Hilfsmittel zur Verfügung: eine maschinenschriftliche Aufstellung der Wahlergebnisse und Regierungswechsel in Deutschland, 1919-1933, die vom Wilton Park Training Centre stammte; diese Aufstellung ist dem Manuskript-Heft Nr. 13 zum Schluss angegliedert.

¹⁴ Das Schicksal seines Tagebuchs sowie die Entstehung der Aufzeichnungen legte Wagener am 5. Februar 1960 in einer Besprechung mit Dr. Martin Broszat vom Institut für Zeitgeschichte dar; siehe Broszats Aktenvermerk vom 17. Februar 1960 darüber: Institut für Zeitgeschichte, Archiv, Bestand ZS 1732, Aktenzeichen 2589/60. Siehe auch Wageners Erklärung vom 16. Juli 1958, Manuskript-Heft Nr. 35, S. 2212-15.

¹⁵ Nach Angaben Wageners in einem Abschnitt der Aufzeichnungen, der hier nicht abgedruckt ist (Manuskript-Heft 16, S. 1034), mussten seine Wirtschaftspolitische Abteilung und Darres Abteilung Landwirtschaft wegen Platzmangels im Herbst 1931 in das Münchener Hotel Reichsadler umziehen. Wagener scheint jedoch sein Büro im Braunen Haus behalten zu haben: siehe sein Rundschreiben vom 24. Mai 1932 (Abbildung 8), Schmidt-Pauli, *Die Männer um Hitler*, S. 15-17, 141-48.

¹⁶ Siehe z.B. Albert Krebs, *Tendenzen und Gestalten der N.S.D.A.P.*, Stuttgart 1959, S. 149 f.; Nachlass Dingeldey, Bundesarchiv Koblenz, Bd. 53 (alte Signatur): Niederschrift über eine Besprechung mit Adolf Hitler im Hotel Deutscher Hof in Nürnberg am Dienstag, dem 28. Juli 1931.

¹⁷ Aktenvermerk Broszats vom 17. Februar 1960 (siehe Anm. 14).

¹⁸ Siehe Anm. 5, Kapitel 40.

- ¹⁹ Nach seiner Darstellung bezog sich Hitler z.B. schon 1931 oder 1932 auf Franklin Roosevelts Hoffnungen auf Prosperität, obwohl dieser erst im Herbst 1932 – also nach Wageners Ausscheiden aus der Reichsleitung – zum Präsidenten der USA gewählt wurde: Kapitel 35. Wagener kam allerdings auch nach der Wahl Roosevelts noch in Berührung mit Hitler, so dass ein solches Gespräch zu jener Zeit denkbar wäre.
- ²⁰ Siehe z.B. die Angaben über die Prozentzahl der jüdischen Rechtsanwälte und Richter in Deutschland, die er Hitler in Kapitel 17 zuschreibt.
- ²¹ Diese Entwicklung beschreibt Wagener in dem letzten, hier nicht abgedruckten Abschnitt der Aufzeichnungen, vor allem Manuskript-Heft 33, S. 1958-69, Heft 34, S. 2102 f.
- ²² Manuskript-Heft 33, S. 1942 (hier nicht abgedruckt).
- ²³ Manuskript-Heft 34, S. 2108-12 (hier nicht abgedruckt).
- ²⁴ Siehe Kapitel 48.
- ²⁵ Siehe Kapitel 57.
- ²⁶ Manuskript-Heft 34, S. 2139 (hier nicht abgedruckt).
- ²⁷ Nach Wageners Schilderung hat Hitler ihn bei seinem Abschied von der Reichsleitung im September 1932 ausdrücklich aufgefordert, der «Hüter des Grals» zu sein: siehe Kapitel 62.
- ²⁸ Es handelt sich um den letzten Absatz von Kapitel 34. Es ist zwar nicht auszuschliessen, dass die dortige Jahresangabe (1936) auf einen Schreibfehler zurückzuführen ist, zumal Wagener die Aufzeichnungen im Jahre 1946 niederschrieb. Der übrige Text des Absatzes deutet jedoch auf die Vortäuschung hin, die Aufzeichnungen seien zehn Jahre früher geschrieben worden. An anderer Stelle bezieht sich Wagener jedoch auf den Zweiten Weltkrieg: Manuskript-Heft 20, S. 1304 (hier nicht abgedruckt).
- ²⁹ Schieder, Rauschnings «Gespräche mit Hitler», S. 55 f.
- ³⁰ Manuskript-Heft 34, S. 2110f. (hier nicht abgedruckt).
- ³¹ Siehe Kapitel 31
- ³² Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942, Stuttgart 1963, S. 83.
- ³³ H.A. Turner, Jr., Hitlers Einstellung zu Wirtschaft und Gesellschaft vor 1933, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 2 (1976), S. 89-117.
- ³⁴ Wagener, Nationalsozialistische Wirtschaftsprobleme, in: WPD, Wirtschaftspolitischer Pressedienst, Nationalsozialistische Wirtschaftskorrespondenz, Jg. 2 (1931), Nr. 3 (21.1.), Nr. 5 (4.2.), Nr. 6(11.2.), Nr. 7 (18.2.); Wagener, Nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung und Berufsständischer Aufbau, Berlin 1933.
- ³⁵ Rauschning, Gespräche mit Hitler, Zürich 1940, S. 25-27.
- ³⁶ Siehe Kapitel 44, wo dieser Schritt auf den Tod seiner Nichte Geh Raubal zurückgeführt wird. Aus Wageners Angaben in früheren Kapiteln gewinnt man allerdings ein anscheinend widerspruchsvolles Bild von Hitlers Essgewohnheiten. Wagener berichtet z.B. auf S. 141, Hitler habe nach einem Forellenessen erwähnt, dass er alles esse ausser «richtigem Fleisch». Auf S. 163 vermittelt Wagener jedoch den Eindruck, dass Hitler gekochten Schinken mit Eiern gegessen habe. Andererseits beschreibt er auf S. 128, wie Gregor Strasser darauf hinwies, dass Hitler «fast nur Grünzeug» ass, und berichtet auf S. 148, wie eine Hotelküche, die Hitlers Gewohnheiten kannte, für ihn ein Essen aus Rühreiern und Gemüse vorbereitet habe. Angesichts der oben erwähnten Unzuverlässigkeit von Wageners Datierung sogar bei wichtigen Ereignissen wäre es allerdings irreführend, grosses Gewicht auf die zeitliche Reihenfolge dieser Angaben über schwer datierbare Erlebnisse bzw. Gespräche zu legen. Der Ansatz zu Hitlers Vegetariertum wurde von einer seiner Privatsekretärinnen ebenfalls mit dem Tod Geh Raubals in Zusammenhang gebracht: Al-

bert Zoller, Hitler Privat. Erlebnisbericht seiner Geheimsekretärin, Düsseldorf 1949, S. 91. Interessanterweise war diese Sekretärin zur Zeit des Todes von Geli Raubal in der von Wagener geleiteten Wirtschaftspolitischen Abteilung tätig: ebenda, S. 13.

- ³⁷ In dem hier nicht abgedruckten letzten Abschnitt der Aufzeichnungen erwähnt Wagener, dass der Photograph Heinrich Hoffmann auf Hitlers Wahlreisen im Jahre 1932 häufig «seine kleine Laborantin Eva Braun mitnahm, die Hitler gerne am Abend zur Ablenkung mit am Tisch sah», die jedoch seiner Meinung nach damals «überhaupt noch keinerlei Rolle» spielte: Manuskript-Heft 34, S. 2054f.

Kapitel 1 (S. 7-21)

- ¹ Hier irrt sich Wagener, wie häufig, in der Datierung der Ereignisse; der ‚Reichsparteitag‘ fand Anfang August (1.-4.) in Nürnberg statt: Hans Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, Berlin & Leipzig 1939, S. 26 f. Wagens Beschreibung vom Verlauf des Parteitages wird dagegen durch einen Stummfilm weitgehend bestätigt, der unter der Leitung von Baldur von Schirach gedreht wurde: Der Nürnberger Parteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei 1.-4. August 1929. Ein Film vom kommenden Deutschland (Kopie in Motion Picture Section, Prints and Photographs Division, U.S. Library of Congress, Washington, D.C.).
- ² Kurt von Ulrich, Oberstleutnant a. D., geb. 14.4.1876, Osaf-Stellvertreter-West im Jahre 1929: Nationalsozialistisches Jahrbuch 1930, Jg. 4, München 1929, S. 145. 1930 wurde Ulrich General-Inspekteur der S.A.: ebenda 1931, Jg. 5, München 1930, S. 141. Im ‚Dritten Reich‘; wurde er Oberpräsident der Provinz Sachsen: Hermann A.L. Degener (Hrsg.), Wer ist’s?, Bd. 10, Berlin 1935, S. 1634.
- ³ Georg Hallermann, Leutnant a.D., Adjutant des Obersten S.A.Führers im Jahre 1929: Nationalsozialistisches Jahrbuch 1930, S. 145.
- ⁴ Viktor Lutze, Oberleutnant a. D., S.A.Oberführer Ruhr im Jahre 1929: ebenda, S. 146. Nach der Ermordung von Ernst Röhm am 30. Juni 1934 wurde Lutze dessen Nachfolger als Stabschef der S.A.
- ⁵ Walter Stennes, Hauptmann a.D., Osaf-Stellvertreter-Ost mit Amtssitz in Berlin im Jahre 1929: ebenda, S. 145.
- ⁶ Manfred von Killinger, Kapitänleutnant a. D., Osaf-Stellvertreter-Mitte im Jahre 1929: ebenda.
- ⁷ August Schneidhuber, Major a.D., Osaf-Stellvertreter-Süd im Jahre 1929: ebenda, S. 146. Er fiel der Mordaktion vom 30. Juni 1934 zum Opfer: Wolfgang Sauer in K. D. Bracher, W. Sauer, G. Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung, Köln u. Opladen 1960, S. 850.
- ⁸ Da Wagener sich des Namens nicht entsinnen konnte, liess er diese Stelle leer. Auf Grund seiner Beschreibung kann es sich jedoch nur um eine Person handeln: Wilhelm Helfer. Vgl. H.A.L. Degener (Hrsg.), Wer ist’s?, Bd. 10, Berlin 1935, S. 634; Erich Stockhorst, Fünftausend Köpfe. Wer war was im Dritten Reich, Velbert u. Kettwig 1967, S. 186. Im Jahre 1932 war Helfer der Führer der Untergruppe M.O. des Gausturms München-Oberbayern: Helfers Stimmungsbericht an Röhm vom 22.9.1932, U.S. National Archives Microcopy T-81 (National Socialist German Labor Party), Rolle 91, Aufnahmen 105 198f. Im ‚Dritten Reich‘; wurde er Führer der S.A.Gruppe Hochland: Anschriften-Verzeichnis der S.A.-Dienststellen, von der Obersten S.A.Führung am 1.Juli 1937 «nur für den Dienstgebrauch» aufgestellt, S. 10.

- ⁵ Hanns Günther von Obernitz, Adjutant des Osaf-Stellvertreters-Süd, Schneidhuber: Nationalsozialistisches Jahrbuch 1931, S. 142. Im ‚Dritten Reich‘ Führer der S.A. Gruppe Franken: Anschriften-Verzeichnis der S.A.-Dienststellen, 1937 (siehe Anm. 8), S. 7.
- ¹⁰ Siehe Einleitung, Teil I.
- ¹¹ Es handelt sich hier wohl um den Aufmarsch von freiwilligen rechtsgerichteten Truppen im Oktober 1923 in der Umgebung von Coburg unter der Leitung des ehemaligen Freikorpsführers und Teilnehmers am Kapp-Putsch vom März 1920, Korvettenkapitän a. D. Hermann Ehrhardt, in Vorbereitung für einen ‚Marsch auf Berlin‘ Hanns Hubert Hofmann, Der Hitlerputsch, München 1961, S. 107.
- ¹² Adam Remmele, sozialdemokratischer Innenminister von Baden, 1919-1929: Cuno Horckenbach, Das Deutsche Reich von 1918 bis heute, Berlin 1930, S. 731.
- ¹³ Karl Ulmanis (ursprünglich Ullmann), Staatspräsident von Lettland vom 18.11.1918 bis zum 16.4.1919; später mehrmals in leitenden Stellungen in Lettland.
- ¹⁴ Corps Vandalia, Studenten-Korporation an der Universität Heidelberg: Das Akademische Deutschland, hrsg. von Michael Doeberl et al., 4 Bde., Berlin 1930-31, Bd. 2, S. 850. Den Hinweis auf diese Quelle verdankt der Herausgeber Dr. Geoffrey Giles.
- ¹⁵ Emil Kirdorf, 1847-1938, Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerks-AG, 1892-1926, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, 1893-1926; Kirdorf wohnte dem ‚Reichsparteitag‘ 1929 als Hitlers Gast bei: Emil Kirdorf und die NSDAP, in H. A. Turner, Jr., Faschismus und Kapitalismus in Deutschland, Göttingen 1972, S. 60-86.

Kapitel 2 (S. 22-35)

- ¹ Siehe Wageners eigene Darstellung in seinem Buch, Von der Heimat geächtet, Berlin 1920¹, 1935².
- ² Siehe Einleitung, Teil I.
- ³ Siehe Einleitung, Teil I.
- ⁴ Bernhard Köhler, NS-Schriftsteller, besonders auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik: Das Deutsche Führerlexikon 1934/1935, Berlin 1934, S. 242.
- ⁵ Otto Wacker, Hauptschriftleiter und Leiter der Presseabteilung des Gaues Baden, im ‚Dritten Reich‘ NS-Kultusminister in Baden: Stockhorst, Fünftausend Köpfe, S. 433.
- ⁶ Wilhelm Keppler, seit 1927 Mitglied der N.S.D.A.P., im Jahre 1929 einer der Direktoren der Chemischen Werke Odin GmbH, einer kleinen Fotogelatine-Fabrik in Eberbach am Neckar, an deren Stammkapital die Eastman Kodak Company zur Hälfte beteiligt war; 1932 Berater Hitlers in Wirtschaftsfragen und Leiter des sogenannten ‚Keppler-Kreises‘: H.A Turner, Jr., Grossunternehmertum und Nationalsozialismus 1930-1933, in Historische Zeitschrift, Bd. 221 (1975), S. 34 ff.
- ⁷ Gottfried Feder, Dipl.-Ing. und MdR seit 1924; Verfasser des «Manifests zur Brechung der Zinsknechtschaft» und frühester Wirtschaftstheoretiker der N.S.D.A.P.; Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium im «Dritten Reich».

Kapitel 3 (S. 36-42)

- ¹ Franz Xaver Schwarz, Reichsschatzmeister der N.S.D.A.P., 1925-45.
- ² Franz Xaver Ritter von Epp, Generalleutnant a. D., S.A. Gruppenführer, ab 1928

N.S.D.A.P.-Mitglied des Reichstages, im ‚Dritten Reich‘ Reichsstatthalter in Bayern:
Das Deutsche Führerlexikon, S. 112f.

Kapitel 4 (S. 43-49)

- ¹ Max Hölz, Kommunist, rief nach dem Kapp-Putsch im März 1920 eine Räterepublik im Vogtland aus und übte in Teilen Sachsens eine Gewaltherrschaft aus, bis Regierungstruppen Mitte April dem Aufstand ein Ende setzten: Horkenbach, Das Deutsche Reich (1930), S. 108.
- ² Bela Kun, Führer der ungarischen Räterepublik, März-August 1919.

Kapitel 5 (S. 50-59)

- ¹ Witwe von Erwin von Scheubner-Richter, 1884-1923, früher Anhänger Hitlers, der am 9. November 1923 an der Feldherrenhalle in München im Laufe des gescheiterten Putschversuchs ums Leben kam.
- ² Alfred Rosenberg, seit 1929 Schriftleiter des «Völkischen Beobachters»; er wurde in Estland, nicht in Georgien, geboren: Das Deutsche Führerlexikon, S. 394.
- ³ Hess wurde in Alexandrien geboren: ebenda, S. 25.
- ⁴ Philipp Bouhler, seit 1925 Reichsgeschäftsführer der N.S.D.A.P.: ebenda, S. 68; ihm unterstand die Geschäftsführung des «Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Vereins e. V.», nicht einer G.m.b.H. Siehe Anton Lingg, Die Verwaltung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, München 1939, S. 59-63.
- ⁵ Siehe Anm. 1, Kapitel 3.

Kapitel 6 (S. 60-69)

- ¹ Pläne für den Vertrieb von Sturm-Zigaretten wurden im August 1929 durch die Reichszeugmeisterei verkündet: Ordner 101, Sammlung Reichsschatzmeister, Berlin Document Center (diese Dokumente befinden sich jetzt im Bundesarchiv, Koblenz). Siehe die Anzeige für Sturm-Zigaretten im Bildteil dieses Bandes, Abb. 12, die beweist, dass das Unternehmen schon vor Ende 1929 im Gange war.
- ² Georg von Detten, Rittmeister a.D.: Nationalsozialistisches Jahrbuch 1930, S. 146.
- ³ Siehe Anm. 6, Kapitel 1.
- ⁴ Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Kommerzienrat Jacques Bettenhausen, Verlagsbuchhändler und Inhaber der Firma J. Bettenhausen, Buchhandlung, Dresden: Georg Wenzel, Deutscher Wirtschaftsführer, Hamburg 1929, Spalte 182. Bettenhausen war bis 1938 nicht Mitglied der N.S.D.A.P.: Berlin Document Center, Unterlagen der Reichskulturkammer über Bettenhausen.
- ⁵ Hier irrt sich Wagener, denn eine S.A.-Versicherung hatte es schon seit Ende 1926 gegeben. Im Herbst 1929 – also nach seiner Anstellung als Stabschef – wurde allerdings ein wichtiger Schritt unternommen, als ein starker Druck auf alle Parteimitglieder ausgeübt wurde, dieser Versicherung beizutreten und einen monatlichen Beitrag abzuführen. Im Februar 1930 erklärte Hitler, der Beitritt sei nunmehr «Parteipflicht». Dadurch wurde die Finanzierungsbasis der S.A.-Versicherung, die am 1.9.1930 zur «Hilfskasse der N.S.D.A.P.» wurde, erheblich erweitert: Andreas Werner, SA und NSDAP, Diss. Phil. Universität Er-

- langen-Nürnberg, 1964, S. 408-415.
- ⁶ Leonardo Conti, später Ministerialrat im Preussischen Ministerium des Innern im ‚Dritten Reich‘; er war nie «Reichsgesundheitsminister», sondern Reichsgesundheitsführer (ab 20.4.1939). Nach amtlichen Angaben war er seit Herbst 1929 für «die Betreuung der Verwundetenhilfe in Berlin» verantwortlich: Das Deutsche Führerlexikon, S. 86; Stockhorst, Fünftausend Köpfe, S. 94.
- ⁷ Carl Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, seit 1926 Stahlhelmführer, gründete 1929 den Nationalen Deutschen Automobilklub, dessen Präsident er wurde; im ‚Dritten Reich‘ Reichsbeauftragter für das Kraftfahrwesen: Das Deutsche Führerlexikon, S. 399f. Mitglied der N.S.D.A.P. ab April 1933: Deutsche Allgemeine Zeitung, 20.4.1933, Nr. 183.
- ⁸ Die Gründung des N.S.A.K. fand im Frühjahr statt, mit Pfeffer als erstem Korpsführer: Theodor Oppermann, Unter den Sturmstandern des N.S.K.K., München 1936, S. 8. In den Satzungen vom 1.4.1930 hiess es unter «Triptik, Rechtsschutz usw.»: «Das Nationalsozialistische Automobilkorps ist korporatives Mitglied des «Nationalen Automobil-Klubs». Die erforderlichen Klub-Beiträge werden von der Führung des N.S.A.K. unmittelbar bezahlt. Daher genießt jedes Mitglied des Korps nach erfolgtem Eintritt alle Vorteile dieses Klubs *ohne* besonderen Beitrag.» (Ebenda, S. 10).
- ⁹ Vgl. Erwin Könnemann, Technische Nothilfe (Teno) 1919-1945, in Dieter Fricke et al., Die bürgerlichen Parteien in Deutschland, 2 Bde., Berlin 1968, Bd. 2, S. 676-79.
- ¹⁰ Nach dem in Anm. 9 zitierten Handbuch hiess der «Vorstand» der Technischen Nothilfe bis zum Ende der zwanziger Jahre «Ingenieur Lummitzsch»: ebenda, S. 677.

Kapitel 7 (S. 70-73)

- ¹ Hier irrt sich Wagener in der Datierung der Ereignisse. Der Osaf-Stellvertreter-Nord, Major a.D. Karl Dincklage, starb nicht im angegebenen Zeitraum, sondern erst am 7.10.1930: Hermann Bolm, Hitler-Jugend in einem Jahrzehnt. Eine Glaubensbewegung der niedersächsischen Jugend, Braunschweig 1938, S. 131. Hallermann starb am 14.9.1930: Werner, SA und NSDAP, S. 459.
- ² Vgl. Anm. 1; siehe auch Hitlers Ausführungen über Dincklage im Jahre 1942: Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942, Stuttgart 1963, S. 410.

Kapitel 8 (S. 74-80)

- ¹ Sammlung Friedrich I. M. Rehse, Archiv für Zeitgeschichte und Publizistik, begonnen durch Rehse im Jahre 1914: Josef Stolzing-Cerny, Erinnerungsstücke aus der Kampfzeit. Die Sammlung F.I.M. Rehse, Archiv für Zeitgeschichte und Publizistik in München, in Sonderausgabe des Illustrierten Beobachters: Adolf Hitler, München 1936, S. 39-41.

Kapitel 9 (S. 81-85)

- ² Siehe die ausführliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen der Berliner S.A. und der Gauleitung, die Ende August 1929 zu Handgreiflichkeiten zwischen S.A. und S.S. in den Geschäftsräumen der Gauleitung führten: Werner, SA und NSDAP, S. 475-485.

- ³ Pfeffers Frau war Maria Sophia Klara Raitz von Frenzt: Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, Teil A, Jg. 86, Gotha 1936, S. 480.
- ⁴ Walter Buch, Major a.D., seit dem 1.1.1928 Vorsitzender des «Uerschla» (Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss der Reichsleitung der N.S.D.A.P.): Das Deutsche Führerlexikon, S. 77.
- ⁵ Siehe Peter Bucher, Der Reichswehrprozess, Boppard 1967, S. 23f., 205 f. Siehe auch die spätere Darstellung der Unterredungen mit Wagener von einem der ‚Ulmer Leutnants‘: Richard Scheringer, Das grosse Los unter Soldaten, Bauern und Rebellen, Hamburg 1959, S. 194, 196, 239f.

Kapitel 10 (S. 86-91)

- ¹ Die Verlobung des Prinzen Wilhelm mit Dorothea von Salviati wurde im April 1933, als Wagener noch Kontakt zu Hitler hatte, bekanntgegeben: Prinz Wilhelm hat sich verlobt, Deutsche Allgemeine Zeitung, 20.4.1933, Nr. 183.

Kapitel 11 (S. 92-97)

- ¹ Siehe Werner, SA und NSDAP, S. 475-85, 524-535.
- ² Ebenda, S. 465 f. Nach Werners Darstellung waren mehr Faktoren im Spiel als die von Wagener erwähnten.
- ³ Pfeffer blieb ohne Amt bis zum November 1932, als er NS-Reichstagsabgeordneter wurde; im ‚Dritten Reich‘: wurde er u.a. Regierungspräsident von Wiesbaden.

Kapitel 12 (S. 98-104)

- ¹ Im Manuskript: Winter. Hier handelt es sich um eine durchaus verständliche Namensverwechslung. Hitlers Halbschwester hiess Angela Raubal; seine Haushälterin, die auch in der Wohnung in der Prinzregentenstrasse lebte, war Frau Anny Winter.
- ² Henriette Hoffmann, Tochter von Heinrich Hoffmann, spätere Frau des Reichsjugendführers Baldur von Schirach.
- ³ Karl Freiherr von Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe, Leipzig 1921³⁻⁵; ursprünglich: Untersuchungen über den Magnetismus und damit verwandte Gegenstände, in: Annalen der Chemie und Pharmacie, Bd. 53 (1845), Beilage.
- ⁴ Barbara Campanini, genannt ‚la Barbarina‘, italienische Tänzerin, die König Friedrich II. nach Berlin entführen liess, um sie als seine Hof tänzerin zu engagieren: Gustav Berthold Volz, Die Barbarina-Legende, in seinem Buch, Aus der Welt Friedrichs des Grossen, Dresden 1922.

Kapitel 13 (S. 105-117)

- ¹ Adolf Wagner, späterer bayerischer Minister des Innern, der keinen Dokortitel hatte. Vom 1.10.1928 bis zum 1.11.1930 war er Leiter des Gaues Oberpfalz; vom 1.11.1929 wurde er auch mit der Führung der Parteiorganisation in München, die der Reichsleitung unterstellt war, beauftragt; ab 1.11. 1930 war er Gauleiter von München-Oberbayern: Albrecht Tyrell

(Hrsg.), Führer befehl...., Düsseldorf 1969, S. 377f.

Kapitel 14 (S. 118-122)

- ¹ Julius Schaub, einer von Hitlers «Adjutanten» und Leibwächtern (siehe den Bildteil, Abb. 18).
- ² Josef Dietrich, einer von Hitlers Leibwächtern, später Chef der «Leib-Standarte Adolf Hitler» und S.S.Obergruppenführer.
- ³ Am 26.1.1934 wurde ein deutsch-polnischer Verständigungsvertrag auf zehn Jahre als erster grosser Vertrag des ‚Dritten Reiches‘ unterzeichnet, jedoch ohne die von Wagener beschriebene Geheimklausel.
- ⁴ Der Kaiser befand sich am 21.12.1917 in Montmedy beim Oberbefehlshaber der 5. Armee: Walter Görnitz (Hrsg.), Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914-1918, Göttingen 1959, S. 341.
- ⁵ Am 21.6.1919 wurde die von den Engländern in der Bucht von Scapa Flow in Schottland internierte deutsche Kriegsflotte von der Besatzung versenkt.

Kapitel 15 (S. 123-130)

- ¹ Siehe Wageners Darstellung seiner berufsständischen Pläne in seiner Broschüre: Nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung und Berufsständischer Aufbau, Berlin 1933.
- ² Franz Lawaczeck, Dr.-Ingenieur und Schriftsteller; siehe seine Broschüre, Technik und Wirtschaft im Dritten Reich. Ein Arbeitsbeschaffungsprogramm, München 1933³ (Nationalsozialistische Bibliothek, Heft 38) und sein Buch, Elektro-Wirtschaft, München 1936.
- ³ Am 22.5.1926 billigte die Generalmitgliederversammlung der N.S.D.A.P. eine Erklärung Hitlers, wonach das Parteiprogramm vom Jahre 1920 (die sogenannten 25 Punkte) «unabänderlich» sei: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 22.
- ⁴ Wilhelm Frick, ehemaliger bayerischer Beamter, NS-Reichstagsabgeordneter seit 1924, später Innenminister im ‚Dritten Reich‘.
- ⁵ Es handelt sich hier um die Einnahme der Sitze auf der äussersten rechten Seite des Sitzungssaals durch die Reichstagsabgeordneten der N.S.D.A.P., die jedoch nicht zur Zeit von Görings Eintritt in die Fraktion (1928), sondern erst nach der Wahl vom September 1930 stattfand; siehe die graphischen Darstellungen der Sitzverteilung in den Reichstags-Handbüchern für 1928 und 1930.
- ⁶ Siehe unten, Kapitel 26.

Kapitel 16 (S. 131-137)

- ¹ Wilhelm Frick (siehe Anm. 4, Kapitel 15).
- ² Hans Frank, Dr. jur., Leiter der Rechtsabteilung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. seit 1927; im ‚Dritten Reich‘ Reichsjustizkommissar, später Chef des ‚Generalgouvernements‘ im besetzten Polen.
- ³ Fritz Reinhardt, Gauleiter von Oberbayern, 1.10.1928-1.11.1930, Leiter der Rednerschule der N.S.D.A.P., 1928-33; Amtsleiter der Reichsleitung seit 1930; Staatssekretär im Reichsfinanzministerium im ‚Dritten Reich‘ Das Deutsche Führerlexikon, S. 375.

- ⁴ August Winnig, sozialdemokratischer Oberpräsident der preussischen Provinz Ostpreussen nach der Revolution von 1918, der im März 1920 die Putschregierung von Wolfgang Kapp anerkannte und deswegen nach dem Scheitern des Putsches seines Amtes enthoben und aus der SPD ausgeschlossen wurde; nachher nationalistischer Schriftsteller.
- ⁵ Konstantin Hierl, Oberst a. D., Verfasser des Buches Weltkrieg in Umrissen, ab 1929 Organisationsleiter II der Reichsleitung; Das Deutsche Führerlexikon, S. 193.

Kapitel 17 (S. 138-147)

- ¹ Alexander Ernst von Falkenhausen, Generalleutnant a.D., später als Wehrmachtbefehlshaber in Belgien an der Widerstandsbewegung in der Armee im Zweiten Weltkrieg beteiligt; Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1955, S. 529; Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 1969.
- ² Dorothea von Seeckt, geb. Jacobson; Hans Meier-Welcker, Seeckt, Frankfurt am Main 1967, S. 23. Seeckt und Falkenhausen kannten sich seit ihrem gemeinsamen Dienst in der Türkei im Ersten Weltkrieg; Friedrich von Rabenau, Seeckt. Aus seinem Leben 1918-1936, Leipzig 1940, S. 94, 443, 705. Ihre Frauen waren auch befreundet: Meier-Welcker, Seeckt, S. 682.
- ³ Julius Schreck, Hitlers Lieblingsfahrer bis zu seinem Tode im Jahre 1936 (siehe Bildteil, Abb. 17). Erster Chef der S.S. in den Jahren 1926-1927; Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 96.
- ⁴ Iwan Kutisker, Spekulant, der in die Barmat-Affäre Mitte der zwanziger Jahre verwickelt wurde; Friedrich Stampfer, Die vierzehn Jahre der ersten deutschen Republik, Hamburg 1947³, S. 445.
- ⁵ Im März 1928 wurden die Brüder Henri und Julius Barmat wegen aktiver Bestechung zu Gefängnisstrafen verurteilt; Horkenbach, Das Deutsche Reich von 1918 bis heute, 1930, S. 251.
- ⁶ Emil Rathenau (1838-1915), Gründer der Allgemeinen-Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG); Walther Rathenau, sein Sohn, Organisator der deutschen Rohstoffversorgung im Ersten Weltkrieg, Wiederaufbauminister, dann bis zu seiner Ermordung im Juni 1922 Reichsaussenminister.
- ⁷ Es handelt sich hier wahrscheinlich um Paul Hirsch, Sozialdemokrat und erster Ministerpräsident des Freistaats Preussen nach der Revolution.

Kapitel 18 (S. 148-154)

- ¹ Julius Streicher, Gauleiter von Mittelfranken seit dem 1.3.1928, Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes «Der Stürmer».
- ² Willy Liebel, Leutnant der Reserve, Buchdruckereibesitzer in Nürnberg, seit 1929 NS-Stadtratsmitglied, im ‚Dritten Reich‘ Oberbürgermeister von Nürnberg; Wer ist's? (1935), S. 968.
- ³ Amtliche Parteizeitung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
- ⁴ Amtliche Parteizeitung der Kommunistischen Partei Deutschlands.
- ⁵ Maxim Maximowitsch Litwinow (eigentlich Meir Moisejewitsch Wallach), Aussenmini-

ster der Sowjetunion, 1930-1939: Bertold Spuler, Regenten und Regierungen der Welt, Teil II, Bielefeld 1953, S. 461.

Kapitel 20 (S. 169-178)

- ¹ Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch, Oberbefehlshaber der Wehrmacht, im Februar 1938 von Hitler entlassen.
- ² Julius Curtius, Reichswirtschaftsminister 1926-1929, Reichsaussenminister 1929-1931. Das Projekt für eine Zollunion mit Österreich scheiterte im September 1931: Horkenbach, Das Deutsche Reich, 1931, S. 294.

Kapitel 22 (S. 184-194)

- ¹ Das ‚Braune Haus‘ (Briennerstrasse 45) wurde im Mai 1930 erworben: Adolf Dresler, Das Braune Haus und die Verwaltungsgebäude der Reichsleitung der NSDAP, München 1939³, S. 14.
- ² Wageners Nummer war 159203 mit dem Eintrittsdatum 1.10.1929: Mitgliedskartei der N.S.D.A.P., Berlin Document Center. Die Mitgliedsnummern erreichten die Zahl 600'000 erst im August 1931: handschriftliche Aufstellung in Ordner 276, Non-Biographic Collection, Berlin Document Center (jetzt im Bundesarchiv).
- ³ Das ‚Braune Haus‘ wurde Anfang 1931 in Benutzung genommen: Dresler, Das Braune Haus, S. 14.

Kapitel 23 (S. 195-201)

- ¹ Organisation Escherich, konservative Einwohnerwehr der frühen zwanziger Jahre, vornehmlich in Bayern.
- ² Es handelte sich um das Wehrkreiskommando des Kriegsministeriums, Ecke Ludwigstrasse und Schönfeldstrasse: Hoffmann, Der Hitlerputsch, S. 215.
- ³ Hier irrt sich Wagener. Der Gran-Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay (nicht Peru) fand erst in den Jahren 1932-1935 statt, nachdem Röhm schon nach Deutschland zurückgekehrt war.
- ⁴ Ernst Röhm hat seine Erlebnisse in seinem Buch, Die Geschichte eines Hochverrätters, München 1928, beschrieben, die jedoch nichts über Freikorpskämpfe in Oberschlesien enthält. Er war 1924-26 Kommandant der S.A. gewesen.
- ⁵ Siehe Kapitel 12, Anm. 3.
- ⁶ Friedrich Wilhelm Brückner, Oberleutnant a.D., wegen Teilnahme am Hitler-Putsch im Jahre 1923 zu Gefängnis verurteilt, Adjutant Hitlers ab 1930: Das Deutsche Führerlexikon, S. 76.
- ⁷ Brückner war im Herbst 1923 Kommandeur des S.A.Regiments München. Harold J. Gordon, Hitlerputsch 1923, Frankfurt am Main 1971, S. 190, Anm. 79.
- ⁸ Siehe Kapitel 1, Anm. 2. Ulrich wurde im Jahre 1876 geboren.
- ⁹ Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 107.
- ¹⁰ Ebenda, S. 107f.
- ¹¹ Wagener bezieht sich hier auf die sogenannten Eulenburg- und Moltke-Prozesse in den Jahren 1907-1908, die zum Bruch Kaiser Wilhelms II. mit seinem Freund und Berater,

dem Fürsten Philipp zu Eulenburg, führten; Eulenburg hatte zu jener Zeit keine Ämter inne, wurde also auch keiner enthoben: Johannes Haller, Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Berlin u. Leipzig 1926, S. 313ff.

- ¹² Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuchs machte homosexuelle Handlungen strafbar.
¹³ Moritz Freiherr von Lyckner, General der Infanterie und Chef des Militärkabinetts, 1908-1918.
¹⁴ Röhm trat seinen Dienst als Stabschef am 5. Januar 1931 an: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 98.

Kapitel 24 (S. 202-212)

- ¹ Gleich nach Abschluss des Versailler Vertrages, der die deutschen Auslandsforderungen den westlichen Alliierten übereignete, schätzte John Maynard Keynes diese auf 25 Milliarden Goldmark: Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages, Berlin 1920, S. 12.
² Die Gesamtfläche des Deutschen Reiches innerhalb der Grenzen von 1919 betrug nach amtlichen Angaben 46'864'800 ha: Statistisches Reichsamt, Deutsche Wirtschaftskunde, Berlin 1933³, S. 63.
³ Ernst Fr. Wagemann, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Präsident des Statistischen Reichsamtes, Direktor des Instituts für Konjunkturforschung, das die Zeitschrift «Vierteljahreshefte zur Konjunkturforschung» herausgab: Horkenbach, Das Deutsche Reich (1930), S. 774.
⁴ Die S.S. nahm schon seit dem Herbst 1926 passive bzw. «fördernde» Mitglieder auf: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 96.
⁵ Richard-Walther Darre, im «Dritten Reich» Reichsernährungsminister, hatte bis 1930 zwei Bücher veröffentlicht: Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, München 1929; Neuadel aus Blut und Boden, München 1930.
⁶ Nach parteiamtlich genehmigten Angaben war Dane 1928-29 in Riga als Beauftragter der Ostpreussischen Landwirtschaftskammer tätig: Das Deutsche Führerlexikon, S. 22.
⁷ Darrö wurde am 1.6.1930 von Hitler mit der Organisation der Bauernschaft innerhalb der NSDAP betraut und am 1. 8. 1930 in die Reichsleitung berufen: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 29.

Kapitel 25 (S. 213-220)

- ¹ Der «Wirtschaftspolitische Pressedienst» erschien wöchentlich ab Sommer oder Herbst 1930.
² Gustav Wolff wurde 1931 als Herausgeber des «Wirtschaftspolitischen Pressedienstes» bezeichnet; siehe Bd. 2, Nr. 13, vom 15.5.1931.
³ Möglicherweise Hans Ehrke, Verfasser und Romanschriftsteller: Stockhorst, Fünftausend Köpfe, S. 119.
⁴ Vgl. Bruno Luxenburg, Der Existenzkampf der deutschen Landwirtschaft und seine Ursachen, in Wirtschaftspolitischer Pressedienst, Jg. 2, Nr. 1, vom 7.1. 1931.
⁵ Josef Terboven, Gauleiter von Essen, 1.10.1928-1945, während der deutschen Besetzung auch Reichskommissar für Norwegen. Die Essener «National-Zeitung» erschien zum ersten Male am 15. Dezember 1930: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 34.

- ⁶ Theodor Reismann-Grone, 1863-1949, frühes Mitglied des Alldeutschen Verbandes, Herausgeber der «Rheinisch-Westfälischen Zeitung», des «Essener Anzeigers», der «Bergisch-Märkischen Zeitung» und der «Westfälischen Landeszeitung», im «Dritten Reich» Oberbürgermeister von Essen. In der Korrespondenz der Partei-Kanzlei im Berlin Document Center wird das Datum seines Eintritts in die N.S.D.A.P. mit dem 1.1.1930 angegeben; es ist jedoch möglich, dass sein Eintritt rückdatiert wurde, was schon damals nicht unbekannt war (vgl. den Fall Wagener, Kapitel 22, oben).
- ⁷ Eberhard Viktor Detloff, Graf von Schwerin, Oberleutnant a.D.: Wer ist's? (1935), S. 1476 t; Stockhorst, Fünftausend Köpfe, S. 406.
- ⁸ Otto Dietrich, ab 1.2.1931 stellvertretender Hauptschriftleiter der «National-Zeitung», ab 1. 8. 1931 Reichspressechef der N.S.D.A.P.: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 34.
- ⁹ Ludwig Grauert, damals Geschäftsführer des Arbeitgeberverbandes für den Bezirk der nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, ab Februar 1933 Ministerialdirektor im Preussischen Ministerium des Innern, ab April 1933 Staatssekretär.
- ¹⁰ Emil Georg von Stauss, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft und Mitglied des Reichstags (Deutsche Volkspartei) seit September 1930: Horkenbach. Das Deutsche Reich (1930), S. 753f.

Kapitel 26 (S. 221-229)

- ¹ Wageners Datierung dieses Treffens wird in Frage gestellt durch seine Göring zugeschriebene Bezugnahme auf einen Besuch in Rom, wobei es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Görings Italienreise vom Mai 1931 handelt: Edgar von Schmidt-Pauli, Die Männer um Hitler, Berlin 1932, S. 91; Klaus-Peter Hoepke, Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus, Düsseldorf 1968, S. 310-13.
- ² Seit dem Herbst 1928 wohnte Göring in Berlin-Schöneberg, Badensche Strasse 7: Fanny Gräfin von Wilamowitz-Moellendorff, Carin Göring, Berlin 1934, S. 121, 124. Andere Besucher haben die Einrichtung von Görings Arbeitszimmer ähnlich beschrieben wie Wagener: Schmidt-Pauli, Männer um Hitler, S. 88; Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe, ... verdammte Pflicht und Schuldigkeit... Weg und Erlebnis 1914-1933, Leoni 1966, S. 278.
- ³ Achille Starace, Parteisekretär der Faschistischen Partei Italiens.
- ⁴ Carin Göring, geb. v. Fock in Schweden, geschieden von ihrem ersten Mann, Nils von Kantzow, seit 1922 mit Göring verheiratet: Wilamowitz-Moellendorff, Carin Göring, S. 56.
- ⁵ Siehe Kapitel 15, Anm. 5.
- ⁶ Siehe Anm. 1.
- ⁷ Hoepke, Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus, S. 311. Im April 1933 wurde Göring vom König empfangen, also in einer Zeit, zu der Wagener noch Kontakt zu ihm hatte: Göring zur Audienz beim König von Italien, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 20.4.1933, Nr. 183.
- ⁸ Es ist bekannt, dass Göring zu dieser Zeit Geld von dem Ruhrindustriellen Fritz Thyssen erhielt: Fritz Thyssen und das Buch «I Paid Hitler», in H.A. Turner, Jr., Faschismus und Kapitalismus in Deutschland, S. 105, IIOf.
- ⁹ Hans L. Ferdinand von Loewenstein zu Loewenstein, Geschäftsführer des Bergbauvereins

und des Zechenverbandes, 1908-1937.

¹⁰ Siehe Kapitel 25, Anm. 9.

Kapitel 27 (S. 230-238)

- ¹ Wahrscheinlich Horst Kurt Berndorff von Petersdorff: Wagener, Von der Heimat geächtet (1920), S. 122, 127; Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adligen Häuser, Teil A, Jg. 41 (1942), S. 375.
- ² Waldemar Pabst, Major a.D., Teilnehmer in führender Stellung am Kapp-Putsch vom März 1920, flüchtete danach nach Österreich.
- ³ Thomas von Kantzow, Sohn Carin Görings aus ihrer ersten Ehe.
- ⁴ Hier bezieht sich Wagener auf Emmy Göring, die *zweite* Frau Hermann Görings.
- ⁵ Winterhilfswerk, Geld- und Sachsammlung für Arbeitslose, verkündet von Reichspropagandaminister Goebbels am 13.9.1933: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 57.
- ⁶ Emil Goldschagg, politischer Redakteur der sozialdemokratischen «Münchener Post» bis 1933: Oren J. Hale, Presse in der Zwangsjacke 1933-1945, Düsseldorf 1965, S. 80, Anm. 52.

Kapitel 28 (S. 239-248)

- ¹ Max Amann, seit 1922 Direktor des Verlags Franz Eher Nachf., G.m.b.H., des Zentralverlages der N.S.D.A.P.: Das Deutsche Führerlexikon, S. 31.
- ² Vermögensträger der «Bewegung» war nicht «eine GmbH», sondern der «Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Verein e. V.»: Anton Lingg, Die Verwaltung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, München 1939, S. 63; über Bouhler, siehe Anm. 4, Kapitel 5.

Kapitel 29 (S. 249-256)

- ¹ Schirach wurde Reichsjugendführer erst im Oktober 1931: vgl. Anm. 9, Kapitel 23.
- ² Siehe Anm. 2, Kapitel 15.
- ³ Hitler bezeichnete Feder in «Mein Kampf» nicht als den «Programmatiker der Partei»; er übertrug ihm jedoch auf der Bamberger Tagung der Führer der N.S.D.A.P. vom März 1926 die Verantwortung für Programmfragen; obwohl dies keine praktische Bedeutung hatte, wurde es von Feder noch im ‚Dritten Reich‘ verkündet: siehe z.B. seine Broschüre, Das Programm der N.S.D.A.P. und seine weltanschaulichen Grundgedanken, Berlin 1934, S. 19.

Kapitel 31 (S. 263 bis 268)

- ¹ Manuskript-Heft 16, S. 1016-35.

Kapitel 33 (S. 274 bis 280)

- ² Ernst Abbe (1840-1905); siehe Felix Auerbach, Ernst Abbe, sein Leben, sein Wirken, seine Persönlichkeit, Leipzig 1922².
- ³ Optische Anstalt C. P. Goerz, Berlin, bzw. Goerz Photochemische Werke GmbH, Berlin,

beide im Jahre 1926 von der Firma Zeiss-Ikon, Dresden, übernommen: Wolfgang Schumann et al., Carl Zeiss Jena. Einst und Jetzt, Berlin 1962, S. 330-345, 360.

- ⁴ Hensoldt & Söhne AG, Wetzlar, im Jahre 1928 von der Zeiss-Gruppe übernommen: ebenda, S. 422.

Kapitel 34 (S. 281 bis 286)

- ¹ Siehe Anm. 2, Kapitel 20.
- ² Hermann Cordemann, laut Wageners Bericht in den Aufzeichnungen (Manuskript-Heft 16, S. 1018-20) Fachmann für Hafidelsfragen in der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung, ehemaliger kaufmännischer Vertreter der Firma Siemens-Schuckert in Mexiko und Frankreich. Es handelt sich bei den hier geschilderten Ausführungen Cordemanns möglicherweise um sein Referat über «Aufgaben des nationalsozialistischen Aussenhandels» anlässlich einer Aussprache über Handelspolitik am 10. Juni 1931 «in Anwesenheit des Führers Adolf Hitler» im Braunen Haus, zu der Wagener am 3. Juni Einladungen ergehen liess (Bundesarchiv, NS 22/11, Bl. 3); siehe Abb. 6. In einer Erklärung vom 14. Dezember 1963 berichtete Cordemann, er sei im Frühjahr 1931 auf Veranlassung von General Kurt von Schleicher als dessen Gewährsmann in die Reichsleitung der N.S.D.A.P. eingetreten: Institut für Zeitgeschichte, Sammlung Zeugenschrifttum, Nr. 1862, Bd. 1. Günther Gereke, der vom Reichskanzler Schleicher zum Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung ernannt wurde, bezeichnet Cordemann als seinen Personalreferenten im Herbst 1932, in: Ich war königlich-preussischer Landrat, Berlin 1970, S. 205.

Kapitel 36 (S. 298 bis 308)

- ¹ Kola Dallmann: ein leichtes Anregungsmittel, erhältlich ohne ärztliches Rezept. Siehe auch Kapitel 52 und Abb. 16.
- ² Siehe Anm. 2, Kapitel 16.
- ³ Siehe Anm. 2, Kapitel 14.

Kapitel 37 (S. 309 bis 313)

- ¹ Hier irrt sich Wagener in der Datierung der Ereignisse: die Aufnahme der N.S.D.A.P. in die thüringische Regierung war schon im Januar 1930 erfolgt.
- ² Heinrich Brüning, Reichskanzler vom März 1930 bis Mai 1932.
- ³ Fritz Sauckel, seit 1927 Gauleiter in Thüringen, 1933 Reichsstatthalter, 1942 Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz.
- ⁴ Siehe Anm. 4, Kapitel 15.
- ⁵ Ein «Thüringischer Industriellenverband» wurde im umfangreichsten Nachschlagewerk auf jenem Gebiet nicht registriert: Handbuch wirtschaftlicher Verbände und Vereine des Deutschen Reiches, Berlin 1928³.
- ⁶ Diese Rede wurde am 10. Januar 1930 im genannten Hotel in Weimar gehalten: Adolf Hitler über Politik und Wirtschaft, Weimarer Zeitung, 11. Januar 1930 (Nr. 10).
- ⁷ Hier irrt sich Wagener, denn der einzige Landtagsabgeordnete der Deutschen Demokratischen Partei stimmte auch gegen die Aufnahme der N.S.D.A.P. in die Regierung am 23. Januar 1930: Fritz Dickmann, Die Regierungsbildung in Thüringen als Modell der Machtergreifung, in Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 14 (1966), S. 462, Anm. 17.

Kapitel 38 (S. 314 bis 317)

- ¹ Albert Pietzsch, Ingenieur und Inhaber der Elektrochemischen Werke München, der im ‚Dritten Reich‘ u.a. Präsident der Industrie- und Handelskammer München und Wirtschaftsberater beim Stellvertreter des Führers wurde, nicht jedoch – wie von Wagener hier berichtet – Präsident des Reichswirtschaftsrates: Horkenbach, *Das Deutsche Reich* (1933), S. 999.
- ² Über Roselius siehe *Das Deutsche Führerlexikon*, S. 393 f.
- ³ Prinz Viktor zu Wied, seit 1923 Diplomat in Ruhestand, ab 1934 Deutscher Gesandter in Stockholm: ebenda, 525. Die Verbindung zwischen dem Prinzen Wied und Göring scheint durch Vermittlung der Familie seiner Frau zustande gekommen zu sein; siehe ihre Briefe an ihre Mutter in: Fanny Gräfin von Wilamowitz-Moellendorff, *Carin Göring*, Berlin 1934, S. 126ff.
- ⁴ Ein Graf Solms wird in dem Brief Carin Görings an ihre Mutter vom 28. Februar 1930 erwähnt: ebenda, S. 128.
- ⁵ Kleines Hotel in der Nähe des Anhalter Bahnhofs, wo Hitler bis Februar 1931 in Berlin abstieg; siehe Kapitel 46.

Kapitel 39 (S. 318 bis 326)

- ¹ Theodor Adrian von Renteln, laut Wageners Darstellung Fachberater für Geld- und Kreditwesen in der Wirtschaftspolitischen Abteilung (Manuskript-Heft 16, S. 1023); vorher Führer des NS-Schülerbundes und der Hitler-Jugend; 1932 Führer des Kampfbundes des gewerblichen Mittelstandes; im ‚Dritten Reich‘ Führer des Reichsstandes des Deutschen Handwerks und Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages: *Das Deutsche Führerlexikon*, S. 380.

Kapitel 40 (S. 327 bis 336)

- ² Siehe Anm. 4, Kapitel 2. Laut Wageners Darstellung leitete Köhler die Unterabteilung für Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung in der Wirtschaftspolitischen Abteilung: Manuskript-Heft 16, S. 1029.
- ³ Die vierte Notverordnung der Regierung Brüning wurde am 8. Dezember 1931 erlassen: Horkenbach, *Das Deutsche Reich* (1931), S. 376.
- ⁴ Dr. Hjalmar Schacht, Reichsbankpräsident 1923-1930, 1933-1939, Reichswirtschaftsminister 1934-1937.
- ⁵ Geschäftsinhaber der Darmstädter und Nationalbank, Berlin.
- ⁶ Hermann Tholens, geb. 1882, Korvettenkapitän a.D., von Wagener als Fachmann für Siedlungswesen in der Wirtschaftspolitischen Abteilung bezeichnet: Manuskript-Heft 16, S. 1032. Siehe auch Tyrell, *Führer befiehl...*, S.362, 367. Die Berechnung, auf die Wagener sich hier bezieht, wurde von Tholens in seinem Aufsatz veröffentlicht: *Unsere vordringlichste Aufgabe*, in: *Nationalsozialistische Monatshefte*, Jg. 3, Heft38, Juli 1932, S.309.

Kapitel 41 (S. 337 bis 344)

- ¹ Es handelt sich hier wohl um die Zeit nach der sächsischen Landtagswahl vom 22. Juni 1930, in der die N.S.D.A.P. die Zahl ihrer Sitze von fünf auf vierzehn erhöhte und zweitstärkste Partei im Landtag wurde: Volz, *Daten der Geschichte der NSDAP*, S. 29.
- ² Martin Mutschmann, Spitzenfabrikant in Plauen und Gauleiter von Sachsen 1925-1945, im ‚Dritten Reich‘ Reichsstatthalter und Ministerpräsident von Sachsen.
- ³ Siehe Anm. 1, Kapitel 4.

- ⁴ Joseph Arthur Comte de Gobineau (1816-1882), französischer Diplomat und Schriftsteller, Verfasser des «Essai sur l'Inegalite des races humaines» (1853-1855).
- ⁵ Houston Stewart Chamberlain (1855-1927), Sohn eines englischen Admirals, der nach Deutschland übersiedelte, die Tochter Richard Wagners heiratete und völkischer Schriftsteller wurde.

Kapitel 43 (S. 352 bis 356)

- ¹ Siehe Anm. 2, Kapitel 20.
- ² Als die vierte Notverordnung der Regierung Brüning am 8. Dezember 1931 erlassen wurde (vgl. Anm. 2, Kapitel 40), hatte die Deutsche Volkspartei der Regierung ihre Unterstützung schon entzogen.
- ³ Hier irrt sich Wagener: die Wirtschaftspartei behielt in der Wahl vom November 1932 einen Sitz. Ebenfalls unrichtig ist seine Angabe der Zahl der Sitze der Deutschen Volkspartei nach der Wahl von 1930 mit 26 (hier korrigiert). Diese falschen Zahlen entstammen der Aufstellung der Wahlergebnisse, die ihm die englischen Behörden zur Verfügung stellten (siehe Einleitung, Anm. 13).

Kapitel 44 (S. 357 bis 362)

- ¹ Hier irrt sich Wagener in der Datierung, Hitlers Nichte starb Mitte September 1931. September 1931.
- ² Im Manuskript: Winter (vgl. Anm. 1, Kap. 12)

Kapitel 45 (S. 363 bis 367)

- ¹ Es handelt sich hier um Vorwürfe der Reichsregierung wegen der angeblichen Ermordung der Besatzung eines deutschen U-Bootes auf Befehl des Kommandanten des britischen Hilfskreuzers ‚Baralong‘ am 28. November 1915: Auswärtiges Amt, Der Baralong-Fall, Berlin 1916.
- ² Lord Northcliffe, Herausgeber mehrerer englischer Zeitungen, darunter das Boulevard-Blatt ‚Daily Mail‘.
- ³ Constantin Freiherr von Neurath, deutscher Botschafter, ab 1930 in London, Reichsaussenminister von Juni 1932 bis Februar 1938.

Kapitel 46 (S. 368 bis 374)

- ¹ Die in diesem Kapitel behandelten Ereignisse lassen sich an Hand einer parteioffiziellen Geschichte der N.S.D.A.P. in Berlin datieren, in der es heisst, dass Hitler am 3. Februar 1931 zum ersten Mal im Hotel Kaiserhof abstieg: Julius Karl von Engelbrechten und Hans Volz, Wir wandern durch das nationalsozialistische Berlin, München 1937, S. 16, 63.
- ² Es handelt sich hier wahrscheinlich entweder um General Edwin von Stülpnagel oder um General Joachim von Stülpnagel; siehe Thilo Vogelsang, Reichswehr, Staat und NSDAP, Stuttgart 1962, S. 85, Anm. 305, S. 228, 231.
- ³ Kurt Freiherr von Hammerstein-Equord, General und Chef der Heeresleitung ab Herbst 1930.
- ⁴ Eduard Dingeldey, seit Ende 1930 Parteivorsitzender und Vorsitzender der Reichstagsfraktion der Deutschen Volkspartei.
- ⁵ Eldor C. Roman Borck, MdL 1924-1933: Wer ist's?, Bd. 10 (1935), S. 168.

ANMERKUNGEN ZU DEN SEITEN 373 BIS 396

- ⁶ Dr. Kurt Schmitt, Reichswirtschaftsminister Juni 1933 bis August 1934, im Jahre 1931 Generaldirektor der Allianz und Stuttgarter Verein Versicherungs-AG: Das Deutsche Führerlexikon, S. 181.
- ⁷ August von Finck, Bankier und Gutsbesitzer, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Allianz und Stuttgarter Verein Versicherungs-AG: Georg Wenzel, Deutscher Wirtschaftsführer, Spalte 607 f.
- ⁸ August Diehn, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Deutschen Kalisyndikats: ebenda, Spalte 453.
- ⁹ August Rosterg, Vorstandsmitglied der Kali-Industrie AG und der Kali-Bank AG: ebenda, Spalte 1870.
- ¹⁰ Günther Quandt, Vorsitzender des Grubenvorstandes der Kaligewerkschaft Wintershall: ebenda, Spalte 1746.

Kapitel 47 (S. 375 bis 378)

- ¹ Im Manuskript wird der Name des Kindes mit «Günther» angegeben, eine offensichtliche Verwechslung mit dem Namen des Vaters. Der einzige Sohn aus der Ehe mit der zukünftigen Frau Goebbels, Harald Quandt, wurde 1921 geboren und starb 1967 als Grossindustrieller in der Bundesrepublik. Siehe Abb. 24.
- ² Siehe Anm. 1.
- ³ Johanna Maria Magdalena Quandt, 1921-1929 mit dem Industriellen Günther Quandt verheiratet: Helmut Heiber, Joseph Goebbels, Berlin 1962, S. 101 f.
- ⁴ Siehe Anm. 1.

Kapitel 49 (S. 384 bis 388)

- ¹ Edmund Stinnes, ältester Sohn des Grossindustriellen Hugo Stinnes. Er erwähnte seine Verbindung zu Wagener in einem Brief vom 15. August 1932 an Papens Stellvertreter in der kommissarischen preussischen Regierung, Franz Bracht: Deutsches Zentralarchiv Potsdam, Nachlass Bracht, Bd. 2.
- ² Über Roselius siehe Anm. 2, Kapitel 38. In einer Veröffentlichung vom Jahre 1933 behauptete er, Hitler habe ihn schon 1922 besucht und um Hilfe beim Aufbau der N.S.D.A.P. gebeten, was er jedoch abgelehnt habe: Roselius, Briefe und Schriften zu Deutschlands Erneuerung, Oldenburg 1933, S. 5f.
- ³ Gerhard von Schulze-Gävernitz, Mitglied der Nationalversammlung 1919-1920, jedoch nicht des Reichstages: Horkenbach, Das Deutsche Reich (1930), S. 385.
- ⁴ Siehe Manfred Hausmann (Hrsg.), Die Böttcherstrasse in Bremen, Bremen 1927.

Kapitel 50 (S. 389 bis 396)

- ¹ Funk bekam in der Tat zumindest vorübergehend eine finanzielle Unterstützung in Höhe von RM 2'500 von der Ruhrindustrie, allerdings von der ‚Ruhrlade‘, einer Organisation von rheinisch-westfälischen Grossindustriellen: H.A. Turner, Faschismus und Kapitalismus in Deutschland, S. 140, Anm. 77. Er wurde von der IG Farben regelmässig unterstützt: ebenda, S. 23, Anm. 39.
- ² Es handelt sich wahrscheinlich um das Treffen der SA-Gruppe Nord in Braunschweig am 17.-18. Oktober 1931: Volz, Daten der Geschichte der NSDAP, S. 98.
- ³ Bund Deutscher Mädel.
- ⁴ Hier verschrieb sich Wagener, indem er Frau Quandt «Marga» statt Magda nannte.

- ⁵ Die Hochzeit fand am 19. Dezember 1931 statt (siehe Abb. 24): Heiber, Joseph Goebbels, S. 103.

Kapitel 51 (S. 397 bis 403)

- ¹ Othmar Spann (1878-1950), Verfasser vieler Bücher, darunter: Der wahre Staat; Fundamente der Volkswirtschaftslehre.
- ² Dr. Walter Heinrich, Verfasser des Buches Das Ständewesen, Jena 1934.
- ³ Dr. Josef Klein, im „Dritten Reich Treuhänder der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Westfalen und Regierungsbezirk Düsseldorf: Das Deutsche Führerlexikon, S. 235; vorübergehend Leiter des «Instituts für Ständewesen» in Düsseldorf 1933-1936: Hans-Peter Görden, Düsseldorf und der Nationalsozialismus, Düsseldorf 1969, S. 105 f.
- ⁴ Schacht begann seine Bankkarriere nicht in der Bank von Goldschmidt, sondern in der Deutschen Bank; er war auch nie Archivar: siehe seine Autobiographie, 76 Jahre meines Lebens, Bad Wörishofen, 1953.
- ⁵ Keynes' «A Treatise on Money» erschien schon im Oktober 1931 in deutscher Übersetzung: The Collected Writings of John Maynard Keynes, Bd. 5, London 1971, S. XX, Anm. 1.
- ⁶ Gustav Cassel, geb. 1866.

Kapitel 52 (S. 404 bis 411)

- ¹ Siehe Anm. 1, Kapitel 36 und Abb. 16. In dem hier nicht gedruckten Schlussabschnitt der Aufzeichnungen berichtet Wagener, dass Hitler vor einem seiner Empfänge beim Reichspräsidenten Hindenburg im Jahre 1932 sechzehn «Kola-Pastillen» schluckte: Manuskript-Heft 34, S. 2072 f.

Kapitel 54 (S. 417 bis 422)

- ² Hans Schemm, Gauleiter von Oberfranken 1928-1932, Gauleiter des Gaues Bayerische Ostmark, 1932-1933, ab 1933 Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus: Das Deutsche Führerlexikon, S. 409.
- ³ Mittgard-Schlange = Weltschlange, Gegnerin Thors in den Skaldengedichten: Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, Bd. 2, Berlin und Leipzig 1937, S. 225, 369, 396.
- ⁴ Alfred Rosenbergs Buch Der Mythos des 20. Jahrhunderts erschien im Jahre 1930.

Kapitel 55 (S. 423 bis 434)

- ¹ Hitlers erste Schule war die Volksschule in Finkeiham bei Wels: NSDAP Hauptarchiv, Hoover Institution microfilm, Rolle 25A, Bd. 1760, Münchener Polizeiakte vom 8.5.1924; Rolle 13 A, Bd. 65, Matrik der Volksschule Leonding, 1895.

Kapitel 57 (S. 441 bis 445)

- ² Siehe Anm. 6, Kapitel 2.
- ³ Eine solche Tätigkeit einer Tochter von Thyssen ist nicht bekannt; er hat aber in der Tat Göring subventioniert: Turner, Faschismus und Kapitalismus in Deutschland, S. 102-112.

Kapitel 58 (S. 446 bis 452)

- ¹ Magnus von Levetzow, Konteradmiral a. D., spielte eine führende Rolle in der Offiziersverschwörung Anfang November 1918, die den Matrosenaufstand und die Revolution auslöste; im ‚Dritten Reich‘ Polizeipräsident von Berlin: Das Deutsche Führerlexikon, S. 276f.

Kapitel 59 (S. 453 bis 460)

- ² Die Adresse des Berliner Büros der Wirtschaftspolitischen Abteilung war Berlin W 35, Am Karlsbad 19, wo 1932 auch der angeschlossene «Wirtschaftspolitische Verlag» untergebracht wurde: Bundesarchiv, NS 22/11, Besprechung der Broschüre «Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit» von Wageners Mitarbeiter Ottokar Lorenz, die von diesem Verlag veröffentlicht wurde.
- ³ Herbert von Bose, Mitarbeiter des Vizekanzlers Franz von Papen, der im Frühjahr 1933 angeblich an Plänen für eine Wiederherstellung der Monarchie arbeitete: Wolfgang Sauer in K.D. Bracher, W. Sauer, G. Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung, S. 911. Er war auch mit Otto Schmidt-Hannover von der Deutschnationalen Volkspartei eng verbunden: Schmidt-Hannover, Umdenken oder Anarchie, Göttingen 1959, S. 328, 332f., 334, 358.
- ⁴ Herbert E. B. von Mudra, Hauptmann a. D., Sohn des Generals Karl Bruno J. von Mudra: Gothaisches Taschenbuch der Briefadligen Häuser, Gotha 1917.
- ⁵ Dingeldey traf sich mindestens zweimal mit Hitler, am 28. Juli 1931 und im Januar 1932: Niederschrift über eine Besprechung mit Adolf Hitler im Hotel Deutscher Hof in Nürnberg am Dienstag, dem 28. Juli 1931; Erklärung an das Amtsgericht Berlin-Mitte vom 15. Dezember 1932: Bd. 53 (alte Signatur), Nachlass Dingeldey, Bundesarchiv. In seiner Niederschrift über das Treffen vom Juli 1931 erwähnte Dingeldey, dass nach seiner Unterredung mit Hitler unter vier Augen Wagener und andere Mitarbeiter hinzugezogen wurden. Dingeldeys Schilderung des Inhalts der Besprechungen weicht radikal von diesem Bericht Wageners ab.
- ⁶ Siehe Anm. 10, Kapitel 25. Laut Wageners Darstellung war Stauss zu dieser Zeit schon Mitglied eines Beraterkreises für weltwirtschaftliche Fragen bei der Wirtschaftspolitischen Abteilung: Manuskript-Heft 16, S. 1033.
- ⁷ Möglicherweise «Wolff». Der amerikanische Botschafter in Berlin berichtete nämlich einige Monate später nach Washington, dass Stauss ihn am 5. Dezember 1931 zum Tee eingeladen habe, wo er zu seiner Überraschung mit Adolf Hitler bekannt gemacht wurde, der allerdings als «Herr Wolff» vorgestellt wurde: Bericht von Botschafter Sackett an das State Department vom 8. Dezember 1931 (Nr. 1330), U.S. National Archives, 862.00/2649; Brief von Sackett an Aussenminister Stimson vom 9. Dezember 1931, ebenda, 862.50/723.
- ⁸ Dieser Ausflug fand möglicherweise später im Jahre 1931 als angegeben statt, denn Wagener berichtet in einem hier nicht abgedruckten Passus, dass Görings Frau nur einige Wochen später starb; ihr Todesdatum war der 17. Oktober 1931: Wilamowitz-Moellendorff, Carin Göring, S. 150.
- ⁹ Siehe Görlitz, Regierte der Kaiser? (vgl. Anm. 4, Kapitel 14), S. 171, Anm. 171.

Kapitel 61 (S. 465 bis 472)

- ¹ Hans-Werner Zengen, Hauptmann a. D., 1919-1926 Mitglied der Geschäftsführung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, ab 1926 in der Privatindustrie tätig, im

„Dritten Reich“ Ministerialrat und Abteilungsleiter im Hessischen Staatsministerium, Vertreter des Landes Hessen in Berlin: *Wer ist's?*, Bd. 10 (1935), S. 1779.

- ² Th. Newest (Hans Goldzier), *Einige Weltprobleme*, Wien 1905-1911 (acht billige Broschüren, jede mit eigenem Titel, z.B. *Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern; Die Gravitationslehre – Irrtum; Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus; Erdendämmung; Vom Zweck und Ursprung des organischen Lebens*).

Kapitel 62 (S. 473 bis 481)

- ¹ Siehe Schieder, Hermann Rauschnings «Gespräche mit Hitler» als Geschichtsquelle, S. 63.
- ² In einer Aussage im Winter 1946/47 bestätigte Major a. D. Eberhard Wagens Rolle als Vermittler beim Zustandekommen dieses Treffens, das er allerdings auf September 1931 datierte: Kunrat Freiherr von Hammerstein, Schleicher, Hammerstein und die Machtübernahme 1933, in *Frankfurter Hefte*, Bd. 11 (1956), S. 17.
- ³ Karl Dietrich Bracher, *Die Auflösung der Weimarer Republik*, Stuttgart u. Düsseldorf 1957, S. 429.
- ⁴ Diesen Betrag erwähnte Wagens auch in einem Schreiben vom 1. März 1943 an den Leiter der Partei-Kanzlei, Dr. Friedrich, in dem er vergebens um Erstattung seiner Ausgaben im Dienste der Partei bat: Berlin Document Center, Partei-Kanzlei Korrespondenz.
- ⁵ Siehe Abb. 32. Entschiedene Opposition zur Veröffentlichung von Wagens Broschüre wurde im Frühjahr 1932 von Feder und Funk zum Ausdruck gebracht; siehe das Protokoll der Sitzung des Reichswirtschaftsrates der N.S.D.A.P. am 27. April 1932: Bundesarchiv, NS 22/11.

Nachweis zum Manuskript

In der folgenden Aufstellung werden die Kapitel dieses Bandes in arabischen Ziffern angegeben, die Manuskript-Hefte, aus denen die Texte der jeweiligen Kapitel stammen, in römischen Ziffern.

Kapitel 1: Heft I	Kapitel 32: Heft XVII
Kapitel 2: Heft I	Kapitel 33: Heft XVII
Kapitel 3: Heft I, II	Kapitel 34: Heft XVII
Kapitel 4: Heft II	Kapitel 35: Heft XVIII
Kapitel 5: Heft V	Kapitel 36: Heft XVIII
Kapitel 6: Heft VI, VII	Kapitel 37: Heft XVIII
Kapitel 7: Heft VII	Kapitel 38: Heft XVIII
Kapitel 8: Heft VII	Kapitel 39: Heft XVIII, XIX, XX
Kapitel 9: Heft VII, VIII	Kapitel 40: Heft XXI
Kapitel 10: Heft VIII	Kapitel 41: Heft XXII
Kapitel 11: Heft VIII	Kapitel 42: Heft XXII, XXIII
Kapitel 12: Heft IX	Kapitel 43: Heft XXIII
Kapitel 13: Heft X	Kapitel 44: Heft XXIII, XXIV
Kapitel 14: Heft X	Kapitel 45: Heft XXIV
Kapitel 15: Heft X, XI	Kapitel 46: Heft XXIV, XXV
Kapitel 16: Heft XI	Kapitel 47: Heft XXV
Kapitel 17: Heft XI	Kapitel 48: Heft XXVI
Kapitel 18: Heft XI, XII	Kapitel 49: Heft XXVI, XXVII
Kapitel 19: Heft XII	Kapitel 50: Heft XXVII
Kapitel 20: Heft XII	Kapitel 51: Heft XXVII
Kapitel 21: Heft XII	Kapitel 52: Heft XXVII, XXVIII
Kapitel 22: Heft XIII	Kapitel 53: Heft XXVIII
Kapitel 23: Heft XIII	Kapitel 54: Heft XXVIII
Kapitel 24: Heft XIII, XIV	Kapitel 55: Heft XXVIII, XXIX
Kapitel 25: Heft XIV	Kapitel 56: Heft XXIX
Kapitel 26: Heft XIV	Kapitel 57: Heft XXIX, XXX
Kapitel 27: Heft XIV	Kapitel 58: Heft XXX
Kapitel 28: Heft XIV, XV	Kapitel 59: Heft XXX, XXXI
Kapitel 29: Heft XV	Kapitel 60: Heft XXXI
Kapitel 30: Heft XVI	Kapitel 61: Heft XXXI
Kapitel 31: Heft XVII	Kapitel 62: Heft XXXII

Personenregister

- Abbe, Ernst 274
Adolph Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz 85 f., 90
Alexander III., der Große, König von Mazedonien 167, 271 f.
Amann, Max 239
Aristoteles 9, 167
- Barbarina s. Campanini
Barmat, Henri 146
Barmat, Julius 146
Batschari, Robert 61
Beethoven, Ludwig van 99, 211, 433
Bethmann Hollweg, Theobald von 200
Bettenhausen, Jacques 61 f.
Bismarck, Otto von 27, 75, 122, 158, 169, 175, 381, 434, 472
Borck, Eldor C. Roman 370, 473
Bormann, Martin 22 f., 34, 50, 56, 59, 62, 67, 76 ff., 83, 85, 98, 221, 303
Bose, Herbert von 453
Bouhler, Philipp 53, 184, 240
Braun, Eva 485
Brückner, Friedrich Wilhelm 198, 232, 446
Brüning, Heinrich 309, 328, 333, 337, 352, 355, 369, 454, 465
Buch, Walter 83, 85, 98, 157, 184, 226, 248
- Cäsar, Gajus Julius 75, 167, 233
Campanini, Barbara, gen. La Barbarina 103
Carl Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha 66 f., 90
Cassel, Gustav 399
Chamberlain, Houston Stewart 341
Coburg, Herzog von, s. Carl Eduard
Conti, Leonardo 63
Cordemann, Hermann 284 ff., 496
Curtius, Julius 175, 283, 355, 383, 454
- Darius I. (Dareios), König von Persien 166
Darius III. (Dareios) Kodomannos, König von Persien 167
Darré, Richard-Walther 211 f., 250, 252, 351, 441, 477
Darwin, Charles R. 106
Detten, Georg von 61, 140
Diehn, August 373
Dietrich, Josef (Sepp) 119, 306 f., 376, 378, 396
Dietrich, Otto 218 ff.
Dincklage, Karl 70 ff., 488
Dingeldey, Eduard 370, 454, 457, 501
Dreßler, Zigarettenfabrikant 60 f.
- Eberhardt, General von 474
Eberhardt, Major von 473 f., 501
Ebert, Friedrich 30
Ehrhardt, Hermann 486
Ehrke, Hans 214
Einstein, Albert 269 f.
Elisabeth I., Königin von England 79, 143, 233, 394, 470
Epp, Franz Xaver Ritter von 36
Eulenburg und Hertefeld, Philipp Fürst zu 200, 493
- Falkenhausen, Alexander Ernst von 140, 143, 195, 491
Faulhaber, Michael von 195 f.
Feder, Gottfried 8, 35, 38, 49, 75, 126, 202, 205, 213, 249 f., 252–256, 266 ff., 442 f., 477 ff., 495
Finck, August von 373
Fischer, Dr. 230
Forster, Albert 473
François-Poncet, Andre 237
Frank, Hans 132, 303
Freud, Sigmund 341, 365
Frey, Sekretärin Hitlers 56, 98

- Frick, Wilhelm 129, 132, 310, 312f., 353ff., 370, 389
- Friedrich II., der Große, König von Preußen 64, 103, 143, 170, 271, 489
- Fritsch, Werner Freiherr von 170
- Funk, Walther 214, 303, 372f., 379, 389–392, 398f., 402, 404f., 407, 410, 442, 477, 479
- Gauß, Karl Friedrich 171
- Gneisenau, Neidhart Graf von 271
- Gobineau, Joseph Arthur Comte de 341
- Goebbels, Joseph 97, 235, 303f., 376ff., 392f., 395f., 408ff., 453, 456, 461f., 464, 477, 480
- Goebbels, Magda s. Quandt
- Göring, Carin 222, 241, 315ff., 376, 501
- Göring, Hermann 34, 83–86, 90, 97, 127–130, 133f., 183, 221–235, 237f., 240–245, 247–250, 252, 287, 303f., 314–217, 368, 370, 376, 392, 398f., 402, 407ff., 441, 455ff., 459f., 473, 475ff., 479, 482f., 490, 494
- Goethe, Johann Wolfgang von 99, 211, 295, 347, 359, 386
- Goldschagg, Emil 236
- Goldschmidt, Jakob 334, 398
- Goldzier, Hans 466f., 472
- Grauert, Ludwig 219, 229
- Gustav II. Adolf Wasa, König von Schweden 79
- Härlin, Vertreter von Daimler-Benz 179
- Hallermann, Georg 11, 20, 22f., 30, 34, 36, 50, 70ff., 488
- Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr von 368, 473f.
- Harden, Maximilian 200
- Heinrich, Walter 397
- Helfer, Wilhelm 12
- Heß, Rudolf 43, 48, 51, 53, 105, 118, 140, 142, 147ff., 151f., 154–157, 169, 179, 181, 185, 212, 306, 312, 316, 390, 396, 479
- Hierl, Konstantin 133, 185, 249, 252, 462
- Himmler, Heinrich 20, 74ff., 80ff., 202, 205, 209–212, 249f., 303, 351, 441
- Hindenburg, Oskar von 368
- Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von 30, 90, 222, 307, 368ff., 473, 500
- Hirsch, Paul 146
- Hölz, Max 45, 339
- Hoffmann, Heinrich 100, 119f., 128, 140, 148, 155f., 299, 308, 446, 485
- Hoffmann, Henriette 100, 102, 242
- Hugenberg, Alfred 368, 483
- Jarres, Karl 30
- Jung, Edgar 453
- Kahr, Gustav Ritter von 195f.
- Kant, Immanuel 99, 211
- Kantzow, Thomas von 230, 240, 315
- Kapp, Wolfgang 491
- Karl I., der Große, König der Franken und Kaiser 78, 87, 167
- Karl V., König von Spanien 272
- Katharina I. Aleksejewna, Zarin von Rußland 233
- Katharina II. Aleksejewna, Zarin von Rußland 233
- Kaufmann, Karl 384
- Kepler, Wilhelm 35, 37f., 42, 235, 441f., 477
- Keynes, John Maynard 399, 493
- Killinger, Manfred von 11, 61
- Kirdorf, Emil 17
- Klein, Josef 397
- Köhler, Bernhard 35, 214, 327–336
- Kroisos (Krösus), König von Lydien 166
- Kun, Béla 46
- Kutisker, Iwan 146
- Kyros, König von Persien 166
- Lawaczek, Franz 126, 253ff.
- Lenin, Wladimir Iljitsch 261, 292, 323
- Levetzow, Magnus von 446, 448, 450, 452
- Liebel, Willy 148
- Liebig, Justus von 211
- Liszt, Franz 211
- Litwinow, Maxim 149
- Loewenstein, Hans L. Ferdinand von Loewenstein zu 229
- Lossow, Otto Hermann von 195
- Ludendorff, Erich 193, 195f., 222
- Ludwig XIV., König von Frankreich 175
- Luther, Martin 143, 272, 295
- Lutze, Victor 11, 21, 68
- Luxenburg, Bruno 214
- Lyncker, Moritz Freiherr von 200

- MacMahon, Patrice Maurice Marquis de 391
- Marx, Karl 292, 323, 471
- Metternich, Klemens Wenzel Lothar, Fürst von 434
- Michelangelo, M. Buonarrotti 463
- Mohammed 79
- Moltke, Helmuth Johannes Ludwig von 200
- Moltke, Helmuth Karl Bernhard Graf 27, 211, 391, 433
- Mudra, Herbert E. B. von 453
- Müller, Georg Alexander von 457
- Mussolini, Benito 130, 222, 242–245, 287, 449
- Mutschmann, Martin 337–340, 352
- Napoleon I. Bonaparte 64, 75, 89, 99, 143, 170, 175, 211, 233, 237, 271 f., 471
- Napoleon III. 391
- Nebukadnezar, König von Babylonien 166, 168
- Neurath, Constantin Freiherr von 365, 451, 476
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm 419
- Northcliffe, Alfred Charles William 365
- Obernitz, Hanns Günther von 12, 34
- Pabst, Waldemar 230
- Papen, Franz von 337, 368, 453 f., 459, 465, 474
- Peter I. Aleksejewitsch, der Große, Zar von Rußland 233
- Petersdorff, Horst Kurt Berndorff von 230
- Pfeffer von Salomon, Franz 11, 15, 18, 22–25, 29–36, 38–41, 43 f., 48 ff., 52 f., 55 f., 59, 63 f., 68, 70, 72–77, 80–86, 93–97, 103, 118, 125, 127 f., 132, 138, 157 f., 170, 196 f., 221, 226, 233, 248, 252, 284, 287, 306, 465, 488 f.
- Philipp II., König von Mazedonien 166 f.
- Pietzsch, Albert 314
- Pilsudski, Josef 118 ff., 175, 184, 248, 366, 473
- Quandt, Günther 373, 375
- Quandt, Harald 375 ff., 499
- Quandt, Johanna Maria Magdalene, spätere Frau Goebbels 376 ff., 392 f., 395 f., 456, 461
- Raitz von Frentz, Maria Sophia Klara 83
- Rathenau, Emil 146
- Rathenau, Walther 146
- Raubal, Angela, gen. Geli 98, 102, 357 f., 362, 377, 392, 406, 484
- Rauschnig, Hermann 473
- Reemtsma, Philipp 287
- Reichenbach, Karl Freiherr von 100 f., 197
- Reinhardt, Fritz 132
- Reismann-Grone, Theodor 215, 217 f., 220
- Rembrandt, Harmensz van Rijn 463
- Remmele, Adam 31
- Renteln, Theodor Adrian von 318, 322, 324 f., 333
- Ribbentrop, Joachim von 303
- Richthofen, Manfred von 222
- Robespierre, Maximilien de 272
- Röhm, Ernst 170, 195–201, 232 f., 249, 370, 379 f., 383, 410, 474, 476, 492
- Roosevelt, Franklin D. 296, 484
- Roselius, Ludwig 314, 385 f., 388
- Rosenberg, Alfred 51, 119, 349, 422
- Rosterg, August 373
- Sachs, Hans 57, 418
- Salviati, Dorothea von 91
- Sarrasani, Zirkusbesitzer 64, 66
- Sauckel, Fritz 309–313, 353 f.
- Schacht, Hjalmar 334, 397–401, 407, 475
- Scharnhorst, Gerhard Johann David von 433
- Schaub, Julius 119, 128, 140 f., 148, 155 f., 158, 169, 171, 240 ff., 306 f., 310, 352, 372, 375 f., 378, 396, 422, 446
- Schemm, Hans 417 ff., 422, 424–427, 429, 432, 434
- Scheubner-Richter, Erwin von 50
- Schiller, Friedrich 99, 127, 207, 211
- Schirach, Baldur von 199, 249, 419, 485
- Schleicher, Kurt von 337, 368 ff., 374, 454, 459, 465, 473–477, 496
- Schmitt, Kurt 373
- Schneidhuber, August 11–14, 34, 98
- Schopenhauer, Arthur 211

- Schreck, Julius 140, 156, 179, 307, 378, 396
- Schulze-Gävernitz, Gerhard von 385
- Schwarz, Franz Xaver 36, 53 f., 61, 63, 98, 184, 186, 239 f., 478
- Schwerin, Eberhard Viktor Detloff Graf von 218 ff.
- Seeckt, Dorothea von 140
- Seisser, Hans Ritter von 195 f., 491
- Shakespeare, William 261, 315
- Solms, Graf zu 315
- Spann, Othmar 397
- Spengler, Oswald 159, 290, 387, 432
- Stalin, Josef W. 173, 323
- Starace, Achille 222
- Stauß, Emil Georg von 220, 455 ff., 459 f., 501
- Stein, Hermann von 8
- Stennes, Walter 11, 85, 96, 129, 170
- Stinnes, Edmund 385, 405
- Straßer, Gregor 8, 17, 74, 97, 105 f., 111–114, 123, 125–127, 129–134, 136, 157, 182 f., 185, 187, 189 ff., 193, 202 f., 205, 207, 221, 226, 233, 248 ff., 252 f., 300, 304, 310, 312, 327, 329, 335, 338, 340, 370, 389, 392, 404 ff., 408 ff., 413 ff., 445, 455, 475, 479, 484
- Streicher, Julius 20, 148, 154, 156 f., 178 ff., 435
- Stresemann, Gustav 34, 454
- Stülpnagel, General von 368 f., 473
- Terboven, Josef 68, 214 f., 217 f., 314
- Tholens, Hermann 334
- Thyssen, Fritz 441, 494
- Ulmanis, Karl 15
- Ulrich, Kurt von 11, 199
- Umberto, ital. Kronprinz 222
- Viktor Emanuel III., König von Italien 222, 224
- Wacker, Otto 35
- Wagemann, Ernst Fr. 208, 334
- Wagner, Adolf 105, 109–115, 123, 125 f., 182, 202, 205, 252
- Wagner, Cosima 16, 99
- Wagner, Richard 37, 433
- Wagner, Robert 7 f., 14 f., 35, 37 f., 40 ff., 55, 235, 441
- Wagner, Siegfried 99, 230
- Wagner, Winifred 16, 18, 37, 99, 230
- Weiß, Wilhelm 85
- Wessel, Horst 362
- Wied, Prinzessin zu 315 f.
- Wied, Victor Prinz zu 315 ff.
- Wilhelm I., deutscher Kaiser 75, 170
- Wilhelm II., deutscher Kaiser 121, 170, 175, 200, 222, 278, 492
- Wilhelm, Prinz von Hohenzollern 90 f.
- Wilson, Thomas W. 294, 383
- Winnig, August 133
- Wolff, Gustav 213, 411, 453, 465
- Xerxes, König von Persien 272
- Zengen, Hans-Werner 465

Bildnachweis

Bundesarchiv, Koblenz 5, 6

Ullstein Bilderdienst, Berlin 1, 2, 9, 26

Zeitgeschichtliches Bildarchiv Heinrich Hoffmann, München 3, 4, 10, 11, 14, 17, 19, 20, 21,
22, 23, 24, 27, 29

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv, Hannover 8

Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin 15, 18

Henry A. Turner, Jr. 7, 16, 30, 32

Nationalsozialistisches Jahrbuch 1930, München 1929 12

Theodor Oppermann, Unter den Sturmstandern des NSKK, München 1936 13, 17, 31

Martin H. Sommerfeldt, Hermann Göring. Ein Lebensbild. Berlin 1932 25

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wagener, Otto:

Hitler aus nächster Nähe · Aufzeichn. e. Vertrauten; 1929–1932 / [Otto Wagener]. Hrsg. von H. A. Turner. – Frankfurt/M., Berlin, Wien · Ullstein, 1978.

ISBN 3-550-07351-8

NE: Turner, Henry Ashby [Hrsg.]; HST